FONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
XI
89
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio XXX

Palchetto 8

Num.° d' ordine 14-8-27

111
B. Prov.
XI
50
31

Geſchichte

der

Wiſſenſchaften in Deutſchland.

Neuere Zeit.

Neunter Band.

Geſchichte der germaniſchen Philologie.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.

HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. ACADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

München, 1870.
R. Oldenbourg.

643579

Geschichte

der

Germanischen Philologie

vorzugsweise in Deutschland

von

Rudolf von Raumer.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.

HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. ACADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

München, 1870.
R. Oldenbourg.

Digitized by Google

Vorwort.

Eine Geſchichte der germaniſchen Philologie kann nicht beabſichtigen, nach Art eines Repertoriums alle auf dieſem Gebiet erſchienenen Schriften zu verzeichnen. Ihre Aufgabe wird vielmehr ſein, aus der Maſſe des Vorhandenen die Erſcheinungen hervorzuheben, welche den Entwicklungsgang der Wiſſenſchaft erkennen laſſen. Für die bibliographiſche Seite hat Heinrich Hoffmann's Deutſche Philologie (1836) einen guten Anfang gemacht, für die eigentlich hiſtoriſche Darſtellung unſrer ganzen Wiſſenſchaft aber iſt noch wenig geſchehen. Während ich mit der Ausarbeitung meines Werks beſchäftigt war, erſchien (1865) W. Scherer's Schrift über Jac. Grimm, und ich freue mich, mit dieſem geiſtvollen Forſcher in vielen Punkten übereinzuſtimmen.

Die Gränze, bis zu welcher ich meine Geſchichte fortführe, bilden die älteren Schüler Lachmann's. Das letzte Kapitel, ſo wie Alles, was in den früheren über jene Gränze hinausgreift, bitte ich deshalb nur als eine unvermeidliche Dreingabe zu betrachten.

Ich würde außer Stande geweſen ſein, dies Buch zu ſchreiben, wenn ich nicht von den Vorſtehern einiger der größten Bibliotheken in freundlichſter Weiſe unterſtützt worden wäre. Ich ſage hier vor allen meinen wärmſten Dank dem Herrn Director Halm, der mir in liberalſter Weiſe die Benützung der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München ermöglichte. Ebenſo bin ich den Herren Hofrath Hoeck und Profeſſor Schweiger für die zuvorkommende Weiſe, in der ſie mir den Gebrauch der Göttinger Bibliothek geſtatteten, und dem Herrn Geh. Rath Pertz für die freundlichen Mittheilungen aus der königlichen Bibliothek zu Berlin dankbar verpflichtet. Die

Bibliothek des unter Eſſenwein's und Frommann's Leitung ſich kräftig entwickelnden Germaniſchen Muſeums ſtand mir durch Frommann's bekannte Gefälligkeit zu Gebote.

Der Druck meines Werkes nahte ſeiner Vollendung, als plötzlich unſrem Vaterland von Frankreich der Krieg aufgedrungen wurde. Die herrlichen deutſchen Siege, durch deutſche Einigkeit, Tapferkeit und Einſicht unter Gottes Beiſtand errungen, zeugen dafür, daß unſer Volk noch in voller Kraft ſteht. Gott wolle unſre Waffen ferner ſegnen! Und möge dann in einem Friedensſchluß, der den glänzenden Thaten unſres Heeres entſpricht, das nachgeholt werden, was man 1814 und 1815 verſäumt hat!

Erlangen am 22. Auguſt 1870.

Rudolf von Raumer.

Inhalt.

Erſtes Buch. Die Anfänge der germaniſchen Philologie bis zum Jahre 1665. S. 1.

Erſtes Kapitel. Einleitung S. 1.

Zweites Kapitel. Die Anfänge der deutſchen Alterthumsforſchung im Reformationszeitalter S. 4.

Die Wiederbelebung des klaſſiſchen Alterthums und die deutſche Alterthumsforſchung S. 5. — Die Reformation der Kirche und die deutſche Philologie. Erſte Ausgabe des Otfrid S. 31. — Die Anfänge der vergleichenden Sprachforſchung und die germaniſche Philologie S. 37. — Die deutſchen Juriſten und die germaniſche Philologie S. 46.

Drittes Kapitel. Die Thätigkeit auf dem Gebiete der älteren germaniſchen Sprachen vom Ausgang des 16. Jahrhunderts bis zum J. 1665 S. 48.

Viertes Kapitel. Die grammatiſche Behandlung der deutſchen Sprache bis zum J. 1665 S. 61.

Die deutſche Grammatik im ſechzehnten Jahrhundert S. 61. — Die deutſche Grammatik im ſiebzehnten Jahrhundert bis zum J. 1665 S. 70.

Fünftes Kapitel. Die lexikaliſche Bearbeitung der deutſchen Sprache bis zum J. 1665 S. 83.

Sechſtes Kapitel. Die Anfänge der germaniſchen Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien S. 88.

1. Die Anfänge der germaniſchen Philologie in den Niederlanden bis auf Franciscus Junius S. 88.
2. Die Anfänge der germaniſchen Philologie in England bis auf Franciscus Junius S. 96.
3. Die Anfänge der germaniſchen Philologie bei den ſkandinaviſchen Völkern bis zum J. 1665 S. 100.

Zweites Buch. Die germaniſche Philologie von der Herausgabe des Codex argenteus bis zum Auftreten der Romantiker 1665 bis 1797 S. 106.

Erſtes Kapitel. Die germaniſche Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien von 1665 bis 1748 S. 106.

1. Die germanische Philologie in den Niederlanden und in England von 1665 bis 1748. Franciscus Junius. George Hickes. Lambert ten Kate S. 106.

Franciscus Junius. Das Leben des Franciscus Junius S. 107. — Die Leistungen des Franciscus Junius S. 121. — George Hickes. Das Leben des G. Hickes S. 129. — Die Leistungen des G. Hickes S. 131. — Lambert ten Kate S. 139.

2. Die germanische Philologie bei den skandinavischen Völkern vom J. 1665 bis zum J. 1748 S. 146.

Zweites Kapitel. Die germanische Philologie in Deutschland 1665 bis 1748. S. 154.

1. Anregungen durch Morhof und Leibniz S. 154.
2. Die Thätigkeit auf dem Gebiete der altgermanischen Sprachen in Deutschland vom J. 1665 bis zum J. 1748 S. 165.
3. Grammatische und lexikalische Bearbeitung der neuhochdeutschen Sprache vom J. 1665 bis zum J. 1748 S. 185.

Drittes Kapitel. Die germanische Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien von 1748 bis 1797 S. 193.

Viertes Kapitel. Die germanische Philologie in Deutschland von 1748 bis 1797 S. 204.

1. Grammatische und lexikalische Bearbeitung der neuhochdeutschen Sprache vom J. 1748 bis zum J. 1797 S. 204.
2. Die Bearbeitung der deutschen Volksmundarten bis zum J. 1797 S. 242.
3. Die älteren germanischen Sprachen und Literaturen in Deutschland und die Einwirkung der deutschen Klassiker auf die germanische Philologie in den Jahren 1748 bis 1797 S. 247.

Die linguistisch-antiquarische Behandlung der älteren germanischen Sprachen von 1748 bis 1797 S. 248. — Die Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen. Oberlin's Glossar S. 254. — Die Einwirkung der deutschen Klassiker auf die germanische Philologie in den Jahren 1748 bis 1797 S. 266.

Drittes Buch. Vom Auftreten der Romantiker bis zum Erscheinen von Grimm's Grammatik. 1797 bis 1819 S. 292.

Erstes Kapitel. Die Romantiker S. 292.

Die Romantiker von 1797 bis 1806 S. 292.

L. Tieck. Wackenroder S. 296. — A. W. Schlegel. F. Schlegel S. 304.

Die Niederwerfung Deutschlands durch die Franzosen in den Jahren 1805 und 1806 und das Erwachen der deutschen Gesinnung. Fichte. Arndt. Jahn S. 313.

Die Häupter der romantiſchen Schule und deren Thätigkeit auf dem Gebiet der germaniſchen Philologie in den Jahren 1806 bis 1819 S. 321.

Zweites Kapitel. Die altdeutſchen Studien zur Zeit des Auftretens der Brüder Grimm S. 328.

F. H. von der Hagen S. 331. — Docen S. 343. — Die Auffindung des älteren Titurel durch Docen. Docen's und A. W. Schlegel's Anſichten über denſelben S. 351. — Die Einführung des Sanskrit in den Kreis der deutſchen Forſchung durch Friedrich Schlegel S. 354. — Arnold Kanne S. 362. — Joſ. Görres S. 365. — Arnim und Brentano S. 372.

Drittes Kapitel. Das Leben und die Arbeiten der Brüder Grimm bis zum J. 1819 S. 378.

1. Das Leben der Brüder Grimm bis zum J. 1819 S. 378.
2. Die Arbeiten der Brüder Grimm in der erſten Periode ihrer Thätigkeit 1807 bis 1819 S. 390.

Jac. Grimm's Arbeiten von 1807 bis 1811 S. 392.

Jac. Grimm's Streit mit Docen und F. H. von der Hagen über die Minneſänger und Meiſterſänger S. 395. — Jac. Grimm: Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang. Unterſcheidung von Natur- und Kunſtpoeſie S. 402. — Jac. Grimm über die Sage und ihr Verhältniß zur epiſchen Poeſie und Geſchichte S. 408.

W. Grimm's Arbeiten von 1807 bis 1811 S. 411.

W. Grimm's erſte Arbeiten 1807 bis 1810 S. 411. — W. Grimm's Altdäniſche Heldenlieder 1811 S. 419.

Die gemeinſamen Arbeiten der Brüder Grimm 1812 bis 1816 S. 422.

Die Kinder- und Hausmärchen S. 423. — Die deutſchen Sagen S. 428. — Die Altdeutſchen Wälder S. 432. — Die Ausgabe des Hildebrandsliedes S. 435. — Die Eddalieder S. 436. — Der Arme Heinrich S. 438.

Die geſonderten Arbeiten Jac. Grimm's und W. Grimm's 1811 bis 1817 S. 439.

Jac. Grimm „über Mythos, Epos und Geſchichte" 1813 S. 439. — Jac. Grimm's Irmenſtraße und Irmenſäule 1815 S. 441. — Jac. Grimm's Altſpaniſche Romanzen S. 443. — Jac. Grimm's Beiträge zur Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft 1815 bis 1817 S. 443. — Kleinere Arbeiten Jac. und W. Grimm's 1811 bis 1816 S. 445.

Rückblick auf J. Grimm's Anſichten und Leiſtungen während der erſten Periode ſeiner Thätigkeit 1807 bis 1819 S. 446.

Viertes Kapitel. Die Wendung zu ſtrengerer Wiſſenſchaftlichkeit 1815 bis 1818 S. 452.

A. W. Schlegel's Beurtheilung der Altdeutſchen Wälder S. 452.
G. F. Benecke's frühere Arbeiten S. 455.
K. Lachmann's Anfänge S. 457.
Franz Bopp's erſtes Auftreten S. 462.

Fünftes Kapitel. Die germaniſche Philologie in den Niederlanden, England, Schottland und Skandinavien 1797 bis 1819 S. 467.

Raſmus Kriſtian Raſk S. 470. — Raſk's Leben S. 470. — Raſk's Leiſtungen S. 475. — Raſk's Forſchungen auf dem Gebiet der germaniſchen Sprachen bis zum J. 1822 S. 477. — Raſk's Arbeiten auf dem Gebiet der germaniſchen Sprachen ſeit dem J. 1822 S. 485.

Sechſtes Kapitel. Die Bearbeitung der neuhochdeutſchen Schriftſprache und der deutſchen Volksmundarten in den Jahren 1797 bis 1819 S. 487.

Siebentes Kapitel. Rückblick S. 492.

Viertes Buch. Die germaniſche Philologie vom Erſcheinen von Grimm's Grammatik bis zur Gegenwart. 1819 bis 1869 S. 495.

Erſtes Kapitel. Die Brüder Grimm 1819 bis 1840 S. 495.

1. Leben der Brüder Grimm 1819 bis 1840 S. 495.
2. Jac. Grimm's Arbeiten von 1819 bis 1840 S. 499.
   Die deutſche Grammatik S. 499.
   Die deutſchen Rechtsalterthümer S. 523.
   Die deutſche Mythologie S. 525.
   J. Grimm's Reinhart Fuchs und übrige Arbeiten von 1819 bis 1840 S. 531.
3. W. Grimm's Arbeiten von 1819 bis 1840. Verſchiedenheit Jac. Grimm's und W. Grimm's S. 534.

Zweites Kapitel. Die Mitforſcher der Brüder Grimm S. 540.

1. K. Lachmann (1819—1851). G. F. Benecke (1819—1844) S. 540.
2. Joh. Andr. Schmeller S. 555.
3. Ludwig Uhland S. 566.
4. Die anderen Mitforſcher der Brüder Grimm S. 579.
   F. H. von der Hagen S. 580. — Mone. Laßberg S. 583. — Hoffmann von Fallersleben S. 585. — Maßmann S. 590. — Graff S. 593. — Meuſebach S. 596. — Wilhelm Wackernagel S. 597. — Moriz Haupt S. 601. — K. Simrock S. 602.

Drittes Kapitel. Das Sanskrit und deſſen Einwirkung auf die Erforſchung der germaniſchen Sprachen S. 606.

1. Franz Bopp S. 606.

2. Der fortdauernde Einfluß des Sanskrit auf die Erforschung der germanischen Sprachen S. 621.

Viertes Kapitel. Die schulmäßige Behandlung des Neuhochdeutschen in den Jahren 1819 bis 1840 S. 624.

Fünftes Kapitel. Das Leben und die Werke der Brüder Grimm vom J. 1840 bis zu ihrem Tod S. 632.

1. Das Leben der Brüder Grimm vom J. 1840 bis zu ihrem Tod S. 632.
2. J. Grimm's Arbeiten vom J. 1840 bis zum J. 1863 S. 635.
   Weisthümer S. 635.
   Geschichte der deutschen Sprache S. 637.
   Kleinere Arbeiten S. 641.
3. W. Grimm's Arbeiten vom J. 1840 bis zum J. 1859 S. 645.
4. Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm S. 648.
5. Jacob Grimm. Schluß S. 654.

Sechstes Kapitel. Die Bearbeitung der deutschen Literaturgeschichte S. 658.

Siebentes Kapitel. Der Fortbau der germanischen Philologie in den neusten Jahrzehnden S. 684.

Gothisch S. 688. — Althochdeutsch S. 689. — Altsächs., Angelsächs., Friesisch, Altnordisch, Runen S. 691. — Mittelniederdeutsch, Mittelniederländisch, Englisch S. 694. — Mittelhochdeutsch S. 696. — Neuhochdeutsch S. 711. — Die germanischen Eigennamen S. 718. — Die deutsche Metrik S. 719. — Die Erforschung der deutschen Volksmundarten S. 721. — Die deutsche Mythologie S. 725. — Die germanische Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien S. 729. — Schluß S. 734.

Verbeſſerungen.

S. 32, Z. 10 lies ſah ſich. — S. 133, Z. 30 l. Joscelin — S. 245, Z. 13 l. Im J. 1659 erſchien dieſer Nomenclator zum letzten mal. (Vgl. Liſch in den Jahrbb. des Vereins für mekleub. Geſch. 23, 139). — Eb. Z. 30 l. Johann. — S. 323, Z. 10 l. 1815. — S. 327, Z. 26 l. das Nibelungenlied. — S. 334 iſt die Anm. zu ſtreichen. — S. 448, Z. 8 l. ſelbſt unſern. — S. 589, Z. 26 l. bibliographiſchen.

Erſtes Buch.

Die Anfänge der germaniſchen Philologie bis zum Jahre 1665.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Der Gegenſtand dieſes Werkes iſt die Geſchichte der germaniſchen Philologie. Das Wort Philologie wird aber in einer doppelten Bedeutung gebraucht, einer weiteren und einer engeren. Im weiteren Sinn iſt die Philologie die Wiſſenſchaft von den geſammten Lebensäußerungen eines Volkes; im engeren beſchränkt ſie ſich auf die Erforſchung der Sprache und Literatur. In dieſem zweiten Sinn nehmen wir das Wort in unſerer Geſchichte der germaniſchen Philologie. Nicht als wollten wir den Philologen von der Kenntniß deſſen ausſchließen, was ein Volk auf allen übrigen Gebieten geleiſtet hat. Vielmehr fordert ein gründliches Studium der Sprache und der Literatur, daß der Philolog ſich auch mit der politiſchen Geſchichte, mit der Entwicklung der bildenden Künſte und der Muſik, mit der ganzen Kulturgeſchichte des Volkes nach Kräften bekannt mache. Auch wir werden hin und wieder einen Blick auf dieſe benachbarten Gebiete werfen. Aber unſere eigentliche Aufgabe iſt die Geſchichte deſſen, was die Deutſchen für die Erforſchung der germaniſchen Sprachen und Literaturen geleiſtet haben.

Bei dem engen Zuſammenhang der ganzen europäiſchen Bildung und der ununterbrochenen Wechſelwirkung, welche die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen des einen Volkes auf die des anderen ausüben, läßt ſich die Entwicklung der Wiſſenſchaft bei einem einzelnen Volke nicht darſtellen, ohne auf das Rückſicht zu nehmen, was andere Völker auf demſelben Gebiet hervorgebracht haben. Wir werden deshalb auch die Entwicklung der germaniſchen Philologie bei den Niederländern, Engländern und Skandinaviern in unſeren Bereich ziehen, jedoch nicht, um eine vollſtändige Geſchichte unſerer Wiſſenſchaft bei jenen Völkern zu geben, ſondern nur zu dem Zweck, um darzuſtellen, welchen Einfluß die dort gewonnenen Ergebniſſe auf den Gang der Wiſſenſchaft in Deutſchland gehabt haben.

Die Geſchichte der germaniſchen Philologie in Deutſchland ſcheidet ſich in vier Perioden. Die erſte beginnt mit dem Wiederaufleben der altklaſſiſchen Studien und erſtreckt ſich vom Ende des 15. bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der Anfang der zweiten Periode iſt bezeichnet durch die Herausgabe des Codex argenteus und die hiemit angebahnte Einführung des Gothiſchen in den Kreis der germaniſtiſchen Forſchung. Die dritte Periode bildet die Hinwendung der Romantiker zur deutſchen Vorzeit und die Umgeſtaltung der romantiſchen Beſtrebungen durch die früheren Arbeiten der Brüder Grimm. Endlich die vierte Periode wird begründet durch das Erſcheinen von Jakob Grimm's deutſcher Grammatik und erſtreckt ſich bis auf die Gegenwart.

Die erſte Periode, vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Jahr 1665, iſt eine Zeit der Anfänge, Vorbereitungen und Verſuche. Ohne daß ſchon ein beſtimmtes Ziel mit vollem Bewußtſein und klarer Einſicht in die Mittel verfolgt wird, ſehen wir allmählich die deutſche Sprach- und Alterthumsforſchung ſich aus den älteren Zweigen der Wiſſenſchaft herausbilden. Von ſehr verſchiedenen Punkten aus entſpinnen ſich die Anfänge der neuen Wiſſenſchaft. Das Studium des klaſſiſchen Alterthums eröffnet zugleich den Blick in die urſprünglichen Zuſtände der germaniſchen Völker, wie ſie den Römern zur Zeit des Cäſar und Tacitus entgegentraten. Von einer ganz anderen Seite her bahnt ſich die Betrach-

tung der deutschen Sprache an. Die allmähliche Entstehung und Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache ruft das Bedürfniß grammatischer Festsetzungen hervor. Es entsteht eine Reihe praktischer Grammatiken der deutschen Sprache zum Gebrauch der Schulen und aller derer, die sich eines regelrechten deutschen Ausdrucks bedienen wollen. Schon früher treten wörterbuchartige Sammlungen hervor, zu sehr verschiedenen Zwecken unternommen. Auch auf die alten Quellen der deutschen Sprache richtet sich sehr bald das Augenmerk der Gelehrten. Manches davon wird bereits im 16. Jahrhundert durch den Druck veröffentlicht. Anfänglich sind es nicht deutsch-philologische Zwecke, die man dabei verfolgt, sondern überwiegend theologische. Aber schon vor dem Ablauf dieser ersten Periode werden wir auch die linguistisch-philologische Seite bei der Veröffentlichung altdeutscher Sprachdenkmäler hervortreten sehen. Endlich begegnen uns auch schon sehr früh Versuche, in die ältesten Sprachzustände der germanischen Völker einzudringen, anfangs freilich mit der Verwegenheit unternommen, die sich überall da findet, wo man noch keine Ahnung von der Schwierigkeit der Probleme hat und deswegen sein hoch gestecktes Ziel fast immer verfehlt. Aber je mehr sich die Kenntnisse vertiefen, um so richtiger lernt man seine Kräfte schätzen, und so werden wir auch in dieser ersten Periode schon manchen achtungswerthen Versuch kennen lernen, in den geschichtlichen Zusammenhang der sprachlichen Erscheinungen einzudringen. Aber so sehr wir dem redlichen Streben seine Ehre lassen wollen, so bleibt doch in dieser ersten Periode Alles nur tastender Versuch. Als Vorbereitung für die künftige Wissenschaft, als Ahnungen dessen, was später entdeckt und bewiesen werden sollte, sind die Arbeiten jener Zeit nicht ohne Interesse. Aber von einer sicheren Grundlage, auf welcher die Wissenschaft stätig hätte fortbauen können, ist noch kaum die Rede.

Zweites Kapitel.

Die Anfänge der deutschen Alterthumsforschung im Reformationszeitalter.

Unter den Ereignissen, welche den Beginn der neueren Zeit bezeichnen, sind es vorzugsweise drei, die in nächster Beziehung zu den Anfängen der germanischen Philologie stehen: Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums, die Reformation der Kirche und die Erfindung der Buchdruckerkunst. Bei der großen Umwandlung, welche die deutsche Literatur am Ausgang des Mittelalters und im Beginn der neueren Zeit erfährt, ergreift die neu erfundene Kunst des Bücherdrucks auch noch einen Theil unserer mittelalterlichen deutschen Poesie. Wolfram's Parzival wird im Jahr 1477 gedruckt und um dieselbe Zeit auch der jüngere Titurel und das Heldenbuch. Aber Parzival und Titurel werden vergessen, und nur das deutsche Heldenbuch erhält sich und erlebt bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts noch fünf Ausgaben [1]). Und auch hier wieder ist es gewiß nicht zufällig, daß nicht die bei weitem edelsten und schönsten Dichtungen des deutschen Sagenkreises: Nibelungen und Gudrun, durch den Druck veröffentlicht und in der Gunst des Volkes erhalten werden, sondern der Wolfdietrich und die anderen Dichtungen des Heldenbuchs. Gerade die derbere, von ritterlicher Weise weniger berührte Art dieser Dichtungen stimmte mehr zu dem Ton des Volkslieds jener Zeit. Fragen wir, was sich außerdem von der mittelalterlichen Dichtung unmittelbar in die neuere Zeit hinübergerettet hat, so ist es das Spruchgedicht des Freidank und vor allen der Reineke Fuchs. Das erstere erlebt im Lauf des 16. Jahrhunderts acht Ausgaben [2]), der letztere wird vom Jahr 1498 bis zum Jahr 1666 mehr als siebzehnmal in niederdeutscher [3]),

1) Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 1859, S. 83. — 2) Goedeke a. a. O. S. 142 fg. — 3) Ebend. S. 107.

sechzehnmal in hochdeutscher Sprache [1]) gedruckt. Alle diese Angaben bezeugen uns, daß ein Theil der mittelalterlichen deutschen Dichtung sich auch in die neuere Zeit fortpflanzte. Aber man würde irren, wenn man in diesen Ausgaben altdeutscher Dichtungen den Anfang der deutschen Philologie sehen wollte. Sie beweisen vielmehr nichts, als daß jene Dichtungen wirklich bis in die neuere Zeit hinein noch fortlebten. Denn nur das, was in den Kreis der damaligen Vorstellungen und Empfindungen noch paßte, eignete man sich auf diese Weise an, und weit entfernt, die alten Dichtungen als Zeugnisse einer vergangenen Zeit in ihrer ursprünglichen Form aufzubewahren, näherte man sie vielmehr möglichst der Sprache der Gegenwart an, so daß sie einen Theil der noch lebenden Literatur bilden. Die Anfänge der germanischen Philologie dagegen werden wir auf anderen Gebieten zu suchen haben.

Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums und die deutsche Alterthumsforschung.

Schon oft hat man auf eine wesentliche Verschiedenheit zwischen der Wiederbelebung des klassischen Alterthums in Italien und in Deutschland hingewiesen. Man fand diese Verschiedenheit mit Recht darin, daß sich in Deutschland mit der Wiederbelebung des klassischen Alterthums die Richtung auf das vollere Verständniß und die unmittelbare Aneignung der Bibel und auf die Erneuerung der Kirche verband, während in Italien dies biblisch christliche Element den meisten Vertretern des Humanismus sehr fern liegt und nur in ganz vereinzelten Erscheinungen zu Tage tritt. Neben diesem schon oft besprochenen Unterschied aber gibt es einen zweiten, der bisher noch nicht genug hervorgehoben worden ist. Als die antiken Klassiker im 14. und 15. Jahrhundert in Italien ihre Auferstehung feierten, betrachteten sich die Italiener als die geraden Nachkommen der alten Römer. Sie sahen die Werke der großen Alten als einen Theil ihrer eigenen Literatur an, der nur durch die Ungunst der Zeiten in Vergessenheit gerathen war, und behandelten die Thaten

1) Ebend. S. 292.

der antiken Römer als die ruhmreichſte Seite ihrer eigenen Geſchichte. Italien mit ſeiner antiken römiſchen und ſeiner neuen humaniſtiſchen Bildung ſtand ihnen im Mittelpunkt der Welt; die anderen Völker, zumal die germaniſchen, galten für Barbaren. Selbſt die Verehrung gegen die neu erwachten Griechen änderte an dieſer Grundſtimmung nichts. Hatte doch die Periode des alten Römerthums, an die man ſich zunächſt anſchloß, die Zeit des Cicero und Cäſar, des Vergil und Horaz, bereits die griechiſchen Vorbilder in Saft und Blut aufgenommen. So erſchienen ſie als ein Beſtandtheil der altrömiſchen Bildung und mußten mit dieſer zugleich ihre Auferſtehung feiern.

Gleich der erſte und größte unter den Wiedererweckern des klaſſiſchen Alterthums in Italien, Francesco Petrarca, liefert uns die Züge zu dieſem Bilde des italieniſchen Humanismus. Rom und Italien füllen ſein ganzes Sinnen und Denken. Nicht fremde Vorbilder ſind ihm die Alten, ſondern die Größten unter ſeinen eigenen Landsleuten. Seine Begeiſterung für die antiken Klaſſiker und ſein italieniſcher Patriotismus fallen in Eins zuſammen. Wie den alten Römern, ſo ſtehen auch den neuen die Barbaren als unwürdige Feinde gegenüber; und wo die Italiener ſeines Zeitalters hinter ihren Vätern, den Marius und Cäſar, zurückbleiben, da iſt das eben nur beklagenswerthe Entartung. Daß dies Zuſammenwerfen der neueren Italiener mit den antiken Römern zum guten Theil auf Irrthum beruht, haben wir hier nicht weiter auseinanderzuſetzen. Genug, daß Petrarca und mit ihm die übrigen Häupter des italieniſchen Humanismus in den alten Römern ihre eigenen Väter und in deren Siegen und Großthaten den Ruhm ihres eigenen Volkes erblickten.

Ganz anders ſtehen die deutſchen Humaniſten dem antiken Römerthum gegenüber. Auch ſie verehren in Cicero und Virgil, in Livius und Horaz die Muſter des guten Geſchmacks, auch ihnen iſt die Kenntniß des Lateiniſchen und Griechiſchen die unerläßliche Grundlage der höheren Bildung; aber ſo ſehr ſie auch in die Bewunderung des klaſſiſchen Alterthums verſunken ſind, ſo kann ihnen doch nicht entgehen, daß ſie ſelbſt keine Römer ſind. Und alle Vorſpiegel-

ungen vom Römischen Reich Deutscher Nation, von den lateinischen Musen, die über die Alpen gewandert sind, halfen nicht über die klare Wirklichkeit hinweg, daß man nicht dem alten Römervolke, sondern vielmehr einem Volke angehörte, das einst der erbittertste und gefährlichste Feind der alten Römer war, ja dessen Angriffen zuletzt das römische Reich und scheinbar die ganze alte Kultur erlegen ist. Wir müssen den deutschen Humanisten zu ihrer Ehre nachsagen, daß nicht wenige von ihnen ihre vaterländisch deutsche Stellung dem Römerthum gegenüber richtig würdigten. So sehr sie auch mit Recht den hohen Geist und edlen Geschmack der Alten bewundern, so eifrig sie trachten, das Studium der Griechen und Römer nach Deutschland zu verpflanzen, so wenig sind sie geneigt, die Ehre des eigenen Volkes den Römern gegenüber Preis zu geben. Und obwohl ihre Ansichten noch öfters verworren, ihre Schritte unsicher und schwankend sind, so nehmen sie doch den wechselseitigen Beziehungen der Römer und Germanen gegenüber eine ganz andere Stellung ein, als ihre italienischen Fachgenossen. Wo diese nur Stoff zu Klagen über die Niederlagen der Römer oder Schmähungen über die germanischen Barbaren finden, da ergreift den deutschen Humanisten der Stolz auf die Großthaten der eigenen Landsleute. Es gehört aber zu den großartigsten Seiten der klassischen Studien, daß diese selbst den Stoff zu jener Verherrlichung des deutschen Volkes liefern. Nicht nur wird die Vaterlandsliebe durch das Studium der durch und durch patriotischen antiken Literatur genährt, sondern gerade die Erinnerung an die ruhmvolle Urzeit des deutschen Volkes, an seine Sitten und Einrichtungen, seine Helden und Großthaten verdankt man den Aufzeichnungen der Römer. Die Wiedererweckung der antiken Klassiker eröffnete dem deutschen Volke den Blick in eine Vergangenheit, die seit einer Reihe von Jahrhunderten so gut wie vergessen war. In Deutschland selbst hatte die Völkerwanderung des vierten bis sechsten Jahrhunderts die sagenhafte Erinnerung an die älteren Zustände und Thaten ausgelöscht. Ihr Andenken blieb nur durch die Berichte der römischen Gegner erhalten. Aber auch von diesen Berichten waren die wichtigsten seit mehr als einem halben Jahrtausend verschollen, als die

antiken Studien im 15. und 16. Jahrhundert in Deutschland aufblühten [1]). Es war vor allem Tacitus, an welchem sich die Kenntniß der alten Germanen entwickelte und die Bewunderung ihrer Sitten und Thaten entzündete. Und was wußte man am Beginn des 15. Jahrhunderts von Tacitus? Nicht eines seiner Werke war irgend einem der damaligen Gelehrten bekannt. Er konnte für vollständig verloren gelten. Da tauchte zuerst die Handschrift auf, welche in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Poggius seinem Freunde Niccolo Niccoli nach Florenz heimbrachte. Sie hat uns das 11. bis 16. Buch der Annalen und nicht vollständig die fünf ersten Bücher der Historien erhalten. Erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts wird die Germania wieder entdeckt. Wahrscheinlich ist auch sie nur in einer einzigen Handschrift erhalten worden, die jetzt nicht mehr vorhanden ist, aus welcher aber alle Handschriften und Drucke der Germania mittelbar oder unmittelbar stammen. Kaum ist sie wieder entdeckt, so wird eine große Menge Abschriften von ihr genommen, und die neu erfundene Kunst des Bücherdrucks wird nicht müde, diesen libellus aureus, wie ihn die alten Drucker nennen, durch immer neue Ausgaben zu verbreiten. Um das Jahr 1470 erscheint die erste Ausgabe zu Venedig, durch den deutschen Buchdrucker Vindelinus de Spira besorgt, und bald darauf im Jahr 1473 zwei Ausgaben zu Nürnberg, die ersten dieses für unsre deutsche Alterthumsforschung unschätzbaren Buches in Deutschland [2]). Noch fehlten von dem, was wir jetzt von Tacitus besitzen, die sechs ersten Bücher der Annalen und mit ihnen das herrlichste Zeugniß über den größten Helden unsrer Urzeit, Arminius. Eine einzige Handschrift im deutschen Kloster Corvey hat sie erhalten. Sie ge-

1) Vgl. insbesondere über das Verschollensein von Tacitus Germania die weiter unten angeführte Ausgabe Maßmann's S. 163 fg., und im allgemeinen Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Berlin 1858, S. 1. — 2) Ueber die Handschriften und Ausgaben der Germania vgl. Germania des C. Corn. Tacitus. Mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften und geschichtlichen Untersuchungen über diese und das Buch selbst. Von H. F. Maßmann. Quedlinburg und Leipzig 1847.

langte unter Pabst Leo X nach Rom [1]) und wurde durch Philipp Beroaldus im Jahr 1515 zu Rom zum erstenmal herausgegeben.

Die Schriften des Tacitus bilden den Mittelpunkt für das Studium, welches die Gründer des Humanismus in Deutschland unsrer Urzeit zuwenden. Daneben ist es bekanntlich eine ganze Reihe antiker Schriftsteller, die uns Kunde von den ältesten Zuständen und Thaten unsrer Vorfahren gibt. Wir können die Wiederauffindung und Veröffentlichung aller dieser Schriftsteller natürlich hier nicht im Einzelnen verfolgen. Aber versetzen wir uns einmal in die Zeit, in der jene Zeugnisse noch unbekannt waren, und wir werden leicht ermessen, welche Umgestaltung die Kenntniß von dem Urzustand des deutschen Volkes erfahren mußte, als im 15. und 16. Jahrhundert jener Reichthum geschichtlicher Werke zu Tage kam. Von dieser Seite wurde ein Theil unsrer ersten Humanisten zu Studien über das deutsche Alterthum angeregt, und diese Studien bilden die eine von den Wurzeln, aus denen mit der Zeit die Wissenschaft der deutschen Philologie erwachsen ist. In den folgenden Abschnitten werden wir das Gesagte an einer Reihe deutscher Humanisten und ihrer hierher gehörigen Schriften nachweisen.

Als die ersten Regungen einer Wiederbelebung des klassischen Alterthums in Deutschland sich zeigten, stand an der Spitze des Reichs ein Fürst, der für den Aufschwung neuer wissenschaftlicher Bestrebungen nur wenig Sinn hatte. Denn wenn sich auch Kaiser Friedrich III. hin und wieder zu einiger Berücksichtigung wissenschaftlicher Verdienste bestimmen ließ [2]), so lag ihm doch ein wahrer Antheil an dem neu erwachten geistigen Leben fern [3]). Ganz anders gestalteten sich die Dinge unter seinem Nachfolger Maximilian I.

---

1) Vgl. das Schreiben Leo's X vom 1. Dec. 1517, das Potthast im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1863, Oct., bekannt gemacht hat. — 2) So wurde er zur Dichterkrönung des Conrad Celtis durch Kurfürst Friedrich von Sachsen bestimmt. S. die Belege bei Engelbert Klüpfel, De vita et scriptis Conradi Celtis, P. I, p. 85. — 3) Vgl. Georg Voigt, die Wiederbelebung des klassischen Alterthums, Berlin 1859, S. 377.

(1493—1519). Obschon dieser keine sehr sorgfältige Erziehung genossen hatte, machten ihn doch Talent und Neigung zum warmen Freund der Künste und Wissenschaften; und zwar sehen wir ihn einerseits das Aufblühen der klassischen Studien fördern, während er andrerseits der vaterländischen Geschichte mit Liebe zugethan ist. So sind es namentlich die Gelehrten, welche diese beiden Richtungen in ihren Studien verbinden, denen Maximilian seine Neigung und sein Vertrauen schenkt, Männer wie Conrad Celtis, Conrad Peutinger, Wilibald Pirkheimer. Auf der Grenzscheide zweier Zeitalter fördert Maximilian das neu erwachte Studium der antiken Klassiker und fühlt sich zugleich hingezogen zu den ritterlichen Thaten des Mittelalters. Er stiftet an der Universität Wien ein Collegium poeticum ganz im Sinn des neuen Humanismus. Horaz und Cicero, Terenz und Livius werden nun an der Wiener Hochschule behandelt wie früher dort noch nie. Derselbe Kaiser aber ließ mit großem Eifer die Denkmale der deutschen Geschichte, Sprache und Literatur [1]) aufsuchen. Für ihn wurde in den Jahren 1504 bis 1517 [2]) die unschätzbare Handschrift geschrieben, die uns unter Anderem eine der schönsten Perlen mittelhochdeutscher Dichtung: die Gudrun, erhalten hat.

Die deutschen Humanisten zeigen uns gleich von Anfang an die antik klassischen Studien in Verbindung mit der wärmsten Begeisterung für das eigene vaterländische Alterthum. Wir nennen hier zunächst zwei Gelehrte, die sich nicht sowohl durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen, als durch ihren rastlosen Eifer für die Ausbreitung der klassischen Studien hervorgethan haben: Jakob Wimpheling und Heinrich Bebel. Jakob Wimpheling, geboren zu Schlettstadt im J. 1450, gestorben ebendaselbst 1528, war während seines langen Lebens in den Städten des Elsaß und der benachbarten Gebiete durch Lehre und Schriften für die Förderung

1) Vgl. u. A. Beatus Rhenanus, Rerum Germanicarum libri tres, Basil. 1531, p. 107. — 2) Vgl. Pfeiffer's Germania IX (1864) S. 381—384.

der klaſſiſchen Studien thätig [1]). Zugleich aber war er erfüllt von dem regſten Eifer für die Ehre des deutſchen Vaterlands. In dieſem Sinn bewog er den Sebaſtian Murro, eine kurze Geſchichte der deutſchen Großthaten zu ſchreiben, und als Murro über dieſer Arbeit ſtarb, nahm Wimpheling ſie ſelbſt in die Hand und vollendete ſie (1502) [2]) in ſeiner Epitoma Germanicarum rerum. Er faßt darin Alles zuſammen, was an kriegeriſchen Großthaten, an Tüchtigkeit der Sitte, an Leiſtungen auf dem Gebiet der Künſte und Wiſſenſchaften zum Ruhm des deutſchen Volkes gereicht, und gelangt zu dem Ergebniß, daß kein Volk der Erde ſich mit dem deutſchen meſſen könne. Hier bieten ihm nun die neu aufgeſchloſſenen antiken Quellen für die älteſte deutſche Geſchichte die trefflichſte Hülfe. Namentlich dient ihm die Germania des Tacitus [3]), um die unüberwindliche Tapferkeit und die reine Sitte unſrer Vorfahren zu erweiſen. Zugleich aber ſehen wir an Wimpheling's Schrift, wie die Kenntniß unſerer älteſten Geſchichte an das allmähliche Bekanntwerden der antiken Schriftſteller gebunden iſt. Mehrmals kommt nämlich Wimpheling mit Bewunderung auf den glänzenden Sieg der Germanen über Varus zurück, aber ohne dabei den Namen des Arminius zu nennen [4]). Sicherlich würde er dies nicht unterlaſſen haben, wenn ihm ſchon die berühmte Stelle in den Annalen des Tacitus über die Größe des Arminius [5]) bekannt geweſen wäre. Aber dieſe Stelle findet ſich im ſechſten Buch der Annalen und wurde mithin erſt im Jahre 1515 durch den Druck zugänglich gemacht [6]). Wie die älteſte, ſo behandelt dann Wimphe-

---

1) Vgl. Melch. Adam. Vitae Theologorum (3) 1706, p. 11. K. Hagen, Deutſchlands literar. und relig. Verhältniſſe im Reformationszeitalter, B. I., 1841, S. 249 fg. — 2) S. die Widmung an Thomas Wolf vom 24. Sept. 1502 in Wimpheling's Epitoma bei Schard (1574) p. 350. — 3) Vgl. Wimpheling's Epitoma c. 4 (p. 353 bei Schard), c. 71 (p. 399 bei Schard). — 4) Vgl. ebend. c. 4 (p. 353 Schard), c. 69 (p. 398 Schard). — 5) Annal. II. 88. 6) Die erſten ſechs Bücher von Tacitus Annalen zuerſt herausgegeben von Phil. Beroaldus 1515. Dieſelbe Beobachtung läßt ſich an den weiter unten beſprochenen Schriften des Heinr. Bebel vom J. 1501

ling auch die folgende Zeit als einen Spiegel deutſchen Ruhmes, und nicht ohne Wehmuth leſen wir, wie er vor allen die Vorzüge ſeines geſegneten Elſaß preiſt [1]) und deſſen echte und uralte Deutſchheit Frankreich gegenüber hervorhebt [2]). Was Wimpheling für den Elſaß, das war für das württembergiſche Schwaben Heinrich Bebel. Geboren zu Juſtingen auf der rauhen Alb um 1472 wurde er 1497 Lehrer der Beredſamkeit und Poeſie zu Tübingen und wirkte dort bis zu ſeinem Tod (1516) mit großem Beifall für die Ausbreitung der klaſſiſchen Studien [3]). Aber ſo ſehr er die Alten und ihren Geſchmack als Muſter pries, ſo innig hieng er an ſeinem deutſchen und beſonders wieder an ſeinem ſchwäbiſchen Vaterland. Das Erſtere zeigt er in ſeiner 1501 gehaltenen Oratio ad regem Maximilianum de ejus atque Germaniae laudibus [4]), das Zweite in ſeiner 1504 geſchriebenen Epitoma laudum Suevorum [5]). Auch er gründet ſein Lob der alten Germanen auf die Zeugniſſe der antiken Schriftſteller [6]), meint jedoch, wenn wir die Thaten unſerer Vorfahren aus deutſchen Berichten erfahren könnten, ſo würden ſie noch weit glänzender erſcheinen [7]). Hätten die Deutſchen in den Jahrhunderten ſeit Karl dem Großen ſolche Ge-

---

und 1504 machen. Auch hier wird die Niederlage des Varus mehrfach hervorgehoben, aber immer ohne Nennung des Arminius. Dagegen erfüllt der Name des Arminius bald nach dem J. 1515 die Schriften der deutſchen Patrioten. S. Ulrich von Hutten: In ducem Wirtenpergensem oratio tertia §. 19 (Opera ed. Böcking V, 45) vom J. 1517, verglichen mit Tac. ann. II, 88, und Hutten's Arminius (Böcking IV, 407 sq.) vom J. 1520. — 1) C. 72 (p. 399 sq. Schard.) Auch den Straßburger Münſter (c. 67, p. 397) und Martin Schön's Gemälde (c. 68, p. 397) erhebt Wimpheling mit gerechtem Stolze. — 2) S. 349 fg. bei Schard. — 3) Vgl. den Artikel Bebel von Conz in der Allgem. Encyclop. von Erſch und Gruber Thl. 8 (1822) S. 274 fg. — 4) Gedruckt mit mehreren anderen Schriften Bebel's Phorce 1504. — 5) In Goldaſt's Suevicarum rerum scriptores aliquot, Francof. 1605, p. 28 sq. — 6) Vergl. Laudum Suev. Epit. p. 29 (bei Goldaſt 1605). Oratio de laud. Germ. Bl. 8b. — 7) Laudum Suev. Epit. p. 29.

schichtschreiber gehabt, wie die Griechen und Römer, so würden die großen Männer unserer eigenen Vorzeit den gerühmten Griechen und Römern noch voranstehen [1]). Vor allen aber preist Bebel seine großen schwäbischen Kaiser, die Staufer Friedrich den Ersten und Friedrich den Zweiten [2]).

Die Verbindung, welche die klassischen Studien in Deutschland mit der Erforschung des deutschen Alterthums eingiengen, tritt uns besonders deutlich entgegen an einigen der Gelehrten, welche zu Kaiser Maximilian I. in näherer Beziehung standen [3]). Conrad Celtis, geboren zu Wipfeld unweit Schweinfurt in Franken am 1. Februar 1459, als Sohn eines unbemittelten Weinbauern, machte seine Studien zu Köln, Leipzig, Erfurt und Heidelberg. Einer der thätigsten Begründer der klassischen Studien in Deutschland zeichnete sich Celtis besonders durch seine Geschicklichkeit in Verfertigung lateinischer Verse aus, und diese Eigenschaft brachte ihm die hohe Ehre, daß ihn Kaiser Friedrich III. im Jahr 1487 auf der Burg zu Nürnberg feierlich zum Dichter krönte. Celtis gehörte zu den Gelehrten, die auch, nachdem sie die Jahre der Jugend hinter sich haben, es nicht lange an einem und demselben Orte aushalten. Bald nach seiner Dichterkrönung tritt er eine Reise nach Italien an. Er lernt die dortigen Humanisten kennen, besucht zu Rom die Akademie des Pomponius Laetus, findet sich aber in Italien wenig befriedigt, da ihn der Hochmuth verletzt, mit welchem die Italiener auf die deutschen Gelehrten herabblicken. Aus Italien zurückgekehrt, hält er sich bald in Nürnberg, bald in Ingolstadt, bald in Heidelberg und Mainz auf. Hier stiftet er die rheinische Gelehrten-Gesellschaft für die Beförderung der klassischen Literatur und die Erforschung vaterländischer Geschichte. Endlich folgt er einem Ruf an die Universität Wien, den Kaiser Maximilian im Jahr 1497 an ihn ergehen läßt. Aber auch sein dortiger

---

4) Or. de laud. Germ. Bl. 5. — 5) Or. de laud. Germ. Bl. 13b fg. Laudum Suev. Epit. p. 38 sq. — 6) Auch Wimpheling und Bebel lassen Maximilian's Lob ertönen, und der Letztere dankte ihm ein Wappenzeichen (Conz a. a. O. 278).

Aufenthalt ist unterbrochen durch mannigfache Reisen, namentlich durch eine im Jahr 1498 und 99 unternommene, die sich bis in den skandinavischen Norden und nach Lappland und Livland erstreckte. Alle diese Reisen stehen in nächster Beziehung zu dem Lebensplan des Celtis. Mit seinen eifrigen Bemühungen für die Förderung der klassischen Studien verband nämlich Celtis den Plan, ein großes Werk über Deutschland und die Deutschen zu schreiben, dem er den Titel Germania illustrata geben wollte. Auf seinen Reisen spürte er den Quellen des deutschen Alterthums nach und suchte Land und Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auf der Universität zu Wien las er nicht nur über Horaz, Terenz und andere Gegenstände der ausschließlich klassischen Philologie, sondern auch über allgemeine Geschichte, über Geographie nach Ptolemaeus und über die Urgeschichte Deutschlands mit Zugrundelegung des Tacitus. Er veranstaltete eine Ausgabe von Tacitus Germania, entdeckte die antike Landkarte, die unter dem Namen der Tabula Peutingeriana bekannt ist, und war der erste, der die Stücke der Gandersheimer Nonne Hroswitha veröffentlichte. Das Heldengedicht Ligurinus, das die Thaten des Kaisers Friedrich Barbarossa feiert, wollte Celtis im Kloster Eberach gefunden haben. Er übergab es seinem Freund Conrad Peutinger, der es 1507 zu Augsburg herausgab. Die neuere Kritik hat die Unechtheit dieses Werkes erwiesen. Ist es von Conrad Celtis selbst gemacht, so beweist es, „wie gut es ihm gelungen war, eine lebendige Anschauung der mittelalterlichen Zustände sich zu erwerben“ [1]). Das große Lebenswerk, das Celtis sich vorgesetzt, die Germania illustrata, kam nicht zur Ausführung. Mitten in seinen Sammlungen und Vorarbeiten traf ihn am 4. Februar 1508 der Tod. Das Gedicht de situ et moribus Germaniae, das sich unter den Schriften des Celtis findet, gibt zwar keine Vorstellung von dem, was er in jenem umfassenden Werk zu leisten vorhatte [2]), aber doch läßt es ebenso, wie die an-

1) Worte Wattenbach's, Deutschlands Geschichtsquellen, Berlin 1858, S. 3. Vgl. aber auch die zweite Aufl., 1866, S. 3. — 2) Ueber Conrad

deren Schriften des Celtis ſehr zweifelhaft erſcheinen, ob die großen Erwartungen, die man von ſeinem Werke hegte, in Erfüllung gegangen ſein würden.

Eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen in der Geſchichte des deutſchen Humanismus iſt der Abt Johannes Trithemius. Geboren im J. 1462 in dem Dorfe Trittenheim bei Trier, warf er ſich nach harten Jugendſchickſalen zu Heidelberg auf das Studium der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache. Conrad Celtis war ſein Lehrer im Griechiſchen. Später wurde er durch Johann Reuchlin im Griechiſchen und Hebräiſchen weiter gefördert. Im J 1482 in das Benedictiner Kloſter zu Sponheim an der Nahe eingetreten, wurde er 1483 Abt dieſes Kloſters. Als ſolcher förderte er mit größtem Eifer gelehrte Studien und ſammelte eine Bibliothek, die zu den berühmteſten jener Zeit gehörte. Im J. 1506 wurde er Abt des Schottenkloſters St. Jakob in Würzburg. Hier ſtarb er am 13. December 1516 [1]). Trithemius galt ſeinen Zeitgenoſſen für ein Wunder der Gelehrſamkeit. Er war nicht nur mit den drei alten Sprachen: dem Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen, bekannt, ſondern er hatte ſich zugleich umfaſſende Kenntniſſe auf dem Gebiet der Theologie und Geſchichte erworben; und ſeine Beſchäftigung mit der Geheimſchrift, die er in wunderliche kabbaliſtiſche Formen kleidete, brachte ihn ſogar in den Ruf der Zauberei. Als Geſchichtſchreiber hat Trithemius lange Zeit in hohem Anſehen geſtanden. Je mehr aber die genauere Kenntniß der Geſchichte wuchs, um ſo tiefer iſt die Achtung vor den Angaben des Trithemius geſunken. Insbeſondere iſt dies der Fall mit der älteren deutſchen Geſchichte, auf deren Darſtellung ſich Trithemius in mehreren ſeiner Werke eingelaſſen hat. Hier nämlich ſchöpft er

Celtis vgl. De vita et scriptis Conradi Celtis Protucii — opus posthumum B. Engelberti Klüpfelii, Friburgi Brisgoviae 1827. — Artikel Celtes in der Allgem. Encyclop. von Erſch und Gruber, Theil 21, S. 135 — 140. — Stephan Endlicher in Hormayr's Archiv für Geſchichte, Statiſtik u. ſ. f. 1821. 1825. — 1) Die obigen Angaben ſind entnommen aus Dr. Silbernagel, Johannes Trithemius, Landshut 1868.

aus Quellen, von deren Daſein ſonſt niemand etwas weiß. So aus einem alten fränkiſchen Chronographen Hunibald, der zur Zeit des Chlodwig gelebt haben und ſeinerſeits wieder den Sicamber Waſthald benutzt haben ſoll [1]). Daß hier eine Fälſchung vorliege, vermutheten ſchon ſchärfer blickende Zeitgenoſſen des Trithemius, die Folgezeit aber hat nicht nur dieſen groben Betrug vollſtändig nachgewieſen, ſondern auch zu einem hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gebracht, daß Trithemius ſelbſt der Fälſcher war [2]). Unter ſolchen Umſtänden könnte es ſcheinen, als wenn Trithemius kaum der Berückſichtigung werth ſei. Aber ſo ſehr auch Trithemius durch ſeine Fälſchungen ſeinem Ruf geſchadet hat, ſo war er doch nach manchen Seiten hin ein ſehr verdienter Gelehrter. Namentlich trugen ſeine literargeſchichtlichen Arbeiten zur Ausbreitung mannigfacher Kenntniſſe bei, und dieſe ſind es, welche auch uns hier zunächſt angehen. Im J. 1494 vollendete Trithemius ein Werk De scriptoribus ecclesiasticis [3]). Aufgefordert von Jakob Wimpheling [4]), dem patriotiſchen Humaniſten zu Schlettſtadt, ließ er im J. 1495 darauf folgen einen Catalogus illustrium virorum Germaniam suis ingeniis et lucubrationibus omnifariam exornantium [5]). In dieſen beiden Werken findet ſich die erſte Erwähnung des Otfried von Weißenburg und ſeines Evangelienbuchs [6]), als deſſen Titel Trithemius Gratia theotisce [7]) bezeichnet. Die verworrenen Angaben des Trithemius zeigen ebenſo deutlich, daß ihm wirklich eine Handſchrift von Otfried's Evangelienbuch vorgelegen hat, wie daß er dieſelbe nur obenhin durchblättert haben kann [8]).

---

1) S. des Trithemius De origine gentis Francorum compendium in (Schard's) Historicum opus, Tom. I., Basileae (1574) p. 301 sq. — 2) S. das oben angeführte Werk von Silbernagel S. 189—195. — 3) Ueber eine frühere und eine ſpätere Bearbeitung ſ. Silbernagel a. a. O. S. 66. — 4) Vgl. die Epistola des Trithemius an Wimpheling vor dem Catalogus. — 5) Auch hier eine doppelte Ausarbeitung. Silbernagel S. 66. — 6) De scriptoribus ecclesiasticis, Paris. 1512, fol. 68b. Cathalogus (sic) etc. s. l. et a fol. 7b. — 7) Cathal. fol. 8. — 8) Vgl. Otfrids Evangelienbuch, von Joh. Kelle, Einl. S. 24.

Wenn er übrigens von Otfrid's Dichtungen ſagt: „Quae nemo facile nostra aetate legere et intelligere potest, quantumcunque sermonis nostri peritus“ [1]), ſo zeigt er ſich hierin einſichtsvoller, als manche Spätere. Freilich ſollte er nicht in ſeiner übertreibenden Weiſe hinzufügen: „quippe cum sermo ille regulatus nostro plus differat quam ethruscus a latino“ [2]). Wobei nicht nur in dem etruscus a latino eine ſtarke Uebertreibung, ſondern auch noch in dem regulatus die irrige Meinung liegt, als kämen Otfrid's volle und dem 15. Jahrhundert unverſtändliche Formen daher, daß Otfrid ſeine deutſche Sprache geregelt habe, und zwar, wie Trithemius annimmt, nach der Grammatik, die Karl der Große gemacht habe [3]). Mit dieſer Grammatik ſetzt Trithemius den Otfrid auch noch in einem anderen Werk in Beziehung, nämlich in ſeiner 1508 [4]) vollendeten und 1518 im Druck erſchienenen Polygraphia [5]). Dieſe, ſowie die übrigen Nachrichten, die Trithemius über Otfrid gibt, würden natürlich einen bedeutend höheren Werth haben, wenn ihr Verfaſſer ein zuverläſſigerer Mann wäre. In eben jener Polygraphia findet ſich übrigens noch eine andere unſrem Gebiet angehörende Merkwürdigkeit, nämlich die Mittheilung eines von Trithemius den franzöſiſchen Normannen zugeſchriebenen Runenalphabets [6]).

Wie Conrad Celtis, ſo verband ſein Freund Conrad Peutinger das Studium des klaſſiſchen mit dem des deutſchen Alterthums. Einer angeſehenen Familie Augsburgs entſproſſen, wurde Conrad Peutinger am 15. Oktober 1465 in dieſer Stadt geboren. Seine humaniſtiſche, ſo wie ſeine juriſtiſche Bildung erwarb er ſich durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien, wo er in Padua, Bologna, Florenz und Rom die angeſehenſten Vertreter des italieniſchen Humanismus perſönlich kennen lernte. In ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, trat er im Jahr 1490 in deren Dienſt, wurde 1497

1) Cathal. l. l. — 2) Cathal. l. l. — 3) Ebend. — 4) S. die Polygraphiae libri sex, 1518, Bl. 11. — 5) Ebend. l. VI., Bl. 4. — 6) Auf dem zweiten Bl. des 6. Buchs der Polygraphia (1518). Vgl. W. Grimm, Ueber deutſche Runen, 1821. S. 116 fg.

Stadtschreiber auf Lebenszeit und vertrat die Interessen Augsburgs bei den wichtigsten Angelegenheiten. Diese Thätigkeit brachte Peutinger in nahe Berührung mit Kaiser Maximilian I., der ihm den Titel eines kaiserlichen Rathes verlieh und ihn nicht nur als Staatsmann und Rechtskundigen, sondern eben so sehr als Gelehrten und Kunstverständigen hochschätzte. Die letzten Jahre seines Lebens brachte Peutinger in stiller Zurückgezogenheit zu, nachdem er im Jahr 1534 seinen Abschied aus den Diensten der Stadt genommen hatte, weil er die entschiedene Durchführung der kirchlichen Reformation nicht billigte. In hohem Alter und in den glücklichsten Familienverhältnissen starb er am 28. December 1547. Peutinger stand in Verbindung mit den angesehensten Humanisten seiner Zeit. Sein stattliches Haus bildete einen Mittelpunkt der Gastfreiheit für ihren Verkehr. Die reichsten Sammlungen von Büchern, Inschriften und Münzen standen ihnen dort in liberalster Weise zur Benutzung offen. Wie bedeutend diese wissenschaftlichen Schätze waren, ersieht man aus den bewundernden Zeugnissen der Zeitgenossen [1]). Knüpft sich doch bis auf den heutigen Tag Peutinger's Name an einen der merkwürdigsten Reste des römischen Alterthums, an jene mittelalterliche Copie einer Reichscharte aus der römischen Kaiserzeit, die Conrad Celtis auffand und seinem Freund Peutinger vermachte, und die dann nach mannigfachen Schicksalen in die Bibliothek des Prinzen Eugen und mit dieser in die kaiserliche Bibliothek in Wien kam. Für Peutinger selbst bildete die eigenthümliche Stellung, welche das uralte Augsburg schon in der Römerzeit einnimmt, gewissermaßen das Bindeglied für die klassisch-antike und die deutsch-geschichtliche Forschung. Die römischen Inschriften, welche der Boden Augsburgs und seiner Umgebung in reicher Anzahl liefert, veranlaßten Peutinger im Jahr 1508 zur Herausgabe seiner Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et eius dioecesi. Zugleich aber gaben ihm die

1) S. d. Epistola nuncupatoria des Beatus Rhenanus vor der (lateinischen) Ausg. des Procop. de rebus Gothorum etc. Basil. 1531. — Lotter-Veith p. 54 sq. — Herberger S. 37 fg.

alten Zuſtände des linken Rheinufers Gelegenheit, mit dem Aufgebot einer ſeltenen Beleſenheit in den antiken Autoren den Beweis zu führen, daß jene Gegenden ſchon in und vor der Zeit des Julius Cäſar von Germanen beſetzt worden ſind. Er that dies in der Schrift, die im Jahr 1506 zu Straßburg unter dem Titel erſchien Sermones convivales, in quibus multa de mirandis Germaniae antiquitatibus referuntur. Peutinger's Thätigkeit beſchränkte ſich aber nicht auf jene älteſten germaniſch-römiſchen Verhältniſſe. Er erwarb ſich vielmehr auch um die Geſchichte der Völkerwanderung und der mittelalterlichen Zeit große Verdienſte durch Herausgabe wichtiger Quellen. Den Jornandes De rebus Geticis veröffentlichte er, Augsburg 1515, zuerſt, und den ihm vorangeſchickten Paulus Warnefridi zwar nicht, wie er glaubte, zuerſt, aber doch weit beſſer als im vorangehenden Jahre Aſcenſius zu Paris [1]). In demſelben Jahr 1515 edierte Peutinger die Chronik des Abtes von Urſperg, eine der wichtigſten Quellen der Stauferzeit; und wenn er, gleichfalls im Jahr 1515, die Fabeleien ſeines Freundes Trithemius über die Urgeſchichte der Franken zum Druck beförderte, ſo durchſchaute ſein kritiſcher Blick doch ganz klar die Unwahrheit dieſes Machwerks [2]).

Was Conrad Celtis im Sinne gehabt, eine Germania illustrata, das ſuchte ſein Schüler Johann Turmair zur Ausführung zu bringen. Geboren im Jahr 1477 zu Abensberg in Niederbayern, nannte er ſich von dieſem ſeinem Geburtsort Aventinus. Auf der Univerſität Ingolſtadt widmete er ſich vom Jahr 1495 bis 99 dem Studium der antiken Literatur. Unter ſeinen Lehrern war Conrad Celtis, und als dieſer im J. 1497 nach Wien

1) Vgl. Wattenbach, Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter S. 3. — 2) S. die handſchriftliche Randbemerkung Peutinger's in Historia vitae atque meritorum Conradi Peutingeri. Post Jo. Ge. Lotterum ed. Franc. Anton. Veith, Augustae Vindel. 1783, p. 87. — Außer dem eben angeführten Werk vgl. über Peutinger: Conrad Peutinger in ſeinem Verhältniſſe zum Kaiſer Maximilian I. Von Theodor Herberger, Augsburg 1851.

überſiedelte, folgte ihm 1499 Aventinus nach und lebte dort im vertrauten Umgang mit ſeinem berühmten Lehrer [1]). Nach mannigfachen Wanderungen kehrte Aventin (1507) in ſein Vaterland zurück und wurde im darauf folgenden Jahre von Herzog Wilhelm IV. von Bayern zum Erzieher von deſſen jüngeren Brüdern Ludwig und Ernſt berufen. Zu dieſem Poſten war Aventin wie geſchaffen. Denn mit einem tüchtigen Charakter vereinigte er nicht bloß eine gründliche klaſſiſche Bildung, ſondern auch die wärmſte Liebe zur vaterländiſchen Geſchichte, und auf den Unterricht in dieſer letzteren wurde von dem bayeriſchen Fürſten ein beſonderes Gewicht gelegt. Als Aventin im J. 1517 ſeine Aufgabe als Erzieher der beiden Prinzen gelöſt hatte, zog er ſich in das Privatleben zurück und widmete ſich nun mit Unterſtützung der bayeriſchen Herzoge ganz der Erforſchung und Darſtellung der deutſchen und insbeſondere der bayeriſchen Geſchichte. Seinen Aufenthalt nahm er zuerſt in ſeiner Vaterſtadt Abensberg, ſpäter in Regensburg und Ingolſtadt. Aber einen großen Theil ſeines Lebens brachte er auf Reiſen zu in unermüdlicher Durchforſchung der bayeriſchen klöſterlichen und ſtädtiſchen Archive und Bibliotheken. Am 9. Januar 1534 iſt er zu Regensburg geſtorben [2]). Unter den Schriften des Aventin kommen außer einigen grammatiſchen, von denen in einem ſpäteren Abſchnitt die Rede ſein wird, insbeſondere ſeine drei vorzüglichſten Werke für unſeren Zweck in Betracht: Seine Chronik der alten Deutſchen, ſeine Annales und ſeine bayeriſche Chronik. Seine „Chronica von vrſprung, herkomen, vnd thaten der vhralten Teutſchen," die erſt im J. 1541 zu Nürnberg im Druck erſchien, war der Anfang einer Germania illustrata, zu welcher Aventin im Anhang zu ſeinem Abacus (1532) den Entwurf mit-

1) Wiedemann (ſ. u.) S. 9, nach Aventin's Hauskalender (Verhandlungen des hiſtor. Vereins für den Regenkreis, Jahrgang III.) S. 10. Vgl. auch (Bayer.) Chronica 1566 Bl. 5a. — 2) Die obigen Angaben über Aventin's Leben ſind entnommen aus Theodor Wiedemann, Johann Turmair, genannt Aventinus, Geſchichtſchreiber des bayeriſchen Volkes, Freiſing 1858.

getheilt hatte [1]). Zunächst mit Bayern, zugleich aber auch mit der deutschen Geschichte überhaupt beschäftigen sich Aventin's Annalium Boiorum libri septem (verstümmelt gedruckt zu Ingolstadt 1554 und vollständig zu Basel 1580) [2]) und deren deutsche Umarbeitung. Diese letztere, Aventin's Hauptwerk, schrieb er in den Jahren 1526 bis 1533, aber erst lange nach Aventin's Tode im J. 1566 erschien sie zu Frankfurt im Druck. Aventin ist ein Geschichtschreiber von sittlich tüchtigem Charakter und echt deutscher Gesinnung. Seine deutschen Schriften sind in Sprache und Darstellung vorzüglich. Er sucht, die Geschichte auf Urkunden und Denkmäler zu gründen. Auch fehlt es ihm nicht an gesunden kritischen Blicken. Im Ganzen aber überwiegt bei ihm die Phantasie das kritische Urtheil, und so begegnet es ihm z. B., den untergeschobenen Berosus des Annius von Viterbo als eine echte Quelle zu benützen [3]). Aber eben diese an einem Historiker keineswegs lobenswerthe Eigenschaft kommt ihm gerade auf unserem besonderen Gebiet zu statten, indem er nicht nur die Urkunden und Historiker, sondern auch die Lieder und Sagen des deutschen Volkes unter seine Quellen aufnimmt [4]). Auch Cornelius Tacitus, sagt er, „brauche sich diser vorgedachten alten lieder gezeugnus." „Darumb will ich auch in disem werck vnserer alten vorfordern gesang, lieder vnd geschicht schreiber zimlicher weis vnd mit höchstem vrtheil vnd vnterscheid gebrauchen." Danach verfährt Aventin auch in seinen anderen geschichtlichen Werken. Er kennt und benutzt die deutsche Heldenpoesie und die noch fortlebende Volksdichtung. „Von diesen dingen vnd sachen allen", sagt er einmal in seiner Bayerischen Chronik, „seind noch viel alte Teutsche Reimen und Meistergeseng vorhanden in vnsern Stifften vnd Klöstern, denn solche Lieder allein seind die alte Teutsche Chronica, wie denn bey vns noch der Landsknecht brauch ist, die allweg von ihren Schlachten ein Lied machen." [5]) Aventin beruft sich dann auch ausdrücklich auf einzelne Theile unserer alten Heldendichtung. So sagt

1) Wiedemann a. a. O. S. 248 fg. — 2) Ebend. S. 276. — 3) Vgl. (Bayer.) Chronica 1580 Bl. 3a. 4a. — 4) Chronica von vrsprung, herkomen vnd thaten der vhralten Teutschen, Bl. 20 b. — 5) Johannis Aventini Chronica, Franckfurt 1566, Bl. 302 b.

er in der bayeriſchen Chronik: „König Lareyn, von welchem wir noch viel ſingen vnd ſagen, ſeyn alte Reimen ein gantz Buch voll von jm noch vorhanden, doch auff Poetiſch art geſetzt.“ [1]) „Vnſer Leut“, heißt es an einer anderen Stelle von Dietrich von Bern, „ſingen vnd ſagen noch viel von jm, man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bey vns ſo bekannt ſey, von dem ſie ſo viel wiſſen zu ſagen.“ [2]) Aventin kennt den lateiniſchen Waltharius [3]) und benutzt die altdeutſchen Dichtungen über Karl den Großen. [4]) Aber Aventin zieht nicht bloß die deutſche Sage, ſondern auch die deutſche Sprache in den Bereich ſeiner geſchichtlichen Forſchung. Im Anſchluß an Johann von Dalburg, Trittenheim und Conrad Celtis, „etwan“ ſeinen „Lehrmeiſter“, [5]) ſammelt er Wörter, „ſo den Griechen vnd Teutſchen ein Ding heiſſen“, [6]) wollte auch ein „Büchel“ darüber herausgeben. [6]) Denn „fürwar“ ſagt er, „die Teutſch Sprach, vnd vorauß die Sächſiſch vnd Niderländiſch, vergleicht ſich faſt in allen dingen Griechiſcher zungen, gehet faſt auff die Griechiſchen art.“ [6]) Beſonders aber hat Aventin ſein Abſehen gerichtet auf die etymologiſche Erklärung der deutſchen Namen. Denn auf die Namen hätten unſere Vorfahren einen großen Werth gelegt. [7]) Daß Aventin bei dem damaligen Stand der Kenntniſſe noch nichts Haltbares für die Erklärung der deutſchen Eigennamen leiſten konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Merkwürdig aber iſt es, wie er trotz aller Mißgriffe doch bereits in manchen Dingen die richtigen Wege ahnt. So ſieht er, daß die Römer und Griechen die deutſchen Namen öfters verändert haben, weil ihre Ausſprache von der deutſchen verſchieden war. [8]) Von beſonderem Werth aber iſt für unſeren Zweck, was Aventin bei dieſer Gelegenheit über die Verſchiedenheiten der

---

1) (Bayeriſche) Chronica 1580, Bl. 36 a. — 2) Ebend. Bl. 259 a. — 3) Annal. Boj. 1580, p. 165. Vgl. W. Grimm, Deutſche Heldenſage (2) S. 305. — 4) Aventini Annalium Boiorum libri VII, Basil 1580, p. 217. 238. — 5) (Bayeriſche) Chronica 1566 Bl. 5a. — 6) Ebend. Bl. 25 a. Vgl. Aventin's Chronica von vrſprung der vhralten Teutſchen, Nürnberg 1541, Bl. 35. — 7) Bayer. Chron. 1566, Bl. 5a. (Vgl. Chronica von vrſprung — der vhralten Teutſchen, 1541, Bl. 40 fg.) — 8) Ebend.

deutſchen Mundarten beibringt. So ſagt er unter Anderem: „Ph ſprechen die Hochteutſchen grob auß, als wers pf. Die Sachſen wie die Griechen recht, als denn ſeyn ſol. Niderländer brauchens p allein, wo das Oberland pf hat, Paltz, Pfaltz, Pferdt, Perdt, Pfaff, Paff.“ [1]) Und ferner: „T haben die Sachſen wo die andern Teutſchen ſ haben, nach dem Griechiſchen brauch, Wittenberg, Weiſſenberg, Watter, Waſſer.“ [2])

Eine der bedeutendſten Stellen unter den deutſchen Humaniſten, welche ihre klaſſiſche Gelehrſamkeit der Erforſchung des germaniſchen Alterthums zu gute kommen ließen, nimmt Beatus Rhenanus ein. Sein eigentlicher Familienname war Bilde, aber ſchon ſein Vater hatte, als er von Rheinau nach Schlettſtadt zog, hier den Namen Rhenanus erhalten. In Schlettſtadt wurde im J. 1485 Beatus Rhenanus geboren. Auf der dortigen Schule vorgebildet, gieng er nach Paris und widmete ſich dem Studium der griechiſchen und römiſchen Literatur. Nach Deutſchland zurückgekehrt, lebte er zu Straßburg, Baſel und Schlettſtadt ein fleißiges, ſtilles Gelehrtenleben. Allem Streit in religiöſen wie in wiſſenſchaftlichen Dingen abgeneigt, wird er vorzüglich wegen ſeiner Friedensliebe geprieſen. Mit vielen namhaften Humaniſten ſeiner Zeit ſtand er in perſönlichem und brieflichem Verkehr. So mit Conrad Peutinger, in deſſen gaſtfreiem Hauſe er ſich während des Reichstags zu Augsburg im Jahr 1530 aufhielt. Nach einer vieljährigen geräuſchloſen, aber ununterbrochenen und ſehr verdienten gelehrten Thätigkeit ſtarb er im Jahr 1547 zu Straßburg [3]). Unter den klaſſiſch-philologiſchen Leiſtungen des Beatus Rhenanus ſtehen die namhafteſten in Beziehung zum deutſchen Alterthum. Er war es, der den römiſchen Geſchichtſchreiber Velleius Paterculus, den Hauptzeugen über die Varusſchlacht, entdeckte und aus der einzigen damals noch vorhandenen und ſeitdem verlorenen Handſchrift zuerſt herausgab. Ihm

1) Ebend. Bl. 8 b. — 2) Ebend. — 3) Ueber das Leben des Beatus Rhenanus ſ. die Vita Beati Rhenani a Joanne Sturmio eleganter conscripta vor der zweiten Ausgabe von Beati Rhenani rerum Germanicarum libri tres, Basileae 1551.

verdankt man eine Ausgabe des Tacitus, in welcher namentlich die Textbehandlung der Germania epochemachend war.[1]) Denn wenn auch ſpäter eine gründlichere Kenntniß ſo manche Emendation des Rhenanus wieder über Bord geworfen hat, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt, tiefer in den Sinn der Germania eingedrungen zu ſein, als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen[2]). Weit wichtiger noch war das eigentliche Hauptwerk des Beatus Rhenanus, nämlich ſeine Rerum Germanicarum libri tres, die im Jahr 1531 zu Baſel erſchienen. Es ſind eingehende, auf umfaſſendes Quellenſtudium gegründete Unterſuchungen über die Geographie und Ethnographie des alten Germaniens. Eine Menge bis dahin noch landläufiger Irrthümer wird hier beſeitigt und der Grund zu einer wiſſenſchaftlichen Behandlung des Gegenſtandes gelegt, ſo weit er aus den lateiniſchen und griechiſchen Quellen zu gewinnen iſt. Ja auch von der Benutzung des Elements, das erſt in der neueren Wiſſenſchaft zu ſeiner vollen Bedeutung gelangt iſt, nämlich der alten Sprache, findet ſich in dieſem Werk des Beatus Rhenanus bereits ein, wenn auch noch geringer Anfang. So ſagt er, wo er von der Volksthümlichkeit der Franken redet, daß die Sprache der Franken die deutſche geweſen ſei, ergebe ſich aus unzähligen Beweisgründen, vor allem aber bezeuge es das ausgezeichnete in's Fränkiſche, das heißt, Deutſche übertragene Evangelienbuch. Während des Augsburger Reichstags im Jahr 1530, erzählt er, habe er einen Abſtecher nach Freiſing gemacht, um dort in der Bibliothek des heiligen Corbinian nach den Dekaden des Livius zu ſuchen. Da ſei er auf eine Handſchrift geſtoßen, die den Titel führe: Liber Euangeliorum in Teodiscam linguam uersus. Das Werk beſtehe ganz aus Rhythmen, und ſein hohes Alter ergebe ſich daraus, daß am Ende ſtehe: Waldo me fieri iussit. Die Handſchrift ſei alſo ungefähr ſechshundert

1) Die erſte Ausgabe erſchien zu Baſel 1519, die zweite eigentlich epochemachende ebend. 1533. — 2) Vier Jahre nach dem Tode des Beatus Rhenanus erſchien eine zweite verbeſſerte Ausgabe: Beati Rhenani Selestadiensis rerum Germanicarum libri tres, ab ipso autore diligenter reuisi et emendati, Basileae 1551.

Jahre alt. Und nun theilt er einige Proben aus dem Buch mit, in denen wir die erſten gedruckten Zeilen aus der Dichtung des Otfrid von Weißenburg vor uns haben. Beatus Rhenanus hat aber noch keine Ahnung von dem Urſprung und dem Verfaſſer des Werks. Er glaubt, es ſtamme aus der Zeit, als die Franken ſich zum Chriſtenthum bekehrten; das wäre alſo etwa aus dem Ende des fünften Jahrhunderts. Mit der von Trithemius gegebenen Notiz über Otfrid bringt er es in keine Beziehung. [1])

Die gelehrte Erforſchung des deutſchen Alterthums war dem Beatus Rhenanus nicht bloß ein zufällig ergriffener Theil der Erudition. Vielmehr geht durch alle ſeine Arbeiten ein Zug vaterländiſcher Freude an der Größe des deutſchen Volkes. Wir ſollten uns nicht immer bloß mit den Geſchichten fremder Völker beſchäftigen, ſagt er in ſeiner Ausgabe des Prokop, während wir doch zu Hauſe haben, was unſre Bewunderung verdient, und was nicht bloß der Kenntniß, ſondern auch der Nachahmung werth ſcheinen könnte. Denn unſer, ſagt er, ſind die Triumphe der Gothen, Vandalen und Franken. Uns gehört der Ruhm der Reiche, welche jene in den herrlichſten Provinzen der Römer, ja in Italien und in Rom ſelbſt, der Königin aller Städte, gegründet haben. [2])

Die von Beatus Rhenanus begonnene Unterſuchung der alten Völkerverhältniſſe ſetzte einige Jahrzehnte ſpäter Wolfgang Lazius fort. Geboren zu Wien im Jahr 1514 machte Wolfgang Lazius ſeine Studien auf der dortigen Univerſität. Seinen Lebensberuf fand er in der Arzneikunde, zugleich aber widmete er ſich mit Vorliebe philologiſchen und hiſtoriſchen Studien. Er wurde ein angeſehener Arzt in ſeiner Vaterſtadt, daneben aber übernahm er an der Univerſität erſt eine Profeſſur der artes liberales, ſpäter eine der Medicin. König Ferdinand ernannte ihn zu ſeinem Rath und Geſchichtſchreiber. Hochgeehrt ſtarb Lazius im Jahr 1565 zu Wien. [3]) Lazius war ein ungemein thätiger und fruchtbarer Ge-

---

1) In der erſten Ausgabe (1531) p. 107. — 2) Hinter der Ausgabe des Procop. Basil. 1531, p. 513. — 3) Melchior Adam, vitae Germa-

lehrter auf verſchiedenen Gebieten. Das Werk, das uns hier zunächſt angeht, ſind ſeine im Jahre 1557 zu Baſel erſchienenen De gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliquiis linguarumque initiis et immutationibus ac dialectis libri XII. Als ſeine Vorgänger betrachtet er den Aventinus und den Beatus Rhenanus,[1]) indem er, wie dieſe, die germaniſchen Völker in ihren Wanderungen und Reichsgründungen verfolgt. Er hat es dabei, wie ſchon der Titel ſeines Werks beſagt, neben den politiſchen ganz beſonders auch auf die ſprachlichen Verhältniſſe der Völker abgeſehen. Aus den Wanderungen und Miſchungen der Völker ſollen wir erkennen, woher ſo viele und ſo mannigfaltige Dialekte der deutſchen Sprache entſtanden ſind,[2]) und wie es andrerſeits zugegangen iſt, daß ſo manche Völker, die jetzt keine deutſche Sprache ſprechen, z. B. die Spanier, die Franzoſen, die Italiener, dennoch deutſchen Urſprungs ſind.[3]) Wir müſſen den eigentlich geſchichtlichen Inhalt des umfangreichen und gelehrten Werks hier bei Seite laſſen und uns auf deſſen Beziehungen zur deutſchen Sprache und Literatur beſchränken. Hier iſt ohne Frage das Werk des Lazius eins der intereſſanteſten des ganzen 16. Jahrhunderts. So macht z. B. Lazius den Verſuch, den Unterſchied der Oeſtreicher und der Schwaben auch an ihren Mundarten nachzuweiſen. Wo die Schwaben den Vocal u haben, bemerkt er, da ſetzen die Oeſtreicher und „die übrigen von den Marcomanen und Bojen abſtammenden Völker" den Diphthong au, z. B. „mul, buch, maul, bauch." Außer einigen anderen lautlichen Unterſchieden führt Lazius eine Reihe von Begriffen auf, welche der Oeſtreicher mit einem anderen Wort bezeichnet, als der Schwabe. Wo der Schwabe ſagt Gelten, da ſagt der Oeſtreicher Schaff, den judex nennt der Oeſtreicher Richter, der Schwabe Schulthays u. ſ. w.[4]) Nach Anführung einer Anzahl eigenthümlicher Ausdrücke der öſtreichiſchen Mundart bemerkt

---

norum medicorum (3) 1706, p. 60 sq. Ejusd. vitae philosophorum (3) 1706, p. 111 sq. Lambecii comment. de bibl. Vindobonensi I, 1665, p. 37 sq. — 1) Praef. p. 1. — 2) Ebend. p. 5. 10. — 3) Ebend. p. 4 sq. p. 7 sq. — 4) Lazius de gentium migrationibus p. 627.

dann Lazius, daß in neuerer Zeit der große Verkehr und der zahlreiche Zuzug aus Schwaben und Franken die Eigenthümlichkeiten der öſtreichiſchen Mundart in Wien und den anderen größeren Städten mehr und mehr verwiſche. Auf dem Lande dagegen und in den kleineren Städten habe ſich jene alte, von den übrigen Deutſchen ſehr verſchiedene Mundart noch erhalten. [1]) An einer andern Stelle beruft ſich Lazius auf die Mundart der Gotſcheer in Krain als einen Reſt des alten Schwäbiſchen, und macht bei dieſer Gelegenheit einige merkwürdige Mittheilungen aus dieſer Mundart. [2]) Aber Lazius begnügt ſich nicht mit der Beobachtung der Sprache der Gegenwart, ſondern er ſucht in den Bibliotheken der Klöſter, die er für ſeine Zwecke unermüdlich durchforſcht, nach Denkmälern der alten deutſchen Sprache. So theilt er zuerſt die althochdeutſche gereimte Bearbeitung des 138 (139) Pſalms [3]) mit, und ebenſo ein Stück aus dem althochdeutſchen Phyſiologus [4]). An einer andern Stelle gibt er Proben althochdeutſcher Gloſſen aus einer Handſchrift der Canones [5]). Das Meiſte, was er mittheilt, iſt freilich ſo fehlerhaft, daß man ſieht, er hat nur wenig davon verſtanden. Aber ſchon die Veröffentlichung ſelbſt gehört zu den bemerkenswertheſten Anfängen unſrer Wiſſenſchaft. Ebenſo die Mittheilung marcomanniſcher Runen aus einer „uralten Membrane.“ [6]) Aber bei weitem das Wichtigſte, deſſen erſte Veröffentlichung Lazius vergönnt war, ſind die Bruchſtücke aus unſeren Nibelungen. Er führt ſie an als geſchichtliche Zeugniſſe [7]), von ihrem dichteriſchen Werth hat er keine Ahnung, bezeichnet vielmehr ihren Verfaſſer gelegentlich als „poetaster ille Gothicus.“ [8]) Aber bei dem allen

---

1) Ebend. S. 628. — 2) Ebend. S. 451. — 3) Ebend. S. 81. (Aus der jetzigen Hſ. 1609 der Hofbibliothek zu Wien. Nr. XIII in Müllenhoff's und Scherer's Denkmälern.) — 4) Ebend. S. 81. (Aus der jetzigen Hſ. Nr. 223 der Hofbibliothek zu Wien. Nr. LXXXI bei Müllenhoff und Scherer.) — 5) Ebend. S. 71 fg. (Aus der Hſ. 40 jur. can. der Wiener Hofbibliothek. Gedruckt in Graff's Diutiska III, 324—337). — 6) Ebend. S. 644 fg. (Vgl. W. Grimm, Ueber deutſche Runen, 1821, S. 79. 80.) — 7) Ebend. S. 353. 680. 683. 707. 757. — 8) Ebend. S. 682.

ſind dieſe Anführungen des Lazius (im J. 1557) eben doch die erſten gedruckten Zeilen aus unſrem größten deutſchen Epos [1]). Endlich will ich noch bemerken, daß Lazius auch darin auf dem richtigen Wege war, daß er einen Theil der franzöſiſchen Wörter aus dem Deutſchen ableitet, wenn er ſich auch im Einzelnen ſtark vergreift [2]). Eine Zuſammenſtellung der Wörter, welche die Deutſchen theils aus dem Griechiſchen, theils aus dem Lateiniſchen entlehnt haben ſollen, miſcht, wie ſich erwarten läßt, Entlehntes und Urverwandtes bunt durcheinander [3]). Wie fern überhaupt dem Lazius noch eine wiſſenſchaftliche Kenntniß der älteren deutſchen Sprache lag, zeigt ſich ſchon darin, daß er die vollen Endungen des Althochdeutſchen für Nachahmungen des Lateiniſchen hält [4]). Von dem Zuſtand der damaligen Etymologie aber wird man ſich einen Begriff machen, wenn man hört, daß Lazius meint, die deutſche Betheurung: „auff mein traw", komme „forte a Druidibus, sacerdotibus ac vatibus Germanorum" [5]). In dem allen aber ſteht Lazius nur auf der Entwicklungsſtufe ſeiner Zeit, und wir dürfen uns dadurch nicht hindern laſſen, den der Wiſſenſchaft höchſt förderlichen Eifer, die umfaſſende Gelehrſamkeit und den lebendigen Sinn, den Lazius als Forſcher zeigt, rühmend anzuerkennen.

Wir können nicht alle Humaniſten, die mit dem deutſchen Alterthum in Berührung kamen, im Einzelnen beſprechen, ſondern müſſen uns auf die bedeutendſten derartigen Erſcheinungen beſchränken. Aber noch einige von den Männern, die das Studium des klaſſiſchen und des vaterländiſchen Alterthums mit einander verbanden, wollen wir ſchließlich kurz berühren. Zuvörderſt bemerken wir hier, daß auch der bedeutendſte deutſche Geograph jener Zeit, Sebaſtian Münſter, einen Beitrag zur Kenntniß des Altdeutſchen liefert. Sebaſtian Münſter, geboren zu Ingelheim im J. 1489,

---

1) Schon 1553 findet ſich zwar bei Gaſp. Bruſch (de Laureaco, Basil. 1553, p. 119) die Andeutung einer Nibelungenhandſchrift, aber ohne Mittheilung einer Stelle. — 2) Lazius de gentium migr. p. 57. 76 fg. — 3) Ebend. S. 25 fg. — 4) Ebend. S. 72. — 5) Ebend. S. 78.

wurde 1529 Profeſſor der hebräiſchen Sprache an der Univerſität Baſel und ſtarb daſelbſt im J. 1552 [1]). Seine Cosmographei iſt das angeſehenſte geographiſche Werk, das während des 16. Jahrhunderts in deutſcher Sprache geſchrieben worden iſt. Obwohl Sprachforſcher von Beruf, — er war bekanntlich einer der erſten Semitiſten ſeiner Zeit —, nimmt Münſter in ſeiner Cosmographei im Ganzen doch auffallend wenig Rückſicht auf die Sprachen der Völker. Aber gerade bei den Deutſchen fühlt er ſich bewogen, aus einer alten Handſchrift eine „Offne Altfrenckiſche Beicht", ein althochdeutſches Denkmal aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, mitzutheilen [2]). Ueberhaupt finden wir in der Schweiz ſchon in jener Zeit eine vorzügliche Neigung, den Denkmälern der altdeutſchen Sprache ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. So bei Joachim von Watt (Vadianus). Geboren im J. 1484 zu St. Gallen, macht Vadianus ſeine Studien zu Wien, wird dort 1518 Doctor der Medicin und in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt 1526 deren Bürgermeiſter. Als ſolcher fördert er mit aller Kraft die Reformation der Kirche. Er ſtarb im J. 1551 [3]). Unter ſeinen zahlreichen Schriften findet ſich auch eine de collegiis et monasteriis Germaniae veteribus, und hier gibt er die erſte Kunde von Notker's althochdeutſcher Ueberſetzung der Pſalmen. Er irrt zwar noch im Verfaſſer, indem er dem Notker Balbulus das Werk zuſchreibt. Aber ſeine Mittheilung war um ſo werthvoller, als er zur Probe das Vater unſer und das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß in althochdeutſcher Sprache aus derſelben Handſchrift aushob. Zum Druck befördert wurde zwar dies Werk erſt (1606) durch Goldaſt [4]).

1) Vergl. Melch. Adam. Vitae Germanorum philosophorum (3) p. 66 sq. — 2) Seb. Münſter's Cosmographei, in der Ausgabe von 1578, S. 465. Verbeſſert gedruckt in Maßmann's Deutſchen Abſchwörungsformeln 1839. S. 131 fg. und in den Denkm. von Müllenhoff u. Scherer 1864, S. 187. Vgl. eb. S. 492. — 3) Vgl. Alamannicarum rerum scriptores, Tom. III., ex bibliotheca Goldasti, 1730, p. 1 sq. — 4) Im dritten Theil der Alamannicarum rerum scriptores 1606. Die obige Stelle über Notker findet ſich in dieſer Ausg. S. 47 (in der Senckenberg'ſchen S. 37). Das Vater Unſer zuletzt bei Müllenhoff und Scherer Nr. LXXVIII.

Aber ſchon viel früher erhielt jenes altdeutſche Vaterunſer Johannes Stumpf von Vadianus. Dieſer (geboren zu Bruchſal im J. 1500, 1522 Pfarrer zu Bubikon im Zürcher Gebiet und Anhänger Zwingli's, geſtorben 1566 zu Zürich) [1]) theilte es 1547 in ſeiner Schweizer Chronik mit, und von ihm wieder entnahm es Conrad Geßner für ſeinen Mithridates [2]). Wie Stumpf, ſo war auch ſein berühmterer Zeitgenoſſe Aegidius Tſchudi, der größte Schweizeriſche Geſchichtsforſcher des 16. Jahrhunderts, der Beſchäftigung mit den Denkmälern der altdeutſchen Sprache zugethan. Geboren 1505 in der Kirchmatt widmete er ſich zu Baſel unter der Leitung des Heinrich Glareanus klaſſiſchen und hiſtoriſchen Studien. Er blieb zeitlebens der römiſchen Kirche anhänglich, aber von maßvoller Denkungsart. 1558 wurde er Landammann von Glarus und ſtarb im J. 1572 [3]). Mit unermüdlichem Fleiß durchforſchte er die Urkunden und Geſchichtſchreiber der Schweiz, und dies führte ihn auch zu den Denkmälern unſrer alten Sprache. Er erwähnt „ein alt bermentin Euangelibuch" „vor ſechßhundert jaren geſchriben", das ſich in dem Kloſter St. Gallen befinde, „aber", ſagt er, „vnder fünff worten merckt einer kum einß, wo nit das latin darnebend ſtünd" [5]). Es iſt die althochdeutſche Ueberſetzung von der Evangelienharmonie des Ammonius, die hier zum erſtenmal erwähnt wird. Tſchudi ſelbſt war im Beſitz einer ausgezeichneten Bibliothek. Aus ſeinem Nachlaß iſt die berühmte Handſchrift der Nibelungen in die Bibliothek zu St. Gallen gekommen [6]).

---

1) Vgl. H. J. Leu, Allgemeines Schweitzeriſches Lexicon, Thl. XVII., Zürich 1762, S. 717 fg. — 2) Vgl. Bartholomäus Schobinger's Additiones zu der obigen Schrift des Vadianus in Senckenberg's Ausgabe von Goldaſt's Rerum Alamannicarum Scriptores, III, p. 107 sq. — 3) Vgl. die Vorrede Joh. Rudolf Iſelin's zu ſeiner Ausgabe von Tſchudi's Chronik, Erſter Thl., Baſel 1734. — 4) Vgl. die vralt warhafftig Alpiſch Rhetia — durch — Gilg Tſchudi, Baſel 1538. P. ij. — 5) Ebend. — 6) F. H. v. der Hagen, Literar. Grundriß 1812, S. 80.

Die Reformation der Kirche und die deutſche Philologie. Erſte Ausgabe des Otfrid.

Die kirchliche Reformation mußte in den mannigfaltigſten Beziehungen einen höchſt bedeutenden Einfluß auf die Gründung und Entwicklung der deutſchen Philologie üben. Der Kampf gegen Rom weckte in den Deutſchen zugleich das Gefühl von dem Werth des eigenen Volkes und erinnerte an die alten Kämpfe, in denen unſere Vorfahren das römiſche Joch abgeſchüttelt und die römiſche Weltherrſchaft geſtürzt hatten. In dieſem Sinn faßte vor allen Ulrich von Hutten die Befreiung des deutſchen Volkes vom päbſtlichen Joche auf. Der Kampf gegen Rom geht bei ihm Hand in Hand mit der begeiſterten Verherrlichung des alten Arminius. Die Knechtſchaft Deutſchlands abzuſchütteln, iſt ſein hauptſächlichſtes Ziel [1]). Auch bei Luther klingt dieſe Saite bisweilen an. So in der gewaltigen Schrift an den Chriſtlichen Adel Deutſcher Nation (1520). Aber es würde wenig Verſtändniß von Luther's Weſen verrathen, wollte man hierin ſein eigentliches und hauptſächlichſtes Streben ſuchen. Sein Ziel war vielmehr ein ſtreng religiöſes. Den reinen chriſtlichen Glauben wieder herzuſtellen, dazu fühlte er ſich von Gott berufen. Aber gerade dies Beſtreben, getragen von einer ſo grunddeutſchen Natur, kam auch in hohem Maß der Förderung des deutſchen Weſens zu gute. Indem Luther die Scheidewand zwiſchen Klerus und Laien niederriß und alle Chriſten durch die Taufe zu Prieſtern berufen erklärte, mußte er zugleich darauf bedacht ſein, der ganzen Gemeinde das Wort Gottes als die Richtſchnur ihres Glaubens und Wandels zugänglich zu machen. So entſtand (1522—1534) Luther's Bibelüberſetzung. Sie vor allem wurde neben den anderen deutſchen Schriften Luther's die Grundlage unſerer neueren ſchriftſprachlichen Entwicklung, und wir werden

1) Vgl. z. B. Hutten's unvollendeten Dialog Arminius in Böcking's Ausgabe von Hutten's Werken Bd. IV., S. 407 fg., und Ranke's Schilderung Hutten's in der Deutſchen Geſchichte im Zeitalter der Reformation Bd. I. (1839), S. 415 fg.

in einem ſpäteren Abſchnitt ſehen, wie hieran wieder vorzugsweiſe die Entſtehung und Ausbildung der deutſchen Grammatik ſich angeknüpft hat. Aber auch der älteren deutſchen Sprache und Literatur gegenüber enthielt die kirchliche Reformation neue Antriebe der Forſchung [1]). Zwar mußte unläugbar der Sinn für die romantiſche Dichtung des Mittelalters durch die Reformation ebenſo, wie andrerſeits durch das Wiederaufleben des klaſſiſchen Alterthums, zunächſt beeinträchtigt werden. Aber nach einer anderen Seite hin wurde gerade die kirchliche Reformation Anlaß zu tieferer Erforſchung unſerer älteren Literatur. Die kirchliche Reformation hat ſich

---

1) Nicht wegen einer beſondern Beziehung auf die Reformation, ſondern wegen des Zuſammenhangs, in den man es mit dem Namen des großen Reformators gebracht hat, wollen wir hier eines Büchleins gedenken, das den Literatoren nicht wenig zu ſchaffen gemacht hat. Im J. 1537 erſchien zu Wittenberg ohne Nennung des Verfaſſers: Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam etymologiam restituta. Eine ſpätere Ausgabe vom J. 1554 (ſie befindet ſich auf der Erlanger Univerſitätsbibliothek) fügt hinzu: Autore reverendo D. Martino Luthero, und unter dieſem Namen iſt die Schrift dann im 16. bis 18. Jahrhundert noch oftmals gedruckt worden. Ob Luther wirklich der Verfaſſer ſei, iſt ſtreitig. (Vgl. u. A. V. E. Loescheri Literator Celta, curante J. A. Egenolf, wo der S. 104 mitgetheilte Brief des Erasmus den Streit für Luther's Autorſchaft entſcheiden würde, wenn nicht gerade die auf unſer Büchlein bezüglichen Worte in den Ausgaben der Briefe des Erasmus, — in der Londoner von 1642, Sp. 1515 —, fehlten. — S. auch J. G. Eccard. Hist. studii etymologici linguae Germanicae, 1711, p. 41 sq. F. J. Beyschlag, Sylloge variorum opusculorum, Tom. I., Halae Svevorum 1729, p. 455 sq. E. G. Reichard, Verſuch einer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt, Hamburg 1747, S. 17 fg.). Der innere Werth des Büchleins lohnt die viele Mühe nicht. Es iſt nicht ſchlechter, aber auch nicht beſſer, als die anderen mißglückten Verſuche jener Zeit, mit gänzlich ungenügenden Mitteln die deutſchen Namen etymologiſch erklären zu wollen. Deutungen, wie „Oſwalt, rectius Huſwalt, gubernator domus“, „Leupold, Hoc proprie dici debet, Liebholt, nomine composito, sicut Rathülff etc. Quasi dicas, Lieb vnd hold, amabilis et dilectus“ und viele andere der Art zeigen uns, wie jene Zeit von deutſcher Etymologie noch keine Ahnung hatte.

nämlich darauf hingewieſen, durch eine eindringende Unterſuchung der geſchichtlichen Vergangenheit ihre Stellung zu rechtfertigen. Die Anhänger der proteſtantiſchen Lehre thaten dies mit einem Eifer und einem Erfolg, der nicht nur in ihrem eigenen Lager, ſondern auch in dem ihrer Gegner eine neue Epoche der Kirchengeſchichte begründet hat. Der bedeutendſte Vertreter dieſer kirchengeſchichtlichen Forſchung war auf Lutheriſcher Seite Matthias Flacius Illyricus. Geboren im J. 1520 zu Albona auf der iſtriſchen Halbinſel, ging Matthias Vlacich als neunzehnjähriger Jüngling über die Alpen in die Länder der deutſchen Proteſtanten, machte ſeine Studien in Baſel, Tübingen und Wittenberg und wurde einer der eifrigſten und ſtreitbarſten Theologen der lutheriſchen Kirche. Wir können ſeinem ſehr unruhigen Lebensgang hier nicht weiter folgen und bemerken nur, daß er zu Frankfurt am Main am 11. März 1575 geſtorben iſt. Unter ſeinen Arbeiten nehmen die kirchengeſchichtlichen die erſte Stelle ein. Das Streben, die Ueberzeugungen der Reformation auch in früheren Jahrhunderten nachzuweiſen, veranlaßte ihn zur Sammlung und Herausgabe ſeines Catalogus testium veritatis. Einen ſolchen Zeugen der Wahrheit nun glaubte Flacius auch in Otfrid von Weißenburg und ſeinem Evangelienbuch gefunden zu haben. In der erſten Ausgabe ſeines Catalogus, die im Jahr 1556 zu Baſel erſchien, erwähnt er ihn noch nicht, aber in der zweiten, die er am 1. Februar 1562 herausgab, führt er ihn auf. Er betrieb nun mit dem ihm eigenthümlichen Eifer die Herausgabe des Werks. In dieſem Streben kam ihm der angeſehne Augsburger Arzt Achilles Pirminius Gaſſar entgegen. Dieſer (geboren zu Lindau im J. 1505, † 1577) war ein ſehr vielſeitig gebildeter Mann, wie das Verzeichniß ſeiner Schriften darthut, unter denen ſich neben den mediciniſchen auch mannigfache hiſtoriſche finden. Mit Flacius führte ihn die gleiche religiöſe Ueberzeugung zuſammen [1]). In welcher Weiſe die Handſchrift, nach welcher die erſte Ausgabe von Otfrid's Evangelienbuch

1) Vgl. Brucker de vita et scriptis A. P. Gasseri in (Schelhorn's) Amoenitates literariae Tom. X., Francof. et Lips. 1729, p. 1007 sq.

gemacht wurde, aufgefunden worden iſt, wird uns nicht berichtet. Es war, wie ſich aus der Vergleichung der Texte ergibt, die Handſchrift, die ſich jetzt auf der Heidelberger Bibliothek befindet. Dorthin iſt ſie mit den übrigen Schätzen der Bücherſammlung des Ulrich Fugger durch deſſen Vermächtniß gekommen. In Fugger's Bibliothek zu Augsburg wurde ſie aufgefunden und im Jahr 1560 von Gaſſar abgeſchrieben [1]), der eifrigen Antheil nahm an der Förderung des großen kirchengeſchichtlichen Werks der Magdeburger Centurien, das unter der Leitung ſeines Freundes Flacius erſchien. Gaſſar ſuchte nun einen Verleger für die Herausgabe des Otfrid und briefwechſelte darüber mit Conrad Geßner in Zürich [2]). Aber ſeine Bemühungen waren vergeblich. Da nahm Flacius die Sache ſelbſt in die Hand und erreichte im Jahr 1571 ſein Ziel [3]). In dieſem Jahr erſchien zu Baſel die erſte Ausgabe von Otfrid's Evangelienbuch unter dem Titel: „Otfridi evangeliorum liber: ueterum Germanorum grammaticae, poeseos, theologiae, praeclarum monimentum. Euangelien Buch, in altfrenckiſchen reimen, durch Otfriden von Weiſſenburg, Münch zu S. Gallen, vor ſibenhundert jaren beſchriben: Jetz aber mit gunſt deß geſtrengen ehrenueſten herrn Adolphen Hermau Riedeſel, Erbmarſchalck zu Heſſen, der alten Teutſchen ſpraach vnd gottsforcht zuerlernen, in truck verfertiget. Basileae MDLXXI." Flacius ſchickt dem Gedicht eine lateiniſche und deutſche Vorrede voraus, in denen er die Gründe, die ihn zu ſeinem Unternehmen bewogen, darlegt. Seine erſten und hauptſächlichſten Gründe ſiud, wie ſich denken läßt, religiöſe. Was Otfrid ſelbſt als den Beweggrund ſeiner Dichtung angibt, die Menſchen vom Singen und Leſen unnützer oder ſchädlicher Lieder und Schriften zum heilſamen Leſen und Singen des Evange-

1) Gaſſar's Abſchrift iſt noch vorhanden im Schottenkloſter zu Wien. S. Kelle's Einleitung zum Otfrid, S. 124. — 2) Epistolarum medicinalium Conradi Gesneri libri III, Tiguri 1577, Bl. 23b. 24. 26b. 28. — 3) Vgl. über dieſe erſte Ausgabe die Einleitung Kelle's zu ſeiner Ausgabe des Otfrid, Bd. I. (Regensburg 1856) S. 100 fg., und dazu, was Preger, Flacius Illyricus II., 470 fg. ſagt.

liums einzuladen, das wolle auch er. Wenn man alles Alterthümliche ſchon um ſeines Alterthums willen bewundere, wie viel mehr müßten Alle dies uralte Denkmal hochhalten, das überdies die heilige Lehre darbiete. Hier habe man für den jetzt heftig entbrannten Streit, ob die Menge die heilige Schrift in der Volksſprache leſen dürfe, eine leuchtende Entſcheidung, daß in der Zeit der Karolinger es nicht nur für recht und der Religion entſprechend gegolten habe, daß das Volk die heilige Schrift in Händen habe, ſondern auch, daß es dieſelbe in volksthümlichen Weiſen überall ſinge und feiere.

In dem Inhalt des Otfrid'ſchen Evangelienbuchs glaubt Flacius den Beweis zu finden, daß der Verfaſſer die proteſtantiſche Lehre von der Gnade gehabt habe. Der eine von ſeinen Beweisgründen iſt freilich ſonderbar genug. Flacius mißverſteht nämlich die Ueberſchrift des Erſten Buchs: „Incipit liber evangeliorum domini gratia Theotisce conscriptus“, dahin, daß er domini gratia für den Nominativ und den Titel des Werks nimmt. Das Buch ſei „Gratia dei, die gnad Gottes genant worden.“ Mehr Gewicht läßt ſich auf ſeinen anderen Beweisgrund, auf die von ihm angeführte Stelle aus dem erſten Buch [1]) legen. Aber wenn auch für Flacius die religiöſen Gründe obenan ſtehen, ſo entgehen ihm doch auch die übrigen nicht. „Wiewol wann gleich kein andere vrſach were,“ ſagt er in der zweiten Vorrede, „warumb die freie vnd ehrliebende Teutſchen ſolten diß Buch lieb haben vnd hochachten, ſo iſt dieſe wichtig vnd groß genug, das nach dem alle menſchen gern von jhren eltern vnd vorfarn viel wiſſen wöllen, auch alles ſo bei juen gewonlich vnd gebreuchlich, hochhalten, weil auch alle menſchen gern etwas beides von den vralten, vnd von frembden ſpraachen wiſſen: ſo muß jhe gar ein ſtock, vnd ſo zureden, kein rechter Teutſcher ſein, der nit auch gern etwas wiſſen wolt von der alten ſpraach ſeiner vorfarn vnd eltern, welches man dann auffs beſt vnd leichteſt auß dieſem Buch haben vnd vernemmen kan.“ Und was er hier

1) I, 2, 43—46. Vgl. jedoch Kelle in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Otfrid. S. 107.

in derben Worten den ehrliebenden Deutschen an's Herz legt, das führt er in der lateinischen Vorrede in mehr wissenschaftlicher Weise aus. Die Kenntniß dieses Buches und seiner Sprache werde sehr viel beitragen zur Erforschung der Etymologieen und Ursprünge der deutschen Wörter und überhaupt zur volleren Erkenntniß dieser Sprache. Denn die Verzweigungen der verschiedenen Wörter würden aus jenen ersten Thematibus oder (wie die hebräischen Grammatiker sich ausdrückten) Wurzeln abgeleitet, und aus jenem alten Gebrauch der Wörter könne ihre gegenwärtige Bedeutung und ihr Gebrauch und Mißbrauch gründlicher erkannt werden. Kurz, man könne ohne alles Bedenken sagen, daß ohne diese Art von Etymologicum dieser Sprache Niemand sie völlig und gründlich erforschen könne. — Man erkennt an diesen treffenden Bemerkungen den umfassenden Linguisten, der Flacius war. Aber man würde sich täuschen, wenn man nun von der Anwendung seiner Grundsätze sowohl in Bezug auf seine Etymologieen, als auf seine Ausgabe des Otfrid zu viel erwartete. Die Aufgabe war zu neu und die Kenntniß der alten Sprache noch viel zu ungenügend, als daß etwas Anderes als ein nur mangelhafter Text zu Stande kommen konnte. Einen nicht geringen Theil des Verdienstes, daß die Ausgabe doch wenigstens so wurde, wie sie ist, hat ohne Zweifel Pirminius Gassar in Anspruch zu nehmen. Die „Erklerung der alten Teutschen worten", die dem Gedicht vorausgeschickt wird und die von Gassar herrührt, beweist trotz aller Verstöße, daß er sich in das Lexikalische der Sprache hineinzuleben suchte. Einen wesentlichen Fortschritt in der Beurtheilung des Ganzen zeigen Gassar und Flacius darin, daß sie, auf den Angaben des Trithemius fußend, Otfrid von Weißenburg als den Verfasser erkennen. Und unter allen Umständen hatte man den Herausgebern für ihre Ausgabe Dank zu wissen, da sie über anderhalb Jahrhunderte, bis zum Jahr 1726, die einzige blieb. [1])

1) Ein weiteres Eingehen auf diese Editio princeps des Otfrid und die daran sich knüpfenden Fragen gestattet hier der Raum nicht. Ich verweise auf Kelle's Einleitung zu seiner Ausgabe des Otfrid (B. I, Regensburg 1856), und über Flacius überhaupt auf: Wilhelm Preger, Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit. Erlangen I. 1859; II. 1861.

Die Anfänge der vergleichenden Sprachforschung und die germanische Philologie.

Die germanische Philologie hat in ihrer ganzen Entwicklung in enger Wechselbeziehung zur vergleichenden Sprachforschung gestanden. Wir werden dies Verhältniß in seiner tiefsten Bedeutung kennen lernen, wenn wir den großartigen Aufschwung zu schildern haben, den die germanische Philologie in neuerer Zeit genommen hat. Aber schon in ihren Anfängen wachsen beide Wissenschaften gemeinsam empor. Wenn es auch nicht an einzelnen vorangehenden Versuchen fehlt, so war doch der eigentliche Gründer der neueren Linguistik Conrad Geßner, jener reich begabte Gelehrte, den die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft als Bahnbrecher verehren. Conrad Geßner, oder, wie er sich in seinen lateinischen Werken schreibt, Gesnerus wurde geboren zu Zürich den 26. März 1516. Sein Vater, ein unbemittelter Kürschner, vermochte die zahlreiche Familie kaum zu ernähren. So hatte der junge Geßner eine sehr harte Jugend zu durchleben. Aber es wurde ihm ein guter klassischer Schulunterricht zu Theil, und auch zur Beobachtung der Natur legte der Aufenthalt des Knaben bei seinem Großoheim, dem Caplan Frick, der ein Freund der Pflanzenkunde war, den ersten Grund. Als sein Vater in dem Treffen am Zugerberge im Jahr 1531 gefallen war, wurde Geßner auf Empfehlung des Myconius Famulus bei Capito in Straßburg, wo er sich besonders im Hebräischen vervollkommnete. Entscheidend aber wurde für seine Entwicklung, daß ihm ein Züricher Stipendium die Möglichkeit verschaffte, seine Studien im Jahr 1533 in Bourges, 1534 in Paris fortzusetzen. In den reichen Bibliotheken von Paris legte er den Grund zu der umfassenden Kenntniß der alten und neuen Literatur, die ihm dann bei allen seinen Unternehmungen zu Statten kam. Im Jahr 1535 übernahm er eine Schulstelle in seiner Vaterstadt Zürich, die ihn nöthigte, für sehr geringe Besoldung die Elemente des Lateinischen und Griechischen zu lehren. In demselben Jahr heirathete er ein armes Mädchen. Nichtsdestoweniger trieb ihn seine unermüdliche Wißbegier im folgenden Jahr nach Basel zu gehen,

um dort Medicin zu ſtudieren. Klaſſiſche und naturwiſſenſchaftliche Studien giengen auch hier bei ihm Hand in Hand. Im September 1537 erhielt er die Profeſſur der griechiſchen Sprache an der neu errichteten Akademie zu Lauſanne. Zwei Stunden täglich erklärte er griechiſche Klaſſiker, für ihn eine leichte Aufgabe, ſo daß er Zeit genug behielt für ſeine literariſchen Arbeiten und ſeine Neigung zur Botanik. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Lauſanne erhielt er durch Vermittlung ſeiner Freunde in Zürich ein Stipendium zur Fortſetzung ſeiner mediciniſchen Studien. Er gieng nach Montpellier und bereicherte dort ſeine anatomiſchen und botaniſchen Kenntniſſe. Nachdem er im Jahr 1541 zu Baſel Doctor der Medicin geworden war, kehrte er in ſeine Vaterſtadt Zürich zurück, wo er dann bald eine Profeſſur der Phyſik und Naturgeſchichte erhielt. Seine Lage blieb aber fortwährend eine äußerſt dürftige. Denn auch ſeine Ernennung zum erſten Stadtarzte brachte ihm nur zwanzig Gulden Zulage. Erſt nach langjährigem Warten und wiederholten Bittſchriften erhielt er auf Betrieb ſeines Freundes, des Theologen Bullinger im Jahr 1558 ein anſtändiges Auskommen. Aber ſeine Geſundheit war durch die lange drückende Dürftigkeit bei rieſenmäßigen Arbeiten gebrochen. Doch weder durch die Gichtſchmerzen, gegen welche die warmen Bäder in Baden im Aargau nur vorübergehend Linderung gewährten, noch durch die Abnahme ſeiner Körperkräfte ließ ſich Geßner an der unermüdlichen Fortſetzung ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten hindern. Bei der verheerenden Peſt, die im Jahr 1564 und 65 Zürich heimſuchte, bot er mit größter Aufopferung, wo er es vermochte, ärztliche Hülfe; aber nachdem er ſo Manchem das Leben gerettet, wurde er ſelbſt am 13. December 1565 von der ſchrecklichen Krankheit hingerafft.

Die wiſſenſchaftliche Thätigkeit Conrad Geßner's iſt wahrhaft Staunen erregend. Durch ſein großes Werk über die Thiere wird er der Begründer der neueren Zoologie, durch ſeine botaniſchen Forſchungen ein Mitbegründer der neueren Botanik; und derſelbe Mann verfaßt ein gelehrtes griechiſch-lateiniſches Wörterbuch, gibt den Stobaeus in ſehr verbeſſertem Text und mit einem Commentar heraus, der von ſeiner umfaſſenden Kenntniß der Griechen zeugt,

ſchreibt außerdem auf alle den genannten Gebieten und auf dem der Medicin eine Unzahl tüchtiger Schriften und wird durch ſeine im J. 1545 erſchienene Bibliotheca universalis der Gründer der neueren Literaturwiſſenſchaft.

Aus dieſem Zuſammenwirken der verſchiedenſten wiſſenſchaftlichen Thätigkeiten entſprang auch die Richtung in Geßner's Studien, mit der wir es hier zu thun haben. Wenn wir ſein großes Thierwerk durchblättern, ſehen wir ſeine ſprachvergleichenden Beſtrebungen gleichſam vor unſern Augen entſtehen. Er beginnt die Beſchreibung jedes Thieres mit der Aufzählung der Namen, die es in den verſchiedenen ihm irgend erreichbaren Sprachen hat, und ſchließt ſie mit etymologiſchen, literariſchen und culturgeſchichtlichen Bemerkungen über die Beziehungen des geſchilderten Thieres. Schon dieſer Anſchluß der mannigfachſten ſprachlichen Bezeichnungen an die beobachteten Gegenſtände ſelbſt mußte dem Trieb der Sprachvergleichung Nahrung geben. Aber es war noch eine andere Seite, welche der vergleichenden Sprachforſchung den Boden bereitete, nämlich das Studium der Bibel und ihre Uebertragung in die verſchiedenſten Sprachen der Völker. Verband ſich mit dem Allen die klaſſiſch-philologiſche Gründlichkeit und das univerſelle literariſche Intereſſe, die Geßner auszeichnen, ſo waren die Bedingungen gegeben zur Entſtehung der vergleichenden Sprachforſchung.

Die Schrift, in welcher Geßner ſeine linguiſtiſchen Forſchungen niederlegte, führt den Titel: Mithridates. De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt, Conradi Gesneri Tigurini observationes. Anno MDLV. Tiguri excudebat Froschoverus. In der Widmung des Buches an den Engländer Johannes Balaeus ſagt Geßner: „Es gibt in der That eine große Mannigfaltigkeit der Sprachen und Mundarten, durch welche die Menſchen die Gedanken des Geiſtes unter einander ausſprechen und ſich darüber verſtändigen. Es ſcheint aber nicht ſowohl eine Sache der Neugierde, als der wiſſenſchaftlichen Bildung zu ſein, daß wir einſehen, welche Sprachen mehr oder weniger unter einander verwandt, welche gänzlich verſchieden ſind. Denn da allein

der Menſch unter den Thieren ſowohl mit Vernunft, als mit Sprache begabt iſt, ſo gehört es nach meiner Ueberzeugung zu den Studien eines gebildeten und philoſophiſchen Geiſtes, die Verſchiedenheiten der Rede und der Sprachen zu kennen. Ich veröffentliche deshalb das, was ich auf dieſem Gebiet, wie es eben gehen wollte, beobachtet habe, nicht als etwas Vollendetes und nach Gebühr Ausgearbeitetes, ſondern ſo viel ich eben gegenwärtig zu leiſten vermochte, nur wie ein Merkzeichen, wodurch angeregt und vielleicht auch gefördert Andere nach mir Alles fleißiger und vollkommener behandeln mögen." In der Abhandlung ſelbſt gibt Geßner erſt ſeine allgemeinen Bemerkungen über die Verſchiedenheiten der Sprachen. Er knüpft daran an, wie ſeine Zeit mit dem Studium der drei Sprachen: des Griechiſchen, des Lateiniſchen und des Hebräiſchen, das Evangelium habe erwachen ſehen, und wie das Evangelium durch Bücher und Predigt auch unter die übrigen Völker verbreitet werde. Darauf ſtellt er die Nachrichten der Alten über die Zahl und Verſchiedenheit der Sprachen zuſammen. Die hebräiſche Sprache iſt nach ſeiner eigenen Anſicht die erſte und älteſte von allen und die einzige reine und unvermiſchte. Nach einigen zum Theil treffenden, zum Theil natürlich noch ſehr unvollkommenen Bemerkungen über die Miſchung der Sprachen, den Urſprung der Wörter u. ſ. w. geht er dann zu einer alphabetiſchen Aufzählung der Sprachen über, indem er unter jeder das einträgt, was ihm darüber bekannt geworden. Man findet hier nicht Weniges, was man in einem Werk aus der Mitte des 16. Jahrhunderts kaum erwartet, und freut ſich der raſtloſen, überallhin gerichteten Beobachtung des unermüdlichen Gelehrten. Andererſeits geben uns die Anſichten des größten Linguiſten ſeiner Zeit einen Maßſtab dafür an die Hand, welche großartigen Fortſchritte die Sprachforſchung in den folgenden drei Jahrhunderten gemacht hat. Ich will in dieſer Beziehung zu dem, was oben über die hebräiſche Sprache ausgehoben worden iſt, nur noch das Eine hinzufügen, daß Geßner die Sprachen ſo eintheilt, daß auf der einen Seite das Griechiſche und Lateiniſche, auf der anderen die barbariſchen Sprachen ſtehen. Doch will er auch das Hebräiſche von den barbariſchen Sprachen ausnehmen,

weil dasselbe einerseits die älteste und wie die Mutter der anderen, andrerseits die heilige und göttliche Sprache sei [1]). Die übrigen Sprachen aber scheidet er wieder in solche, die ganz und gar barbarisch sind, das heißt, mit der griechischen und lateinischen gar nichts gemein haben, wie unsere deutsche; und in fehlerhafte (soloecae), wie dem Latein gegenüber das Italienische, Spanische und Französische [2]). Doch entgehen ihm andererseits die vielfachen Berührungen der deutschen und der griechischen Sprache nicht, und mit Berufung auf Dalberg [3]), Aventin [4]), Andreas Althamer [5]) und Sigismund Gelenius [6]) weist er auf die vielen dem Griechischen und Deutschen gemeinsamen Wörter hin [7]).

Was uns hier vor allem angeht, sind Geßner's Ansichten über die germanischen Sprachen. Er hat sie in mehreren besonders eingehenden Abschnitten seines Mithridates niedergelegt und dann späterhin noch ergänzt in der Vorrede, die er zu Josua Maaler's im Jahr 1561 erschienenen Dictionarium Germanicolatinum schrieb. Da Geßner in bedeutendem Umfang kannte, was seine Vorgänger über den Gegenstand geschrieben hatten, auch selbst mit Vorliebe gerade die germanischen Sprachen behandelte, so bietet er uns ein Bild von dem Zustand der damaligen Kenntnisse: einerseits, wie weit sie bereits gelangt, und andrerseits, wie weit sie noch zurück waren. Suchen wir nach beiden Seiten eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Vor allem berührt uns wohlthuend der

---

1) Mithridates Bl. 3. — 2) Pandectarum sive partitionum universalium Conradi Gesneri — libri XXI, Tiguri 1548, Bl. 34. — 3) Ueber Johannes Dalberg's Zusammenstellung griechischer und deutscher Wörter s. Trithemius' Polygraph. 1518, l. VI, Bl. 4. — 4) s. o. S. 22. — 5) Andreas Althamer, Scholia zur Germania des Tacitus bei Schard I (1574) p. 64 sq. — 6) Sigismund Gelenius in seinem Lexicon symphonum quo quatuor linguarum Europae familiarium, Graecae scilicet, Latinae, Germanicae ac Sclauinicae concordia consonantiaque indicatur, Basileae 1537, stellt viele Wörter jener Sprachen zusammen, doch nur nach scheinbarem Gleichklang, und ohne zwischen Urverwandtem und Entlehntem zu unterscheiden. — 7) Mithridates Bl. 34 b.

warme Eifer, mit dem Geßner ſeinen Gegenſtand behandelt [1]). Er kennt ſo ziemlich die Ausbreitung der damaligen germaniſchen Sprachen. Außer dem Deutſchen in ſeinen verſchiedenen Mundarten gibt er vom Flandriſchen und Frieſiſchen Beſcheid [2]). Er weiß, daß die ſkandinaviſchen Sprachen dem Deutſchen nahe verwandt ſind; unter dem Artikel De lingua Germanica theilt er im Mithridates auch in isländiſcher Sprache das Vaterunſer mit [3]). In der Vorrede zum Maaler fügt er es dann auch in ſchwediſcher Sprache hinzu, und bemerkt dabei, das Isländiſche, Norwegiſche, Gothiſche, Schwediſche und Däniſche ſeien unter ſich ähnlich und ſtünden dem Sächſiſchen nicht allzufern [4]). Das Engliſche kennt er als eine Miſchſprache, aber mit weit überwiegender germaniſcher Grundlage. Er hat gehört, daß noch vor wenig Jahren weit weniger franzöſiſche und lateiniſche Wörter im Engliſchen geweſen ſeien, an denen es jetzt ſo überreich ſei. Denn in der Unterhaltung haſchten viele danach und in ihren Schriften miſchten ſie dieſelben ein als Blumen und Schminke (veluti flosculos ac pigmenta), ſo daß das Volk ohne Ueberſetzung ſie nicht verſtehen könne. Der größte Theil jedoch ſei jetzt noch ſächſiſch. Bücher aber, die vor zwei oder dreihundert Jahren in England geſchrieben ſeien, gehörten faſt ganz der ſächſiſchen Sprache an [5]). Innerhalb der deutſchen Sprache geht Geßner den einzelnen Mundarten nach. Er verzeichnet die ihm bekannten Unterſchiede zwiſchen der ſchweizeriſchen und ſchwäbiſchen Mundart, wie ſie namentlich in der Vertretung des ſchweizeriſchen î durch ei, des û durch au und in ſo manchen anderen Punkten ſich zeigen [6]). Aus Fabian Franck [7]) theilt er eine Reihe von Eigenthümlichkeiten anderer deutſcher Mundarten mit [8]). Unter den deutſchen Mundarten, ſagt er, meinen Einige, ſei die, deren ſich die Oberdeutſchen (superiores Germani)

1) Geßner's Vorr. zu Maaler's Dictionarium. Vgl. u. das 5. Kapitel unſeres Buchs. — 2) Mithridates Bl. 39. — 3) Mithridates Bl. 40. — 4) — „similes inter se sunt aque Saxonica non alienae.“ Praef. zum Maaler Bl. 4 rw. — 5) Mithridates Bl. 8 rw. — 6) Mithrid. Bl. 38. — 7) S. u. — 8) Mithrid. Bl. 40 fg.

bedienen, die beste und vorzüglichste und am wenigsten verdorben. Manche ertheilen der Leipziger Gegend (wo auch Luther seine Bücher geschrieben habe) die erste Stelle in Bezug auf Feinheit der Sprache; Andere halten vielmehr die Sprache der Augsburger, noch Andere die der Basler in den meisten Stücken für richtig [1]). Die Sprache der Schweizer, das ist, wie Geßner sagt, die des oberen Deutschlands, bezeichnet er als gleichsam die deutsche Gemeinsprache (communis Germanica lingua) [2]). Auch über die deutsche Verskunst gibt Geßner anziehende Bemerkungen. Viele schrieben gereimte Verse; Gedichte aber, in denen die Quantität der Sylben beobachtet werde, Niemand. Er selbst habe sich einst, wenn auch mit wenig Glück, in deutschen Hexametern versucht. Und darauf theilt er einige merkwürdige Proben davon mit [3]). Geßner beschränkt sich endlich nicht auf die germanischen Sprachen der Gegenwart, er läßt sich auch auf das Altdeutsche ein. Im Mithridates theilt er eine althochdeutsche Uebersetzung des Vaterunser und des apostolischen Symbolums mit und fügt hinzu, er höre, daß auch der Psalter in ähnlicher Weise übersetzt im Kloster des heiligen Gallus vorhanden sei [4]) In der Vorrede zum Maaler führt er eine Strophe aus Otfrid's Evangelienbuch an [5]) und verbindet damit die Bemerkung: „Vor kurzem hat der berühmte Augsburger Arzt Achilles P. Gasserus versprochen, er werde die Evangelien dieses Otfrid, so wie sie von ihm übertragen worden sind, von seiner Hand sorgfältig abgeschrieben mir zur Herausgabe schicken." Das ist dann auch geschehen. Geßner wählte sich eine Probe für die zweite Ausgabe seines Mithridates aus, doch diese Ausgabe kam nicht zu Stande. Einen Verleger für den Otfrid konnte Geß-

---

1) Praef. zu Maaler Bl. 4 rw. — 2) Ebend. Daß Geßner an dieser Stelle unter nostra lingua die der Schweizer mit ihren i (= ei) und û (= au) versteht, ergibt sich aus dem Mithrid. Bl. 37 mitgetheilten Vaterunser „in lingua Germanica communi, uel Helvetica." — 3) Mithrid. Bl. 36 rw. — 4) Sowohl diese Nachricht, als die von Geßner mitgetheilten althochdeutschen Stücke stammen von Joachim Vadianus. S. o. S. 30. — 5) Praef. zu Maaler's Dictionarium Bl. 6b.

ner dem Gaſſar nicht verſchaffen[1]), und ſo erſchien der Otfrid erſt ſechs Jahr nach Geßners Tod durch die gemeinſamen Bemühungen des Gaſſar und des Flacius Illyricus. Auch auf die Grundlagen zu einer deutſchen Literaturgeſchichte richtete Geßner ſein Augenmerk. Am Schluß der Vorrede zum Maaler ſpricht er den Wunſch aus, daß ein ähnliches Werk, wie er ſelbſt es in ſeiner Bibliotheca universalis für die griechiſche, lateiniſche und hebräiſche Literatur geliefert hatte, über das Deutſche erſcheinen möchte, und erbietet ſich, dem, der ein ſolches unternehmen wolle, ſeine nicht geringen Sammlungen über die deutſchen Bücher bereitwillig zu überlaſſen.

Wir ſehen aus alle dem, wie der fleißige und univerſelle Gelehrte nach den verſchiedenſten Seiten hin die richtigen Wege betritt. Zu ſehr Vielem, was in der ſpäteren Entwicklung der Wiſſenſchaft zur Entfaltung kam, erblicken wir die Keime ſchon bei Geßner. Wollte man aber aus dieſen Andeutungen den Schluß ziehen, daß Geßner bereits den Entdeckungen und Erwerbungen nahe geweſen ſei, die uns die Geſchichte der germaniſchen Philologie in den folgenden drei Jahrhunderten vorführen wird, ſo würde man ſich ſehr täuſchen. Aus dem Geſichtspunkt, den wir jetzt einnehmen, erſcheinen uns vielmehr Geßner's Beſtrebungen, ſo ehrenwerth ſie für ihre Zeit ſind, nur als die erſten ſchwachen Anfänge. Gleich die genauere Betrachtung der von Geßner mitgetheilten kurzen Sprachproben zeigt uns, daß er von dem Bau und Weſen der älteren, ſo wie der ihm ferner liegenden gleichzeitigen germaniſchen Sprachen keine Ahnung hatte[2]). Dasſelbe tritt uns entgegen, wenn wir die Etymologieen, die er entweder ſelbſt macht oder von Anderen ohne Mißbilligung entlehnt, in's Auge faſſen. So meint er z. B. der Götternamе Alcis bei Tacitus (Germ. 43) ſei nichts Anderes als das ſchwäbiſche Halgen, id est sancti. Denn die Aſpiration werde von den Lateinern oft weggelaſſen, und die Conſonanten

1) S. die Auszüge aus den Epistol. medicinal. Conradi Gesneri in Kelle's Ausgabe des Otfrid I, S. 100 fg. — 2) Vgl. z. B. die Strophe, die er aus Otfrid anführt, ſo wie die übrigen in Geßner's Mithridates mitgetheilten Sprachproben.

c und g seien mit einander verwandt [1]). In Bezug auf die ältesten germanischen Völkerverhältnisse steht Geßner's Wissen, wie das seiner mitforschenden humanistischen Zeitgenossen, weit über Allem, was man ein Jahrhundert früher davon kannte. Denn Cäsar, Tacitus, Ammianus Marcellinus u. s. w. [2]) stehen ihm zu Gebote, und er fußte auf den Forschungen seiner unmittelbaren Vorgänger, namentlich des Beatus Rhenanus und des Aventinus [3]). Aber von einer kritischen Sichtung der Quellen, wie sie uns jetzt zur zweiten Natur gehört, ist auch bei Geßner noch wenig die Rede. Die Fabeleien des untergeschobenen Berosus führt er ganz arglos als historische Quelle an [4]). Den Hunibald, das Machwerk des Trithemius, stellt er neben Gregor von Tours für die Geschichte der Franken [5]). Das Angeführte, das sich durch sehr viele ähnliche Züge erweitern ließe, wird hinreichen, um sich von Geßner's wirklichem Wissen eine richtige Vorstellung zu machen. Zum Schluß will ich noch einen Gegenstand berühren, der uns in die ersten Anfänge eines der wichtigsten Zweige der germanischen Philologie einen vorläufigen Blick thun läßt. Mit besonderem Eifer geht Geßner in seinem Mithridates den Spuren der alten Gothen nach. Die Eigennamen ihrer Fürsten bezeugen ihm ihre germanische Sprache. Aus Jakob Ziegler [6]) und Josaphat Barbarus [7]) sucht er das Fortleben der Gothen am Schwarzen Meer zu erweisen. Noch aber weiß er (1555) nichts davon, daß sich Reste jener uralten Sprache handschriftlich erhalten haben. Doch während er im letzten Jahrzehend seines Lebens für eine zweite erweiterte Ausgabe des Mithridates fortsammelt, erhält er (um 1563) von Johann Wilhelm Reyffenstein, der sich damals unweit Stolberg aufhielt und von Georg Cassander aus Köln einige Proben der alten gothischen Sprache selbst [8]). Er würde sie ebenso, wie den Otfrid, den ihm

---

1) Mithrid. Bl. 35. — 2) Vgl. Mithrid. Bl. 32. — 3) Mithrid. Bl. 25; 32. — 4) Mithrid. Bl. 31 rw.; Bl. 34, rw. — 5) S. u. A. Geßner's Pandectae (1548) Bl. 135 b. — 6) Mithrid. Bl. 27 b. — 7) Ebend. Bl. 43. — 8) S. Geßner's Brief an Gassar vom 22. April 1563 in Epistolarum medicinalium Conradi Gesneri — libri III, Tiguri 1577, Bl. 28.

ſein gelehrter Freund Gaſſar in Augsburg mittheilte, für die zweite Ausgabe ſeines Mithridates benützt haben [1]). Aber bevor dieſe zu Stande kam, ereilte ihn der Tod.

Die deutſchen Juriſten und die germaniſche Philologie.

Die Rechtsverſtändigen ſtehen in einer zwiefachen Beziehung zur Gründung und Fortbildung der germaniſchen Philologie. Erſtens haben ſie einen weſentlichen Antheil an der Feſtſetzung der deutſchen Schriftſprache; und zweitens werden ſie durch das Studium der altdeutſchen Rechtsquellen auch auf die Erforſchung der altdeutſchen Sprache und Literatur geführt. Die erſtere Seite werden wir ſpäter noch berühren. Was aber die zweite betrifft, ſo werden wir in der Folgezeit das Feld der altdeutſchen Philologie mit Vorliebe von Juriſten angebaut finden. In dieſer Periode aber, im Zeitalter der Reformation, begegnen wir nur den erſten ſchwachen Anfängen dieſer Beſtrebungen. Wir müſſen uns nämlich erinnern, daß wir es hier nicht mit der Rechtsgelehrſamkeit als ſolcher zu thun haben, ſondern nur mit der Erforſchung der altdeutſchen Sprache und Literatur, inſofern dieſelbe von Seite der Rechtsgelehrſamkeit gefördert wurde. Hier ſind es vorzüglich zwei Gebiete, welche die Rechtsgelehrſamkeit mit der Sprachforſchung in Verbindung ſetzen, nämlich erſtens die alten germaniſchen Volksrechte, die ſogenannten leges barbarorum, und zweitens die Rechtsbücher aus den ſpäteren Jahrhunderten des Mittelalters. Was nun zuerſt dieſe letzteren betrifft, ſo werden ſie im Lauf des 15. und 16. Jahrhunderts in zahlreichen Ausgaben durch den Druck veröffentlicht. Aber dieſe Veröffentlichungen haben damals noch mit der deutſchen Philologie wenig zu thun. Sie haben nicht den Zweck, die alten Rechtsbücher als Denkmäler einer vergangenen Zeit zu erforſchen, ſondern ſie ſollen dem praktiſchen Bedürfniß dienen, inſofern jene Rechtsbücher noch als lebendes Recht galten [2]). So wichtig deshalb dieſe Be-

1) Ebend. — 2) Des Sachsenspiegels erster Theil, her. von Homeyer (3) 1861, S. 73.

strebungen für die deutsche Rechtsgeschichte sind, so fern liegen sie der deutschen Philologie. Anders verhält es sich mit den altgermanischen Volksrechten. Zu diesen führt ein geschichtlich wissenschaftliches Streben, und es ist aller Ehren werth, daß trotz der überwältigenden Herrschaft, die damals das römische Recht über die juristischen Köpfe ausübte, doch einzelne Gelehrte sich auch jenen Resten des alten deutschen Rechts zuwandten. So Johannes Sichard, geboren 1499 zu Bischofsheim an der Tauber, 1525 Professor der Rhetorik in Basel, 1530 in Freiburg Schüler des Ulrich Zasius im römischen Recht, 1535 bis zu seinem Tode 1552 Professor des Codex in Tübingen [1]). Im Jahr 1530 veröffentlichte Sichard zu Basel zum ersten Mal die Leges Ribuariorum, Bajuvariorum und Alamannorum. Ihm folgte Johannes Herold. Geboren zu Höchstädt an der Donau 1511, studierte er zu Basel Theologie und Geschichte, erhielt eine Landpfarrei im Baseler Gebiet, zog aber 1546 wieder nach Basel, um sich ganz literarischen Arbeiten zu widmen. Er lebte noch im J. 1566 [2]). Im Jahr 1557 gab er zu Basel eine Sammlung der germanischen Volksrechte heraus, die außer den von Sichard veröffentlichten auch noch die meisten übrigen in lateinischer Sprache aufgezeichneten enthielt. Diese Ausgaben der Volksrechte waren noch sehr unvollkommen [3]), und erst der Versuch, die in ihnen enthaltenen auch sprachlich germanischen Elemente zu erläutern [4]), wurde dann später der Anlaß zu altgermanischen Sprachstudien. Aber doch war es von nicht geringer Wichtigkeit, daß vorläufig nur irgend ein Text dieser unschätz-

---

1) Melchior Adam., Vitae Germanorum jureconsultorum (3) 1706, p. 40. Stintzing, Ulrich Zasius, 1857, S. 286. O. Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen I, 1860, S. 8. II, 1864, S. 42. — 2) Bayle, Dictionnaire hist. et critique s. n. Escher in Ersch's und Gruber's Allgem Encyklop., Zweite Section, Thl. 6 (1829) S. 404—406. — 3) Vgl. Johannes Merkel's Einleitung zur Lex Alamannorum in seiner Ausgabe derselben bei Pertz, Monum., Leges, Tom. III, p. 28, 1. 29, 5. 4) Die von Herold versprochenen Erläuterungen sind nicht erschienen (Merkel l. l. p. 29, 2.)

baren Reste des altgermanischen Lebens den Forschern in die Hand gegeben war. Wenn wir Johannes Herold nicht seines Standes, sondern nur der eben besprochenen Arbeit wegen in diesem Abschnitt erwähnen, so können wir schließlich noch eines Juristen von Beruf gedenken, der uns zeigt, welchen Antheil die Rechtsgelehrten auch schon in unserer Periode an der Erforschung der germanischen Sprachen nahmen. Wolfgang Hunger, geb. zu Wasserburg um 1511, Professor des römischen Rechts an der Universität Ingolstadt, gest. 1555 zu Augsburg als Kanzler des Bischofs von Freising [1]), schrieb gegen den Franzosen Bovillus eine Linguae Germanicae vindicatio, worin er einen Theil der französischen Wörter aus dem Deutschen abzuleiten suchte. Herausgegeben wurde dies Buch erst im Jahr 1586 zu Straßburg durch den Sohn des Verfassers.

Drittes Kapitel.

Die Thätigkeit auf dem Gebiete der älteren germanischen Sprachen vom Ausgang des 16ten Jahrhunderts bis zum J. 1665.

Schon bei den ersten Anfängen der germanischen Philologie haben wir neben den Humanisten und Theologen die Juristen betheiligt gesehen. Dieser Antheil der Juristen an der Förderung der altgermanischen Studien wächst in der nächstfolgenden Zeit in solchem Maß, daß vorzugsweise Juristen als Vertreter dieser Studien zu nennen sind: Männer, wie Friedrich Lindenbrog, Marquard Freher und Melchior Goldast; und auch der bedeutendste deutsche Grammatiker des 17ten Jahrhunderts, Justus Schottelius, war seinem Lebensberuf nach Jurist. Es ist dieselbe Zeit, in welcher das Stu-

1) Jo. Nep. Mederer, Annales Ingolstadiensis academiae, P. I, Ingolstadii 1782, p. 175. 208. 211.

dium des deutſchen Rechts in Verbindung mit dem der deutſchen Geſchichte und des deutſchen Alterthums durch Hermann Conring (geb. 1606 zu Norden in Oſtfriesland, 1632 Profeſſor an der Univerſität Helmſtädt, geſtorben 1681) einen ſo bedeutenden Aufſchwung nahm [1]).

Friedrich Lindenbrog wurde im J. 1573 zu Hamburg geboren. Sein Vater Erpold Lindenbrog lebte dort als kaiſerlicher Notar und hat ſich durch mannigfache Schriften über die ältere deutſche Geſchichte, beſonders aber durch ſeine Ausgabe des Adam von Bremen bekannt gemacht. Der Sohn bezog um das J. 1594 die Univerſität Leiden und widmete ſich dort neben der Rechtswiſſenſchaft philologiſchen und hiſtoriſchen Studien. Unter ſeinen Lehrern werden auch Bonaventura Vulcanius und Paulus Merula genannt, die wir als die Mitgründer der germaniſchen Philologie in den Niederlanden werden kennen lernen. Er durchreiſte hierauf England, Frankreich und Italien und kehrte dann in ſeine Vaterſtadt Hamburg zurück, wo er im J. 1648 als ein angeſehener Rechtsgelehrter geſtorben iſt. Friedrich Lindenbrog verband auch als Schriftſteller die antik klaſſiſche Gelehrſamkeit mit den altgermaniſchen Studien. Er gab den Statius und den Terenz heraus und ſtand mit den Koryphäen der klaſſiſchen Philologie, mit Joſeph Scaliger und Iſaak Caſaubonus, in regem Verkehr. Seine vorzüglichſte Thätigkeit aber wendet er den Quellen der älteren deutſchen Geſchichte zu. Er gibt den Ammianus Marcellinus, den Jornandes, Paul Warnefridi und Anderes heraus. Sein Hauptwerk aber iſt der im J. 1613 erſchienene Codex legum antiquarum, eine neue Recenſion der lateiniſch geſchriebenen germaniſchen Volksrechte, welcher Lindenbrog ein Gloſſarium zur Erläuterung der dunkleren Wörter beifügte. Dieſe Arbeiten führten ihn immer mehr dem Studium der älteren germaniſchen Sprachen zu, und im

1) Conring's Leben vor Hermanni Conringii epistolarum syntagmata duo, Helmstadii 1694. Sein Hauptwerk de origine juris Germanici erſcheint 1643. Ueber Conring's epochemachende Bedeutung ſiehe O. Stobbe's Geſchichte der deutſchen Rechtsquellen II (1864) S. 418 fg.

J. 1633 fand ihn Hugo Grotius mit der Ausarbeitung eines Lexikons der altdeutschen Sprache beschäftigt [1]). Lindenbrog kam zwar mit diesem Werk nicht zu Stande, aber schon der Versuch dazu blieb nicht ohne Nachwirkung. Unter Lindenbrog's Sammlungen, die er mit seiner übrigen Bibliothek seiner Vaterstadt Hamburg vermachte, fanden sich neben manchem Anderen auch die althochdeutschen Glossen, die dann im J. 1729 Eckhart veröffentlicht hat [2]). Von besonderer Bedeutung aber war es, daß Lindenbrog auf seinen wiederholten Reisen nach England mit den englischen Gelehrten in Verbindung trat, die sich die Erforschung des Angelsächsischen zur Aufgabe gemacht hatten, mit Heinrich Spelman und Wilhelm Camden. Unter Lindenbrog's nachgelassenen Papieren fand man Legum Anglicarum libri IV a Lindenbrogio latine versi [3]).

In Deutschland waren vorzüglich Marquard Freher und Melchior Goldast die Genossen Friedrich Lindenbrog's in Erforschung des deutschen Alterthums. Marquard Freher, der Sohn eines angesehenen Rechtsgelehrten, wurde geboren zu Augsburg im J. 1565. Er studierte zuerst in Altdorf, dann in Bourges die Rechte und wurde an letzterem Orte im J. 1585 durch den berühmten Cujacius zum Licenciatus juris gemacht. Er wurde darauf pfälzischer Rath und 1596 zum Professor Codicis in Heidelberg designiert. Im J. 1598 gab er diese Stellung auf, indem er vom Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zu wichtigen diplomatischen Geschäften verwendet wurde. Er starb zu Heidelberg im J. 1614 [4]). Freher warf sich mit unermüdlichem Eifer auf die Erforschung des deut-

---

1) S. den Brief des Hugo Grotius an Johannes Cordesius vom 11. Apr. 1633 in Hugonis Grotii epistol. Amstel. 1687, p. 112. — 2) Commentarii de rebus Franciae orientalis II, 991—1002. — 3) Joann. Molleri Cimbria literata, Tom. III, p. 423. Moller's Werk bin ich auch in den obigen Angaben über Lindenbrog's Leben gefolgt, da sie einen zuverlässigeren Eindruck machen, als die zum Theil abweichenden des 1723 zu Hamburg erschienenen „Leben der Berühmten Lindenbrogiorum." — 4) Paul. Freher. Theatrum virorum eruditione clarorum, Noribergae 1688, p. 1002 sq.

ſchen Rechts und der deutſchen Geſchichte und nimmt durch ſeine Schriften auf beiden Gebieten eine geachtete Stellung ein. Dieſe Arbeiten führten ihn auch auf das Studium der alten germaniſchen Sprachdenkmäler, und einige der wichtigſten unter den kleineren derſelben verdanken ihm ihre Herausgabe. So veröffentlichte er im J. 1609 zuerſt eine der älteſten hochdeutſchen Ueberſetzungen des Vaterunſers und des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes aus der Abſchrift eines St. Galler Codex [1]); darauf im J. 1610 eine angelſächſiſche Ueberſetzung des Dekalogs, des Vaterunſers und des apoſtoliſchen Symbolums. Im J. 1611 gab er von neuem die Eide der Könige und der Völker zu Straßburg vom J. 842 heraus, die zuerſt P. Pithoeus in ſeiner Ausgabe des Nithard (1588) veröffentlicht hatte. In den Anmerkungen, die Freher dieſen kleinen Denkmälern hinzufügt, zeigt er ſich bekannt mit den damals ſchon veröffentlichten altdeutſchen Schriften, mit Otfrid [2]), mit Notker's Vaterunſer und apoſtoliſchem Symbolum, wie es Stumpf, Geßner und Vadian (bei Goldaſt 1606) mittheilen [3]). Er kennt und fördert die wichtigen Veröffentlichungen Goldaſt's, mit denen wir uns im Folgenden beſchäftigen werden, und berückſichtigt das gothiſche Vaterunſer bei Bonaventura Vulcanius (1597) und Janus Gruter (1602) [4]). Ebenſo ſind ihm die angelſächſiſchen Veröffentlichungen der Engländer nicht unbekannt [5]). Aber Freher beſchränkt ſich nicht auf das Gedruckte. Er kennt auch die damals noch ungedruckten Pſalmen Notker's [6]) und benutzt Kero's und Anderer althochdeutſche Gloſſen [7]). Die St. Galler Handſchrift von Notker's Pſalmen befand ſich (1602) eine Zeit lang durch Schobinger's Vermittlung zu Heidelberg [8]), und Freher erzählt

---

1) Handſchrift zu St. Gallen bei Müllenhoff und Scherer Nr. LVII. 2) Orationis dominicae et symboli apostolici Alamannica versio vetustissima. Marq. Freheri notis exposita 1609 Bl. 3. 6. — 3) Ebend. Bl. 3. — 4) Ebend. Bl. 4. — 5) Er führt Lambard's Ἀρχαιονομία (Lond. 1568) an in ſeiner Ausg. des agſ. Decalogus u. ſ. w. 1610, Bl. 5. — 6) Ebend. Bl. 7. — 7) Ebend. Bl. 6. — 8) Virorum Cll. ad Goldastum epistolae, Francof. 1688, p. 80.

ſelbſt, daß er ſie ganz durchgearbeitet habe, wünſcht aber zu wiederholtem Studium eine Abſchrift derſelben [1]). — Freher wurde in der Kraft ſeiner Jahre hingerafft. Er trug ſich mit einer Menge von Planen. Er bereitete eine neue Ausgabe des Williram und des Otfrid vor [2]) und wollte ein Lexicon, oder Etymologicum Alamannicum ſchreiben [3]).

Sehr verſchieden von Freher's ruhiger und geordneter Lebensbahn war die ſeines Freundes und Arbeitsgenoſſen Melchior Goldaſt. Geboren im J. 1576 [4]) zu Biſchofzell unweit St. Gallen von reformierten Eltern erhielt Melchior Haiminsfeld Goldaſt ſeine Jugendbildung in ſeiner Vaterſtadt. Zum Jüngling herangereift gieng er zuerſt nach Ingolſtadt, dann (1595) nach Altdorf, um ſich dem Studium des Rechts und der Philologie und Geſchichte zu widmen. An Fleiß und Eifer läßt er es nicht fehlen, und bald zieht ſein bedeutendes Talent die Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer und Genoſſen auf ſich. Aber drückende Armuth verfolgt ihn von Jugend an, und eine gewiſſe Unruhe ſeines Weſens treibt ihn von einer Lebenslage in die andere, ohne ihn jemals ein dauerndes Lebensglück erreichen zu laſſen. Im J. 1598 in ſeine Heimath zurückgekehrt fand er in dem wohlhabenden Rechtsgelehrten Bartholomäus Schobinger zu St. Gallen einen Freund und freigebigen Gönner. Geboren zu St. Gallen im J. 1566 [5])

1) Freher's Brief an Goldaſt vom 10. Aug. 1605. Ebend. S. 121. — 2) Die 1631 in Worms erſchienene Ausgabe des Williram (Goedeke, Grundrisz zur Gesch. der deutschen Dichtung I. (1859) S. 13) und Freher's Emendationes et annotationes zum Otfrid, Worms 1639 (Otfr. v. Kelle I. Einl. S. 104) kenne ich nur aus zweiter Hand. Ich habe dieſe Bücher auf einer Anzahl der berühmteſten deutſchen Bibliotheken vergeblich geſucht. — 3) Melch. Adam., Vitae Germanorum Jureconsultorum (3) 1706, p. 221. — 4) Oder 1578. S. Henr. Christian. Senckenberg, Melchioris Goldasti memoria, Francof. 1730 (vor Senckenberg's Ausg. von Goldaſt's Rer. Alam. scriptores) p. 2. — 5) S. die Angabe Marcus Welſer's in ſeinem Brief an Goldaſt vom 8. Sept. 1604 in den Virorum Cll. ad Goldastum epistolae 1688, p. 119. Ueber Schobinger und ſeine Familie vgl. auch H. J. Leu, Allgem. Schweitzeriſches Lexicon, Thl. XVI, Zürich 1760, S. 425 fg.

theilte Schobinger Goldaſt's Eifer für die Erforſchung des deutſchen Alterthums, aber ſchon im J. 1604 wurde er ihm durch den Tod entriſſen [1]). Von Schobinger unterſtützt hielt ſich Goldaſt eine Zeit lang in Bern, Genf und Lauſanne auf, gieng dann im Gefolge des Herzogs von Bouillon nach Heidelberg und Frankfurt, wurde (1604) Hofmeiſter eines Barons von Hohenſax zu Hohenſax und Forſteck, hielt ſich dann wieder abwechſelnd in Zürich, Biſchofzell und St. Gallen auf, bis er im J. 1606 nach Frankfurt überſiedelte, wo er ſich durch Herausgeben und Corrigieren von Büchern nährte. Wir können hier Goldaſt nicht in allen ſeinen Verſuchen, eine feſte Stellung zu gewinnen, verfolgen. Im J. 1611 wurde er an den Weimar'ſchen Hof berufen, 1615 gieng er als Rath des Grafen von Schaumburg nach Bückeburg, 1625 kehrte er wieder nach Frankfurt zurück. Da er aber die Ueberführung ſeiner Bibliothek von Bückeburg nach Frankfurt in den damaligen kriegeriſchen Zeitläuften nicht für ſicher hielt, ſo übergab er ſie der Stadt Bremen zur Aufbewahrung. Im J. 1627 wurde er zum Rath des Kaiſers und des Churfürſten von Trier ernannt. Zuletzt trat er in die Dienſte des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt. Von ſeinem neuen Herrn nach Gießen berufen iſt er im Anfang des Jahrs 1635 daſelbſt geſtorben [2]). Man muß ſich das unruhige und wechſelvolle Leben Goldaſt's gegenwärtig halten, um ſeine bedeutenden wiſſenſchaftlichen Verdienſte richtig zu würdigen. Während eines von Armuth und mannigfacher Drangſal erfüllten Lebens iſt er unermüdlich thätig in Veröffentlichung von Quellen der deutſchen Geſchichte und des deutſchen Rechts und in Abfaſſung juriſtiſcher und hiſtoriſcher Schriften. Aber freilich hat er ſeinen Ruf als Sammler und Herausgeber dadurch befleckt, daß er ſich nicht ſcheut, Geſetze u. ſ. f. zu erdichten und ſeine Fälſchungen unter die echten Denkmale einzuſchmuggeln [3]). Auf dem Gebiet der altdeutſchen

1) Virorum Cll. ad Goldastum epist. p. 114. — 2) Die obigen Angaben über Goldaſt's Leben ſind entnommen aus Seckenberg's Goldasti memoria 1730. Vgl. auch den Artikel Goldast bei Bayle. — 3) Vgl. Hermann Conring's, der ſonſt Goldaſt's Verdienſte wohl zu würdigen weiß, ſcharfes Urtheil in ſeiner Schrift De origine juris Germanici, 1695, p. 27 sq.

Sprache und Literatur kommt dieſe üble Seite Goldaſt's weniger in Betracht, und wir dürfen hier ſeine Verdienſte um ſo höher anſchlagen. Goldaſt hat in mehreren ſeiner Werke zu Erweiterung unſerer Kenntniß der altdeutſchen Sprache und Literatur weſentlich beigetragen. In ſeinen Alamannicarum rerum scriptores aliquot vestuti, Francofurti 1606, veröffentlicht er zum erſtenmal die althochdeutſchen Gloſſen des Hrabanus Maurus de partibus corporis [1]) und die Schrift desſelben de inventione linguarum [2]), worin ſich u. A. ein Runenalphabet [3]) findet. Ebenſo macht er zum erſtenmal Mittheilungen aus der dem Kero zugeſchriebenen althochdeutſchen Ueberſetzung der Benedictinerregel, indem er die lateiniſchen Wörter alphabetiſch ordnet und jedesmal die althochdeutſche Ueberſetzung hinzufügt [4]). Daß in eben dieſem Werk die Schrift des Vadianus, worin ſich die Stücke aus Notker finden, abgedruckt iſt, haben wir früher ſchon erwähnt [5]). Ebenſo gibt hier Goldaſt zwei bereits früher veröffentlichte althochdeutſche katechetiſche Denkmäler in beſſeren Texten [6]). Schon 1601 hatte er in ſeinen Anmerkungen zum Valerianus Cimelenſis ein kleines Stück aus der St. Galler Handſchrift von Notker's Pſalmen mitgetheilt [7]).

Aber bei weitem wichtiger als alles dies waren Goldaſt's Veröffentlichungen aus der mittelhochdeutſchen Lyrik. Die deutſche Lyrik des 12. und 13. Jahrhunderts war am Beginn der neueren Zeit faſt ganz verſchollen. Man hatte zwar in den Ueberlieferungen der Meiſterſänger eine dunkle und verworrene Kunde von dem Daſein jener früheren Dichter. Aber ihre Gedichte ſelbſt waren im

1) Tom. II, p. 89. — 2) Ebend. p. 91. — 3) Einen Theil dieſes Runenalphabets hatte ſchon Wolfgang Lazius veröffentlicht. S. o. S. 27. Vgl. W. Grimm, Ueber deutſche Runen 1821, S. 79. — 4) Tom. II, p. 64—122. — 5) S. o. S. 29. — 6) Tom. II, p. 173. 174. Zu dem Symbolum p. 173 vgl. Müllenhoff und Scherer Nr. XCIII. Zu der Beichte p. 174 vgl. die deutſchen Abſchwörungsformeln, her. von Maßmann, 1839, S. 42, Nr. 27. Müllenhoff u. Scherer Nr. LXXII. — 7) S. Valeriani Cimelensis episc. De bono disciplinae sermo. S. Isidori Hisp. episc. de praelatis fragmentum. Melior Hamenvelto Goldastus dedit cum collectaneis 1601, p. 82.

16. Jahrhundert vergeſſen. Wie weit die Kenntniß auch der gelehrteſten Forſcher in dieſer Beziehung reichte, erſehen wir aus einem Werk, das gegen den Schluß jenes Jahrhunderts geſchrieben worden iſt. Im J. 1598 nämlich verfaßte Cyriacus Spangenberg (geb. zu Nordhauſen im J. 1528 [1]), geſt. zu Straßburg 1604) [2]) ein Buch: „Von der edlen unnd hochberuembten Kunſt der Muſica unnd deren Ankunfft, Lob, Nutz unnd Wirkung, auch wie die Meiſterſenger auffkhommenn vollkhommener Bericht“ [3]), zu Ehren der löblichen und ehrſamen Geſellſchaft der Meiſterſinger in der freien Reichsſtadt Straßburg. Aus dieſem Buch, das handſchriftlich von den Meiſterſängern zu Straßburg aufbewahrt und in großen Ehren gehalten wurde, ſehen wir, daß die letzten Ausläufer der mittelhochdeutſchen Lyrik: Frauenlob [4]) und Regenboge [5]), ſo wie der Renner des Hugo von Trimberg [6]), in der Erinnerung noch fortlebten. Dagegen ſind die Dichtungen der Blüthenzeit ſo unbekannt, daß Spangenberg ſelbſt von Walther von der Vogelweide nur eine ſchwache Kunde aus zweiter Hand hat [7]). Dies Dunkel ſollte ſich nun mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts lichten. Die Freiherren von Hohenſax, deren Stammſchloß im Rheinthal oberhalb des Bodenſees gelegen iſt, waren im Beſitz der koſtbaren Liederhandſchrift, die jetzt nach mannigfachen Schickſalen eine der größten Zierden der kaiſerlichen Bibliothek in Paris bildet. Während des 16. Jahrhunderts findet ſich nur bei dem ſchweizeriſchen Geſchichtſchreiber Johannes Stumpf eine kurze Erwähnung dieſer Handſchrift [8]). Aber da er keins ihrer Lieder mittheilt, gieng ſeine Anführung ſpurlos vorüber. Anders geſtaltete ſich die Sache, als gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Handſchrift den drei Gelehrten bekannt

---

1) Joh. Gg. Leuckfeld, Historia Spangenbergensis, Quedlinburg 1712, S. 1 und S. 6, Anm. f. — 2) Ebend. S. 79. — 3) Herausgegeben durch Adelbert von Keller, Stuttgart 1861. Die großen Initialen rühren von mir her. — 4) Ebend. S. 131. — 5) Ebend. S. 132. — 6) Ebend. S. 127 fg. — 7) Ebend. S. 124. — 8) S. die Geschichte der Manesischen Handschrift vor (Bodmer's) Sammlung von Minnesingern, I., Zyrich 1757, S. XV.

wurde, die damals allen Anderen in der eifrigen Erforschung des deutschen Alterthums vorangiengen, nämlich Freher, Schobinger und Goldast. Freher, der die Handschrift auf dem Schlosse Forsteck bei ihrem Besitzer, dem Freiherrn Johann Philipp von Hohensax, gesehen und benutzt hatte [1]), betrieb nach dessen Tod auf das eifrigste die Erwerbung derselben für den Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, Schobinger schrieb einen großen Theil derselben ab [2]), und Goldast war der erste, der Bruchstücke aus ihr durch den Druck bekannt machte. Er that dies zuerst im J. 1601 in seinen Collectaneen zu dem Bruchstück des Isidorus Hispalensis de Praelatis [3]). Drei Jahre darauf machte Goldast weitere und größere Mittheilungen, indem er in seiner Paraeneticorum veterum pars I., Insulae ad Lacum Acronium (d. i. Lindau) 1604 hinter einer Anzahl lateinischer Schriften den „Künig Tyro von Schotten", den Winsbeken und die Winsbekin abdrucken ließ. Allen dreien fügte er erläuternde Anmerkungen hinzu mit zahlreichen Auszügen aus den übrigen Theilen der großen Liederhandschrift. Bei allem Ungeschick, das dem ersten Anlauf nothwendig ankleben mußte, sehen wir Goldast in manchen Dingen auf dem rechten Wege. Er vermißt sich nicht, die alten Dichter durch bloßes Rathen verstehen zu wollen, sondern er sucht, die Bedeutung ihrer Ausdrücke durch zahlreiche Parallelstellen zu erklären [4]). Dies kommt dann neben-

1) Freher's Brief an Goldast vom 26. Sept. 1601, in Virorum Cll. ad Goldastum epistolae 1688, p. 58. — 2) Freher's Brief an Goldast vom 23. Jan. 1608, ebend. p. 226, und Goldast vor dem 3. Theil der Alam. rer. scriptores 1606, Bl. 6b. — 3) In der oben S. 54 angef. Ausg. S. 120. 153 fg. — 4) Vgl. z. B. Goldast's Bemerkungen über von schulden S. 355 fg., über wiht S. 390, über scham S. 445 fg., über Minne S. 454 fg. Am schwächsten sind natürlich Goldast's etymologische Versuche. (Vgl. z. B. 361 kurn. S. 362 Kürisser). Aber doch fällt ihm auch hier glücklich auf, daß das deutsche f das griechische und lateinische p vertritt und er sammelte dafür (S. 489) eine Menge von Belegen. Freilich stellt er dann ebenda den Uebergang des lat. p in deutsches pf mit dem von p in f auf Eine Linie, indem er zugleich auch für letzteren Uebergang eine große Anzahl von Belegen gibt.

bei der Sache um so mehr zu gut, als dem Leser eine Menge von Versen und ganzen Strophen aus den mittelhochdeutschen Lyrikern vorgeführt werden. So sind nun hier und in den Anmerkungen zum Valerianus Cimelensis neben vielem Anderen zum erstenmal Verse unseres größten alten Lyrikers, Walther's von der Vogelweide, durch den Druck veröffentlicht. „Optimus vitiorum censor ac morum castigator acerrimus" nennt ihn Goldast [1]). Was Männer wie Goldast und Freher unsern alten Dichtern zuführt, ist freilich zunächst der Gebrauch, der sich von ihnen machen läßt zur Erläuterung der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Niemand, sagt Goldast, kann die Gebräuche des Lehenswesens gehörig erläutern, niemand die mittelalterlichen Geschichtschreiber, niemand die Benennungen der Aemter und Würden verstehen ohne jene altdeutschen Schriften. Er selbst habe die Sitten und Einrichtungen unserer Vorfahren nicht verstanden, bis er ihre eigenen Schriften gelesen habe [2]). — Aber obwohl dies der Ausgangspunkt war, so findet sich doch ungesucht auch die Freude an den Dichtungen selbst ein. Wahrhaft naiv spricht dies der kaiserliche Rath Johann von Schellenberg aus, dem Goldast als einem großen Gönner der geschichtlichen Studien seine deutschen Paraenetiker gewidmet hatte. „Jucundum certe fuit, sagt er in einem Brief an Schobinger, antiquorum Germanorum vocabula et proverbia legere; nec satis mirari possum, nobiles etiam illo saeculo taliter, qualiter literis instructos, et martialia ingenia cantilenis istis amatoriis mansueta reddidisse" [3]). So haben auch Goldast [4]) und Freher [5]) ihre Freude an jenen Liedern selbst. Der gelehrte Marcus Welser in Augsburg ergötzt sich vor allem an König Tyrol und dem Winsbeken und wünscht dringend die Herausgabe der ganzen Liederhandschrift [6]), und Friedrich Taubmann, der witzige Herausgeber des Plautus, ist hingerissen von Goldast's Mittheil-

1) Ebend. S. 420. — 2) Ebend. S. 348. — 3) Ebend. S. 271. — 4) Paraenetici vet. p. 263. 266. 346. — 5) Freher an Goldast d. 26. Sept. 1609 in den Virorum Cll. ad Goldastum epist. 1688, p. 58. — 6) Welser an Goldast d. 8. Sept. 1604. Ebend. S. 120. —

ungen und empört, daß man dieſe Schätze echt deutſcher Poeſie ſo lange vernachläſſigt habe [1]). Der Churfürſt Friedrich IV. von der Pfalz hatte das größte Verlangen, die koſtbare Liederhandſchrift ſelbſt zu beſitzen. Er ruht nicht, bis er ſie endlich (1607) durch Freher und Goldaſt für ſeinen Heidelberger Bücherſchatz erworben hat [2]). Er vertraut ſie dannn noch einmal (1609) Goldaſt an, um die von Schobinger begonnene Abſchrift zu vollenden, dringt aber auf baldige Zurückgabe [3]).

Wenn wir die Studien Goldaſt's überblicken, ſo erhalten wir eine Vorſtellung von dem damaligen Umfang der altdeutſchen Kenntniſſe. Außer dem bereits oben bei Freher und bei Goldaſt ſelbſt Erwähnten kennt er das deutſche Heldenbuch, Ecken Ausfahrt, den hörnen Siegfried und den Herzog Ernſt [4]); dann den Wigalois des Wirnt von Gravenberg [5]), des Stricker's Karl [6]), die mittelhochdeutſche Paraphraſe des Alten Teſtaments [7]), den Renner des Hugo von Trimberg [8]) und einiges Andere. Dagegen ſind ihm die Nibelungen [9]), Wolfram's Parzival [10]) und Hartmann's Iwein [11]) unbekannt, wenigſtens damals, als er die Paraenetiker herausgab. Sehen wir nun auch, wie gerade das Wichtigſte Goldaſt noch abgieng, und ſind die von ihm veröffentlichten Texte auch nichts weniger als kritiſch, ſo war doch ein ſchöner Anfang gemacht zu weiterem Fortſchreiten. Goldaſt hatte auch noch weit gehende

---

1) S. Taubmann's Praefatio zu ſeiner Ausgabe von Virgil's Culex, Wittebergae 1609. — 2) Virorum Cll. ad Goldastum epist. p. 176. 177. 180. 185. 186. 193. 205. — 3) Ebend. p. 327. — 4) Paraenet. vet. p. 346 sq. Vgl. »Anonymus in Ecken Vsfart« p. 364. — 5) Ebend. S. 368. 378. — 6) Ebend. S. 359. — 7) Ebend. S. 359. 367. 372. — 8) Virorum Cll. ad Goldastum epist. 1688, p. 249. 294. 298. — 9) Vgl. die Aufzählung in den Paraenet. p. 346 sq. — 10) Zu Tyrol 42 bemerkt Goldaſt Paraenet. p. 384: »Flenetnise etc. Amphartys. Fabula ignota nobis, quam qui indicauerit, ei praemium indicinae dabitur.« »Li Romans de Parceual« citiert er p. 378. 400. 414. — 11) Zur Winsbekin 11 ſagt Goldaſt Paraenet. p. 448: »Lunet Historiam non legimus«. Dann führt er Stellen aus Tanhuſer und Wirnt's Wigalois an, in denen Lunete genannt wird.

Plane. Er wollte die ganze Heidelberger (jetzt Pariſer) Liederhandſchrift veröffentlichen [1]) und gieng mit einer Herausgabe von Notker's Pſalmen um [2]). Aber von alle dem kam nichts zu Stande. Nur einige weitere Mittheilungen aus jener berühmten Liederhandſchrift hat Goldaſt (1611) noch gemacht [3]). Die gewitterſchwüle Zeit vor dem Ausbruch des großen Religionskrieges war umfaſſenden buchhändleriſchen Unternehmungen der Art nicht günſtig [4]), und als nun vollends der Krieg ſelbſt entbrannte, war an die Ausführung ſolcher Plane nicht weiter zu denken. Die koſtbaren Heidelberger Bücherſchätze wurden geraubt (1623), Goldaſt's eigene Papiere wurden zum Theil (1625) nach Bremen geflüchtet, und erſt mehr als ein Jahrhundert ſpäter kam allmählich das zur Ausführung, was ſchon Goldaſt und Freher im Sinne gehabt hatten. Aber ihre Arbeit war nicht verloren. Denn nicht nur blieb ſie länger als ein Jahrhundert die Quelle, aus der alle Folgenden ſchöpften [5]), ſondern wir werden ſpäter ſehen, wie auch noch im 18., ja bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein der weitere Fortſchritt der Wiſſenſchaft mit ihr zuſammenhängt [6]).

So ſehr der ſchreckliche dreißigjährige Krieg allen wiſſenſchaftlichen Unternehmungen in den Weg trat, ſo waren doch auch die Jahre von 1618 bis zum Schluß unſrer Periode (1665) für die Vermehrung des altdeutſchen Quellenmaterials nicht ganz unfruchtbar. Der gelehrte Jeſuit Chriſtoph Brower (geb. zu Arnheim 1559, geſt. zu Trier 1617) [7]) hatte ſchon in ſeinen Antiquitates Fuldenses (1612) eine bereits von Flacius und Gaſſar in ihrem Otfrid (1571) veröffentlichte althochdeutſche Beichtformel

---

1) Paraenet. p. 266. Freher an Goldaſt d. 10. Aug. 1605 in den Viror. Cll. epist. 1688, p. 121. Ebend. (1607) p. 176. — 2) Freher an Goldaſt 10. Aug. 1605 a. a. O. S. 121. — 3) In ſeiner Replicatio pro Sac. Caesarea — majestate, Hanoviae 1611, p. 281 sq. — 4) Welſer an Goldaſt 8. Sep. 1604, a. a. O. S. 119. — 5) Vgl. J. Grimm, Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang, 1811, S. 122. — 6) S. u. in unſerem zweiten und dritten Buch. — 7) Vgl. Wyttenbach in Erſch's u. Gruber's Allgem. Encykl. Thl. 13 (1824) S. 101. 102.

von neuem aus einer Fuldaer Handschrift mitgetheilt [1]). In den nach seinem Tod herausgegebenen Antiquitates annalium Trevirensium (1626) findet sich zuerst die merkwürdige altniederrheinische Interlinearversion eines Theiles eines Capitulars aus dem 9. Jahrhundert [2]). Ein anderes kleines, aber äußerst werthvolles Denkmal: das sächsische Taufgelöbniß aus dem 8. Jahrhundert, wurde veröffentlicht aus dem Nachlaß des vielseitigen und grundgelehrten Lucas Holstenius (geb. zu Hamburg 1596, um 1627 in Paris zur römischen Kirche übergetreten, gest. in Rom 1661) [3]) zu Straßburg 1664 in den Miscella antiquae lectionis des Buchhändlers Simon Paulli. Auch ein bedeutendes poetisches Denkmal wurde in jener Zeit zum erstenmal veröffentlicht. Im J. 1639, dem letzten seines Lebens, gab nämlich Martin Opiz, der berühmte Gründer der schlesischen Dichterschule, zu Danzig das Gedicht über den heiligen Anno heraus. So Vieles selbstverständlich Text und Anmerkungen zu wünschen lassen, so zeugen die letzteren doch von einem eifrigen und nicht erfolglosen Studium der bis dahin veröffentlichten altdeutschen Werke, und besonders anziehend ist es, zu sehen, welch bedeutenden Eindruck Goldast's Anführungen aus den mittelhochdeutschen Lyrikern auf den Anfänger der neueren deutschen Dichtung gemacht haben. Ihre „anmuthsvollen" Verse wecken in ihm das „sehnliche Verlangen" nach weiteren Mittheilungen, und als Goldast gestorben ist, ohne seinen wiederholten Mahnungen nachzukommen, hofft er, Lucas Holstenius werde nun den größtentheils nach Rom entführten Schatz alter Dichtungen zur Ehre Deutschlands heben [4]).

1) Brower, Fuldensium antiquitatum libri IIII, Antverpiae 1612, p. 158, 159. Es ist Nr. LXXII bei Müllenhoff und Scherer, und dieselbe, die wir oben S. 54 bei Goldast erwähnt haben. — 2) Die Stadtbibliothek zu Trier besitzt ein Exemplar jener äußerst seltenen Ausgabe von 1626. S. Wyttenbach a. a. O. Das Stück ist dann öfters wieder herausgegeben, aber immer auf Grundlage von Brower's Text, da die Handschrift noch nicht wieder aufgefunden ist. Müllenhoff und Scherer S. 477. — 3) Joh. Molleri Cimbria literata III, 321 sq. — 4) Incerti Poetae Teutonici Rhythmus de Sancto Annone. — Martinus Opitius primus ex membrana veteri edidit et Animadversionibus illustravit, Dantisci 1639, p. 30. Vgl. p. 15.

Viertes Kapitel.

Die grammatiſche Behandlung der deutſchen Sprache bis zum Jahr 1665.

Die deutſche Grammatik im ſechzehnten Jahrhundert.

Wie bei anderen Völkern, ſo iſt auch bei den Deutſchen nicht die wiſſenſchaftliche Forſchung, ſondern das praktiſche Bedürfniß der erſte Anlaß zur grammatiſchen Behandlung der eigenen Sprache geworden. Sobald man anfängt, eine Sprache zu ſchreiben, zeigt ſich auch die Nothwendigkeit, gewiſſe, wenn auch noch ſo elementare grammatiſche Feſtſetzungen zu treffen. Und ſo ſehen wir denn auch wirklich ſchon in der althochdeutſchen Periode, zumal bei den St. Gallern, die erſten Anfänge davon. Zu einer eigentlichen deutſchen Grammatik aber bringt es erſt das Neuhochdeutſche. Bei deren Entſtehung dürfen wir nicht außer Acht laſſen, daß die grammatiſchen Kategorien nicht von den deutſchen Grammatikern erſt entdeckt worden ſind; vielmehr ſind ſie ihnen von den Römern überliefert, und dieſe haben ſie wieder von den eigentlichen Entdeckern, den Griechen, erhalten. So hängt die Entſtehung der deutſchen Grammatik auf das engſte mit den Ueberlieferungen des klaſſiſchen Alterthums zuſammen. In der That ſehen wir auch, gleichſam als ein Vorſpiel für das Hervortreten der deutſchen Grammatik ſelbſt, in der Zeit der wieder erwachenden klaſſiſchen Studien das Deutſche zunächſt nur als ein Hülfsmittel zur Erleichterung des Lateinlernens benutzt. So in der lateiniſchen Grammatik, die der bayeriſche Geſchichtſchreiber Johannes Turmair, nach ſeinem Geburtsort Abensberg Aventinus genannt (geb. 1477, † 1534) [1]), im J. 1512 zu München unter dem Titel herausgab: Grammatica omnium vtilissima et brevissima. — Sunt vbique dictionum significata vernacula lingua addita. Preterea translatio casuum et temporum in nostram linguam

1) S. o. S. 19 fg.

Eorundemque formatio brevis et elegans etc. Eine deutſche Grammatik kann man das natürlich noch nicht nennen. Eine ſolche entſteht vielmehr und entwickelt ſich mit der Entſtehung und Ausbildung der neuhochdeutſchen Schriftſprache. Und wie dieſe ſich an die kaiſerliche Kanzlei und dann an die Form anknüpft, welche die deutſche Gemeinſprache in Luther's Schriften angenommen hatte, ſo ſehen wir dieſe beiden Elemente auch die Grundlage der deutſchen Grammatik bilden. Der erſte, von dem uns berichtet wird, daß er eine Grammatik der deutſchen Sprache unternommen habe, war Hans Krachenberger, kaiſerlicher Rath und Secretarius am Hofe Friedrich's III. und Maximilian's I. Das opus grammaticale de lingua Germanica certis adstricta legibus war ſeine letzte Arbeit. Er iſt darüber hingeſtorben, ohne ſie zu vollenden und zu veröffentlichen [1]).

Wie nahe die Entſtehung der deutſchen Grammatik mit dem Aufkommen der deutſchen Schriftſprache zuſammenhieng, zeigt ſich auch an der Art, wie man allmählich zu einer vollſtändigen deutſchen Grammatik gelangte. Das nächſtliegende Bedürfniß nämlich, das zuerſt Befriedigung erheiſchte, war die Kunſt, richtig zu ſchreiben. Die Bemühungen um die deutſche Grammatik beginnen daher mit Anweiſungen zur deutſchen Orthographie. Dieſe Schriften haben es theils auf eine Anleitung zur Schreiberei abgeſehen, theils faſſen ſie das Leſen- und Schreibenlernen des ganzen Volkes mit beſonderer Rückſicht auf die religiöſe Lektüre in's Auge. Der erſteren Gattung gehört urſprünglich ein vorzügliches kleines Buch an, das Magiſter Fabian Frangk, „Burger zum Buntzlaw," im Jahr 1531 unter dem Titel herausgab: „Teutſcher Sprach Art vnd Eygenſchafft. Orthographia, Gerecht Büchſtäbig Teutſch

1) S. Engelb. Klüpfel, De vita et scriptis Conradi Celtis, Friburgi Brisgoviae 1827, p. 179. Dies Unternehmen des Secretärs Kaiſer Maximilian's ſtimmt merkwürdig zu Luther's Ausſpruch: Kaiſer Maximilian und Kurfürſt Friedrich haben im römiſchen Reich die deutſchen Sprachen alſo in eine gewiſſe Sprache gezogen. (Luther's Tiſchreden, Eisleben 1566, Bl. 578).

zuſchreiben. New Cantzlei, ietz bräuchiger, gerechter Practick, Formliche Miſſiuen vnd Schrifften an iede Perſonen rechtmeſſig zuſtellen, anffs kürtzſt begriffen". Frangk war geboren zu „Aßlaw" (Aſſel im Regierungsbezirk Liegnitz), lebte, als er ſein Buch zum erſtenmal herausgab, zu Bunzlau und wurde ſpäter nach Frankfurt an der Oder berufen, um dort eine deutſche Schule zu gründen [1]). Hier arbeitete er ſeine Schrift um und gab ſie ſehr erweitert und mehr für die Zwecke der Schule eingerichtet im Jahr 1538 [2]) von neuem heraus. Wir finden den Verfaſſer (ſchon 1531) auf dem richtigen Wege, die gemeinſame deutſche Schriftſprache von den landſchaftlichen Mundarten zu unterſcheiden. Er hat ſich unter den verſchiedenen Mundarten Deutſchlands umgeſehen und die eigenthümliche Ausſprache des Franken, Bayern, Schleſiers und „Meichßners", des Oberländers und Niederländers, belauſcht. Aber er hat gefunden, daß nirgends das Schriftdeutſche geſprochen wird [3]). Vielmehr beantwortet er die Frage: „Warauß man recht vnd reyn Teutſch lerne" dahin: „Wer aber ſölche mißbreuch meiden, vnd rechtförmig Teutſch ſchreiben, odder reden wil, der muß Teutſcher ſprachen auff eins Lands art vnd brauch allenthalben, nicht nachuolgen. Nützlich vnd gůt iſts einem iedlichen, viler Lande ſprachen mit jren mißbrauchen zewiſſen, damit man das vnrecht mög meiden, Aber dz [4]) fürnemlichſt iſt ſo zů diſer ſach förderlich vnd dienſtlich iſt, das man gůter Exemplar warneme, das iſt, gůtter Teutſcher Bůcher vnd verbrieffungen, ſchrifftlich oder im Truck verfaßt vnd außgangen, die mit fleiſſe leſe, vnd jnen in dem das anzunemen vnd recht iſt, nachuolge. Vnder wölchenn mir etwan des tewren (hoch loblicher gedechtnuß) Keyſer Maximilians Cantzlei,

---

1) Magiſter Fabian Franck, der erſte deutſche Orthograph. Von Dr. Franz Weber. Separatabdruck aus der Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte und Alterthum Schleſiens, Breslau 1863, S. 6 fg. Frangk ſchwankt in der Schreibung ſeines Namens zwiſchen Frangk und Franck. (Weber a. a. O. S. 6, Anm. 3). — 2) Am Schluß: „Gedruckt zu Wittemberg durch Hans Friſchmut. M. D. XXXIX." (Weber a. a. O. S. 6). — 3) Bl. 9 der Ausgabe von 1531. — 4) = das.

vnnd diſer zeit D. Luthers ſchreiben, vnd dz [1]) vnuerfälſchet, die emendirtſten vnd reynſten zuhanden kommen ſein" [2]). Die andere Gattung, die es auf das Leſen- und Schreibenlernen des ganzen Volkes abſieht, — das Erſtere hauptſächlich zu geiſtlichen Zwecken —, ſtellt uns das Büchlein dar, das Johann Kolroß, „Teutſch Leſermayſter zů Baſel", (wahrſcheinlich im J. 1529) veröffentlichte: „Encheridion. Das iſt, hantbüchlin teutſcher Orthographi, Hochteutſche ſpråch, artlich zeſchreyben vnd leſen, ſampt einem Regiſterlein über die gantze Bibel." Solcher Anleitungen zur deutſchen Orthographie iſt dann von jener Zeit an eine große Anzahl erſchienen, und dahin gehört auch eigentlich das kleine Buch, das ſich zuerſt den Namen einer deutſchen Grammatik beilegte. Im J. 1531 oder bald danach ſchrieb nämlich Valentin Ickelſamer, ein Anhänger Luther's und eine Zeit lang des Schwärmers Karlſtadt, ſeine „Teutſche Grammatica Darauß ainer von jm ſelbs mag leſen lernen, mit allem dem, ſo zum Teutſchen Leſen vnnd deſſelben Orthographian mangel vnd überflůß, auch anderm vil mehr, zů wiſſen gehört" [3]). Ickelſamer iſt ein feuriger Kopf. Er nimmt einen Anlauf zu einer deutſchen Grammatik, und es fehlt ihm nicht an eigenthümlichen Gedanken, aber in der Ausführung bringt er es trotz des vielverſprechenden Titels doch nicht über eine Anleitung zum Leſenlernen und zur deutſchen Orthographie hinaus.

Erſt vierzig Jahre nach Ickelſamer kommt es zur Herausgabe einer wirklichen deutſchen Grammatik, und merkwürdiger Weiſe treten nun plötzlich faſt zu gleicher Zeit zwei deutſche Grammatiken in die Oeffentlichkeit, die das Zeichen der Zwillingsbrüderſchaft unverkennbar an der Stirne tragen. Die Geſchichte der wirklich ausgeführten und an die Oeffentlichkeit gelangten deutſchen Grammatiken beginnt nämlich mit einem ſeltſamen literariſchen Räthſel. In demſelben Jahre, (1573), erſchienen zwei deutſche Grammatiken, die eine von dem Straßburger öffentlichen Notar Albert

---

1) = das. — 2) Bl. 2 der Ausgabe von 1531. — 3) Ausgabe ohne Ort und Jahr, auf der k. Bibliothek zu Berlin. Neue Ausgabe, Nürnberg durch Johann Petreius 1537, auf der Univerſitätsbibliothek zu Göttingen.

Oelinger, die andere von dem Oſtfranken Laurentius Albertus, und beide geben ſich für den erſten Verſuch einer deutſchen Grammatik aus. So weit nun hätte die Sache noch nichts beſonders Wunderbares. Denn warum ſollten nicht Albert Oelinger, der in Straßburg lebt, und Laurentius Albertus, der ſeinen Aufenthalt in Würzburg hat [1]), beide in aufrichtigſter Meinung glauben, ſie hätten keinen Vorgänger in der Abfaſſung einer deutſchen Grammatik? Sie brauchten ja, eben da ihre Bücher gleichzeitig erſchienen, bei der Herausgabe derſelben Nichts von einander zu wiſſen. Aber das Auffallende beginnt, wenn wir den Inhalt der Bücher ſelbſt anſehen. Hier bleibt uns nämlich bald kein Zweifel, daß der Eine die Arbeit des Anderen gekannt haben muß. Nicht nur in der Behandlung des Stoffes, ſondern auch in der Form des Ausdrucks finden wir öfters eine ſolche Uebereinſtimmung, daß an ein zufälliges Zuſammentreffen nicht zu denken iſt. Eine nähere Unterſuchung führt zu dem Ergebniß, daß Laurentius Albertus ſeine Grammatik zwar vor der des Oelinger veröffentlicht, daß er aber bei Ausarbeitung ſeines Werks Mittheilungen aus der Handſchrift Oelinger's in unredlicher Weiſe benutzt hat [2]). Wir dürfen ſomit den Straßburger Notar Albert Oelinger als den Erſten bezeichnen, von dem wir eine eigentliche deutſche Grammatik beſitzen. Sein Buch hat den Titel: Vnderricht der Hoch Teutſchen Spraach: Grammatica Seu Institutio Verae Germanicae linguae, in qua Etymologia, Syntaxis et reliquae partes omnes suo ordine breviter tractantur. In usum iuventutis maxime Gallicae, ante annos aliquot conscripta, nunc autem quorundam instinctu in lucem edita, plaerisque uicinis nationibus, non minus utilis quam necessaria. Cum D. Joan. Sturmij sententia, de cognitione et exercitatione linguarum nostri

1) Er unterzeichnet die Widmung ſeines Buchs: Wurzburgi, 20 Septemb: anno 72. — 2) Eine genaue Vergleichung beider Bücher beſtätigt, was die lateiniſchen Gedichte, die Oelinger's Grammatik vorausgeſchickt ſind, ausdrücklich ſagen, daß Oelinger ſeine Handſchrift deshalb jetzt ſchon in Druck gab, weil ein Anderer ihn beſtohlen habe.

saeculi. Alberto Oelingero Argent. Notario publico Auctore, Argentorati, excudebat Nicolaus Wyriot. M. D. LXXIIII. [1]). Dieſem Titel und ſeinem klar ausgeſprochenen Zweck entſpricht der Inhalt des Buches. Es behandelt in lateiniſcher Sprache die deutſche Grammatik ganz nach dem Schema der antiken, beſpricht zuerſt die Buchſtaben und deren Ausſprache, dann den Artikel, das Nomen, das Pronomen, das Verbum, das Participium, das Adverbium, die Praepoſition, die Conjunction und die Interjection, gibt dann eine ganz kurze Syntax und endlich eine noch kürzere Prosodie. Die Behandlung iſt dem Zweck des Buchs entſprechend eine praktiſche. Die Kategorien liefert die antike Grammatik. Von einem tieferen Eindringen in den Bau der deutſchen Sprache iſt noch keine Rede; doch fehlt es nicht an einzelnen treffenden Bemerkungen. So gibt der Verfaſſer zuerſt die deutſchen, den lateiniſchen entſprechenden Tempora, umſchriebene und nicht umſchriebene, fährt dann aber fort: „Proprie vero Germani duo tantum habent tempora, nempe praesens, et praeteritum imperfectum: reliqua circumloquuntur, praeterita per verba auxiliaria, haben, vel ſein, et futura per verba wöllen et werden“ [2]). Auch verdient bemerkt zu werden, daß Oelinger die deutſchen Verba nicht ſo eintheilt, daß er die ſchwachen als regelmäßige, die ſtarken als unregelmäßige behandelt. Vielmehr macht er vier Conjugationen, unter deren drei erſte er die ablautenden Zeitwörter vertheilt, während er aus den ſchwachen die vierte bildet.

Wir haben den Zwilling Oelinger's, Laurentius Albertus, von dem Vorwurf des Plagiats leider nicht freiſprechen können. Aber trotz ſeiner Entlehnungen aus Oelinger bietet er doch vieles Eigene. Sein Buch führt den Titel: Teutſch Grammatick oder Sprach-Kunſt. Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae, conseruandaeque lingnae Alemanorum siue Germanorum, grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta: per Laurentium Albertum Ostro-

1) So auf dem Titel des Göttinger Exemplars. Am Schluß des Buches aber: Excudebat Nicolaus Wyriot. Anno M. D. LXXIII. — 2) p. 96.

francum. Cum gratia et privilegio Imperiali. Augustae Vindelicorum excudebat Michaël Manger. M. D. LXXIII. Der Verfaſſer nimmt nicht nur auf die örtlichen Mundarten, ſondern bisweilen ſogar auf die ältere deutſche Sprache Rückſicht. So bemerkt er, nachdem er die Bildung der Feminina auf in (König, Königin) dargeſtellt hat: „Nota quod in rithinis (lies: rhythmis) apud veteres foemininis in in, non raro litera e, tanquam iis propria adjiciatur: als fürſtinne, Königinne, aut syllaba, gund als Königund, quod deinde proprium nomen factum est“ [1]). Beweiſt der Anfang dieſer Stelle, daß Laurentius ältere deutſche Schriften kannte, ſo zeigt der Schluß, daß er von ihrer Sprache kein Verſtändniß hatte. — In anerkennenswerther Weiſe richtet Laurentius Albertus ſein Augenmerk auf die Ableitung der Wörter. So ſtellt er z. B. die „terminationes“ zuſammen, durch welche Verbalia von Verbis und deren Participiis gebildet werden, wie ung in Rechnung, er in Schreiber u. ſ. w. Aber wie ſehr die deutſche Grammatik hier noch in den allererſten Anfängen ſteht, dafür genügt es anzuführen, daß unter jenen und ähnlichen Endſylben ſich auch die Bemerkung findet: „9. Odt, als gebodt mandatum, gebietten, mandare“ [2]). Ja ſogar die Zurückführung des ganzen deutſchen Sprachſchatzes auf Wurzeln iſt dem Albertus nicht fremd. „Alle primitiven Wurzeln unſrer deutſchen Sprache, ſagt er, ſind einſylbig und treten in dieſer Beziehung dem Hebräiſchen ſehr nahe, eine Kürze, die ſicherlich weder die Griechen, noch die Lateiner überall aufweiſen können“ [3]). Auch in dieſer Stelle tritt uns neben einem aufleuchtenden richtigen Gedanken ſofort die dunkle Finſterniß entgegen, die damals noch über der vergleichenden Sprachforſchung lag. Aber vorausgeſetzt, daß Albertus nicht auch in dieſen Theilen ſeines Buchs Andere ausgeſchrieben hat und wir nur ſeinen Vorlagen noch nicht auf die Spur gekommen ſind, beweiſen die angeführten Stellen und ſo manche andere, daß er ein ſtrebſamer Gelehrter war. Dafür ſcheint auch zu ſprechen, daß er an mehr als einer Stelle noch weitere linguiſtiſche Unternehmungen,

1) Bl. D. 5. rw. — 2) Bl. F. 3. — 3) Bl. C 2 rw.

die er im Sinn hat, ankündigt [1]), so namentlich die Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuchs [2]).

Ein größeres und länger behauptetes Ansehen, als seine beiden Vorgänger, hat sich wenige Jahre nach ihnen Johannes Clajus erworben. Geboren zu Herzberg an der Schwarzen Elster studierte er zu Leipzig Theologie, wirkte dann als Schulmann zu Goldberg, Frankenstein in Schlesien und Nordhausen, bis er im J. 1573 Prediger zu Bendeleben in Thüringen wurde, woselbst er im J. 1592 starb [3]). In der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache wohlbewandert richtete er doch sein hauptsächlichstes Augenmerk auf die Herstellung einer deutschen Grammatik. Nachdem er mehr als zwanzig Jahre daran gearbeitet hatte, gab er die Frucht seiner Bemühungen im J. 1578 zu Leipzig unter dem Titel heraus: Grammatica Germanicae linguae M. Johannis Claij Hirtzbergensis: Ex Bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta. Ein begeisterter Anhänger Luther's legt Clajus dessen Sprache seiner Grammatik zu Grunde. Die einzelnen Theile derselben behandelt er in der Weise der damaligen lateinischen Grammatiken, nämlich 1) die Orthographie, 2) die Prosodie, 3) die Etymologie, 4) die Syntax. Darauf folgen noch zwei Abschnitte de ratione carminum veteri apud Germanos (d. h. von gereimten Gedichten) und de ratione carminum nova (d. h. von der Nachbildung antiker Metra im Deutschen). Fleiß, im Einzelnen öfters richtige Beobachtung und eine gewisse praktische Brauchbarkeit für seine Zeit wird man dem Buche des Clajus nicht absprechen; aber wie sehr die deutsche Grammatik noch in ihren ersten Anfängen stand, das zeigt sich darin aller Orten. Wie seine Vorgänger, so schließt sich auch Clajus in der Behandlung der deutschen Sprache eng an die gegebene Form der lateinischen Grammatik an, und zwar geht er hier in sklavischer Uebertragung der Methode bisweilen noch weiter als Oelinger und Laurentius Albertus. Alle drei behandeln sie z. B. erst das natürliche Geschlecht,

1) Bl. G 6. — 2) Bl. C 2 rw. — 3) Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten I, 302. Claji gramm. Germ. ling. Praef.

dann das durch die grammatiſche Form gegebene. Wenn nun auch das natürliche Geſchlecht ſich in ähnlicher Weiſe beſprechen läßt wie in den antiken Sprachen, ſo iſt mit den abgeſtumpften Flexionen des Neuhochdeutſchen für das grammatiſche Geſchlecht meiſt nicht viel auszurichten. Dennoch wollen dieſe erſten deutſchen Grammatiker das Geſchlecht der Wörter nach den Endungen beſtimmen. Delinger und Laurentius Albertus bedienen ſich dazu der Endſylben. Dadurch betreten ſie wenigſtens in einigen Fällen den Weg, gewiſſe Ableitungsſylben mit einem beſtimmten Geſchlecht in Verbindung zu bringen. Z. B. wenn Delinger [1]) die „nomina finientia in umb" für Neutra erklärt, „ut das hertzogthumb, das heyligthumb, jrrthumb"; oder wenn Albertus ſagt: „Verbalia in er masculina sunt, et formant foeminina in In, als der Schreiber, scriba, die ſchreiberin, Koch, kochin ꝛc." Aber meiſtens ſind ihre Annahmen ohne alles Verſtändniß der Wortbildung. So lautet die ganze Regel Delingers, welche das oben über umb Angeführte einſchließt: „Item nomina finientia in et, es, echt, end, ment, och, bt, pt, umb, et quae formant pluralem a singulari additione er plaeraque neutra sunt." Und demgemäß heißt es dann z. B.: „In et, vt das bett, das brett, das pareth. Excipiuntur quaedam, vleuti (lies veluti) die bancquet, die kett, tromet, paſtet." Laurentius Albertus, der in dieſer Beziehung den Delinger übertrifft, bringt aber doch neben der richtigen Beobachtung, daß die Wörter auf ung, ey, heit und keit generis feminini ſind, die Regel, daß dies auch bei denen auf ag der Fall ſei: „Ag, die zuſag promissio, die klag, querela ꝛc." [2]). Wenn nun ſchon dieſe Beiſpiele zeigen, daß Delinger und Albertus kaum die erſten Schritte zu einer richtigen Einſicht thun, ſo bleibt Clajus in dieſem Punkt noch hinter ihnen zurück, indem er ganz roh die Wörter nach ihren Endbuchſtaben durchnimmt und danach ihr Geſchlecht beſtimmen will. Er handelt einen Buchſtaben nach dem anderen ab vom a bis zum ß. Da werden denn z. B. [3]) unter t erſt eine Menge Wörter aller Arten aufgezählt,

1) p. 45 sq. — 2) Bl. E. — 3) p. 48 sq.

von denen es heißt: „Desinentia in t. Masculina sunt: der Rath, Senatus, Consilium, Consiliarius. Der Grat, Spina piscium, et dorsi. Salat, Lactuca. Der Gott, Deus. Der Hut, Muth, Pileus, Animus. Der Abt, Abbas“ u. ſ. f. Dann: „Foeminina sunt: die That, Factum. Nat, Sutura. Die Not, Angustia. Die Stut, Equa. Brůt, exclusio ouorum“ u. ſ. w. Endlich: „Neutra sunt: das Riet, Pascuum. Das Brot, Lot, Panis, Drachma. Gut, Blut, Bonum, Sanguis“ u. ſ. w.

Ich habe dieſen Gegenſtand etwas ausführlicher beſprochen, weil er uns ein recht deutliches Bild gibt von der noch überaus geringen Einſicht, welche jene erſten deutſchen Grammatiker in das Weſen der deutſchen Sprache hatten. In manchen anderen Theilen der Grammatik zeigen ſie ſchon einen etwas helleren Blick. Doch läuft auch hier das Richtige und Verfehlte oft ſeltſam durcheinander. So gibt z. B. Clajus manche richtige allgemeine Beſtimmung über die deutſche Conjugation [1]); dann aber hat er den ſonderbaren Einfall, die Abwandlung der einzelnen deutſchen Zeitwörter ſo zu behandeln, daß er die Zeitwörter nach ihren Endſylben ordnet und unter jeder Endſylbe die verſchiedenartigſten Verba zuſammenſtellt. Auf dieſe Weiſe wird natürlich das Zuſammengehörige faſt durchweg auseinandergeriſſen und das Fremdartigſte vereinigt. Auch hier waren Oelinger und Albertus ſchon auf dem richtigeren Wege. Aber andrerſeits iſt nicht zu verkennen, daß Clajus ſie an Reichhaltigkeit und Sorgfalt in der Ausführung übertrifft.

Die deutſche Grammatik im ſiebzehnten Jahrhundert bis zum Jahr 1665.

Zwiſchen den deutſchen Grammatiken des 16. Jahrhunderts und denen des 17. liegen wichtige Vorgänge, die der allgemeinen deutſchen Literatur- und Kulturgeſchichte angehören und die wir deshalb hier nur berühren dürfen. Die Poeſie des Opitz (geb. 1597 † 1639) beginnt einen neuen Abſchnitt in der Geſchichte der deutſchen Dichtung, unmittelbar aber greift er ein in einen wichtigen Theil der deutſchen Grammatik: die deutſche Metrik, durch

1) p. 142 sq.

ſein Buch „von der Deutſchen Poeterey," das im J. 1624 zu Brieg gedruckt und zu Breslau verlegt wurde. Hier wird zuerſt für die deutſche Poeſie die Regel feſtgeſtellt, daß der Accent die Stelle der antiken Quantität zu vertreten habe [1]). Faſt gleichzeitig mit Opitz war der merkwürdige Verſuch, den Wolfgang Ratichius (geb. zu Wilſter in Holſtein 1571, † 1635) zur Umgeſtaltung des Schulweſens machte. Mit der allgemeinen Methode des Ratichius und den übertriebenen Erwartungen, die er daran knüpfte, haben wir es hier nicht zu thun. Für uns iſt das Wichtige an ſeinem Verſuch, daß er den Sprachunterricht mit der deutſchen Grammatik beginnen und das Deutſche wenigſtens theilweiſe zur Unterrichtsſprache machen wollte. So vieles Seltſame und Verkehrte auch Ratichius in ſeine Unternehmungen miſchte, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt, weſentlich dazu beigetragen zu haben, daß die Wiſſenſchaft allmählich ihr lateiniſches Gewand mit einem deutſchen vertauſchte. Gerade von dieſer Seite fand er auch bei mehreren der bedeutendſten Gelehrten ſeiner Zeit bleibende Anerkennung, ſo bei Joachim Jungius und Chriſtophorus Helvicus. — Die dritte Erſcheinung, die auch für die Entwicklung der deutſchen Sprachwiſſenſchaft von Bedeutung war, bildet die Gründung der deutſchen Sprachgeſellſchaften. Nach dem Vorgang der Italiener wurden ſie im Lauf des 17. Jahrhunderts geſtiftet und trugen trotz aller Wunderlichkeiten und Geſchmackloſigkeiten doch nicht wenig dazu bei, in einer jammervollen Zeit die Liebe zur deutſchen Mutterſprache wach zu erhalten. Die angeſehenſte unter dieſen Geſellſchaften: die „fruchtbringende", geſtiftet im J. 1617, werden wir mit den bedeutendſten grammatiſchen Leiſtungen des 17. Jahrhunderts in nahem Zuſammenhang ſehen; und auch der Pegneſiſche Hirten- und Blumenorden hat ſich nicht ausſchließlich auf Spielereien beſchränkt, vielmehr ſpricht ſein Stifter G. Ph. Harsdörffer in ſeinem Specimen Philologiae Germanicae, (Norimbergae 1646)

1) Blatt G ij der Erſten Ausgabe, deren Titel noch nicht die Worte Prosodia Germanica der ſpäteren Ausgaben enthält.

ſo manchen geſunden Gedanken über die Wichtigkeit der deutſchen Sprache für die ganze deutſche Bildung aus.

Unter den deutſchen Grammatiken des 17. Jahrhunderts erwähnen wir zuerſt eine, die ſich unmittelbar an die oben beſprochene Neuerung des Ratichius anſchließt. Es iſt die „Deutſche Grammatica, Zum newen Methodo, der Jugend zum beſten, zugerichtet. Für die Weymariſche Schuel, Auff ſonderbaren Fürſtl. Gn. Befehl. Gedruckt Zu Weymar. — Im Jahr 1618 [1])." Ein zweiter Titel (mit der Jahrzahl 1619) nennt dann den M. Johannes Kromayer (geb. zu Döbeln 1576, Generalſuperintendent zu Weimar, † 1643) als Verfaſſer. Was den Stoff betrifft, ſo wird man von einem Elementarbüchlein nicht verlangen, daß es höher ſtehe, als die Gelehrten ſeiner Zeit. Doch zeigt ſich der Verfaſſer als ein Mann von Einſicht [2]). Das Hauptgewicht aber legt er auf die didaktiſche Methode, und hier iſt ſein Buch in doppelter Beziehung merkwürdig, erſtens, weil es die erſte nicht in lateiniſcher, ſondern in deutſcher Sprache geſchriebene deutſche Grammatik iſt [3]), und zweitens, weil es trotz der Wunderlichkeiten der Ratich'ſchen Methode doch einen achtungswerthen Anfang zur Herſtellung einer wirklichen deutſchen Elementargrammatik macht [4]). — Von den übrigen Grammatiken unſeres Zeitraums wollen wir die Deutſche Sprachkunſt des Tilemann Olearius, Halle 1630, den „Deutſcher Sprachlehre Entwurf" von Chriſtian Gueintz, Cöthen 1641, und „Die Deutſche Grammatica oder Sprachkunſt" des Johannes Girbert, Mülhauſen 1653, nur nennen, um etwas länger bei dem bedeutendſten deutſchen Grammatiker des 17. Jahrhunderts, Schottelius, verweilen zu können. Juſtus Georgius Schottelius wurde geboren im Jahr 1612 zu Eimbeck, wo ſein Vater Prediger war. Nachdem er die Schule zu

1) Auf der Bibliothek zu Göttingen. — 2) Vgl. z. B. ſeine Eintheilung der deutſchen Conjugationen S. 27 fg., beſonders S. 33, XXI. — 3) Ickelſamer's Büchlein nennt ſich zwar eine deutſche Grammatik, iſt aber keine. S. o. S. 64. — 4) Vgl. z. B. die praktiſche Unterſcheidung der Subſtantiva und Adjectiva S. 8, IX u. X.

Hildesheim und das Gymnaſium zu Hamburg beſucht hatte, gieng er nach Holland und ſtudierte von 1633 bis 1636 zu Leiden ſchöne Wiſſenſchaften und Jurisprudenz. Leiden war damals nicht nur die erſte Hochſchule Europa's für klaſſiſche Philologie, ſondern ſeine großen Gelehrten nahmen zugleich den wärmſten Antheil an dem Aufſchwung des niederländiſchen Staats und der niederländiſchen Sprache; ja auch die Erforſchung der älteren germaniſchen Sprachen hatte hier einen bemerkenswerthen Anfang genommen [1]). Es war deshalb für den Lebensgang des Schottelius nicht ohne Bedeutung, daß er ſeine Univerſitätsſtudien in Leiden machte und daß hier gerade Daniel Heinſius, der große Philolog und geachtete holländiſche Dichter [2]), ſein hauptſächlichſter Lehrer wurde. Im J. 1636 gieng Schottelius zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Wittenberg, von wo ihn im J. 1638 die Stürme des dreißigjährigen Kriegs nach Hauſe trieben. In demſelben Jahr noch berief ihn Herzog Auguſt von Braunſchweig, der Gründer der berühmten Wolfenbütteler Bibliothek, zum Erzieher ſeines Sohnes Anton Ulrich. Schottelius blieb von da an im Dienſt der braunſchweigiſchen Fürſten und ſtarb als Hof- Kanzley- und Kammerrath den 25. Oktober 1676 zu Wolfenbüttel [3]).

Schottelius war einer der trefflichen Männer, die während der traurigſten Zeit innerer Zerriſſenheit und ausländiſcher Einmiſchung nicht an der Zukunft ihres deutſchen Vaterlands verzweifelten und nach Kräften an deſſen Aufrichtung und innerer Stärkung arbeiteten. Aus dieſem Geſichtspunkte haben wir ſeine langjährigen Bemühungen um die deutſche Sprache vor allem zu betrachten. Sie ſind durchzogen von der tiefſten Trauer über den politiſchen Zuſtand Deutſchlands und von der feſteſten Zuverſicht auf deſſen künftige Größe. Noch in einer ſeiner letzten Schriften

---

1) S. u. — 2) Schottelius rühmt ihn in der Ausführlichen Arbeit, 1663, S. 86 fg., S. 91, S. 1169 als Dichter. — 3) Vgl. El. Caſp. Reichard, Verſuch einer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt, Hamburg 1747, S. 98 fg. — K. H. Jördens, Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten, Bd. 4 Lpz. 1809, S. 614 fg.

heißt es: „Keine Heersmacht in der gantzen Welt wird der Teutschen Heerskraft Abbruch können thun, so fern die Teutschen unter einander eins und einander recht meinen, wozu billig die sonst angeborne Treu und Redlichkeit sie unzertrenlich sollte veranlassen“ [1]). Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den bezeichnenden Namen des Suchenden führte, begnügte er sich nicht mit den wohlgemeinten Aeußerlichkeiten, sondern er strebte, der Gesellschaft und dem Vaterland durch rastlose Bearbeitung der deutschen Sprache Ehre und Vortheil zu bringen. Er kennt sehr wohl den engen Zusammenhang, in welchem das Gedeihen der Muttersprache mit dem Wohl des Staates steht [2]). Er ist deshalb entrüstet über die Verunstaltung der deutschen Sprache durch das Einmengen unzähliger französischer und anderer Fremdwörter, das gerade in seiner Zeit in so erschreckender Weise um sich griff, und sucht diesem Unheil nach Kräften zu steuern [3]). Doch ist er bei all seinem berechtigten Eifern gegen diese „Sprachverderberey“ [4]) kein überspannter Sprachreiniger, wie manche seiner Zeitgenossen, sondern er vertheidigt die Beibehaltung gewisser Fremdwörter, wie Altar, Bischof und dergleichen [5]) gegen „die ekelsucht und ausmusterung der jenigen, so kein Teutsch, als was ihren Ohren nur Teutsch klinget, zulassen“ [6]). „Jedoch, fügt er hinzu, wird mit nichten das a la modo parliren und die eingeschobene almodo — Lappwörter oder das unnötig eingemengte Latein hierdurch verstanden“ [6]).

Es war für Schottelius nicht gleichgültig, daß er seinem Lebensberuf nach Jurist war. Unter den Juristen haben wir in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die bedeutendsten Förderer der altdeutschen Sprachstudien: Frehér und Goldast, gefunden. Aber auch andere Rechtsgelehrte in nicht geringer Zahl wurden

---

1) Horrendum Bellum Grammaticale, Braunschweig 1673, S. 68. Vgl. ebend. S. 5. 8. 39. 43. 57. 59. 67. 68. 76. 91. — 2) Ausführliche Arbeit 1663, S. 1453. Vgl. S. 1013. 149 fg. — 3) Ebend. S. 1013. 1014. 1027 u. sonst oft. — 4) Ebend. S. 1013. — 5) Ebend. S. 455. — 6) Ebend. S. 1273. Vgl. auch S. 1245. 1248. 1250.

damals durch ihre Studien auf die Unterſuchung altdeutſcher Rechtsausdrücke geführt. So Paul Matthias Wehner [1]) († 1612), Chriſtoph Beſold [2]) († 1638), Joh. Gryphiander [3]) († 1652), Joh. Jak. Speidel [4]) (um 1640), Joh. Limnaeus [5]) († 1665). Wie dieſe, ſo beſchäftigte ſich auch Schottelius mit der Unterſuchung eigenthümlicher deutſcher Rechtsgebräuche, als deren Frucht er 1671 ein (deutſches) Werk De singularibus quibusdam et antiquis in Germania juribus et observatis herausgab. Dieſe Beſchäftigung mit den alten deutſchen Rechten brachte es von ſelbſt mit ſich, daß er ſich auch um die Sprache, in welcher die alten Rechtsquellen abgefaßt waren, kümmern mußte, und ſo erhob ſich ſchon dadurch ſeine Behandlung der deutſchen Sprache über die Bemühungen ſo mancher Pedanten ſeiner Zeit.

Schottelius hat die Früchte ſeiner germaniſchen Studien in einer ganzen Reihe von Schriften niedergelegt, von denen wir hier natürlich nur die bedeutenderen namhaft machen können. Er begann mit einer „Teutſchen Sprachkunſt", die im J. 1641 zu Braunſchweig erſchien und im J. 1651 „zum anderen mahle" ebendaſelbſt herauskam. Auf Grundlage dieſer Bücher gab er dann ſein großes Hauptwerk heraus: Ausführliche Arbeit von der Teutſchen Haubt Sprache, Braunſchweig 1663. Das Werk zerfällt, abgeſehen von einigen Beigaben, in fünf Bücher, von denen das erſte zehn „Lobreden von der uhralten Teutſchen HaubtSprache" enthält, das zweite die „Wortforſchung der Teutſchen Sprache", das dritte die „Wortfügung" (Syntaxis), das vierte die „Teutſche Verskunſt", endlich das fünfte ſieben verſchiedene „Tractate", unter denen wir nur den von den „Sprichwörtern der Teutſchen" und den von den „Stamm-

1) Practicarum juris observationum liber singularis, neu her. von Joh. Schilter, Argentor. 1735. — 2) Thesaurus practicus, Tubing. 1629, neu her. von Chriſtoph Ludw. Diethert, Norimb. 1679. — 3) De Weichbildis Saxonis, Francof. 1625. — 4) Speculum juridico-politico-philologico-historicarum observationum etc. Norimb. 1657. — 5) De jure publico imperii Romano Germanici tomi tres, Argentor. 1645.

wörtern der Teutſchen Sprache nebſt ihrer Erklärung" hervorheben wollen. Den Abſchluß ſeiner grammatiſchen Thätigkeit machte Schottelius mit zwei ohne ſeinen Namen erſchienenen kleineren Schriften. Die erſte derſelben iſt eine eigenthümliche geiſtreich humoriſtiſche Dichtung, in welcher er ſeine politiſchen und grammatiſchen Gedanken miteinander verſchmilzt und welcher er den Titel gab: „Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum Wunderbarer Ausführlicher Bericht, Welcher geſtalt Vor länger als Zwey Tauſend Jahren in dem alten Teutſchlande das Sprach-Regiment gründlich verfaſſet geweſen: Hernach aber, Wie durch Mistrauen und Uneinigkeit der uhralten Teutſchen Sprach-Regenten ein grauſamer Krieg, ſamt vielem Unheil entſtanden, daher guten Theils noch jetzo rühren Die, in unſer Teutſchen MutterSprache vorhandene Mundarten, Unarten, Wortmängel." Braunſchweig 1673. Die letzte Schrift des Schottelius war ein kleiner Auszug aus ſeinem großen Hauptwerk, eine „Kurtze und gründliche Anleitung Zu der RechtSchreibung Und zu der Wort-Forſchung In der Teutſchen Sprache. Für die Jugend in den Schulen, und ſonſt überall nützlich und dienlich." Braunſchweig 1676.

Bei der Beurtheilung von Schottel's Leiſtungen müſſen wir zwei Geſichtspunkte wohl auseinanderhalten. Einerſeits nämlich bilden die Arbeiten desſelben ein wichtiges Glied in der Reihe der Grammatiker, welche unſere Schriftſprache feſtgeſtellt haben, und andrerſeits befaſſen ſie ſich zugleich mit der gelehrten Unterſuchung der Sprachgeſchichte. In erſterer Beziehung ſetzt Schottelius die Beſtrebungen des Oelinger, des Albertus, des Clajus fort. Er kennt deren deutſche Grammatiken [1]), aber er weiß auch, daß die Aufgabe, die er ſich ſelbſt ſtellt, eine viel umfaſſendere iſt [2]). Er ſchließt ſich nämlich mit klarem Bewußtſein dem antiken Begriff der Grammatik an, wie ihn Gerhard Voſſius, „der Hochgelahrte Mann",

1) Oelinger, ſ. Schottelius Ausführl. Arbeit S. 4. Oſtrofrank, ebend. S. 4. 1183. Clajus S. 4. 1204. Auch Ickelſamer kennt er, ebend. S. 4. 19. 59. — 2) Schottelius Ausführl. Arbeit S. 1183 fg.

in ſeinem Werk de arte grammatica entwickelt hatte [1]). Was die griechiſchen Grammatiker den Griechen, die lateiniſchen den Römern geweſen waren, das wollte er den Deutſchen ſein. Er kennt den Streit der antiken Grammatiker über Analogie und Anomalie und ſucht, für ſich ſelbſt einen haltbaren Standpunkt in dieſer Grundfrage zu gewinnen, indem er den „guten Gebrauch" von der „mißbräuchlichen Verfälſchung" unterſcheidet [2]). Ueberall aber ſetzt er ſich die Feſtſtellung der „Hochteutſchen Sprache oder der rechten Hochteutſchen Mundart" [3]) zum Ziel. „Die Hochteutſche Sprache, ſagt er, davon wir handelen und worauff dieſes Buch zielet, iſt nicht ein Dialectus eigentlich, ſondern Lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, sapientes et periti eam tandem receperunt et usurpant" [4]). Dieſe lingua ipsa Germanica iſt nun keineswegs ex usu zu erlernen [5]); vielmehr muß „die Mutterſprache nicht in der alltäglichen ungewiſſen Gewonheit, ſonderen in kunſtmäſſigen Lehrſätzen und gründlicher Anleitung feſt beſtehen" [6]). „Wie ein feſter ausgepfälter Grund iſt der eintzige gewiſſe Aufenthalt eines Gebäues, alſo iſt gleichfals die Grammatica die Seule und Grundfeſte, worauf jeder Sprache Kunſtgebäu beruhen und richtigen ſicheren Aufenthalt haben muß: Hat ſich auch keine Sprache eintziger kunſtmäſſigen Gewisheit und völligen Vermögens zurühmen, noch höher zuſteigen erkühnen können, es ſey denn, daß ſie durch untriegliche Staffelen der Grammatic den rechten Anfang und Grund angewieſen habe" [7]). So iſt es mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen gegangen, und ſo muß und wird es auch mit dem Deutſchen gehen. Denn „die befreyete unacht und unbetrachtete Ungewißheit thut der Teutſchen Sprache wol den gröſſeſten Schaden und Widerſtand, daß ſie bishero zu keiner völligen, feſten Ehrenſtaffel, gleich anderen Haubtſprachen, hat gelangen mögen" [8]). Man wird das Richtige in dieſen Anſichten nicht verkennen. Es galt, die deutſche Schriftſprache zu einer grammatiſch feſt abge-

1) Ebend. S. 141. 177. — 2) Ebend. S. 9 fg. — 3) Ebend. S. 174, 7. — 4) Ebend. S. 174, 8. — 5) Ebend. S. 1453. — 6) Ebend. S. 148. — 7) Ebend. S. 173. — 8) Ebend. S. 167.

gränzten zu erheben, wie dies bei allen völlig entwickelten Schriftsprachen der Fall gewesen ist. Längst vor Gottsched und Adelung hat Schottelius dies Ziel mit klarem Bewußtsein in's Auge gefaßt und nicht mit Unrecht ist er von der Wichtigkeit desselben durchdrungen. Aber man bemerkt auch leicht die Gefahr, welche diese Ansicht von der Sprache einseitig aufgefaßt mit sich führen mußte. Die unmittelbaren, schöpferischen Quellen der Sprache werden verkannt. Was nicht durch bewußte Thätigkeit „in kunstmässige Gewisheit gesetzt ist", wird mit wegwerfender Verachtung als „Pöbelgebrauch" bezeichnet [1]). Woher soll da die richtige Einsicht in die wahre Entwicklung der Sprache kommen? Schottelius war auch wirklich weit entfernt von einer solchen Einsicht, und wenn er nichtsdestoweniger sich mit Liebe den alten Sprachdenkmalen zuwendet, so geschieht es, weil sein von Natur gesunder Sinn jenen verkehrten Ansichten die Waage hält. Er freut sich innig an den „süssen Geheimnüssen der Sprachen" [2]). „Was ist nebenst andern Geheimnissen der Göttlichen Gaben, welche das Menschliche Gemüht besitzet, sagt er, wol herrlicher als die innerste Erkenntniß der Sprachen" [2]). „Die Rede als der allerköstlichste Schatz und höchstkünstliche Erklärerinn der Vernunft ist nur des Menschen Eigentuhm, und sie ist eine geordnete, sich fügende und deutende Stimm, darin, wie in einem Spiegel das Gesichte, also unser Gemüht und Hertz kan erkant werden" [3]). Mit besonderer Vorliebe sammelt und behandelt Schottelius die Sprüchwörter, „nachdenkliche, mit wenig viel Dinges in sich enthaltene Redarten" [4]), wie er sagt. Er rühmt „die gar alten Teutschen Schriften gleich dem alten Silber in einer Erbschaft, welches man deswegen nicht weg wirft, weil das Geschirr daraus gemacht uns unbräuchlich oder zum itzigen austrinken unbequem scheinet, sondern man verwahret solches alte Silber oder lesset daraus etwas neues, blankes, schönes und itziger Manier gemeßes verfertigen" [5]). Er sammelt alte

1) Ebend. S. 168. Vgl. S. 1453. — 2) Ebend. S. 74. — 3) Ebend. S. 1103. — 4) Ebend. S. 1102. — 5) Ebend. S. 1233.

deutſche Wörter aus den alten Geſetzen und ſucht ſie zu erklären [1]). Es iſt, wie er ſagt, in ſeinem Werk „nicht allein ein Anzahl vieler tauſend ſchöner Wörter hervorgebracht, ſondern auch ſo mannigfaltige Erklärung und Andeutung, ſo die gantze Sprache und das alte Teutſche Weſen angehet, geſchehen, daß unſchwer daher zu vernünfftigen, wie viel vornehme alte und neue Schrifften und Bücher haben müſſen durchgeleſen, und was hie nötig, geſamlet werden“ [2]). Und wirklich hat er ſich auch in den altdeutſchen Schriften, ſo weit ſie damals zugänglich waren, fleißig umgeſehen. Er kennt nicht nur die alten Rechtsbücher, ſondern auch die Dichter ſind ihm nicht fremd. Er beruft ſich auf das Heldenbuch [3]), auf Goldaſt's Ausgabe des Königs Tirol [4]) und des Wiesbeken und der Wiesbekin [5]). Er kennt den Otfrid und benutzt ihn in der Ausgabe von 1571 [6]). Er beruft ſich auf Willeram [7]) und kennt die Ausgabe von 1598 [8]) und die Noten des Franciscus Junius zum Willeram [9]). Mit beſonderer Vorliebe bezieht er ſich auf das Niederdeutſche. „Die Niederſächſiſche oder Niederteutſche Sprache, meint er, als worin das Altertuhm gutenteihls unverendert geblieben, muß bei Erklärung (altdeutſcher Wörter) gemeiniglich das beſte tuhn, die ausgeſchliffene Sigmatiſirende Hochteutſche Mundart trit von der der alten Celtiſchen Ausrede weiter ab“ [10]) „Otfridus, Willeramus und viele andere, als anfängere des alten Fränkiſchen (hernach per secula nach gerade ausgeſchliffenen und genanten Hochteutſchen) Dialecti, haben angefangen, ſich des ʒʒ, ʦ, ß an ſtat des t oder d — zubedienen“ [11]). Ja auch das Altnordiſche und die beginnende Forſchung der ſkandinaviſchen Gelehrten läßt Schottelius nicht unbeachtet. Er bezieht ſich auf Olaus Wor-

---

1) Ebend. S. 688 fg. — 2) Ebend. S. 178. Vgl. auch S. 5. — 3) Ebend. S. 1138. 1184. — 4) Ebend. S. 1196 fg. Vgl. S. 110. — 5) Ebend. S. 1021 fg. 1196. — 6) Ebend. Bl. 9. S. 42. 43. 98. 145. 152. 1194. — 7) Ebend. S. 43. 152. — 8) Ebend. S. 1170. — 9) Ebend. S. 1037. — 10) Ebend. S. 690. Vgl. 157 fg. — 11) Ebend. S. 152.

mius [1]), auf Arngrimus Jonas [2]) und Andere und theilt das Vaterunſer in isländiſcher, ſchwediſcher, däniſcher und norwegiſcher Sprache mit [3]). Er erwähnt der Runen und gibt auf Grundlage ſeiner ſkandinaviſchen Gewährsmänner eine Abbildung derſelben [4]). Eine weſentliche Lücke aber bildet bei Schottelius, daß ihm das Gothiſche noch ſo gut wie unbekannt iſt. Zwar iſt ihm das Wenige, was man im Jahr 1663, als er ſein Hauptwerk herausgab, vom Gothiſchen wiſſen konnte, nicht entgangen. Er kennt die Schrift des Bonaventura Vulcanius de literis et lingua Gothorum [5]); aber das Licht, das dieſe kleine Schrift aufſteckte, war ſo gering, daß Schottelius noch ſagt: Ulphilas, ein Gotiſcher Biſchof, ſoll die Heilige Schrift in die Teutſche Sprache gebracht haben [6]), und daß er an einer anderen Stelle das Gothiſche und das Altnordiſche durcheinanderwirrt [7]).

Fragen wir nun, was Schottelius auf Grundlage dieſer Kenntniſſe für die Erforſchung der deutſchen Sprache geleiſtet hat, ſo wollen wir nicht läugnen, daß er manche ganz richtige Blicke gethan und ſeine Anſichten mit großem Fleiß ausgeführt habe. So iſt z. B., was er über die deutſche Wortbildung, und insbeſondere, was er im Anſchluß an den holländiſchen Mathematiker Stevinus, über die große Fähigkeit der germaniſchen Sprachen, Compoſita zu bilden, ſagt, aller Anerkennung werth [8]). Wie weit aber Schottelius noch entfernt war von einer richtigen Erkenntniß des deutſchen Sprachbaus, dafür wollen wir nur zwei Umſtände anführen. Was das Genus der deutſchen Wörter betrifft, ſo begnügt er ſich, einige wenige Regeln vorauszuſchicken, und dann führt er die Wörter nach ihren Endbuchſtaben auf [9]). Die deutſchen Verba aber

1) Ebend. S. 53. 1024. 1162 fg. — 2) Ebend. S. 56. 1024. — 3) Ebend. S. 130. — 4) In der 2. Ausgabe der Teutſchen Sprachkunſt, Braunſchweig 1651, S. 111; in der Ausführlichen Arbeit 1663 fehlt die Tafel. — 5) Ebend. S. 56. — 6) Ebend. S. 48. — 7) Ebend. S. 54. 8) Ebend. S. 72 fg. 398 fg. Stevin's Anſicht eb. S. 409. Auch außerdem bezieht ſich Schottelius nicht ſelten auf jenen patriotiſchen holländiſchen Gelehrten. Vgl. z. B. S. 12. 41. 55. 61. 93. 1167. 1275. — 9) Ebend. S. 269 fg. Vgl. z. B. S. 281.

vertheilt er unter zwei Konjugationen: „die gleichflieſſende (Regularis) und ungleichflieſſende (Irregularis) oder „die ordentliche und unordentliche“ [1]). Von den „ungleichflieſſenden“, d. h. ſtarken Zeitwörtern aber ſagt er, daß man ihre „Formirung nicht leichtlich in etzliche Lehrſätze faſſen könne“ [2]), und begnügt ſich dann, ſie in alphabetiſcher Reihenfolge aufzuführen [3]).

In Bezug auf die geſchichtliche Erforſchung der deutſchen Sprache iſt es ſchon ſehr ehrenwerth, daß Schottelius ſich mit nicht geringem Aufwand von Fleiß auf eine Geſchichte der deutſchen Sprache einläßt [4]). Er theilt ſie in fünf „Denkzeiten oder Epochas.“ Die erſte derſelben beginnt mit der „anfänglichen Bildung der Teutſchen Wörter“, die zweite mit Karl dem Großen, die dritte mit Rudolf von Habsburg, die vierte mit Luther, endlich die fünfte und letzte Denkzeit „möchte auf die Jahre einfallen, darin das außländiſche verderbende Lapp- und Flikweſen künte von der Teutſchen Sprache abgekehret, und ſie in ihrem reinlichen angebornen Schmukke und Keuſchheit erhalten, auch darin zugleich die rechten durchgehende Gründe und Kunſtwege alſo künten gelegt und beliebet, auch ein völliges Wörterbuch verfertiget werden, daß man gemählich die Künſte und Wiſſenſchaften in der Mutterſprache leſen, verſtehen und hören möchte“ [5]). Auch zeigt Schottelius eine anerkennenswerthe Einſicht in das Hervorwachſen des deutſchen Wortſchatzes aus den Stammwörtern der Sprache [6]), und es gereicht ihm zum Lobe, daß er den Verſuch macht, die Stammwörter der deutſchen Sprache zu ſammeln [7]). Aber auf welcher Stufe ſeine ganze Sprachforſchung noch ſtand und wie völlig fremd ihm die richtige Erkennt-

1) Ebend. S. 549. Vgl. S. 160. — 2) Ebend. S. 569. — 3) Ebend. S. 578 fg. Merkwürdigerweiſe bedient ſich Schottelius einmal für die ſtarken Verba des Ausdrucks „ungleichflieſſend und ablautend“ (Bellum grammaticale 1673, S. 43). Aber in derſelben Schrift iſt S. 90 die Rede von „Ungewisheit des Ablaut“, und ebenda heißt es mit ſcharfem Tadel: „daß man ſo unartig, ablautend und übel ſprechen und ausreden müſſen.“ Beides nicht mit Beziehung auf die ſtarken Verba, aber der von dieſen gebrauchte Ausdruck findet dadurch ſeine Erläuterung. — 4) Ausführliche Arbeit 1663, S. 27. — 5) Ebend. S. 49. — 6) Ebend. S. 68. — 7) Ebend. S. 1269 fg.

niß der deutſchen Sprachentwicklung war, das wird ſich aus dem Folgenden zur Genüge ergeben. „Die uhralte Celtiſche oder Teutſche“ Sprache [1]) iſt das, wovon der Verfaſſer bei ſeinen geſchichtlichen Erörterungen überall ausgeht. Dieſe „Celtiſche oder alte Teutſche Sprache“, ſagt er, „hat vielerlei Mundarten, ſo haubtſachlich geteihlet werden in Abſtimmige, darin zwar die Teutſchen Geſchlechtwörter, Hülfwörter, Stammwörter und alſo die Teutſche Eigenſchaft befindlich, dennoch aber wegen der Ausrede, Verſtümmelung und unkentlich Machung der Teutſchen und Einmengung der frömden Wörter faſt abſtimmig von jetziger Teutſchen Sprache ſcheinen, wiewol doch Ankunft, Grund und Weſen Teutſch annoch iſt und bleibet, als da ſind die Isländiſche, Norwegiſche, Däniſche, Schwediſche, Engliſche, Schottiſche, Walliſche, Altgotiſche, ſo annoch in Taurica Chersoneso vorhanden [2]), Und Zuſtimmige“, nämlich „Hochteutſche“, d. i. oeſterreichiſche, bayeriſche u. ſ. f., und Niederteutſche, d. i. niederländiſche, frieſiſche, holſteiniſche u. ſ. f. [3]). Man erkennt an dieſem Stammbaum leicht, wie weit die Einſicht des Schottelius reichte, und wie unrichtig und verworren ſeine Vorſtellungen über die älteren und über die außerdeutſchen Sprachen waren. Das, worauf es ihm nun weiter vor allem ankommt, iſt, zu zeigen, daß „unſere itzige Teutſche Sprache eben dieſelbe uhralte weltweite Teutſche Sprache iſt, ob ſie ſchon durch mildeſten Segen des Himmels zu einer mehr prächtigen Zier und Vollkommenheit gerahten iſt“ [4]). Wenn er dies in Bezug auf althochdeutſche und altniederdeutſche Wörter geltend macht [5]), ſo hat er ja, die Sache richtig verſtanden, nicht Unrecht. Aber wie denkt ſich Schottelius die Sache? Er weiß recht wohl, daß die deutſchen Wörter, namentlich in Bezug auf ihre Endungen, zur Zeit Karl's des Großen ſehr anders ausgeſehen haben als im 17. Jahrhundert [6]). Er findet dort on und an ſtatt on und dergleichen

1) Ebend. S. 34. 54. 56. 140. 151. 152. 1453. — 2) Schottelius kennt die Nachricht des Busbequius. S. Ausführliche Arbeit 1663, S. 132. — 3) Ebend. S. 154. — 4) Ebend. S. 48. — 5) Ebend. S. 47. — 6) Ebend. S. 43. 152.

mehr. Da nimmt er nun alles Ernſtes an, daß die verkümmerten neuhochdeutſchen Formen die uralten regelrechten ſeien, von denen man ſich nur aus Ungeſchick, aus Unachtſamkeit und Geſchmackloſigkeit [1]), zum Theil auch aus Nachahmung des Lateiniſchen [2]) entfernt habe. „In den alterälteſten Geſchriften und Reimereien", ſagt er, „nimt man dieſes war, daß nach Belieben und Einfällen die Wörter ſind geendigt" [3]). In ſeinem Bellum grammaticale führt er dies weiter aus. Da theilt er zum Beleg vier Zeilen aus Otfried mit und fährt dann fort: „Dieſes iſt ja klar und unſtreitig Teutſch, aber durch Unart und Unacht der Mundarten beſtäubert und erfrömdet, Dan Allo ziti thio tho zin heiſſet recht und nunmehr wieder alle Zeit die da ſein" [4]). Und dies Letzte ſchrieb Schottelius, als bereits durch die Wiederauffindung und Herausgabe des gothiſchen Codex argenteus eine neue Epoche für die Erforſchung der deutſchen Sprache angebrochen war. Aber er hatte damals bereits mit ſeinen Anſichten abgeſchloſſen, und verſunken in anderweitige, namentlich theologiſche Studien hat er, wie es ſcheint, von jener epochemachenden Entdeckung keine Einwirkung mehr erfahren. Wir ſagen dies Alles nicht, um den trefflichen Mann herabzuſetzen, ſondern um recht einleuchtend zu zeigen, wie mit Franciscus Junius und der Herausgabe des Ulfilas ein neuer Zeitraum für die germaniſche Sprachforſchung beginnt.

Fünftes Kapitel.

Die lexikaliſche Bearbeitung der deutſchen Sprache bis zum Jahr 1665.

Schon in der althochdeutſchen Periode gab es zahlreiche lateiniſch-deutſche Wörterbücher, die einen Theil der ſogenannten Gloſſen bilden, und dieſe lexikographiſche Thätigkeit ſetzt ſich fort durch

1) Ebend. S. 43. 152. — 2) Ebend. S. 43. — 3) Ebend. S. 175. — 4) Horrendum bellum grammaticale 1673, S. 88.

das ganze Mittelalter bis in den Anfang der neueren Zeit. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst erscheinen in der zweiten Hälfte des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts eine Menge solcher Vocabularien im Druck [1]). Ja auch deutsch-lateinische Wörterbücher der Art gab es damals schon in ziemlicher Anzahl. Dahin gehört z. B. der 1482 zu Nürnberg erschienene Vocabularius theutonicus in quo vulgares dictiones ordine alphabetico preponuntur et latini termini ipsas directe significantes sequuntur [2]). Aber alle diese Bücher haben im Grunde mit der deutschen Philologie nichts zu thun. Sie können dem Germanisten sehr reichhaltige Aufschlüsse geben; aber ihre Verfasser hatten nicht die Absicht, den deutschen Sprachschatz zu verzeichnen, sondern ihr ganzes Streben gieng nur dahin, ein Hülfsmittel zum Verständniß des Lateinischen zu bieten. Wir müssen diese beiden Seiten wohl unterscheiden, wenn wir eine richtige Einsicht in die Entwicklung der deutschen Lexikographie bekommen wollen. Der nächste Schritt, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gemacht wurde, hat es nämlich gleichfalls noch nicht auf ein Wörterbuch der deutschen Sprache abgesehen. Es soll vielmehr nur an die Stelle des barbarischen Lateins der bisherigen Vocabularien echtes antik klassisches Latein gesetzt werden, so daß der Benutzer mit Hülfe des lateinisch-deutschen Wörterbuchs die alten Klassiker verstehen, mit Hülfe des deutsch-lateinischen sich selbst einen guten lateinischen Ausdruck aneignen kann. In diese Klasse von Büchern gehört das Dictionarium Latinogermanicum und das dazu gehörige Dictionarium Germanicolatinum, welches der im J. 1559 verstorbene Lehrer des Griechischen zu Straßburg [3]) Petrus Dasypodius im J. 1536 herausgab. Daß er es in beiden Theilen auf das Lateinische abgesehen hat, ergibt sich aus der Vorrede des Verfassers zur Genüge. Dagegen macht den entscheidenden Fortschritt zu einem wirklichen

1) Vgl. Laur. Diefenbach, Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis, Francof. 1857, p. XVI sq. — 2) Auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek in mehreren Exemplaren vorhanden. — 3) G. Matth. König, Bibliotheca vetus et nova, Altdorfi 1678, I, 236.

Wörterbuch der deutschen Sprache der Züricher Josua Maaler (Pictorius) in seinem Werk: Die Teütsch spraach. Alle wörter, namen, vñ arten zů reden in Hochteütscher spraach, dem A B C nach ordentlich gestellt, vnnd mit gůtem Latein gantz fleissig vnnd eigentlich vertolmetscht, dergleychen bißhär nie gesähen, Durch Josua Maaler burger zů Zürich. Dictionarium Germanicolatinum novum. Hoc est, Linguae Teutonicae, superioris praesertim, thesaurus, — Tiguri 1561. Der Verfasser, Pfarrer zu Elgau [1]) im Züricher Gebiet, wurde von Conrad Gesner veranlaßt, das 1556 zu Zürich erschienene lateinisch-deutsche Dictionarium des Joh. Frisius zu einem alphabetisch geordneten deutschen Sprachschatz umzuarbeiten. Das beigefügte Latein sollte freilich auch hier zugleich dem Lateinschreibenden eine gute Uebersetzung der deutschen Redeweisen an die Hand geben; die eigentliche Absicht aber gieng auf eine Sammlung des deutschen Wortschatzes. In der gehaltreichen Vorrede, die Conrad Gesner dem Werke hinzufügte, sagt er, in einem Gespräch zwischen ihm und Frisius, dem auch Pictorius beiwohnte, sei die Rede auf die lebenden Sprachen Europa's gekommen, und da hätten die Unterredenden bemerkt, wie viel die den Deutschen benachbarten Völker: die Franzosen, Italiener und Engländer, für Verschönerung und Bereicherung ihrer Sprachen thäten, und daß sie reichhaltige Wörterbücher derselben besäßen, in denen wohl geordnet die einzelnen Ausdrücke, ihre Anwendung und Bedeutung, und ebenso die Redensarten erklärt würden. „Da empfanden wir es schmerzlich", fährt Gesner fort, „daß unsrem Deutschland ein Mann fehle, der dasselbe für unsere Sprache leistete." So veranlaßten sie den Pictorius, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Wie sehr dabei das Deutsche im Vordergrund stand, sieht man unter Anderem auch daraus, daß der Verfasser nicht bloß der einheimischen Jugend, sondern auch den Fremden: Franzosen, Italienern und Engländern, zur Erlernung der deutschen Sprache behülflich sein wollte [2]). Um sich zu überzeugen, daß Maaler's

1) Elgovium, Maaler's Widmung, und Gesner's Praef. — 2) S. die Widmung Maaler's.

Unternehmen wirklich ein neues war, „dergleichen bisher nie gesehen," braucht man es nur mit dem vorangehenden deutsch-lateinischen Wörterbuch des Dasypodius zu vergleichen [1]). — Was Josua Maaler begonnen hatte, das suchte ein halbes Jahrhundert später Georg Henisch in viel größerem Umfang auszuführen. Geboren zu Bartfelden [2]) in Ungarn im J. 1549, wurde Henisch 1576 zu Basel Doctor der Medicin und in demselben Jahr Professor der Logik und Mathematik am Gymnasium zu Augsburg. Hier wirkte er bis zu seinem am 31. Mai 1618 erfolgten Tod als Lehrer, Vorstand des Gymnasiums und Mitglied des medicinischen Collegiums [3]). Henisch gab eine große Zahl klassisch-philologischer und mathematisch-astronomischer Schriften heraus. Was aber seinem Namen vor allem einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Gelehrsamkeit sichert, ist sein umfangreiches Werk: Teütsche Sprach vnd Weißheit. Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae. — Pars prima. Augustae Vindelicorum 1616. Mit Recht kann Henisch in der lateinisch geschriebenen Widmung an die Stände von Ober- und Niederoesterreich sagen, daß sein Buch kein gewöhnliches Dictionarium sei, woraus man nur die Bedeutung der einzelnen Wörter entnehmen könne, sondern ein Werk reicher und vollkommener als alle übrigen Lexika. Denn es enthalte nicht bloß die gewöhnlichen Wörter, sondern auch die seltenen und seltensten, die in anderen ähnlichen Büchern vermißt würden. Ueberdies lehre es, die Wörter auf die Dinge selbst anwenden, so daß die Dinge in Worte übergiengen. Auch sei das Buch nach einer solchen Methode geschrieben, daß noch niemand es in dieser Folge versucht habe. Denn die einzelnen Wörter hätten neben sich ihre Synonyma, Derivata, Epitheta, Phrases, Sprüchwörter und geistreiche Aussprüche weiser Deutscher sowohl aus der Vergangenheit, als aus

1) Man vgl. z. B. den reichhaltigen Artikel Burger und dessen Ableitungen bei Maaler mit denselben Wörtern bei Dasypodius. — 2) »Bartphae in Hungaria«, sagt Henisch selbst auf der letzten Seite seiner Dedication. — 3) Jöcher. Vgl. die Nachrichten, die Henisch selbst am Schluß seiner Widmung über sein Leben gibt.

der Gegenwart. Und was der Verfasser hier verspricht, das hält er redlich in der Ausführung. Sein Werk ist neben allem Anderen ein wahrer Schatz von Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten [1]). Daß er in dem eigentlich Sprachwissenschaftlichen, zumal in der Etymologie auf dem noch sehr unvollkommenen Standpunkt seiner Zeit steht, wird man ihm nicht zum Vorwurf machen. Leider ist sein reichhaltiges Werk unvollendet geblieben. Der allein erschienene erste Theil, ein Folioband von 1875 Spalten, umfaßt nur die Buchstaben A bis G. Zwei Jahr nach dessen Erscheinen, am 31. Mai 1618, starb der Verfasser, und in demselben Jahr brach der verwüstende dreißigjährige Krieg aus, der auf lange hin derartigen Unternehmungen ein Ende machte.

Einerseits mit der Lexikographie, andrerseits mit der Grammatik in nächster Beziehung stehen die Schriften, die sich mit der Etymologie der deutschen Sprache beschäftigen. Wir haben in diesem und den vorangehenden Abschnitten schon öfter der gelegentlichen Bemühungen um die Ableitung der deutschen Wörter gedacht, und wollen hier nur noch einige Schriften erwähnen, die sich ausschließlich mit der deutschen Etymologie beschäftigen [2]). Die erste: Origines dictionum germanicarum, erschienen 1620, rührte her von dem Meklenburger Andreas Helwig († 1643) und suchte auf die damalige Weise die deutschen Wörter aus dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen abzuleiten [3]). Die andere: Ars etymologica Teutonum e philosophiae fontibus derivata, erschienen zu Duisburg 1663, hatte zum Verfasser den scharfsinnigen Cartesianer Johannes Clauberg (geb. 1622 zu Solingen, gest. als Prof. der Philosophie und Theologie zu Duisburg 1665) [4]).

---

1) Vgl. z. B. das Wort „arm" Sp. 108—118, oder das Wort „Gott" Sp. 1683—1716. — 2) Wegen einer Menge anderweitiger Schriften mag man Eckhart's Historia studii etymologici etc. nachsehen. — 3) Vgl. Clauberg's Ars etymologica in Leibniz' Collectanea etymologica, Hanoverae 1717, p. 210 sq. — 4) Vgl. die Auszüge aus Clauberg's Leben von Henninius bei Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1747, S. 241 fg.

Clauberg war nicht nur ein geübter Denker, ſondern er hatte ſich auch mit wahrem Verſtändniß auf das Studium der deutſchen Sprache geworfen, und ſo enthält ſeine kleine Schrift neben manchem Verfehlten eine Reihe geſunder Gedanken und Ausführungen über deutſche Etymologie [1]).

Sechſtes Kapitel.

Die Anfänge der germaniſchen Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien.

1. Die Anfänge der germaniſchen Philologie in den Niederlanden bis auf Franciscus Junius.

Bevor wir die Geſchichte der germaniſchen Philologie innerhalb Deutſchlands weiterführen, müſſen wir einen Blick werfen auf das, was unter den übrigen germaniſchen Völkern bis gegen das Jahr 1665 für unſre Wiſſenſchaft geleiſtet worden iſt. Wir beginnen mit den Niederlanden. Man wird vielleicht fragen, warum wir nicht die Leiſtungen der Niederländer gerade ſo, wie die der Schweizer, den Arbeiten der Deutſchen beizählen. Aber das Verhältniß iſt in der That ein ganz verſchiedenes. Die Schweizer ſtehen mit den übrigen Deutſchen auf dem Boden einer und derſelben Schriftſprache, dagegen haben die Niederländer ſich auf Grundlage ihrer Mundarten eine beſondere Schriftſprache gebildet. So ſind ſie, obwohl die nächſten Verwandten der Deutſchen, doch ein von dieſen verſchiedenes Volk. Dies tritt uns gerade bei unſerem Gegenſtand recht klar entgegen. Die Entwicklung der niederländiſchen Schriftſprache geht ihren beſonderen Gang. Sie hat ihre eigenen Grammatiker und Lexikographen, ſo wie die deutſche die ihrigen. Nun werden wir zwar in dieſem Werk die Ausbildung der außerdeutſchen Schriftſprachen nicht weiter verfolgen.

1) Die Schrift iſt wieder abgedruckt in den von Eckhart herausgegebenen Collectanea etymologica des Leibniz, Hanov. 1717. Vgl. dort beſonders das S. 191 über die Ableitung des Wortes Vernunft Geſagte.

Aber auch auf die Erforschung der älteren Sprache äußert die Rücksicht auf die eigene Muttersprache den wesentlichsten Einfluß, wie wir dies ganz klar bei den Engländern und Skandinaviern, aber auch deutlich genug bei den Niederländern wahrnehmen. Die germanische Sprachforschung beginnt bei den Niederländern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts [1]), und zwar sehen wir sie anfänglich ebenso in den südlichen wie in den nördlichen Niederlanden ihren Sitz aufschlagen. Ihr ältester Vertreter: Johannes Goropius Becanus, war freilich einer der seltsamsten Käuze, die sich je mit Sprachforschung abgegeben haben. Geboren im J. 1518 in dem Dorfe Gorp studierte er Medicin, gab dann aber eine glänzende medicinische Praxis auf, um sich ganz der Erforschung der vaterländischen Sprache und des vaterländischen Alterthums zu widmen. Er lebte meist zu Antwerpen und starb 1572 zu Maastricht. Seine vermeintlichen Entdeckungen legte er in einigen umfangreichen Werken, den Origines Antwerpianae (Antwerpen 1569), Hermathena [2]) und anderen nieder. Goropius war nicht ohne ausgebreitete Gelehrsamkeit, aber kritiklos und phantastisch. Unter seinen vielen Wunderlichkeiten will ich nur die eine hervorheben, daß er das Niederländische für die Ursprache der Menschheit hält und diese Ansicht in einer Weise begründet, die noch viel sonderbarer ist, als die Behauptung selbst [3]). Doch wie zum Lohn für seinen patriotischen Eifer wurde diesem Sonderling die Ehre zu Theil, daß eins seiner Werke, die Origines Antwerpianae, zum erstenmal (1569) ein kleines Bruchstück der gothischen Sprache: das

1) Wir verfolgen in diesem Werk, wie oben schon bemerkt, bei den außerdeutschen Völkern nur die gelehrte Erforschung der germanischen Sprachen. Außerdem hätten wir hier, wie in Deutschland, mit den niederländisch-lateinischen Wörterbüchern zu beginnen und hier zugleich den 1477 zu Kölu erschienenen Teuthonista des Gherard van der Schueren aus Xanten im Herzogthum Kleve zu erwähnen. Vgl. über ihn und sein Werk Cliguett's Vorrede zur neuen Ausgabe des Teuthonista (Leyden 1804). Ebend. S. LXXVII fg. ein Verzeichniß lateinisch-niederländischer Vocabularien. — 2) Herausgeg. nach Goropius Tode zu Antwerpen 1580. — 3) Origines Antwerpianae p. 534. 629. Hermathena p. 27. 204.

Vaterunſer, veröffentlicht [1]). Aber das ganze Verfahren des Goropius war ſo grundverkehrt, ſeine Schriften wimmeln dermaßen von verrückten Einfällen und tollen Etymologieen, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Joſeph Scaliger ihn auf das heftigſte angriff. Sollte die Erforſchung der germaniſchen Sprachen ſich den Rang einer Wiſſenſchaft erwerben, ſo waren andere Wege einzuſchlagen, und gerade um die Auffindung und Verfolgung dieſer richtigen Wege haben ſich die Niederlande unſterbliche Verdienſte erworben. Noch vor dem Schluß des 16. Jahrhunderts (1574) gab Cornelis Kiel (Cornelius Kilianus, geb. zu Duffel in Brabant, geſt. zu Antwerpen, wo er viele Jahre als Corrector der Plantin'ſchen Druckerei lebte, im J. 1607) [2]) zu Antwerpen, ein für ſeine Zeit vorzügliches niederländiſch-lateiniſches Wörterbuch heraus, deſſen dritte Ausgabe (1599) den Titel erhielt: Etymologicum Teutonicae linguae [3]). Obwohl er den Goropius Becanus unter ſeinen Quellen nennt [4]), ihn auch öfters benutzt [5]), iſt er doch ſo verſtändig, von der Angabe der Etymologieen meiſt ganz abzuſehen, ſich neben den germaniſchen Sprachen auf die gelegentliche Vergleichung des Griechiſchen und Lateiniſchen zu beſchränken und, wie er ſagt, die Ergründung der ganzen babyloniſchen Sprachverwirrung Anderen zu überlaſſen [6]). Das Werk des Kilian zeigt uns, welche Bedeutung auch die ſüdlichen Niederlande für die Erforſchung der vaterländiſchen Sprache hätten gewinnen können. Aber dies Werk iſt für langehin das letzte Lebenszeichen, das Brabant und Flandern und die übrigen Provinzen, die unter das ſpaniſche Joch fielen, auf dem Gebiet der heimiſchen Sprachforſchung gegeben haben. Deſto bedeutender aber erwuchſen dieſe Studien auf dem frei gewordenen Boden der nördlichen Niederlande. Mit dem ruhmvollen Kampf um die religiöſe und bürgerliche Freiheit gieng hier

---

1) Origines Antwerpianae, 1569, lib. VII, p. 739 sq. — 2) Bayle, s. v. Kilianus. — Van Kampen, Geschied. I, 216. — 3) S. Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgicae, P. VII. (2), p. XXI. — 4) Ed. 3. (1599) Bl. 7. — 5) Vgl. z. B. herd, focus S. 186; hert, cor S. 187. — 6) Bl. 3.

das edelste Streben nach höherer Geistesbildung Hand in Hand. Schon bald nach Beginn des Krieges (1575) wurde die Universität zu Leiden gegründet, die in kurzer Zeit zur angesehensten Hochschule Europa's erwuchs, und nicht wenige Städte der nördlichen Niederlande wetteiferten mit Leiden in der Pflege der antik klassischen Studien. Denn diese waren es vor allem, denen man seine Sorgfalt zuwandte. So wurden die Niederlande und an ihrer Spitze die Universität Leiden für eine Reihe von Menschenaltern der Hauptsitz der klassischen Philologie. Aber wie wir es bei den Deutschen gesehen haben, so nehmen auch die niederländischen Vertreter der klassischen Philologie eine ganz andere Stellung zum klassischen Alterthum ein, als ihre italienischen Vorgänger. In Italien glaubte man, in den alten Römern die eigenen Vorfahren zu ehren, und und in dem stolzen Gefühl, Virgil und Cicero unter die eigenen Landsleute zu zählen, blickte man auf alles Außerklassische mit Geringschätzung herab. Anders bei den Niederländern. Man war zwar durchdrungen von der hohen Vortrefflichkeit der antiken Klassiker, man widmete der lateinischen und griechischen Sprache ein eingehendes Studium, man suchte mit antiquarischer Gelehrsamkeit in das Leben der alten Griechen und Römer einzudringen, aber man blieb sich bewußt, einem anderen und zwar gleichfalls thatenreichen und hochbegabten Volksstamm anzugehören. Dazu kam bei den niederländischen Philologen noch ein Zweites, was ihren Horizont über den der Italiener hinaus erweiterte. Die reformierte Kirchenlehre gründete sich auf das Studium der Bibel. Um diese im Grundtext zu erforschen, bedurfte es außer den beiden klassischen Sprachen auch des Hebräischen. Diese vom Griechischen und Lateinischen so verschiedene Sprache führte dann weiter zur Erforschung ihrer eigenen Schwestersprachen, insbesondere des Arabischen. So wird Leiden der Mittelpunkt der orientalischen Sprachstudien, und so ist auch von dieser Seite die Ausbreitung der linguistischen Studien weit über die Gränzen des Lateinischen und Griechischen hinaus angebahnt. Daß aber gerade auch die Muttersprache in den Kreis der linguistischen Forschung gezogen wurde, das lag nicht nur in der Universalität der sprachlichen Studien, sondern es ergab sich

von ſelbſt aus dem großartigen Aufſchwung, den damals die nördlichen Niederlande in Staat und Literatur nahmen. Die großen Philologen begleiteten dieſen Aufſchwung mit dem wärmſten Antheil, und wir ſind berechtigt, nicht nur was geborene Niederländer auf unſerem Gebiete leiſteten, den Niederlanden zuzurechnen, ſondern in gewiſſem Sinn auch das, was Auswärtige durch das wiſſenſchaftliche Zuſammenwirken der verſchiedenſten Kräfte auf niederländiſchem Boden zu Stande brachten, und ebenſo das, was auswärts entſtanden erſt durch niederländiſche Gelehrte der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Den Begriff der vaterländiſchen Sprache faßte man, ſo ſehr man auch am Niederländiſchen hieng, doch ſo weit, daß man alle germaniſchen Sprachen in ſeinen Bereich zog. So wurden die Niederlande die Geburtsſtätte der gothiſchen Studien. Bonaventura Vulcanius (urſprünglich de Smet), geb. zu Brügge 1538, 1578 Profeſſor des Griechiſchen zu Leiden, geſt. 1615 [1]), gab im J. 1597 zu Leiden die kleine Schrift De Literis et Lingua Getarum Sive Gothorum heraus, worin außer dem Vaterunſer zum erſtenmal noch einige weitere kleine Proben aus der gothiſchen Bibelüberſetzung mitgetheilt werden. Vulcanius war nicht Verfaſſer, ſondern nur Herausgeber der Abhandlung, in welcher ſich dieſe Mittheilungen finden. Der ungenannte Verfaſſer war vielmehr Arnold Mercator, (geb. 1537 zu Löwen, geſt. 1587, ein Sohn des berühmten Geographen Gerhard Mercator), der auf ſeinen geographiſchen und antiquariſchen Unterſuchungsreiſen in dem weſtfäliſchen Kloſter Werden den Codex argenteus der gothiſchen Evangelien auffand und einige Proben daraus abzeichnete. Aus ihm iſt geſchöpft, was Goropius Becanus (1569) [2]), Vulcanius (1597) und etwas ſpäter (1602) Janus Gruter in ſeinem Inſchriftenwerk [3]) an Gothicis mittheilen [4]). Aber auch der

1) Jo. Franc. Foppens, Bibliotheca Belgica, T. I, Bruxellis 1739, p. 142. — 2) S. o. S. 89. — 3) I, CXLVI. — 4) Ich folge in Bezug auf das von Vulcanius herausgegebene Werk den gelehrten Erörterungen Maßmann's in Haupt's Zeitſchrift für deutſches Alterthum I (1841) S. 306 fg. Vgl. beſ. S. 322. 331—337.

übrige Inhalt von Vulcanius kleinem Buch war für seine Zeit (1597) von großem Werth. Wir finden hier unter Anderem mehrere nordische Runenalphabete und Runeninschriften, die Nachrichten des Busbequius über Gothen in der Krim, Proben aus dem althochdeutschen Ammonius und aus Willeram's Paraphrase des Hohen Lieds, den Anfang des Annoliedes und Alfred's angelsächsische Vorrede zu Gregor's Cura pastoralis. — Nicht zu vergleichen an Wichtigkeit mit dem Büchlein des Vulcanius, aber ein weiterer Beweis für die vielseitigen Studien der niederländischen Philologen ist die Herausgabe von Willeram's althochdeutscher Paraphrase des Hohen Lieds durch Paulus Merula. Paulus Merula, geb. zu Dordrecht 1558, 1592 Professor der Geschichte zu Leiden, gest. 1607 zu Rostock [1]), gab jenes für die Sprachgeschichte wichtige Werk im J. 1598 zu Leiden heraus mit einer niederländischen Uebersetzung und sprecherklärenden Anmerkungen, die beide von dem gelehrten Juristen Pancratius Castricomius (geb. zu Alkmaar, gest. zu Amsterdam 1619) herrühren [2]). Bedenken wir, daß wir hier noch in den ersten Anfängen der germanischen Philologie stehen, so werden wir diesen Versuchen trotz vieler Mißgriffe unsre Anerkennung nicht versagen. Der Verfasser der Anmerkungen macht unter Anderem die Beobachtung, daß in der Sprache des Willeram das th dem niederländischen d (thieco = dicke), das z dem t (suoze = soete) entspricht [3]). Wie die bisher genannten, so liefern auch andere niederländische Philologen und Historiker jener Zeit gelegentliche Beiträge zur Vermehrung des altgermanischen Quellenvorraths. So gibt Justus Lipsius in einem Briefe vom Jahr 1599 (gedruckt 1605) [4]) eine Sammlung von Wörtern, die er einer altniederdeutschen Psalmenübersetzung entnommen hat; und Abraham Vander-Milius theilt

1) Foppens, Bibl. Belg. II, 942. — 2) S. die ausführliche Erörterung des F. van Lelyveld in der 2. Ausg. von Huydecoper's Proeve van Taal-en Dichtkunde, Thl. 2 (Leyden 1784) S. 551—568. — 3) S. 4. — 4) Justi Lipsi epistolarum selectarum centuria tertia ad Belgas, Antverp. 1605, epist. XLIV, p. 43 sq.

in ſeinem Buche „Lingua Belgica“ (Leiden 1612) den ganzen 19. Pſalm aus dieſer Ueberſetzung mit [1]). Joh. Iſaak Pontanus (geb. 1571 zu Helſingör von niederländiſchen Eltern, geſt. zu Harderwijk 1640) [2]) veröffentlicht in ſeinen Originum Francicarum libri VI (Hardervici 1616) einige Kapitel der althochdeutſchen Ueberſetzung der Evangelienharmonie des Ammonius (oder Tatianus) [3]). Marcus Zuerius Boxhorn (geb. 1602 zu Bergen op Zoom, Prof. der Geſchichte zu Leiden, geſt. 1653) [4]) gab in ſeinen Prima religionis christianae rudimenta antiquissima Saxonum et Alemanorum lingua scripta (Leiden 1650) auf Grundlage Freher's und Anderer eine kleine Sammlung ſolcher angelſächſiſchen und althochdeutſchen Denkmäler heraus und veröffentlichte in ſeiner Historia universalis (Leiden 1652) [5]) eine alte niederdeutſche Umſchreibung des Apoſtolicums zum erſtenmal [6]).

Man begnügte ſich aber nicht, bloß den Schatz der altgermaniſchen Quellen zu vermehren, ſondern man verſuchte ſich auch in etymologiſchen Combinationen über die Gränzen des Germaniſchen hinaus. Im Anſchluß an die deutſchen Vorgänger verglich man germaniſche Wörter mit lateiniſchen und griechiſchen, aber ohne wiſſenſchaftliche Methode und indem man Entlehntes und Urverwandtes harmlos durcheinander mengte [6]). Eine beſtimmtere Vorſtellung von der Urverwandſchaft beginnt aufzudämmern in der freilich irrigen Annahme, daß Griechen und Germanen von den Scythen ſtammen, wie wir ſie bei Boxhorn [7]) finden. Auch zeigt ſich bereits eine Vorahnung von dem Zuſammenhang der Germa-

1) Abrah. Vander-Milii Lingua Belgica, Lugd. Bat. 1612, p. 152 sq. Der Gelehrtenname des Verfaſſers hat die obige ſeltſame niederländiſch-lateiniſche Form. — 2) Westphalen, Monum. ined. rer. Germ. T. II (1740), Praef. p. 48 sq. — 3) p. 589 sq. — 4) A. J. van der Aa, Biogr. Woordenboek der Nederlanden II, 3 (Haarlem 1855) p. 1122 fg. — 5) p. 102. In Müllenhoff's und Scherer's Denkmälern Nr. XCVIIf. — 6) Vgl. z. B. Merula's Ausgabe des Willeram S. 35 fg. — 7) Vgl. z. B. deſſen Originum Gallicarum liber, Amstelod. 1654, p. 110.

nen mit ihren aſiatiſchen Stammverwandten. Das Perſiſche bietet dazu die Handhabe. Schon Franciscus Raphelengius (geb. zu Lanoi 1539, geſt. zu Leiden 1597) theilt dem Bonaventura Vulcanius (1597) eine Anzahl perſiſcher Wörter mit, die mit deutſchen übereinſtimmen [1]), und Juſtus Lipſius ſtellt (1599. 1605) nicht nur perſiſche und niederländiſche Wörter zuſammen, ſondern er bemerkt auch, daß die Flexionen der Zeitwörter in jenen beiden Sprachen nicht allzuverſchieden ſeien [2]). Am tiefſten aber ſah bereits in dieſer Beziehung der Schleſier Johannes Elichmann, der als Arzt in Leiden lebte und ſich zugleich mit größtem Eifer und Erfolg den dort herrſchenden linguiſtiſchen Studien hingab [3]). Leider ereilte ihn der Tod (1639), bevor er die wichtigſten ſeiner Arbeiten vollendet hatte.

Von beſonderer Bedeutung aber iſt es, wie tief die germaniſtiſchen Studien in den Niederlanden damals ſchon in den ganzen Betrieb der Wiſſenſchaften eingreifen. Hervorragende Gelehrte der verſchiedenſten Fächer nehmen ein lebhaftes Intereſſe an ihnen. Joſeph Scaliger [4]) und Juſtus Lipſius [5]), die großen Philologen, Simon Stevin, der berühmte Mathematiker [6]), und Hugo Grotius [7]), ſie alle haben ſich an den Anfängen der germaniſtiſchen Studien in den Niederlanden betheiligt.

---

1) Bonav. Vulcanius, de Literis et Lingua Getarum, Lugd. Bat. 1597, p. 87. — 2) Justi Lipsi epist. centuria tertia ad Belgas, Antverp. 1605, epist. XLIV, p. 56. — 3) Salmasii praefatio zu Elichmann's Ausgabe der Tabula Cebetis, Lugd. Bat. 1640, Bl. 3. — 4) Jos. Justi Scaligeri opuscula varia, Paris. 1610, p. 119 sq. Bernays, Scaliger S. 298. Vgl. auch Scaliger's Zuſchrift an Bonav. Vulcanius vor deſſen De lit. et lingua Getarum. — 5) S. o. S. 93. — 6) S. die Uytspraeck vande weerdicheyt der duytsche tael und die Sammlung einſylbiger niederländiſcher Wörter vor Simon Stevin's Beghinselen der Weeghconst, tot Leyden, 1586. — 7) S. Nomina appellativa et verba Gotthica, Vandalica et Langobardica quae in hoc volumine reperiuntur, cum explicatione, in Historia Gotthorum, Vandalorum, et Langobardorum: Ab Hugone Grotio partim versa, partim in ordinem digesta, Amstelod. 1655, p. 574 sq.

2. Die Anfänge der germaniſchen Philologie in England bis auf Franciscus Junius.

In England waren es natürlich zunächſt die angelſächſiſchen Schriften, welche die Augen der Alterthumsforſcher auf ſich zogen, und wie in Deutſchland, ſo ſind es auch in England zuerſt nicht philologiſche, ſondern theologiſche Zwecke, die man bei der Unterſuchung und Herausgabe angelſächſiſcher Denkmäler verfolgt. Bald aber trat in England ein weiteres Intereſſe hinzu, nämlich das hiſtoriſch-juriſtiſche. Auch in Deutſchland fehlte dies zwar nicht, aber in England führte es unmittelbarer zum Studium der alten Sprache, weil die angelſächſiſchen Geſetze und auch ein Theil der geſchichtlichen Aufzeichnungen ſich der einheimiſchen Sprache bedienten, während in Deutſchland die älteren ſchriftlichen Abfaſſungen der Geſetze und Geſchichtsquellen in lateiniſcher Sprache ſtattfanden. Was die theologiſchen Anfänge der angelſächſiſchen Studien betrifft, ſo glaubten die Anhänger der kirchlichen Reformation, in den angelſächſiſchen Quellen Beweiſe ihrer Anſichten zu finden, und dies trieb ſie zu deren Sammlung und Erforſchung. Vor allem ergab ſich aus dem Umſtand, daß man ſo mannigfache Uebertragungen der Heiligen Schrift in die angelſächſiſche Sprache fand, die Gewißheit, daß man in jener älteren Zeit die Bibel in die Volksſprache überſetzt und nicht bloß dem Lateinverſtehenden vorbehalten habe. In dieſem Sinn äußert ſich bereits Erzbiſchof Cranmer in der Vorrede zu der engliſchen Foliobibel, die im Jahr 1539 oder 40 von Grafton gedruckt wurde [1]). — Beſonders eifrig in Sammlung angelſächſiſcher Handſchriften war der erſte wirklich proteſtantiſche Erzbiſchof von Canterbury Matthäus Parker (geb. 1504, geſt. 1575). In der Vorrede zu der engliſchen Folio-Bibel vom Jahr 1572 führte er den von ſeinem Vorgänger Cranmer angetretenen Beweis mit beſſern Hülfsmitteln ausgerüſtet noch weiter aus [2]). Zugleich aber benützte er ſeine Kenntniß der angel-

1) An historical Sketch of the Progress and present State of Anglo-Saxon Literature in England. By John Petheram, London 1840, p. 28. — 2) Petheram l. l. p, 28.

sächsischen Quellen für seine Vertheidigung der Priesterehe. In seinem 1562 anonym erschienenen Werk A Defence of Priests' Marriages finden sich mehrere Citate in angelsächsischer Sprache, und dies sind die ersten gedruckten Proben des Angelsächsischen, die man kennt [1]). Wie für die Priesterehe, so suchte man für die antikatholische Ansicht vom Abendmahl Belege in den kirchlichen Schriften der Angelsachsen. Zu diesem Behuf wurde bereits im Jahr 1567 durch Parker's Secretär John Joscelin eine angelsächsische Osterpredigt des Aelfric nebst einigen anderen Stücken herausgegeben [2]). Den Druck besorgte der namhafte Buchhändler John Day zu London, den Parker veranlaßt hatte, angelsächsische Typen schneiden zu lassen, die ersten, die es gab [3]). Mit rastlosem Eifer sammelte Erzbischof Parker angelsächsische Handschriften. So weit irgend sein Einfluß reichte, ließ er sich Mittheilung machen von allem, was sich Derartiges vorfand [4]). In seiner Ausgabe des Asser (1574) veröffentlichte er König Aelfred's angelsächsische Vorrede zu Gregor's Schrift de cura pastorali. Eine andere Frucht dieser Bestrebungen war die Herausgabe der angelsächsischen Uebersetzung der vier Evangelien durch Johannes Fox, die auf Parker's Kosten im Jahr 1571 zu London erfolgte [5]).

Neben Erzbischof Parker sind die bereits erwähnten Joscelin und Fox und außer ihnen Lawrence Nowel und William Lambarde unter den Gründern des angelsächsischen Studiums zu nennen. Von Joscelin hat sich ein handschriftliches angelsächsisch-lateinisches Wörterbuch erhalten [6]); und auch eine angelsächsische Grammatik war von ihm handschriftlich vorhanden, aber schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht mehr auf-

1) Petheram l. l, p. 32, nach Strype's Life of Parker (505). — 2) S. den Anhang, den Hickes seiner Ausgabe von Runolphus Jonas Grammaticae Islandicae Rudimenta, Oxon. 1688, hinzugefügt hat, p. 134, und Petheram l. l. p. 32. 37. — 3) Petheram p. 36. — 4) Wanley, Catalogus p. 153. — Petheram p. 34 sq. — 5) Petheram l. l. p. 40. — 6) Ms. Cotton. Titus A. XV. Petheram l. l. p. 38.

zufinden [1]). Lawrence Nowel hatte bereits vor dem Jahr 1567 ein angelſächſiſch-engliſches Wörterbuch angelegt, das ſich unter den Handſchriften der Bodley'ſchen Bibliothek in Oxford ſowohl im Original, als in einer Abſchrift des Franciscus Junius erhalten hat [2]). Während ſeines Aufenthalts in Lincoln's Inn unterrichtete Nowel ſeinen Schüler William Lambarde im Angelſächſiſchen und ſchenkte ihm eine Abſchrift, die er von der zu Rocheſter aufbewahrten Handſchrift der angelſächſiſchen Geſetze gemacht hatte, nebſt ſeinem Vocabularium Saxonicum. Auch unterſtützte er Lambarde ferner bei der Herausgabe der Archaionomia oder der erſten gedruckten Sammlung der angelſächſiſchen Geſetze, die von einer lateiniſchen Ueberſetzung Lambarde's begleitet im Jahr 1568 zu London erſchien [3]).

Auf dieſes raſche Aufblühen der angelſächſiſchen Studien folgte eine längere Pauſe. William Camden, der berühmte engliſche Geſchichtsforſcher, ließ 1603 in ſeiner Sammlung der Geſchichtsſchreiber Englands die angelſächſiſche Vorrede König Aelfred's zu Gregor's Cura postoralis aus Parker's Aſſer wieder abdrucken. In ſeinen Remaines concerning Britaine äußert er ſich mit Begeiſterung über die angelſächſiſche Sprache [4]) und ſucht durch eine chronologiſche Reihenfolge von Ueberſetzungen des Vaterunſer einen Begriff von der Geſchichte der engliſchen Sprache zu geben [5]). Aber das Alles blieb zunächſt ohne nachhaltige Wirkung. Im J. 1623 gab William L'Isle († 1637) Aelfric's angelſächſiſchen Tractat über das Alte und Neue Teſtament nebſt einigen anderen religiöſen Stücken heraus. In der Vorrede dazu beſchreibt uns L'Isle den mühſamen Weg, den er damals noch entblößt von allen Hülfsmitteln zur Erlernung des Angelſächſiſchen nehmen mußte. Er begann mit dem Leſen der älteren engliſchen Bücher und ſuchte ſich

---

1) Hickes, Institutiones grammaticae Anglo-Saxonicae Oxon. 1689, praef. Bl. 1. — 2) Petheram l. l. p. 39. — 3) S. die der Ἀρχαιονομία vorangeſchickte Epistola des Lambarde an Gulielmus Cordellus. — 4) Remaines concerning Britaine. Written by Will. Camden, Esquire (5) Lond. 1636, p. 19 sq. — 5) Ebend. S. 23 fg.

ſo allmählich bis zum Angelſächſiſchen hinaufzuarbeiten [1]). Von den anderen Unternehmungen L'Isle's kam nichts zu Stande, aber ſeine Bemühungen belebten die angelſächſiſchen Studien auf's neue. Der berühmte engliche Alterthumsforſcher Henry Spelman (geb. 1562, geſt. 1641) lernte noch in reiferen Jahren Angelſächſiſch, weil er wohl einſah, daß ihm dies für ſeine Arbeiten unentbehrlich ſei. Er wollte im Jahr 1639 eine Lehrſtelle für das Angelſächſiſche an der Univerſität Cambridge ſtiften, indem er Abraham Whelock zehn Pfund Sterling des Jahrs ausſetzte. Seine Abſicht, dieſe Stelle für immer zu gründen, wurde jedoch durch ſeinen Tod und die ausbrechenden Bürgerkriege vereitelt [2]). In ſeinen eignen Werken: dem Archaeologus (1626) und der Sammlung der engliſchen Concilien und kirchlichen Satzungen (1639), machte Spelman von ſeiner Kenntniß des Angelſächſiſchen einen fruchtbaren Gebrauch. Sein Sohn John Spelman vermehrte durch Herausgabe der angelſächſiſchen Pſalmenüberſetzung (London 1640) mit beigefügter lateiniſcher Interlinearverſion den kleinen Vorrath der damals vorhandenen angelſächſiſchen Drucke [3]). Abraham Whelock, dem Henry Spelman ſein Cambridger Stipendium zugewandt hatte, gab im Jahr 1643 zu Cambridge Beda's Historia ecclesiastica gentis Anglorum mit König Aelfred's angelſächſiſcher Paraphraſe heraus und fügte ihr die angelſächſiſche Chronik mit einer von ihm angefertigten lateiniſchen Ueberſetzung bei. Im folgenden Jahr ließ er, gleichfalls zu Cambridge, eine verbeſſerte und vermehrte Ausgabe von Lambard's Sammlung der angelſächſiſchen Geſetze erſcheinen. Den Zuſammenhang des Angelſächſiſchen mit den klaſſiſchen Sprachen, insbeſondere aber auch mit dem Hebräiſchen ſuchte Mericus Caſaubonus, der Sohn des berühmten Iſaak Caſaubonus, in ſeiner unvollendet gebliebenen Schrift De quatuor linguis, Lond. 1650, nachzuweiſen. Aber bei dem damaligen Zuſtand der etymologiſchen Kennt-

1) A Saxon Treatise concerning the Old and New Testament. Written — by Aelfricus. — Now first published in print — by William L'isle. Lond. 1623. To the Readers, Bl. 18 sq. — 2) Biographia Britannica VI, 1 (1763) p. 3786. — 3) Petheram p. 57.

niſſe konnten ſeine Vermuthungen der wiſſenſchaftlichen Forſchung nur geringen Gewinn abwerfen.

Wir ſind hiemit bereits an die Gränze der Zeit gelangt, in welcher Franciscus Junius ſowohl für England als für Deutſchland eine neue Epoche der germaniſchen Philologie begründete. Im Jahr 1655 erſchienen ſeine Obſervationen zum Willeram und in demſelben Jahr ſeine Ausgabe des Caedmon. Wir werden im folgenden Buch ausführlicher von dieſen Arbeiten handeln. Weil aber der eigentlich Epoche machende Abſchnitt in der Wirkſamkeit des Junius erſt durch die Herausgabe des Codex argenteus im Jahr 1665 bezeichnet wird, ſo beſprechen wir hier noch einen Gelehrten, deſſen Hauptwerk ſchon vor jenes eingreifende Ereigniß fällt. William Somner (geb. 1606 zu Canterbury, geſt. ebendaſelbſt 1669, während ſeines ganzen Lebens ein treuer Anhänger der königlichen Sache), wurde durch ſein Studium der engliſchen Alterthümer auf das Angelſächſiſche geführt [1]) und machte darin ſo bedeutende Fortſchritte, daß er in ſeiner Zeit neben Franciscus Junius als der bedeutendſte Kenner dieſer Sprache bezeichnet werden muß. Die reifſte Frucht ſeines Fleißes war ſein angelſächſiſch-lateiniſches Wörterbuch, das im Jahr 1659 zu Oxford erſchien und lange Zeit das wichtigſte Hülfsmittel für das Studium des Angelſächſiſchen bildete.

3. Die Anfänge der germaniſchen Philologie bei den ſkandinaviſchen Völkern bis zum Jahr 1665.

Die Entwicklung der alten nordgermaniſchen Literatur war eine ganz andere als die der deutſchen, und dem entſprechend zeigt auch die germaniſche Philologie in Skandinavien Züge, die ſie weſentlich von dem unterſcheiden, was uns in Deutſchland entgegengetreten iſt. In Deutſchland gehören die älteſten Denkmäler der Sprache und Literatur faſt ausnahmslos dem Chriſtenthum an, die Ueberreſte der heidniſchen Zeit ſind nur gering. Dagegen fehlt den Nordgermanen, die erſt um das Jahr 1000 zum Chriſtenthum übertraten, eine ſo alte chriſtliche Literatur, wie wir ſie im

1) S. über ihn die Biographia Britannica VI, 1 (1763) p. 3757 fg.

Althochdeutschen besitzen; dafür aber haben sich im Norden die werthvollsten Reste des germanischen Heidenthums erhalten. In Deutschland sind die Quellen für die älteren Perioden der politischen Geschichte durchweg lateinisch. Dagegen besitzt der Norden über seine frühere Geschichte sehr reiche Denkmäler in seiner einheimischen Sprache, sowohl Geschichtswerke, als Inschriften. Aber noch ein anderer ganz eigenthümlicher Umstand zeichnet den Norden aus. Wir finden nämlich unter den Sprachen, die sich dort entwickelt haben, eine — die isländische —, die in ihren Formen um viele Jahrhunderte älter ist, als die beiden anderen: das Schwedische und Dänische. So haben die Dänen am Isländischen im Wesentlichen noch heute die Sprachformen vor sich, die ihre eigene Sprache vor mehr als einem halben Jahrtausend besessen hat.

Die geschilderten Umstände erklären uns, warum bei aller allgemeinen Verwandtschaft die Anfänge der germanischen Philologie doch einen sehr verschiedenen Charakter in Skandinavien zeigen, als in Deutschland. Das unmittelbar christlich theologische Interesse an der alten einheimischen Literatur, das wir in Deutschland und England so lebendig gefunden haben, tritt in Skandinavien mehr zurück. Zwar fehlt es auch der altnordischen Literatur nicht an Werken christlichen Inhalts, aber die eigentlichen Anfänge der germanisch-skandinavischen Philologie liegen auf einem anderen Boden, nämlich auf dem der Erforschung des skandinavischen Alterthums. Schon im Jahr 1594 hatte Jens Mortensen, veranlaßt durch den dänischen Reichskanzler Arild Hwitfeld, einen dänischen Auszug aus der Heimskringla veröffentlicht, im J. 1591 der königliche Historiograph Anders Sörensen Vedel (geb. zu Veile 1542, gest. 1616) dänische Volkslieder herausgegeben. Aber die eigentlichen Gründer der nordgermanischen Philologie waren die dänischen und isländischen Gelehrten, die sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zur Erforschung des skandinavischen Alterthums vereinigten. Die nordgermanische Philologie geht dabei Hand in Hand mit der eigentlichen Geschichtsforschung, wie sie Stephanus Johannis Stephanius (geb. zu Kopenhagen 1599, † 1650) in seiner Ausgabe des Saxo Grammaticus

(1644. 45) übte. Den Mittelpunkt dieſer Beſtrebungen bildete der treffliche Ole Worm. Geboren zu Aarhus am 13. Mai 1588, erhielt er ſeine Vorbildung auf dem Gymnaſium zu Lüneburg und widmete ſich dann im Jahr 1605 philologiſchen und theologiſchen Studien auf den Univerſitäten Marburg und Gießen. Da es ihn aber mehr zur Medicin, als zur Theologie hinzog, warf er ſich vom Jahr 1607 an erſt zu Straßburg und dann zu Baſel mit größtem Eifer und Erfolg auf mediciniſche und naturwiſſenſchaftliche Studien. Nachdem er auch noch Italien und Frankreich zu ſeiner weiteren Ausbildung durchzogen und einige Zeit an der Univerſität zu Kopenhagen ſtudiert hatte, wurde er 1611 zu Baſel Doctor der Medicin und beſuchte dann noch die Niederlande und England. Als er im Jahr 1613 nach Kopenhagen zurückkehrte, wurde ihm ſofort die Profeſſur der literae humaniores übertragen. Im Jahr 1615 erhielt er die Profeſſur der griechiſchen Sprache und endlich im Jahr 1624 eine Profeſſur der Medicin. In dieſer Stellung lebte er zu Kopenhagen hochgeehrt als Lehrer, Arzt und Alterthumsforſcher bis zu ſeinem am 31. Auguſt 1654 erfolgten Tod [1]). Seine freien Stunden widmete Worm ſeit ſeiner Rückkehr nach Dänemark der Erforſchung des ſkandinaviſchen Alterthums. Unter ſeinen gelehrten Leiſtungen auf dieſem Gebiet nennen wir ſeine Runer seu Danica Literatura antiquissima (1636), ſeine Danicorum monumentorum libri VI (1643), ſeine Fasti Danici (1643) und ſeine Schrift über das 1639 entdeckte goldene Horn (1641) [2]). Zum Behuf ſeiner Alterthumsforſchung ſetzte ſich Worm in Verbindung mit gelehrten Isländern, unter denen damals ein neuer Eifer für das Studium ihrer alten Literatur erwachte. So bildete ſich die ſchöne Vereinigung däniſcher und isländiſcher Gelehrten, welche der Wiſſenſchaft bis auf den heutigen Tag ſo reiche Früchte getragen hat. Wir nennen unter den isländiſchen

1) S. die Vita Olai Wormii ex programmate academico et oratione funebri Thomae Bartholini vor Olai Wormii epistolae, Havniae 1751. — 2) Vgl. über Ole Worm die Abhandlung E. C. Werlauff's in Nordiſk Tidsſkrift for Oldkyndighed I (1832) S. 283 fg.

Mitgründern der altskandinaviſchen Forſchung den damals ſchon hochbetagten Arngrim Jonsſon (geb. 1568, geſt. 1648) [1]), deſſen Schriften [2]) zuerſt eine richtigere Kenntniß der Inſel Island in Europa verbreiteten; dann den gelehrten Magnus Olafsſon (Olavius oder Olai geb. 1573, † 1636) [3]), dem wir die erſten Anfänge der altnordiſchen Lexikographie [4]), ſo wie die erſte gedruckte Darſtellung der isländiſchen Poeſie [5]) und die lateiniſche Ueberſetzung eines Theils der jüngeren Edda verdanken [6]); den Biſchof von Holum auf Island Thorlakr Skulaſon (geb. 1597, † 1656) [7]); den Biſchof von Skalholt Brynjulfr Sveinsſon (Svenonius, geb. 1605, † 1675) [8]), der die berühmte Sammlung altnordiſcher Götter- und Heldenlieder entdeckte und ihr (1643) den Namen Edda Saemundi multiscii beilegte [9]); den Gudmund Andreae († 1654) [10]), von dem das erſte eigentlich isländiſche Lexikon herrührt und auf deſſen Arbeiten wir ſpäter noch einmal zurückkommen werden. Wenn wir den Isländer Runolf Jonsſon, der einen Theil ſeines Lebens in Kopenhagen zubrachte und im Jahr 1654 ſtarb, erſt jetzt nennen, ſo geſchieht es, weil wir auf ſeine Arbeiten etwas näher eingehen wollen. Runolf Jonsſon oder mit ſeinem latiniſierten Namen Runolphus Jonas [11]) war der Erſte, der eine isländiſche Grammatik herausgab. Sie

1) Almindeligt Litteraturlexicon for Danmark, Norge, og Island, ved Nyerup og J. E. Kraft. Ueber Jonsſons Verkehr mit Worm ſ. Olai Wormii et ad eum — epistolae, Havniae 1751 I, p. 293 sq. — 2) Brevis commentarius de Islandia, Hafniae 1593. — Crymogaea, Hamburgi 1610. — Specimen Islandiae historicum, Amstel. 1643. — 3) Nyerup a. a. O. Sein Verkehr mit Worm in deſſen angeführten Epist. I, p. 351 sq. — 4) Specimen lexici runici — collectum a Magno Olavio, in ordinem redactum auctum et locupletatum ab Olao Wormio, Hafniae 1650. — 5) In Worm's Danica literatura antiquissima, Hafn. 1636, p. 190 sq. In der ed. 2. Hafn. 1651, p. 177 sq. — 6) S. u. Buch II, Kap. 1, 2. — 7) Nyerup a. a. O. Sein Verkehr mit Worm in deſſen Epist. I, p. 95 sq. — 8) Nyerup a. a. O. Sein Verkehr mit Worm in deſſen Epist. II, p. 1036 sq. — 9) Vgl. Möbius, Catal. p. 67. — 10) Nyerup a. a. O. — 11) Er unterzeichnet die Dedication (1651), die Hickes weggelaſſen hat: Runolphus Jonas.

erſchien unter dem Titel: Recentissima antiquissimae linguae septentrionalis incunabula, id est Grammaticae Islandicae Rudimenta Nunc primum adornari coepta et edita Per Runolphum Jonam Islandum, Hafniae 1651 [1]). Wie alle erſten Anfänge einer Wiſſenſchaft, ſo iſt uns auch dies Buch von beſonderem Intereſſe. Runolphus Jonas erzählt uns in der Vorrede, wie er als Lehrer des Lateiniſchen und Griechiſchen an ſeiner heimathlichen Lehranſtalt bei der Ueberſetzung der antiken Klaſſiker darauf aufmerkſam geworden ſei, welch genaue und regelmäßige Flexionen ſeine isländiſche Mutterſprache beſitze. Er habe ſich deshalb entſchloſſen, das, was nicht nur im Hebräiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen, ſondern neuerdings auch im Deutſchen, Italieniſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen u. ſ. f. geſchehen ſei, auch an ſeiner Mutterſprache zu verſuchen. So habe er dieſe ſchon auf Island begonnene Grammatik, ermuntert von Olaus Worm, während ſeines Aufenthalts in Kopenhagen vollendet. — Wir ſehen alſo, das Werk des Runolphus Jonas iſt nicht die grammatiſche Bearbeitung einer nicht mehr lebenden altgermaniſchen Sprache, ſondern es gehört vielmehr in die Reihe der Grammatiken neuerer lebender Sprachen, wie ſie die Deutſchen ſchon ein Jahrhundert vor Jonas durch Oelinger, Clajus u. ſ. f. beſaßen. Aber durch den Umſtand, daß das Isländiſche die alten Formen des Nordgermaniſchen ſo treu bewahrt hat, kam den ſkandinaviſchen Sprachforſchern das Buch des Jonas faſt ebenſo zu Statten, als wenn er abſichtlich eine altnordiſche Grammatik geſchrieben hätte. Dieſe Bedeutung des Isländiſchen hatte ſchon im J. 1636 Olaus Worm ausdrücklich hervorgehoben [2]). Das, was Runolf Jonsſon wirklich bietet, iſt allerdings noch weit entfernt von dem, was wir jetzt von einer isländiſchen Grammatik erwarten, aber es iſt doch ein ganz achtungswerther Anfang, der auf mehr als hundert Jahre hin den grammatiſchen Leitfaden zur Erlernung des Isländiſchen geboten hat. Die Lautlehre behandelt Jonsſon nur ſehr kurz; ausführlicher iſt ſeine Darſtellung der Flexionen. Eine Syntax gibt er nicht, ſondern ſtatt-

1) Die Göttinger Bibliothek beſitzt dieſen erſten Druck von 1651 und die Wiederholung durch Hickes, Oxford 1689. — 2) Ol. Worm. Danica Literatura antiquissima, Hafn. 1636, p. 149.

deſſen auf nur drei Seiten eine Zuſammenſtellung der isländiſchen Conjunctionen und Präpoſitionen.

In Schweden knüpfte ſich das Intereſſe an der alten Sprache und Literatur zunächſt an die Erforſchung der Runen. Schon in der 1554 zu Rom erſchienenen Historia Gothorum Suionumque des Erzbiſchofs von Upſala Johannes Magnus findet ſich ein Runenalphabet, und ebenſo in der Schrift ſeines Bruders Olaus Magnus De gentium septentrionalium variis conditionibus (Romae 1555) [1]). Aber der eigentliche Gründer des heimiſchen Alterthumsſtudiums in Schweden war Johannes Bureus. Geboren zu Åkerby im Jahr 1568 warf ſich Bureus ſchon früh auf das Studium der nordiſchen Alterthümer, wurde des jungen Guſtav Adolf Lehrer und ſpäter Reichsarchivar und Aufſeher der Antiquitäten und der königlichen Bibliothek. Er ſtarb in hohem Alter im Jahr 1652 [2]). Bureus war ein ſehr eigenthümlicher Mann. Er erwarb ſich Kenntniſſe auf den verſchiedenſten Gebieten und ſetzte ſeine Runenforſchung mit kabbaliſtiſchen Träumereien in Beziehung. Aber er hat das unbeſtreitbare Verdienſt, zuerſt (1599) Runenſteine geſammelt und mit lobenswerther Genauigkeit veröffentlicht zu haben. Auch iſt er vielleicht als der Erſte zu nennen, der (1636) den Verſuch gemacht hat, eine altgermaniſche Sprache grammatiſch zu behandeln [3]).

1) Uno von Troil, De runarum in Suecia antiquitate, 1769, Upsal., p. 6. — 2) Biographiskt Lexicon, III, Upsala 1837, p. 105—111. — 3) Es ſteht mir leider nur ein ſehr unvollkommenes Material für Bureus zu Gebote. Meine Kenntniß desſelben beruht auf dem eben angeführten ſchwediſchen biogr. Lexikon; E. C. Werlauff's Abhandlung über Worm in Nordiſk Tidsſkrift for Oldkyndighed, I (Khvn. 1832), S. 319 fg.; Joannis Schefferi Svecia literata, Hamburg. 1698, p. 49 sq.; J. G. Liljegren's Run-Lära, Stockholm 1832. Die von Scheffer a. a. O. p. 51 aufgeführte Schrift des Bureus: Specimen primariae lingvae Scantzianae, continens declinationes nominum adjectivorum et substantivorum, ut et sintaxin eorum in tabula, Holmiae 1636, iſt auch in Schweden nicht mehr aufzufinden, wie ich durch Theodor Möbius' gütige Vermittlung vom k. Bibliothekariat in Stockholm erfahren habe.

Zweites Buch.

Die germanische Philologie von der Herausgabe des Codex argenteus bis zum Auftreten der Romantiker. 1665 bis 1797.

Erstes Kapitel.

Die germanische Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien von 1665 bis 1748.

1. Die germanische Philologie in den Niederlanden und in England von 1665 bis 1748. Franciscus Junius. George Hickes. Lambert ten Kate.

Wir haben im vorangehenden Abschnitt gesehen, wie in den Niederlanden schon seit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ein weit verbreiteter Eifer sich der Erforschung der germanischen Sprachen zuwandte. In andrer Weise wieder hatte in England bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Veröffentlichung angelsächsischer Quellen schon einen ziemlichen Umfang gewonnen. Dort in den Niederlanden und in England war deshalb vorzugsweise der Boden bereitet zu einer neuen Epoche der germanistischen Studien. Diese Epoche wurde hauptsächlich begründet durch einen Mann französischer Abkunft, der in Heidelberg geboren die Jahre, in denen sich die muttersprachliche Bildung zu entscheiden pflegt, in den Niederlanden zubrachte, während ein nicht geringer Theil seines Lebens England angehörte. Es war Franciscus Junius. Durch eine günstige Schickung wurde ihm, dem größten Kenner der germanischen Sprachen während des 17. Jahrhunderts,

die Aufgabe zu Theil, das Gothiſche für immer in den Kreis der Sprachforſchung einzuführen. Nächſt ihm ſind es vorzüglich zwei Gelehrte, die man als Mitbegründer der germaniſchen Studien nennen muß: Der Engländer George Hickes und der Niederländer Lambert ten Kate. Die nähere Darſtellung wird uns zeigen, wie bedeutend der Fortſchritt iſt, den die Arbeiten dieſer Männer allen früheren Leiſtungen gegenüber bezeichnen.

1. Franciscus Junius. Das Leben des Franciscus Junius.

Franciscus Junius der Jüngere, mit dem wir uns hier beſchäftigen, war der Sohn des älteren Franciscus Junius, der in der Geſchichte der reformierten Theologie eine geachtete Stelle einnimmt [1]). Geboren zu Bourges und gebildet zu Genf, hatte der ältere François Du Jon, oder, wie er ſich als Gelehrter nannte, Franciscus Junius nach wechſelvollen Schickſalen im J. 1583 bereits zum drittenmal eine Stellung an der Univerſität Heidelberg erhalten. Hier wurde ihm von ſeiner Gattin Johanna L'Hermite, Tochter des Simon L'Hermite, Schöppen der Stadt Antwerpen, im J. 1589 [2]) ein Sohn geboren, der wie ſein Vater den Namen Franciscus erhielt. Aber nur die allererſten Lebensjahre brachte das Kind im oberen Deutſchland zu. Denn ſchon im J. 1592 folgte der Vater einem Ruf als Profeſſor der Theologie an der Univerſität Leiden, und ſo wurden die Niederlande die eigentliche Heimath des jüngeren Franciscus Junius. So viel er auch ſpäter wandert und ſo viele Jahre er in anderen Ländern zubringt, betrachtet er doch die Niederlande als ſeine Heimath, und was die Hauptſache iſt, das Niederländiſche wird ſeine Mutterſprache [3]). Schon vor dem Abzug der

1) Ueber das Leben des älteren Franciscus Junius ſ. den betr. Artikel in Bayle's Dictionnaire, und La France protestante par Eug. et Em. Haag, T. IV. (Paris 1853), p. 382 sq. — Ueber beide Junius: Jo. Guil. de Crane oratio de Vossiorum Juniorumque familia, habita Franequerae d. VI. Nov. 1820. — 2) S. die Anmerkung am Schluß von Graevius' Vita Francisci F. F. Junii, die dem Werke des Junius De pictura veterum, Roterod. 1694 vorausgeſchickt iſt. — 3) Vgl. den Brief

Familie von Heidelberg war im J. 1591 die Mutter des Knaben geſtorben, und auch eine Stiefmutter gieng ihrem Mann im Tode voran. So hinterließ der ältere Franciscus Junius, als er am 13. Oktober 1602 ſtarb, ſeinen Sohn als Doppelwaiſe. Am 2. Febr. desſelben Jahres hatte Gerhard Voſſius, der große Philolog, damals Rector des Gymnaſiums in Dordrecht, die Nichte des älteren Franciscus Junius [1]) geheirathet, und als dieſe im J. 1607 ſtarb, ehelichte er noch im Lauf desſelben Jahres eine Tochter des älteren Franciscus Junius. Der junge Franciscus wurde dem neuen Verwandten zur Erziehung anvertraut [2]), und er konnte in keine beſſeren Hände kommen, als in die jenes ausgezeichneten Philologen und Pädagogen. Die erſte jugendliche Neigung des heranwachſenden Jünglings gieng auf Mathematik und Kriegswiſſenſchaften. Er wollte unter der ruhmvollen Führung des Prinzen Moritz von Oranien für die Freiheit der Niederlande kämpfen. Als aber zuerſt die Friedensunterhandlungen, dann der Abſchluß des zwölfjährigen Waffenſtillſtands die Ausſicht auf weitere Krigsthaten abſchnitt, gab Junius ſeinen Plan auf und wandte ſich mit ganzer Kraft dem Studium der alten Sprachen und der Theologie zu [3]). Im Jahr 1608 finden wir ihn auf der Univer-

---

des Fr. Junius an Gerh. Voſſius aus London vom 22. Mai (a. St.) 1635, wo er von der Ueberſetzung ſeines Werks de pictura veterum in's Niederländiſche ſagt: Primo per otium in vernaculam nostram linguam ea quae Latine dedi transfero. (Ger. Jo. Vossii — epistolae, Lond. 1690, II, p. 143). In der Widmung der Observationes in Willerami Paraphrasin, Amstel. 1655, Bl. 3, nennt Junius das Holländiſche »Teutonicam nostram« und »vernaculam nostram.« — 1) Eliſabeth Corput, die Tochter des Heinrich Corput, der ein Bruder der zweiten Frau des älteren Fr. Junius war. Der jüngere Fr. Junius war ein Sohn der dritten Frau des älteren. — 2) Crane l. l. p. 57. — Junius nennt den Voſſius ausdrücklich ſeinen Lehrer. (Ger. Vossii epist. II, p. 2). In ſeinen Observationes in Willerami Paraphrasin (1655) p. 176 ſagt er: Gerardus Joh. Vossius affinis quondam mihi conjunctissimus et praeceptor optime semper de me meritus. — 3) S. Graevius in der Vita des Junius.

ſität zu Leiden, von wo er dem Gerhard Voſſius über ſeine klaſſiſchen und theologiſchen Studien berichtet. Mit beſonderem Eifer warf er ſich unter tüchtiger Leitung auf das Studium der Griechen [1]). Nach Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien, hielt er ſich eine Zeit lang bei dem frommen und gelehrten Theologen Teelinghius zu Middelburg auf [2]), um ſich auch praktiſch für das geiſtliche Amt vorzubereiten. Im J. 1617 erreichte er dies Ziel, indem er auf Empfehlung des Hugo Grotius zum Pfarrer in Hillegonsberg berufen wurde [3]). Die reformierte Kirche der Niederlande war damals durch die erbitterten Streitigkeiten zwiſchen den Anhängern des Gomarus und des Arminius zerriſſen. Junius hielt ſich von einer Einmiſchung in dieſe nicht bloß mit geiſtigen Waffen geführten Streitigkeiten fern. Aber ſein milder, einfach frommer Sinn zog ihn mehr zu Hugo Grotius und den anderen Remonſtranten, als zu den Vertheidigern der unbedingten Prädeſtination [4]). In derſelben Zeit, in der ſich die Synode zu Dordrecht für die Lehre des Gomarus entſchied, erfuhr auch Junius einen kränkenden Angriff auf ſeine amtliche Stellung. Die Synode zu Delft erklärte im Februar 1619 ſeine Berufung zum Pfarramt für ungültig und wollte ihn nur als Vicar und auf Kündigung, bis er ſich beſſer ausgewieſen haben würde, in ſeiner Stellung belaſſen. Junius, der ſich keiner Schuld bewußt war, fühlte ſich durch dieſe unwürdigen Zumuthungen tief gekränkt und zog es vor, dem geiſtlichen Amt gänzlich zu entſagen [5]). Er iſt auch nie wieder zu demſelben zurückgekehrt; und obwohl er auch fernerhin die Schick-

---

1) Ger. Vossii epist. II, p. 2. — 2) Ib. II. p. 12. — 3) Gerh. Voſſius empfiehlt ſeinem Freund Hugo Grotius den Junius für die Stelle in Hillegonsberg in einem Brief vom letzten Jan. 1617, der gedruckt iſt in Centum Epist. Clarorum Virorum ex Museo Brantii p. 18. Die zuſtimmende Antwort des Grotius findet ſich in Nr. 94 und ein weiterer hieher bezüglicher Brief desſelben ebend. Nr. 95. — 4) Man ſieht dies u. A. aus dem Geſpräch, das Junius im Sept. 1620 mit Tilenus in Paris hatte. S. darüber den Brief des Junius an Gerh. Voſſius in Ger. Vossii epist. II, p. 23. — 5) Crane p. 59, o.

ſale ſeiner Kirche mit warmer Theilnahme verfolgte, wandte er ſich jetzt anderen als den theologiſchen Studien zu.

Im Sommer des Jahres 1620 reiſte er nach Paris, beſuchte dort ſeine Verwandten und gieng dann im nächſten Jahr nach England hinüber. Hier machte er die Bekanntſchaft des reichen, Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden Tomas Howard Grafen von Arundel. Der Graf fand ſolches Wohlgefallen an Junius, daß er ihn bat, bei ihm zu bleiben [1]), und ihm die Erziehung ſeines Sohnes anvertraute. Hier lebt nun Junius viele Jahre, umgeben von den Schätzen der Kunſt und der Wiſſenſchaft, im Verkehr mit Gelehrten und Künſtlern und mit den engliſchen Großen in Staat und Kirche. Seine Zeit iſt getheilt zwiſchen den Pflichten, die er als Erzieher des jungen Grafen treulich erfüllt [2]), wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und den Vergnügungen des vornehmen Weltlebens [3]). Bald finden wir ihn in dem Arundel'ſchen Palaſt in London, den der Graf mit den berühmten antiken Marmorwerken ausſtattete, bald auf den Landſitzen der Großen, wo er mit ſeinem Zögling an Jagden und anderem Zeitvertreib theilnimmt [4]). Immer iſt er in Eile, ſo zu ſagen immer auf dem Sprung. „Raptim“ iſt die gewöhnliche Unterſchrift ſeiner Briefe an Gerhard Voſſius. Aber bald ſollte ſich zeigen, daß dies ſcheinbar zerſtreute Leben ihn nicht hinderte, die gründlichſten und umfaſſendſten wiſſenſchaftlichen Studien zu machen. Auf den Wunſch des Grafen Arundel [5]) begann er nämlich ein Verzeichniß der antiken Künſtler anzulegen, und aus den Prolegomenis zu dieſer Arbeit [6]) wurde die in dem antiquariſchen Theil der alten Kunſtgeſchichte Epoche machende Schrift De

1) S. den Brief des Junius an Gerh. Voſſius vom 1. Dec. (a. St.) 1621, in Ger. Vossii — epist. II, 29. — 2) S. Ger. Vossii epist. I, 179. — 3) Die ganze Schilderung iſt entworfen nach den Andeutungen, die ſich in den Briefen des Junius an Gerhard Voſſius finden. Vgl. beſ. den Brief des Junius vom 22. Mai (a. St.) 1635 in Vossii epist. II, 143. — 4) Junius an Gerh. Voſſius 19. Apr. (a. St.) 1628 in Ger. Vossii epist. II, 59. — 5) Junius an Gerh. Voſſ. d. 19. Apr. (a. St.) 1628, in Ger. Vossii epist. II, 59. — 6) Junius an Gerh. Voſſ. 1634 in Ger. Vossii epist. II, 134.

pictura veterum. Sie wurde im Jahr 1637 unter der Obhut des Gerhard Voſſius zu Amſterdam herausgegeben und erwarb dem Verfaſſer die Lobſprüche der berühmteſten Gelehrten ſeiner Zeit [1]).

Wir wiſſen nicht, wie ſich das Verhältniß des Junius zur Familie des Grafen von Arundel geendet hat; aber aus einem Brief des Gerhard Voſſius vom 1. December 1641 erfahren wir, daß Junius damals Erzieher eines Grafen von Oxford war [2]). Im folgenden Jahr begleitete er ſeinen Zögling in die Niederlande [3]), und auch im Jahr 1644 finden wir ihn dort mit dem jungen Grafen von Oxford, der im niederländiſchen Heer Dienſte genommen hatte. Bis zum Jahr 1646 [4]) weilte Junius in den Niederlanden; dann kehrte er nach England zurück und blieb dort, bis er im Jahr 1651 für eine längere Reihe von Jahren ſeinen Aufenhalt in der niederländiſchen Heimath nahm.

Während ſeines faſt dreißigjährigen Aufenthalts in England war Junius im regſten Verkehr mit ſeinen niederländiſchen Verwandten geblieben. Wenn er auch kein ſehr fleißiger Briefſchreiber iſt [5]), ſo nimmt er doch an Allem, was ſeinen Schwager Gerhard Voſſius und deſſen Haus betrifft, den wärmſten Antheil [6]). Dies nahe Verhältniß zu Gerhard Voſſius iſt von nicht geringer Bedeutung für den Gang, den die Studien des Junius nahmen. Nicht als ſollte das ſelbſtändige Verdienſt des Junius geſchmälert werden, das er ſich durch die epochemachenden Arbeiten auf dem Gebiet der germaniſchen Philologie erwarb. Aber daß Junius dieſe Richtung einſchlug, daß er ſie ſo gut ausgerüſtet und mit

---

1) S. die Briefe des Hugo Grotius, die der Schrift des Junius De pictura veterum vorgedruckt ſind; den Brief des Gerhard Voſſius an Junius in Ger. Vossii epist. I, 253. — Der Catalogus Artificum wurde erſt nach Junius Tod im Anſchluß an die zweite Ausgabe des Werks De pictura veterum, Roterodami 1694 veröffentlicht. — 2) Ger. Vossii epist. I, 388. — 3) Ib. II, 397. — 4) Ger. Vossii epist. I, 438. — 5) Ger. Vossii epist. I, 148. — 6) Vgl. die Briefe des Junius an Gerh. Voſſius in Ger. Vossii epist. II, 31; 63 u. f. f.

ſolcher Gründlichkeit verfolgte, das erklärt ſich nicht zum geringſten Theil aus ſeinem Verhältniß zu dem größten unter den damals lebenden klaſſiſchen Philologen. Denn was wir in einem früheren Abſchnitt über die niederländiſchen Philologen geſagt haben, das zeigt ſich am glänzendſten in der Familie des Gerhard Voſſius. Sie ſtellt uns den ausgebreiteten Umfang der damaligen Philologie dar. Er ſelbſt greift, wie wir ſehen werden, weit über die Grenzen des antik Klaſſiſchen hinaus. Seine talentvollen Söhne Dionyſius und Iſaak beſchränken ihre Studien nicht auf das Griechiſche und Lateiniſche, ſondern ſie erwerben ſich zugleich unter der Leitung des Golius die Kenntniß der ſemitiſchen Sprachen [1]). Und derſelbe Dionyſius Voſſius, deſſen ſemitiſtiſche Gelehrſamkeit ſich in der Herausgabe des Moses Maimonides de Idololatria ein Denkmal ſetzte, übertrug die niederländiſchen Annalen des Everard van Reyd in klaſſiſches Latein [2]). Ein dritter Sohn des Voſſius, Matthäus, ſchrieb ein ſelbſtändiges Werk über die Geſchichte Hollands und Seelands von den älteſten Zeiten bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts [3]). An dem allen nahm der Vater den lebendigſten Antheil. Er erzählt uns ſelbſt, wie ſein Haus viele Jahre hindurch erfüllt war von Geſprächen über die alten niederländiſchen Geſchichten [4]). In Bezug auf ſeine Sprachſtudien aber war Gerhard Voſſius, obwohl einer der erſten Kenner und Meiſter des klaſſiſchen Lateins, doch keineswegs ſo beſchränkt, das, was über das klaſſiſche Latein hinauslag, verächtlich bei Seite zu laſſen. Er richtete ſein Augenmerk auf die Urſprünge der lateiniſchen Wörter, und ſchon dies führte ihn weit über den Bereich der bloßen Latiniſten hinaus. Iſt auch Vieles in ſeinem großen Werk über die lateiniſche Etymologie jetzt längſt veraltet, ſo erweckt doch die Gelehrſamkeit und der Scharfſinn, die der große Sprachforſcher entfaltet, noch heute unſere Bewunderung. Gerhard Voſſius erklärte ſich aber auch ausdrücklich dagegen, ſeine Studien auf das klaſſiſche

1) Crane l. l. p. 16 sq.; p. 24. — 2) ib. p. 17. — 3) ib. p. 23; 53. — 4) Gerh. Voſſ. Brief an Johann. Brunaeus vom J. 1646 in Ger. Vossii epist. I, 444.

Latein zu beſchränken. Er hält es für unumgänglich, auch in die ſpäteren Zeiten hinabzuſteigen [1]). Er ſelbſt that dies in ſeinem gelehrten Werk De vitiis sermonis et glossematis Latino-barbaris. Er handelt hier ausführlich von den Wörtern, die dem klaſſiſchen Latein fremd ſind. Natürlich thut er dies zunächſt aus dem Geſichtspunkt, daß der Gebrauch dieſer Wörter von dem, der gutes Latein ſchreiben will, als fehlerhaft zu meiden ſei. In welchem Geiſt er aber nichts deſtoweniger den ganzen Gegenſtand behandelt, das zeigt ſich in den Worten, mit denen er den genannten Abſchnitt einleitet. Ac ordiar ab iis, ſagt er, quae ortu ipso barbariem prodant: ut quae genus suum ducunt ab illis, quos Romani Graecique pro fastu suo barbaros dixere: praecipue ab incolis magnae matris nostrae Germaniae [2]). Und nun geht er neben anderen eine große Menge germaniſcher Wörter durch, die ſich bei den mittelalterlichen Lateinern finden. Man wird billigerweiſe nicht erwarten, daß der klaſſiſche Philolog hier vor mehr als zweihundert Jahren und vor dem Beginn einer wirklich wiſſenſchaftlichen germaniſchen Sprachforſchung überall das Rechte getroffen habe. Man wird ſich vielmehr freuen, zu ſehen, wie der große Latiniſt ſich der altgermaniſchen Quellen zu bemächtigen ſucht, wie er nicht nur die mittelalterlichen Lateiner, ſondern auch die altdeutſchen Sprachdenkmäler für ſeine Zwecke benutzt. Er citiert den Otfrid [3]), den althochdeutſchen Tatian [4]), den Kero [5]), den Willeram. Den letzten führt er nach der Ausgabe des Merula an und fügt dann orthographiſche Varianten aus einer Handſchrift bei, die er vetustus noster Manuscriptus nennt [6]). Er ſchöpft aus althochdeutſchen und aus angelſächſiſchen Gloſſen [7]). Er kennt die wenigen kleinen Bruchſtücke, die damals von der gothiſchen Bibelüberſetzung veröffentlicht waren [8]). Er will überhaupt nicht nur

1) Ger. Vossii de vitiis sermonis et glossematis Latino-barbaris libri quatuor. Francof. 1666. Praef. (p. 18 sq.) — 2) Ib. p. 175. — 3) Ib. p. 336. — 4) Ib. p. 285. — 5) Ib. p. 203; 339. — 6) Ib. p. 227; 339; 240. — 7) Ib. p. 184; 206; 336; 339. — 8) Ib. p. 7 führt er das gothiſche Vaterunſer an; p. 285 die gothiſche Ueberſetzung des Canticum Simeonis. Beide waren in der Schrift des Bonaventura Vul-

unter die Teutonas, ſondern auch unter die φιλοτεύτονας gerechnet ſein [1]).

So ſehen wir Gerhard Voſſius, den großen klaſſiſchen Philologen, als unentbehrliches Nebenſtudium die altgermaniſchen Sprachquellen für ſeine Zwecke ausbeuten. Wir erblicken ihn gewiſſermaßen ſchon auf dem Wege, der dann ſeinen Schwager Franciscus Junius zur Pflege der germaniſchen Philologie als einer beſonderen Wiſſenſchaft führte. Franciscus Junius theilte die Neigung ſeines Schwagers Gerhard Voſſius zu etymologiſcher Forſchung. Er iſt hoch erfreut, als er im Jahr 1634 des Vulcanius Gloſſarium von Gerhard Voſſius zugeſendet erhält, und iſt ganz zufrieden, daß auch das Lexikon des Heſychius ſich bei dieſer Sendung befindet, obſchon er es bereits früher erworben hat. Denn gute Bücher, meint er, beſitze er gern zweimal, um ſie ſowohl in London als auf dem Land, wo er den Sommer zubringt, zur Hand zu haben [2]). Ganz beſonders aber war es die niederländiſche Mutterſprache, welche Franciscus Junius mit Liebe pflegte. Er ſchrieb ſie auch nach langer Abweſenheit mit Meiſterſchaft, wie dies ſeine Ueberſetzung der Schrift De pictura veterum bewies [3]), und ihre Erforſchung war es vorzüglich, was ihn mehr und mehr ausſchließlich germaniſchen Sprachſtudien zuführte. Während ſeines langjährigen Aufenthalts in England wurde er bekannt mit dem reichen Schatz angelſächſiſcher Handſchriften, welche die engliſchen Bibliotheken aufbewahren, und es entgieng ihm nicht, wie viele neue Aufſchlüſſe die Durchforſchung dieſer alten Sprachdenkmäler auch für die Erläuterung der neueren germaniſchen Sprachen: des Niederländiſchen, des Engliſchen und des Deutſchen, gewähren [4]). Er warf ſich mit ganzem Eifer auf das Studium des Angelſächſi-

canius De Literis et Lingua Getarum Sive Gothorum, Lugduni Batavorum 1597, mitgetheilt. — 1) Ib. p. 8. — 2) Franc. Junius an Gerhard Voſſius in Ger. Vossii epist. II, p. 133 sq. — 3) Der Anonym. Bat. (d. i. Adrian Verwer) Praef. Ideae Linguae Belgicae erklärt ſie für ein Muſter der niederländiſchen Sprache. S. Crane l. l. p. 29. — 4) S. d. Vita Fr. Junii vor der durch Graevius beſorgten Ausgabe des Werks De pictura veterum.

ſchen. Dies führte ihn immer tiefer in die Erforſchung auch der anderen altgermaniſchen Sprachen, namentlich des Althochdeutſchen, hinein.

Als ſein Schwager Gerhard Voſſius im Jahr 1649 geſtorben war, kehrte Franciscus Junius nach den Niederlanden zurück und lebte längere Zeit mit ſeiner Schweſter, der Wittwe des Voſſius, erſt in Amſterdam, dann im Haag [1]). Aus dem Nachlaß ſeines Schwagers gab er deſſen Harmonia Evangelica heraus [2]). Seine hauptſächlichſte Beſchäftigung aber bildete das unermüdliche Studium der germaniſchen Sprachen. Als ihm mitgetheilt wurde, im weſtlichen Friesland gebe es eine Gegend, in welcher die Bewohner die alte frieſiſche Sprache in ihrer urſprünglichen Geſtalt bewahrt hätten, entſchloß er ſich, dieſe Sprache an Ort und Stelle zu lernen, und hielt ſich zu dieſem Behuf zwei Jahre lang in den kleinen Orten Staveren, Molkweren, Hindelopen, Workum und Bolsward auf [3]). Um unerkannt und durch keine Rückſicht gebunden mit den Leuten verkehren zu können, vertauſchte er ſeinen Namen mit deſſen hebräiſcher Ueberſetzung Nadab Agmon [4]). Nach Verlauf von zwei Jahren kehrte er ausgerüſtet mit einer gründlichen Kenntniß der frieſiſchen Sprache nach Amſterdam zurück. Hier übergab er nun die erſte Frucht ſeiner germaniſtiſchen Studien der Oeffentlichkeit. Es waren die Observationes in Willerami Abbatis Francicam Paraphrasin Cantici canticorum, die mit den Lettern und auf Koſten des Verfaſſers im Jahr 1655 zu Amſterdam erſchienen. Daß er ſich zuerſt an dieſem eigenthümlichen althochdeutſchen Erzeugniß des elften Jahrhunderts verſuchte, wird ſeinen Grund darin gehabt haben, daß dies Werk durch Paulus Merula im Jahr 1598 zu Leiden herausgegeben worden war. Die Observationes des Junius machen den Eindruck einer raſch niedergeſchriebenen Arbeit, aber einer Arbeit, die auf den umfaſſendſten

1) Crane l. l. p. 33. — 2) Im Jahr 1656. Vgl. Crane l. l. p. 33. — 3) S. d. Vita Fr. Junii vor Graevius Ausg. der Schrift De pict. vett. und Crane p. 33 u. 79. — 4) Crane p. 34.

Vorſtudien ruht. Sie theilen mit leichter, ſicherer Hand aus den Schätzen mit, an denen Junius damals ſchon ſeit Jahren geſammelt hatte. Denn bereits im Jahr 1651 ſchreibt Johann Friedrich Gronov an Nicolaus Heinſius: „Neulich war ich zu Amſterdam mit Franciscus Junius zuſammen. Er hat ein Lexikon der Origines unſrer Mutterſprache fertig, worin viel Treffliches aus den alten Sprachdenkmälern der Angelſachſen“ [1]). Im Lauf des Jahres 1655 gab Junius auch noch eins der wichtigſten Denkmäler der angelſächſiſchen Poeſie zum erſtenmal heraus, nämlich die metriſche Paraphraſe der bibliſchen Geſchichte, die unter dem Namen des Caedmon bekannt iſt [2]). Die Handſchrift, welche der Erzbiſchof von Armagh, Jacob Uſſer, dem Junius mittheilte [3]), nennt keinen Verfaſſer. Junius aber ſchrieb [4]) das Werk dem alten Dichter Caedmon zu, von welchem Beda in ſeiner Kirchengeſchichte erzählt. Die Ausgabe des Junius enthält außer dem ſauber mit angelſächſiſchen Lettern gedruckten Text nur ein kurzes Vorwort und eine Inhaltsangabe der Kapitel. Alles Andere, was Junius dem Text nachfolgen laſſen wollte [5]), iſt ungedruckt unter ſeinem handſchriftlichen Nachlaß aufbewahrt.

In dieſelbe Zeit, in welcher Junius die erſten Proben ſeiner germaniſtiſchen Studien in Druck gab, fällt ein Ereigniß, das für Junius und durch ihn für die ganze Entwicklung der germaniſchen Sprachſtudien epochemachend wurde. Wir haben in einem früheren Abſchnitt geſehen, wie in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts die Kunde von der gothiſchen Evangelienhandſchrift auftaucht, wie aber nur wenige kleine Bruchſtücke derſelben veröffent-

---

1) Sylloge Epistolarum, herausgegeben von Peter Burmann, Tom. III, p. 286. — 2) Caedmonis monachi Paraphrasis poetica Genesios ac praecipuarum Sacrae paginae Historiarum, abhinc annos MLXX. Anglo-Saxonice conscripta, et nunc primùm edita à Francisco Junio F. F. Amstelodami, Apud Christophorum Cunradi. Typis et sumptibus Editoris. CIↃIↃCLV. Prostant Hagae-Comitum apud Adrianum Vlacq. (Klein Quarto). — 3) Fr. Junius Ad lectorem vor dem Text des Caedmon. — 4) Observationes in Willerami Paraphrasin, p. 248. — 5) Vgl. Fr. Junius Ad lectorem vor dem Text des Caedmon s. f.

licht werden, und die Handschrift dann wieder aus dem Gesichtskreis der Gelehrten verschwindet [1]). Sie war in den Schatz des eifrigen Sammlers, Kaiser Rudolf II., auf dem Hradschin gekommen [2]). Hier fanden sie nach Erstürmung der Kleinseite von Prag im Jahr 1648 die Schweden und entführten sie mit anderen literarischen Kostbarkeiten nach Stockholm. Unter den Gelehrten, welche die Königin Christine von Schweden an ihrem Hofe versammelte, befand sich auch Isaak Vossius, der Sohn des Gerhard Vossius und Neffe des Franciscus Junius. Die Königin, erst übertrieben freigebig für gelehrte Zwecke, konnte dann später nach Erschöpfung ihrer Mittel den früher übernommenen Verpflichtungen nicht überall nachkommen. Sie konnte dies um so weniger, nachdem sie im Juni des Jahres 1654 die schwedische Königskrone niedergelegt hatte. Sie gestattete daher einzelnen Gelehrten, sich für das, was sie ihnen schulde, durch Bücher aus ihrer kostbaren Bibliothek zu entschädigen. Eine solche Erlaubniß erhielt Isaak Vossius, der nach mannigfachen Schicksalen und Zerwürfnissen im Frühling des Jahres 1654 aus Schweden nach den Niederlanden zurückkehrte. Man hat ihm vorgeworfen, er habe sich unerlaubter Weise an dem Eigenthum der Königin vergriffen. Isaak Vossius war durchaus nicht der edle, reine Charakter, wie sein Vater; man beschuldigt ihn nicht mit Unrecht der Habsucht und anderer schlimmer Dinge. Aber mit der obigen Erlaubniß der Königin, sich Bücher aus ihrer Bibliothek auszusuchen, scheint es seine Richtigkeit zu haben [3]). Unter den Büchern, die Isaak Vossius sich aneignete, befand sich auch der gothische Evangeliencodex, und so kam diese kostbare Handschrift in die Hände seines Oheims, des Franciscus Junius. Man kann sich denken, von welcher Freude der greise Forscher ergriffen wurde, als sich ihm diese älteste und ursprüng-

---

1) S. o. S. 92. — 2) Maßmann in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, Bd. I (Leipzig 1841) S. 316 fg. — 3) Die hier gegebene Darstellung folgt hauptsächlich der sorgfältigen Untersuchung Chaufepié's in dessen Nouveau dictionnaire historique et critique, Tom. IV. (Amsterdam 1756) p. 621 sq.

lichste Quelle der germanischen Sprachen erschloß. Schon den kleinen von Bonaventura Vulcanius veröffentlichten Bruchstücken hatte er richtig abgemerkt, daß uns hier ein Zustand der germanischen Sprachen entgegentritt, der weit auch hinter den ältesten Denkmälern des Angelsächsischen zurückliegt [1]). Und nun hielt er diese älteste Urkunde, diese Grundlage der ganzen germanischen Sprachforschung in Händen! Er sieht darin eine Schickung des Himmels. Durch eine Fügung des ewigen Gottes sei dieser Codex in seine Hände gekommen [2]). Von nun an geht sein eifrigstes Bemühen auf die Herausgabe der gothischen Sprachreste. Er arbeitet sich mit unermüdlichem Fleiß in die Sprache hinein, läßt auf seine Kosten gothische Lettern schneiden und gelangt so endlich dahin, daß er im Jahr 1665 die erste Ausgabe des Codex argenteus zu Dordrecht erscheinen lassen kann [3]). Er verband sich dazu mit dem Engländer Thomas Mareschall. Dieser fügte dem gothischen Text die alte angelsächsische Uebersetzung der Evangelien bei, welche im Jahr 1571 zum erstenmal erschienen war und zu deren verbesserter Herausgabe ihm Junius die Collation von vier Handschriften überließ [4]). Mareschall steuerte außerdem sehr achtungswerthe Observationes de Versione Gothica und in Versionem Anglosaxonicam bei. Junius selbst aber ließ der Ausgabe des Textes ein Gothicum Glossarium folgen, das erste lexikalische Hülfsmittel für das Studium des Gothischen.

1) Vgl. die Widmung des Franciscus Junius an den Kanzler De la Gardie vor seiner Ausgabe des Codex argenteus. — 2) Ebend. — 3) Quatuor D. N. Jesu Christi Euangeliorum Versiones perantiquae duae, Gothica scil. et Anglo-Saxonica: Quarum illam ex celeberrimo Codice Argentoo nunc primum depromsit Franciscus Junius F. F. Hanc autem ex Codicibus mss. collatis emendatiùs recudi curavit Thomas Mareschallus, Anglus: Cujus etiam Observationes in utramque Versionem subnectuntur. Accessit et Glossarium Gothicum: cui praemittitur Alphabetum Gothicum, Runicum etc. operâ ejusdem Francisci Junii. Dordrechti. Typis et sumptibus Junianis. Excudebant Henricus et Joannes Essaei, Urbis Typographi Ordinarii. CIↃIↃCLXV. — 4) Vgl. Thomae Mareschalli (sic), Angli, observationes in versionem Anglo-Saxon. p. 490.

So lebte Junius eine lange Reihe von Jahren in den Niederlanden der Erforschung der germanischen Sprachen hingegeben. Seine äußere Lage hatte sich günstiger gestaltet, nachdem er einen langwierigen und verdrießlichen Proceß gegen den Viscount Stafford, den Sohn des Grafen Thomas Arundel, gewonnen hatte [1]). Aber das Erworbene diente ihm nur, um ungestört und ununterbrochen an den großen Sammlungen fortarbeiten zu können, die er für die Erforschung der germanischen Sprachen angelegt hatte. Obwohl jetzt in hohem Greisenalter, genoß er einer wunderbar festen und ungetrübten Gesundheit. Jeden Morgen, Winter und Sommer, erhob er sich um vier Uhr von seinem Lager und stand dann bis zur Essenszeit, um Ein Uhr, vor seinen Arbeitspulten. Auf diesen Pulten lagen fünf Wörterbücher, die er sich für die altgermanischen Sprachen angelegt hatte, und seine Commentare zu altgermanischen Schriftwerken. In diese trug er Alles ein, was ihm beim Lesen der Aufzeichnung werth dünkte. Um Ein Uhr aß er zu Mittag. Dann machte er sich zwei Stunden lang Bewegung mit Spazierengehen, Springen und Laufen im Freien, wenn es die Jahreszeit duldete; war das Wetter gar zu schlecht, so stieg er seiner Gesundheit zu Liebe die Treppen im Hause auf und ab. Um drei Uhr zog er sich wieder in sein Zimmer zurück und arbeitete ununterbrochen fort bis Abends acht Uhr. In dieser Abgeschiedenheit und Arbeitsamkeit aber war der rüstige Greis nichts weniger als mürrisch oder menschenfeindlich. Obwohl er sich ungern von seiner Arbeit abziehen ließ, war er doch äußerst freundlich und liebenswürdig, wenn er Besuch erhielt. Er konnte dann Stunden lang durch sein lehrreiches und unterhaltendes Gespräch fesseln. Sein Charakter war von einer seltenen Reinheit und über sein ganzes Wesen war die Scheu vor jedem Unedlen und Unreinen

1) In der Vorrede zu seinen Observationes zum Willeram spielt Junius auf diesen verdrießlichen Rechtshandel an. Aus einem Brief des Janus Vlitius an Nicolaus Heinsius vom Jahr 1662 (in Burmann's Sylloge T. III, p. 769) erfahren wir, daß Junius den Proceß gewonnen hat. S. Crane l. l. p. 77.

ausgebreitet. Von Allen, die ihn kannten, geliebt und verehrt, erſchien er wie ein Ueberreſt aus einer beſſern Zeit. Weder Hoffnung auf Gewinn, noch Durſt nach Ruhm trieb ihn zu ſeiner Arbeit, ſondern allein die reine Liebe zur Wiſſenſchaft, zum Vaterland und zu den Mitmenſchen. So ſchildert ihn ein jüngerer Zeitgenoſſe [1]), und ſowohl durch die Berichte Anderer, die ihn gekannt [2]), als durch die Schriften des Junius ſelbſt [3]) wird uns die Treue dieſer Schilderung beſtätigt. Erſt nachdem er das achtzigſte Lebensjahr längſt überſchritten hatte, begannen die Beſchwerden des Alters ſich bei ihm einzuſtellen. Im Anfang des Jahres 1674 wurde er von einer ſchweren Krankheit befallen, aber trotz ſeines hohen Alters überſtand er ſie glücklich [4]). Doch begannen nun bald ſeine Körperkräfte abzunehmen, ſein früher ſehr ſicheres Gedächtniß ſchwächer zu werden [5]). In ſeinem ſiebenundachzigſten Lebensjahr faßte er den Entſchluß, noch einmal ſeinen Wohnſitz zu verändern. Im Herbſt des Jahres 1675 verließ er den Haag, wo er bis dahin gelebt hatte, und ſchiffte nach England hinüber. Schon im Jahr 1670 war ihm ſein Neffe Iſaak Voſſius vorausgegangen, der von König Karl II. im Jahr 1673 ein Canonicat zu Windſor erhielt. In der Nähe dieſer Stadt lebte er auf einem Landgut im Beſitz eines bedeutenden Vermögens [6]). Franciscus Junius brachte den größten Theil ſeiner Zeit in Oxford zu. Im Auguſt 1677 beſuchte er ſeinen Neffen Iſaak Voſſius auf deſſen Landgut bei Windſor. Hier, im Hauſe ſeines Neffen, iſt er am 19. November des Jahres 1677 nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen geſtorben. Sein Leichnam wurde in der St.

---

1) Graevius in der Vita Junii vor deſſen Schrift De pictura veterum. — 2) Vgl. Pauli Colomesii Opera, Hamburgi 1709, p. 323. — 3) Vgl. u. A. die liebenswürdig ſelbſtloſen Aeußerungen des Junius in der Vorrede zu den Observationes zum Willeram. — 4) Graevius an Nic. Heinſius d. 13. Febr. 1674, in Burmann's Sylloge Epistolarum T. IV, p. 226. — 5) Nic. Heinſius an Graevius d. 8. Juli 1675, in Burmann's Sylloge Epist. T. IV, p. 355. — 6) Chauffepié, Nouveau Dictionnaire historique et critique Tom. IV (Amsterdam 1756) p. 627 sq.

Georgskirche zu Windsor beigesetzt [1]). Seinen reichen literarischen Nachlaß vermachte er der Universität Oxford.

Die Leistungen des Franciscus Junius.

Bei Beantwortung der Frage, welche Fortschritte die Erforschung der germanischen Sprachen dem Franciscus Junius verdankt, befinden wir uns in einer eigenthümlichen Lage. Bei den meisten Gelehrten richtet sich unser Urtheil nach den Schriften, die sie während ihrer Lebzeiten in Druck gegeben haben; oder sehen wir uns bei einigen genöthigt, auch auf ihren handschriftlichen Nachlaß Rücksicht zu nehmen, so ist doch dieser Nachlaß in der Regel bald nach ihrem Tode veröffentlicht worden, und sein anerkanntes Eingreifen in den Gang der Wissenschaft liegt nahe beisammen mit den Werken, welche jene Gelehrten noch selbst herausgegeben haben. Anders bei Franciscus Junius. Wir haben seine äußerst wichtigen, doch nicht sehr zahlreichen Veröffentlichungen im vorigen Abschnitt kennen lernen. Aber außer diesen gedruckten Werken hinterließ Franciscus Junius einen sehr umfangreichen handschriftlichen Nachlaß. Dieser Nachlaß, den er der Bodley'schen Bibliothek in Oxford vermachte, enthält unter Anderem in einer ansehnlichen Reihe von Bänden die Wörterbücher, die sich Franciscus Junius zu etymologischen Zwecken aus verschiedenen germanischen Sprachen anlegte. Andere Convolute dieses Nachlasses geben umfangreiche Zusätze und Verbesserungen zu den von Junius veröffentlichten Schriften, so zum Caedmon und zum Willeram. Wieder andere enthalten vollständige Werke des Junius, an denen er viele Jahre seines Lebens gearbeitet hat, ohne sich doch völlig genug zu thun, und die er deshalb ungedruckt, aber druckreif hinterlassen hat. So verzeichnet der Katalog, den Graevius [2]) als Anhang zum Leben des Junius über dessen handschriftlichen, auf der Bodley'schen Bibliothek aufbewahrten Nachlaß gibt: „Tatiani Monotessaron cum

---

1) Bayle, Dictionnaire, s. v. Junius, aus Athenae Oxonienses. — 2) Vor der Ausg. der Schrift des Junius De pictura veterum, Roterod. 1694.

praefatione Victoris Episcopi Capuae, cum annotationibus amplissimis Junii, in quibus comparantur cum Francisca Gothica et Anglosaxonica;“ und außerdem „Auctarium notarum in Tatianum, justum volumen in 4.“ Auf dieſe Anmerkungen zur althochdeutſchen, gothiſchen und angelſächſiſchen Evangelienüberſetzung legte Junius ein beſonderes Gewicht. Schon zwölf Jahr vor ſeinem Tod war er im Begriff, ſie in Druck zu geben. Unter den Schriften, die er in der Vorrede zu ſeinem Gothicum Glossarium (Dordrechti 1665) als darin öfters citierte verzeichnet, führt er ſie mit den Worten auf: „Tatiani harmonia evangelica Latino-Francica cum nostris ad eam Annotatis, Deo vitam viresque largiente, propediem praelo subjicietur.“ Er citiert ſie dann im Verlauf des Werkes ſo, als lägen ſie dem Publicum bereits vor. Außerdem finden ſich im Nachlaß des Junius eine Menge von Abſchriften angelſächſiſcher, althochdeutſcher, frieſiſcher Sprachquellen, die er zum Theil mit der beſtimmten Abſicht der Herausgabe genommen hatte. So heißt es z. B. in dem angeführten Verzeichniß des Graevius: „Otfridi Euangeliorum liber, nitidissime scriptus cum indice Capitulorum a Junio parante novam editionem.“ Endlich umfaßt das Vermächtniß eine Anzahl gedruckter Werke mit zahlreichen handſchriftlichen Bemerkungen des Junius, ſo die Historia ecclesiastica des Beda, Chaucer's Dichtungen und Anderes. Dieſer handſchriftliche Nachlaß des Junius iſt nun nicht bloß für ſeine nächſten Nachfolger und Schüler, ſondern weit über deren Leben hinaus, ja bis in die neuſte Zeit hinein eine Fundgrube der Belehrung geweſen. George Hickes, der Verfaſſer des großen Thesaurus linguarum veterum septentrionalium, ſchöpfte vorzugsweiſe aus den Handſchriften des Junius. Chriſtoph Rawlinſon gab die angelſächſiſche Ueberſetzung von Boethius Consolationes philosophiae im Jahr 1698 nach der Abſchrift des Junius zu Oxford heraus. Die Sammlung althochdeutſcher und niederdeutſcher Gloſſen, die Junius ſich angelegt hatte, fand im Jahr 1787 an Nyerup zu Kopenhagen einen Herausgeber. Ja noch nach der Gründung der neueren deutſchen Sprachforſchung durch Jacob Grimm blieben die Papiere des

Junius nach manchen Seiten hin von großem Werth für die Wissenschaft. Jacob Grimm selbst gab im Jahr 1830 nach der Abschrift des Junius die althochdeutsche Uebersetzung der 26 lateinischen Kirchenhymnen heraus und begleitete sie mit einem Vorwort, das der Leistungen des Junius mit hohem Lobe gedenkt [1]). Von dem größten Einfluß aber unter den Arbeiten, die aus dem Nachlaß des Junius veröffentlicht worden sind, war das etymologische Wörterbuch der englischen Sprache, das Edward Lye im J. 1743 zu Oxford herausgab [2]). Lye hat die von ihm hinzugefügten Vermehrungen in Klammern eingeschlossen und uns so ein Urtheil über die Arbeit des Junius möglich gemacht. Junius geht in diesem Werk die Wörter der englischen Sprache, sowohl die von angelsächsischem, als die von französischem oder anderweitigem Ursprung, der alphabetischen Reihenfolge nach durch und bemerkt bei jedem, was er über dessen Etymologie zu sagen weiß. Bis auf den neuen großartigen Aufschwung der germanischen Sprachforschung blieb dies Werk des Junius die hauptsächlichste Fundgrube für die Etymologie der germanischen Sprachen.

Sehen wir so die Arbeiten des Franciscus Junius den umfassendsten Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft üben, so bleibt uns noch die Frage nach dem wissenschaftlichen Werth dieser Arbeiten zu beantworten. Wenn irgendwo, so tritt uns hier die Forderung nahe, die Leistungen unserer Vorgänger nicht ungerechter Weise herabzusetzen, indem wir den Maßstab der fortgeschrittenen Wissenschaft an sie legen und sie mit diesem gemessen für sehr ungenügend erklären. Vielmehr haben wir sie mit den Leistungen ihrer eigenen Zeit zu vergleichen und zu prüfen, welchen Fortschritt und Zuwachs der Wissenschaft sie ihren Vorgängern gegenüber

---

1) Vgl. über die Einwirkung des Junius auf den Gang der Wissenschaft J. Grimm in der oben angeführten Einleitung zu den Hymnen und in der Ersten Ausgabe des Ersten Bandes der Grammatik S. LXXIII u. LXI. — 2) Francisci Junii Francisci filii Etymologicum Anglicanum. Ex autographo descripsit et accessionibus permultis auctum edidit Edwardus Lye. Oxonii 1743. fol.

bieten. Nach dieser allein zulässigen Weise der geschichtlichen Beurtheilung werden wir nicht anstehen, die Bewunderung zu theilen, die der größte Meister unseres Faches, Jacob Grimm, den Arbeiten des Junius zollt [1]). Was zuerst die Behandlung der altgermanischen Texte betrifft, durch deren Herausgabe Junius die Wissenschaft bereichert hat, so kam es vor allem darauf an, die Handschriften möglichst treu durch den Druck zu vervielfältigen und sie so den Forschern aller Länder zugänglich zu machen. Konnten nun auch in dieser Beziehung die Ausgaben des Junius noch nicht den Forderungen genügen, die man jetzt mit Recht stellt, so wird man doch den Fleiß und die Ausdauer des Junius weit mehr bewundern, als daß man ihn wegen der allerdings großen und vielfältigen Mängel seiner Texte herabsetzen wird. Denn zum richtigen Lesen der Handschriften, zumal wo dieselben verblichen oder verdorben sind, gehört eine genaue grammatische und lexikalische Kenntniß ihrer Sprache. Eine solche aber konnte Junius noch nicht besitzen, vielmehr hat er sie durch seine Arbeiten erst anbahnen helfen. Bedenken wir, daß er im Angelsächsischen nur wenige, im Gothischen eigentlich gar keinen Vorgänger hatte. Seine Ausgabe des Caedmon, obwohl nicht frei von mannigfachen Mißgriffen, gewährt doch einen ziemlich richtigen Text [2]). Weit mehr Schwierigkeiten bot ihm der gothische Codex argenteus. Wo dessen Blätter gut erhalten sind, gibt er sie mit ziemlicher Treue wieder. Wo dagegen die Züge der alten Handschrift gelitten haben, da ist sein Text voll von Mißgriffen, und es zeigt sich da recht, daß man, um richtig zu lesen, schon wissen muß, was den Gesetzen der Sprache nach dastehen kann. Man vergleiche z. B. das sechste

1) In der angeführten Einleitung zu den XXVI Hymn. — 2) Das strenge Urtheil Thorpe's in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Caedmon (London 1832, p. XIII) ist berechtigt vom Standpunkt eines neuen Herausgebers, der sich gegen das Vorurtheil sichern muß, als habe der alte Herausgeber bereits Alles geleistet. Es steht deshalb mit der obigen Charakteristik, welche die Arbeit des Junius im Zusammenhang mit den Vorbedingungen seines Jahrhunderts faßt, nicht im Widerspruch.

Kapitel des Evangeliums Matthaei mit Lucas 8, 33 fg. Das erstere, dessen Schriftzüge im Codex argenteus gut erhalten sind, gibt Junius mit einer nur mäßigen Anzahl von Fehlern. Dagegen ist die angeführte Partie des Lucas, bei welcher die Handschrift sehr gelitten hat, bei Junius durch eine Unmasse von Unrichtigkeiten entstellt. Wir können hier recht deutlich sehen, welchen Gang die Wissenschaft nimmt. Erst müssen ihr die Quellen der Sprache überhaupt zugänglich gemacht werden. Dann entwickelt sie aus den klaren und sicheren Theilen die Gesetze der Sprache, und darauf dringt sie mit geschärftem Blick auch in die erloschneren und verstümmelten Theile der Handschriften ein.

Wie es nun ein unvergängliches Verdienst des Junius ist, der germanischen Sprachforschung neue Quellen von unschätzbarem Werth eröffnet zu haben, so ist es andrerseits fast zu verwundern, wie wenig er trotz seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit in den grammatischen Bau der germanischen Sprachen eingedrungen ist. Natürlich richtet er, gründlich geschult in den beiden klassischen Sprachen, sein Augenmerk auch auf die Grammaticalien des Gothischen, Angelsächsischen, Althochdeutschen u. s. w., und es fehlt nicht an einer Reihe richtiger Beobachtungen, die er in seinen Anmerkungen zum Willeram, in seiner Ausgabe der gothischen Evangelien und dem dazu gehörigen gothischen Glossarium niederlegt. Aber zu dem Gedanken, daß die grammatischen Beugungen der altgermanischen Sprachen einem festen Gesetz folgen, und daß man vor allen Dingen diesem Gesetz auf die Spur kommen muß, wenn an eine sichere Auslegung der Sprachdenkmäler gedacht werden soll, ist er nicht vorgedrungen. Oder wenn er ihm einmal aufgetaucht ist, so war er wenigstens weit davon entfernt, ihn zur Ausführung zu bringen. Dies beweisen unzählige Stellen nicht nur seiner Textausgaben, sondern auch seiner sprachlichen Bemerkungen [1]).

---

1) Vgl. z. B. kun in Junius Alphabetum Gothicum p. 5, und im Gloss. Goth. p. 223. — hvait, Alph. Goth. p. 8 und Gloss. Goth. p. 274. — vik (zu in vikon Luc. 1, 8) im Gloss. Goth. s. v. — Die Vermischung von gateihan u. gatiuhan im Gloss. Goth. p. 125, u. s. f.

Weit mehr als auf die Grammatik iſt das Augenmerk des Junius auf die Sammlung und etymologiſche Erklärung des Wortſchatzes der alten germaniſchen Sprachen gerichtet. Hier müſſen wir vor allem ſeinen unermüdlichen, eiſernen Fleiß und ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit bewundern; an vielen Stellen aber erfreuen wir uns auch an dem Scharfſinn und der Feinheit ſeiner Combinationen. Schon in den 1655 herausgegebenen Observationes zum Willeram iſt es vorzugsweiſe die lexikaliſche Seite der Sprache, die Junius beſchäftigt. In größerem Umfang und mit erweitertem Geſichtskreis ſetzt er dann ſpäter ſeine Bemühungen im Glossarium Gothicum und im Etymologicum Anglicanum fort. Und allen dieſen Arbeiten liegen die großen lexikaliſchen Sammlungen zu Grunde, die er für die verſchiedenen altgermaniſchen Sprachen bis in's höchſte Greiſenalter zu vervollſtändigen fortfuhr. Er hat die angelſächſiſchen Sprachdenkmäler in weitem Umfang durchgearbeitet, ebenſo einen Theil der althochdeutſchen. Das Frieſiſche kennt er aus erſter Hand. Für das Altnordiſche, das ihm noch wenig zugänglich iſt, benutzt er die Schriften des Olaus Wormius [1]), des Arngrimus Jonas, des Stephanius [2]). Dazu kommt dann auch in weiterem Umfang das Gothiſche, ſeit ihm der Codex argenteus durch ein günſtiges Geſchick zugeführt worden iſt. Dieſe älteſten germaniſchen Sprachen aber ſind ihm mit denen der Gegenwart vermittelt durch die Denkmäler des ſpäteren Mittelalters. Namentlich auf dem Gebiet des Engliſchen verfolgt er dieſen Weg. In ſeinem Etymologicum Anglicanum benutzt und erklärt er die älteren engliſchen und ſchottiſch-engliſchen Schriften: den Chaucer, Gawin Douglas Ueberſetzung von Virgils Aeneide und Anderes. Er begnügt ſich aber nicht damit, die germaniſchen Sprachen unter ſich zu vergleichen, ſondern ſein Hauptaugenmerk hat er, wie ſchon Viele ſeiner Vorgänger, darauf gerichtet, die germaniſchen Wörter etymologiſch mit den griechiſchen und lateiniſchen in

1) S. das Alphabetum Runicum vor dem Glossarium Gothicum des Junius p. 17. — 2) S. die Widmung der Observationes zum Willeram Bl. 3.

Verbindung zu bringen. Auch das Hebräiſche zieht er herbei, und die keltiſchen Sprachen ſind ihm nicht unbekannt. Natürlich iſt das Etymologiſieren des Junius großentheils noch ein blindes Taſten. Der müßte den damaligen Zuſtand der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft wenig kennen, der etwas Anderes bei Junius erwartete. So manche ſeiner Etymologien nöthigt uns jetzt ein Lächeln ab. Dennoch aber ſehen wir ihn an mehr als einer Stelle ſeiner Schriften nicht nur im Einzelnen, ſondern auch in den Grundſätzen ſeines Verfahrens auf dem richtigen Wege. Eins der merkwürdigſten Beiſpiele der Art findet ſich im Etymologicum Anglicanum unter dem Wort „Lean (inniti, incumbere, recumbere).“ Dies bringt nämlich Junius durch Vermittlung des angelſächſiſchen „hlinan, hleonon“ in Verbindung mit *κλίνειν*, Clinare, declinare, inclinare, reclinare, und dann fährt er fort: „Initiale vero *κ* saepissime transire in aspiratam, evincunt haenep a *κάνναβις*, Cannabis. healm a *κάλαμος*, Calamus, culmus. hydan a *κεύθειν*, Abscondere, occultare. hlidan, gehlidan a *κλειδοῦν*, Claudere clavi. hlud a *κλυτός*, Vocalis, argutus. hund a *κυνίδιον*, Catellus. hora a *κόρυζα*, Gravedo, pituita. Goth. hliftus [1]) a *κλέπτης*, Fur. hramjan a *κρεμᾶν*, Crucifigere. etc.“ [2]) Man ſieht, hier iſt ein Stück von den Analogien des Lautwandels gefunden, welche die Grundlage von Grimm's Geſetz der Lautverſchiebung bilden. So ehrenvoll aber auch ſolche Blicke für den Scharfſinn und richtigen Takt des Junius ſind, ſo würde man ſich doch irren, wenn man glaubte, die Etymologie desſelben werde bereits durch derartige geſunde Grundſätze beherrſcht. Im Ganzen ſteht ſie vielmehr, wie die ſeiner Zeitgenoſſen, auf dem Standpunkt des willkürlichen Rathens. Aus unzähligen Beiſpielen greife ich das Wort Hahn heraus, das Junius von dem griechiſchen *ἄνα* ableitet, wobei er die Wahl läßt, ob man *ἄνα* als Vocativ von *ἄναξ* oder als Apokope von *ἀνάστα* (surge) nehmen will [3]).

---

1) Durch einen Druckfehler ſteht haiftus. — 2) Vgl. auch das Gothicum glossarium des Junius, Dordrecht 1665, p. 182. 190. 201. 236. — 3) S. den betreffenden Artikel im Glossarium Gothicum und im Etymo-

Solche Proben, die keineswegs nur vereinzelte Mißgriffe ſind, beweiſen uns, daß auch die Etymologie des Junius noch ſehr in den Anfängen ſtand. Aber gerade darin zeigt ſich Junius als wahrhaft großer Forſcher, daß er trotz der eminenten Ueberlegenheit, die er in ſeinem Fache über alle ſeine Zeitgenoſſen beſaß, ſehr wohl weiß, daß ſeine Arbeiten nur Anfänge und Verſuche ſind. An mehr als einer Stelle ſeiner Schriften ſpricht er Dies mit liebenswürdiger Beſcheidenheit aus. So ſchließt er in ſeinem Etymologicum Anglicanum den für ſeine Zeit trefflichen Artikel Ambassadour mit den Worten: Caeterum in hac mea qualicunque conjectura quemadmodum et in reliquis id genus conatibus, non est quod quemquam praejudicio meo velim adstringi, quum libera hominum judicia mihi magis exspectanda, immo expetenda esse videantur.

Faſſen wir zum Schluß noch einmal zuſammen, worin die epochemachende Bedeutung des Franciscus Junius für die Entwicklung der germaniſchen Sprachſtudien beſtand. Es war nicht nur die überlegene Gelehrſamkeit in den einzelnen altgermaniſchen Sprachen, die dem Junius dieſe Bedeutung gab, ſondern es war noch mehr der Umſtand, daß er zuerſt die verſchiedenen Zweige der germaniſchen Studien, die bis dahin nach den einzelnen Ländern getrennt getrieben worden waren, in ſich vereinigte. Er ſelbſt hat von dieſer ſeiner Stellung ein klares Bewußtſein. In der Widmung ſeiner Obſervationen zum Willeram ſpricht er ſich darüber aus. Gelehrte Männer in Skandinavien hätten ſich um das Nordiſche, Engländer um das Angelſächſiſche, Deutſche um das Fränkiſche große Verdienſte erworben. Mehrere unter ihnen hätten ſehr wohl eingeſehen, welche Vortheile eine Vergleichung dieſer Sprachen bieten werde. Aber ſie hätten es mehr bei dem Wunſch bewenden laſſen, daß einmal einer kommen möchte, der jene drei Sprachen in Verbindung brächte, als daß ſie ſelbſt Hand an's Werk gelegt hätten. Sein Wille und ſeine Meinung aber, fügt er

---

logicum Anglicanum des Junius. Das richtige Etymon von Hahn hat ſich im lat. canere erhalten. Der Hahn iſt urſprünglich der Singer.

beſcheiden hinzu, ſeien immer die geweſen, daß lieber einer von denen, die geſchickt dazu ſeien, dies unternehmen möchte, als er, aber lieber er als gar Niemand [1]). Nichts kam ihm in dieſem Streben ſo zu ſtatten, wie die Entdeckung der gothiſchen Sprachreſte. Schon die kleine Probe bei Bonaventura Vulcanius hatte ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß das Gothiſche eben ſo weit hinter dem Angelſächſiſchen zurückliege, wie dies hinter dem älteſten Hochdeutſchen. Er glaubte im Gothiſchen die Quelle der altgermaniſchen Sprachen zu erkennen; das Gothiſche aber ſchien ihm gleichen Urſprungs mit dem Griechiſchen, da es ſich nur durch den Dialekt vom Altgriechiſchen unterſcheide [2]). Aber erſt die Wiederauffindung und Herausgabe des Codex argenteus durch Franciscus Junius führte das Gothiſche wirklich in den Kreis der germaniſchen Sprachforſchung ein, und erſt dadurch erhielt dieſelbe ihren Zuſammenhang und ihre tiefere Grundlage.

2. George Hickes. Das Leben des George Hickes.

Die von Franciscus Junius begonnene Arbeit führte in mehr als einer Beziehung der Engländer George Hickes [3]) weiter. Geboren am 20. Juni 1642 in Yorkſhire, bezog George Hickes im Jahr 1659 die Univerſität Oxford, wo er ſich dem Studium der Theologie widmete. Im Jahr 1666 wurde er zum anglicaniſchen Prieſter ordiniert. In den Jahren 1673 und 74 bereiſte er als Begleiter Sir George Wheeler's Frankreich. Nach England zurückgekehrt erhielt er im Jahr 1676 die Stelle eines Capellans bei dem Herzog von Lauderdale. Im Jahr 1679 machte ihn die Univerſität Oxford zum Doctor der Theologie, und im Jahr 1683 ernannte ihn König Karl II. zum Dechant von Worceſter. Bei

1) Observationes in Willerami Paraphrasin, Bl. 3. — 2) S. die Widmung von Junius Ausgabe der gothiſchen Evangelien an den Canzler de la Gardie — 3) Ueber Hickes' Leben ſ. Chalmers, General biographical Dictionary, Vol. XVII, Lond. 1814, p. 450 fg. — Biogr. Brit. Vol. VII, Suppl.

der Staatsumwälzung des Jahres 1688, welche Jakob dem Zweiten den Thron koſtete, hielt Hickes mit einem Theil der anglicaniſchen Geiſtlichkeit an dem Recht des vertriebenen Monarchen feſt und weigerte ſich, König Wilhelm dem Dritten und der Königin Marie den Eid der Treue zu leiſten. Er verlor darüber ſeine geiſtlichen Pfründen, im Jahr 1689 wurde er ſuspendiert und im darauf folgenden Jahr abgeſetzt. Er ließ ſich jedoch dadurch in ſeiner Geſinnung nicht irre machen. Vielmehr unternahm er im Jahr 1693 eine Reiſe nach Frankreich, ſuchte den abgeſetzten König Jakob II. in St. Germain auf und brachte deſſen Zuſtimmung zu dem Plan mit, die Succeſſion des anglicaniſchen Epiſkopats dadurch zu erhalten, daß man eidweigernde Geiſtliche zu Biſchöfen weihte. Hickes ſelbſt wurde zum Suffragan-Biſchof von Thetford geweiht und übernahm ſo eine Rolle bei dem unglücklichen Verſuch, der großen Maſſe der anglicaniſchen Kirche, die ſich den neuen Staatszuſtänden fügte, eine vermeintlich allein berechtigte Kirche gegenüberzuſtellen. Hickes betheiligte ſich an dieſen kirchlichen Kämpfen mit dem Eifer des entſchiedenſten Parteimanns. Aber ſo beſchränkt uns ſein ſtarres Feſthalten an einer verkommenen Dynaſtie erſcheinen mag, er handelte nicht aus unlauteren Beweggründen, ſondern aus Ueberzeugung [1]).

Wir mußten hier mit einigen Worten dieſer kirchlich-religiöſen Seite von Hickes' Leben gedenken, theils weil ſie mit ſeinen angelſächſiſchen Studien nicht außer Zuſammenhang ſteht, theils weil ſie uns erklärt, durch welche ihm ſelbſt höher ſtehende Beſchäftigungen Hickes verhindert wurde, ſeinen Leiſtungen auf altgermaniſchem Gebiet eine größere Vollendung zu geben. Einerſeits nämlich iſt es auch bei Hickes noch das Beſtreben, in die Zuſtände der alten angelſächſiſchen Kirche einzudringen, was ihm das Studium der angelſächſiſchen Sprache und Literatur beſonders werthvoll macht, und andrerſeits kann er ſich ſeinem Lieblingsſtudium doch nur mit

1) Vgl. Macaulay, The History of England, Vol. V., Leipzig 1855, p. 124.

großen Unterbrechungen widmen, da die theologiſche Parteiſchriftſtellerei einen bedeutenden Theil ſeiner Zeit und ſeiner Kräfte in Anſpruch nimmt. Seiner Neigung zum Studium der altgermaniſchen Sprachen boten die Verhältniſſe von früh an reiche Gelegenheit. Seine jüngeren Jahre fallen zuſammen mit den letzten fünfunddreißig Lebensjahren des Franciscus Junius, und wir haben geſehen, in wie naher Beziehung dieſer ausgezeichnete Gelehrte zur Univerſität Oxford ſtand, auf welcher Hickes ſeine Studien machte. Seinem Beiſpiel eifert Hickes vor allen nach. Die Art, wie Junius das Studium ſämmtlicher altgermaniſchen Sprachen mit einander verband, dient ihm zum Vorbild. Thomas Mareſchall, der gelehrte Freund und Mitarbeiter des Junius, ſtand nicht nur durch ſeine altgermaniſchen Studien, ſondern auch durch ſeine kirchlich-politiſche Geſinnung in naher Beziehung zu Hickes. Den letzten Theil ſeines Lebens verbrachte Hickes zu London. Hier iſt er am 15. December 1715 nach mehrjährigen ſchweren Leiden geſtorben.

Die Leiſtungen des George Hickes.

Die Leiſtungen des George Hickes ſind niedergelegt in zwei Werken. Das erſte derſelben ſind die Institutiones grammaticae Anglo-Saxonicae et Moeso-gothicae. Auctore Georgio Hickesio, Ecclesiae Anglicanae Presbytero. — Oxoniae, e Theatro Sheldoniano, 1689. Typis Junianis. Das zweite iſt der große Linguarum Vett. Septentrionalium Thesaurus grammatico-criticus et archaeologicus. Auctore Georgio Hickesio. Oxoniae. E Theatro Sheldoniano; An. Dom. 1705. Die Bändezahl des Werks läßt ſich eigentlich nicht bezeichnen. Das Werk beſteht nämlich aus einer Anzahl von Abhandlungen mit immer von neuem beginnender Paginierung und findet ſich deshalb bald in zwei, bald in drei Bände gebunden. Den Anfang macht eine Dedication an den Prinzen Georg von Dänemark, den Gemahl der Königin Anna von Großbritannien. Darauf folgt eine ausführliche Praefatio des ganzen Werks, worin der Verfaſſer über ſein Unternehmen Rechenſchaft gibt. Die dann folgende

Pars prima des Thesaurus mit beſonderem Titel und der Jahrzahl 1703 bilden die Institutiones Grammaticae Anglo-Saxonicae et Moeso-Gothicae von Hickes. Die Pars secunda, mit beſonderem Titel und der Jahrzahl 1703, ſind die Institutiones Grammaticae Franco-Theotiscae von Hickes. Die Pars tertia, ebenfalls 1703, bilden die Grammaticae Islandicae Rudimenta per Runolphum Jonam Islandum, cum Georgii Hickesii additamentis aucta et illustrata. Dann folgt, mit der Jahrzahl 1703, Georgii Hickesii de antiquae litteraturae septentrionalis utilitate, sive de Linguarum Veterum Septentrionalium Usu Dissertatio epistolaris, ad Bartholomaeum Showere etc. Hierauf: Numismata Anglo-Saxonica et Anglo-Danica breviter illustrata ab Andrea Fountaine, Eq. Aur. et Aedis Christi Oxon. Alumno. 1705. Am Schluß dieſer Schrift finden ſich die Worte: Voluminis Primi Finis. Auf dies Volumen primum folgt dann: Antiquae Literaturae Septentrionalis Liber Alter. Seu Humphredi Wanleii Librorum Vett. Septentrionalium, qui in Angliae Bibliothecis extant, nec non multorum Vett. Codd. Septentrionalium alibi extantium Catalogus Historico-Criticus, cum totius Thesauri Linguarum Septentrionalium sex Indicibus. 1705. Das ganze Werk iſt nicht nur ſehr ſplendid gedruckt, ſondern auch mit einer großen Menge von Kupfertafeln ausgeſtattet, auf denen Proben von Handſchriften, Münzen u. ſ. w. abgebildet werden. Ich mußte den Inhalt des Werkes etwas genauer angeben, weil dadurch zugleich ſeine Entſtehung und ſeine Beſchaffenheit charakteriſiert wird. Es iſt nicht das Erzeugniß ununterbrochener, ſtreng zuſammenhängender Arbeit eines Einzelnen, ſondern es ſind allmählich entſtandene und dann zu Einem Ganzen zuſammengeſchobene Arbeiten Verſchiedener. Und auch die Theile, die von Hickes ſelbſt herrühren, tragen das Gepräge der Mühſeligkeiten und Hinderniſſe, unter denen ſie entſtanden ſind. Hickes nämlich war damals, als er ſein großes Lebenswerk: den Thesaurus linguarum veterum septentrionalium, unternahm, nicht mehr der glückliche Inhaber reicher Pfründen, wie früher, ſondern, um ſeiner Eidweigerung willen abgeſetzt,

lebte er in sehr bescheidenen Verhältnissen [1]). Er war deshalb bei der kostspieligen Herausgabe seines Werks auf die Unterstützungen und Subscriptionen Anderer angewiesen. Diese wurden ihm zwar in unerwartet reichlicher Weise zu Theil, aber dennoch hatte er viele finanzielle und technische Schwierigkeiten zu überwinden. So verzögerte sich die Vollendung des Werks eine längere Reihe von Jahren. Ein besonderes Glück für Hickes war, daß er in Edward Thwaites und Humphred Wanley tüchtige Mitarbeiter fand. Der Erstere übernahm eine sorgfältige Durchsicht sowohl der Handschrift, als des Druckes und der dazu gehörigen Kupferplatten; und Humphred Wanley bereiste die englischen Bibliotheken, um deren angelsächsische Handschriften in dem Catalogus zu verzeichnen, der als letzter Theil von Hickes' Thesaurus ein heute noch unentbehrliches literarisches Hülfsmittel bildet. Unter den Bestandtheilen die von Hickes selbst herrühren, trug die Dissertatio epistolaris de linguarum veterum septentrionalium usu nicht wenig zur Ausbreitung der angelsächsischen Studien bei, indem sie in eindringlichster Weise und durch zahlreiche Beispiele den Werth darthat, den die Kenntniß der altgermanischen Sprachen, und insbesondere des Angelsächsischen für den Alterthumsforscher, den Juristen und den Theologen hat. Für die Entwicklung der Wissenschaft aber waren die Grammatiken des Gothischen, Angelsächsischen und Altdeutschen, die Hickes schrieb, von besonderer Wichtigkeit.

Hickes ist nämlich der erste, der eine Grammatik altgermanischer Sprachen nicht nur geschrieben, sondern auch veröffentlicht hat. Denn die schon früher (1651) veröffentlichten Grammaticae Islandicae Rudimenta des Isländers Runolphus Jonas sind eine Grammatik des damaligen Isländischen und gehören also nicht hieher [2]). Von der handschriftlichen angelsächsischen Gramatik des Johannes Jocelin hatte sich nur ein doppelter alphabetischer Index

---

1) Vgl. über das Folgende J. Petheram, Anglo-Saxon Literature in England p. 78 fg. — 2) S. o. S. 104. Ob auch der Schwede Johannes Bureus hier zu nennen ist, vermag ich nicht zu entscheiden. (S. o. S. 105).

erhalten [1]); und Thomas Mareschall, der treffliche Freund und Mitarbeiter des Franciscus Junius, hatte zwar die Absicht, das fünfsprachige Lexikon des Franciscus Junius herauszugeben und ihm eine angelsächsische und gothische Grammatik vorauszuschicken, er hat jedoch seine Absicht nicht zur Ausführung gebracht [2]). Hickes sah sich deshalb, als er im Jahr 1689 seine Institutiones Grammaticae Anglo-Saxonicae herausgab, fast ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Nur vereinzelte grammatische Bemerkungen in Somner's Dictionarium und in Mareschall's Observationes de versione Gothica und in versionem Anglo-Saxonicam konnte er benutzen [3]). Einen eigentlichen Vorgänger hatte er nicht [3]). Unter solchen Umständen ist es einerseits von nicht geringem Interesse, zu sehen, wie Hickes seine Sache angreift, und andrerseits wird man die allerdings zahlreichen Mißgriffe billiger beurtheilen. In seiner ersten Arbeit vom Jahr 1689 behandelt Hickes bloß das Gothische und das Angelsächsische und verbindet damit für das Nordische die Rudimenta Grammaticae Islandicae des Runolphus Jonas. Im Thesaurus gibt er dann seine frühere Behandlung des Gothischen und Angelsächsischen mannigfach bereichert, den Runolphus Jonas mit Zusätzen versehen; und diesem allen fügt er Institutiones Grammaticae Franco-Theotiscae bei, das heißt eine Grammatik des Althochdeutschen und Altsächsischen, da Hickes diese beiden Sprachen noch nicht unterscheidet [4]). Wir fassen in unserer Charakteristik diese sämmtlichen grammatischen Arbeiten des Hickes zusammen. Im Anschluß an Junius hält Hickes das Gothische für die Mutter der übrigen germanischen Sprachen. Das Gothische hat nach ihm drei Töchter, nämlich das Angelsächsische, Fränkische (d. i. nach Grimm's Bezeichnung das Althochdeutsche

1) S. Wanley's Catalogus (in Hickes' Thesaurus) p. 101. — 2) Hickes, Institutiones Grammaticae Anglo-Saxonicae etc. Oxon. 1689, Praef. Bl. 1. — Nur einige Blätter grammatischen Inhalts von Mareschall's Hand finden sich auf der Bodley'schen Bibliothek in Oxford. S. Wanley's Catal. p. 102. — 3) Hickes, Institutiones 1689, Praef. Bl. 8. — 4) Vgl. Hickes, Dissertatio epistolaris p. 122.

und Altſächſiſche) und Cimbriſche (d. i. Altnordiſche). Vom Angelſächſiſchen ſtammt dann weiter das Belgiſche (Niederländiſche), Frieſiſche, Engliſche und Schottiſche; vom Fränkiſchen das Deutſche; vom Cimbriſchen das Isländiſche, Norwegiſche, Schwediſche und Däniſche [1]). Wir wiſſen jetzt freilich, daß das Gothiſche nicht die Mutter aller dieſer Sprachen iſt, auch leiten wir nicht das Niederländiſche und Frieſiſche vom Angelſächſiſchen ab; aber trotzdem wird man nicht läugnen, daß Hickes auf den Schultern des Junius ſchon eine ziemlich richtige Eintheilung der germaniſchen Sprachzweige gibt. Seltſamer Weiſe aber wird er ſpäter an der richtigen Anſicht, daß wir im Codex argenteus das Werk des Gothen Ulfilas beſitzen, wieder irre und möchte lieber „Teutonem aliquem Ulphilae sive aequalem, sive illo forsan superiorem“ als deſſen Verfaſſer annehmen [2]). In Bezug auf ſein Quellenmaterial iſt Hickes natürlich am beſten verſehen für das Angelſächſiſche. Für das Gothiſche ſteht ihm die Ausgabe des Codex argenteus von Franciscus Junius mit deſſen und Mareſchall's Bemerkungen und des Erſteren Glossarium Gothicum zu Gebote. Unrichtige Leſungen des Junius führen ihn öfters irre. Er macht zwar den Verſuch, mit Hülfe ſeiner grammatiſchen Einſicht den gothiſchen Text des Junius zu berichtigen, und bisweilen gelingt ihm dies auch, aber oft iſt das, was er an die Stelle des Junius'ſchen Textes ſetzen will, grammatiſch fehlerhaft [3]). Für das „Fränkiſch-Deutſche“ ſtehen ihm die bis dahin gedruckten althochdeutſchen Texte und die in Oxford aufbewahrten Papiere des Franciscus Junius zu Gebote. Er hebt unter ſeinen Quellen [4]) den Willeram, den Otfrid und Tatian's Evangelienharmonie hervor und außerdem den Codex Cottonianus des Heliand.

---

1) Hickes, Institutiones, 1689, Praef. Bl. 8. — 2) Hickes, Thesaur. pars I, Oxon. 1703, Widmung an Palinton Bl. 5b. — 3) Hickes, Gramm. Anglo-Sax. et Moeso-Goth. im Thesaurus p. 81. Oefters aber helfen dem Hickes ſeine grammatiſchen Kenntniſſe zu richtigen Verbeſſerungen. So wenn er Luc. 10, 1 ſtatt antharana des Junius lieſt antharans, oder Luc. 9, 48 (ſtatt in allan) in allaim, u. ſ. f. — 4) Hickes, Dissert. epistol. (im Thesaur.) p. 122.

Unter den verschiedenen Theilen der Grammatik behandelt Hickes die Lehre von den Flexionen mit besonderer Ausführlichkeit, während er die übrigen Gegenstände nur kurz abthut. Erinnern wir uns, wie es noch wenige Jahre vor Hickes, z. B. bei Schottelius, mit der Grammatik der altgermanischen Sprachen stand, so werden wir schon darin einen bedeutenden Fortschritt erblicken, daß Hickes erkannte, daß die altgermanischen Sprachen bestimmte, in ihren Bedeutungen unterschiedene Flexionen haben. „Die Nomina", sagt er, „haben bei den Angelsachsen verschiedene Casus, wie im Griechischen und Lateinischen [1])". Auch ist ein großer Theil dessen, was er nun über die Flexionen der Declination und der Conjugation zusammenstellt, richtig; und man kann sich denken, welche bedeutende Hülfe dadurch dem Studium der altgermanischen Sprachen geboten wurde, wenn man sich erinnert, daß man bis dahin noch gar kein derartiges grammatisches Hülfsmittel besessen hatte. Fragt man aber einerseits nach der Auffassung des ganzen Sprachbaus und andrerseits nach der Richtigkeit im Einzelnen, so kann man nicht läugnen, daß bei aller achtungswerthen Gelehrsamkeit des Hickes doch dieser erste Versuch noch ziemlich unvollkommen ausgefallen ist. Was uns aber am meisten wundernimmt, ist folgender Umstand. Hickes zeigt sich überall auf das lebhafteste ergriffen von der ihm entgegentretenden Aehnlichkeit der verschiedenen altgermanischen Sprachen. „Wenn jemand", sagt er, „die nahe Verwandtschaft, die zwischen dem Angelsächsischen und Mösogothischen stattfindet, bedenkt, so kann es ihm nicht zweifelhaft sein, daß wie in jener, so auch in dieser Sprache die Substantiva durch sechs Casus und in verschiedenen Flexionen abgebeugt werden [2])." Aber nichts destoweniger kommt es Hickes nicht in den Sinn, die Declinationen und Conjugationen des Gothischen, Angelsächsischen, Althochdeutschen und Altnordischen als ein zusammengehöriges Ganzes zu fassen und sie demgemäß in den verschiedenen Sprachen gleichmäßig zu behandeln. Vielmehr geht er in jeder seiner Gramma-

1) Hickes, Gramm. Anglo-Saxon. etc. im Thesaurus p. 10. — 2) Hickes, Gramm. Anglo-Sax. etc. im Thesaur. p. 14.

tiken ſeinen beſonderen Weg [1]). Ja das Seltſamſte iſt, daß Hickes in einem beſonderen Kapitel ſeiner angelſächſiſchen und möſogothiſchen Grammatik einen Anlauf nimmt zu einer im Einzelnen durchgeführten Vergleichung der von ihm behandelten altgermaniſchen Sprachen, und daß er ſich dann doch begnügt, die Aehnlichkeit an einer mäßigen Anzahl einzelner Fälle nachzuweiſen, im Uebrigen aber die ganz auseinandergehende Auffaſſung in ſeinen verſchiedenen Grammatiken beim Alten läßt. Und zwar iſt ihm dieſe Aehnlichkeit ſchon damals aufgefallen, als er ſeine im Jahr 1689 herausgegebenen Institutiones grammaticae Anglo-Saxonicae et Moesogothicae verfaßte. Dort trägt das Schlußkapitel die Ueberſchrift: „Caput XVIII. In quo, institutis quibusdam parallelismis, lingua Anglosaxonica et Moeso-Gothica cum Islandica, sive Scandia-Gothica conferuntur“ [2]), und der Verfaſſer erzählt uns dann, daß er hier am Schluß, eben im Begriff ſein Werk zu enden, zu ſeiner Freude die isländiſche Grammatik des Runolphus Jonas erhalten habe. Er habe ſie mit Begierde durchgeleſen und viele köſtliche Aehnlichkeiten des Angelſächſiſchen und Möſo-Gothiſchen mit dem Cimbro-Gothiſchen gefunden, und er könne nicht umhin, dieſelben ſeinen Leſern ſchließlich noch vor Augen zu legen. — Jedermann wird erwarten, daß dieſe Entdeckung den durchgreifendſten Einfluß auf die vierzehn Jahre ſpäter (1703) erſchienenen Grammatiken des Hickes gehabt haben werde. Aber darin ſehen wir uns getäuſcht. Vielmehr finden wir dies ganze Kapitel mit ſeinem vor vierzehn Jahren zutreffenden Eingang in der angelſächſiſchen Grammatik des Theſaurus [3]) wieder abgedruckt. Wenn nun auch im Ganzen und im Einzelnen [4]) Vieles auszuſetzen iſt an dem Werk des Hickes, ſo

1) Vgl. z. B. die Declinationen des Angelſächſiſchen in Hickes' Gramm. Anglo-Sax. etc. (Thesaur. p. 10 fg.) mit denen des Gothiſchen (ebend. p. 14 fg.), denen des Althochdeutſchen (Gramm. Franco-Theotisca, im Thesaur., p. 14 fg.) und denen des Isländiſchen (Runolph. Jonas, im Thesaur. p. 9 fg.). — 2) Hickes, Institutiones etc., Oxon. 1689, p. 104. — 3) p. 82. — 4) So gibt Hickes z. B. in ſeiner Aufſtellung der gothiſchen Declinationen (Gramm. Anglo-Saxon. etc. im Thesaur.

nimmt dasſelbe doch eine ſehr bedeutende Stelle in der Geſchichte der germaniſchen Philologie ein. Es hat nicht nur in England dem Studium des Angelſächſiſchen einen neuen Antrieb gegeben, ſondern den, wenn auch noch mangelhaften Anfang zur grammatiſchen Behandlung der altgermaniſchen Sprachen gemacht; und was eine Hauptſache war, es theilte eine Menge von Sprachproben mit, die für langehin den Forſchern aller germaniſchen Länder ein werthvolles Material boten. Um nur Einiges anzuführen, ſo finden wir hier außer vielen angelſächſiſchen Stücken mehrere von den in's Althochdeutſche überſetzten Hymnen aus der Abſchrift des Junius zuerſt veröffentlicht [1]) und desgleichen die erſten Mittheilungen aus dem altſächſiſchen Heliand [2]).

Wir haben etwas ausführlicher über Hickes berichtet, weil ſeine Arbeiten für lange Zeit zu den hauptſächlichſten Grundlagen der germaniſchen Studien gehören. In Bezug auf ſeine Zeitgenoſſen und nächſten Nachfolger müſſen wir uns mit einigen gedrängten Angaben begnügen. Das Studium des Angelſächſiſchen nahm gegen Ende des 17. und in den erſten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in England einen ſehr erfreulichen Aufſchwung, und insbeſondere wurde dasſelbe zu Oxford mit Eifer betrieben. So wurde in jener Zeit einerſeits der angelſächſiſche Quellenvorrath durch erſte oder verbeſſerte Ausgaben angelſächſiſcher Schriften weſentlich vermehrt, andrerſeits das Studium durch neue Hülfsmittel gefördert. In erſterer Beziehung erwähnen wir nur die Heraus-

p. 14 fg.) himinans als Nomin. Plur. von himins (ſtatt himinôs); managai als Nomin. Plur. von managei (ſtatt manageins), u. dgl. m. Daß ihm der Grundbau der germaniſchen Sprachen verborgen blieb, erſieht man ſchon daraus, daß er jede derſelben anders behandelt. Daß es ihm aber nicht an grammatiſchem Sinn gebrach, zeigt z. B. ſeine Darſtellung des hochdeutſchen Verbums (Gramm. Francotheot. im Thesaur. p. 71) trotz all ihrer Mängel. Ja in der Gramm. Anglo-Saxon. (im Thesaur. p. 40) erkennt er vitan (scire) als ein »praeteritum, quod praesentis significationem habet«, aber freilich als das »unicum«, und wenige Zeilen vorher widerſpricht er ſich ſelbſt. — 1) Hickes, Gramm. Franco-Theotisca im Thesaur. p. 64. 100. 110. — 2) Ebend. p. 101—105.

gabe des angelsächsischen Heptateuchus nebst Hiob und dem Fragment der Judith durch Edward Thwaites (Oxford 1698) und des angelsächsischen Boethius durch Christoph Rawlinson (Oxford 1698), so wie die neuen verbesserten Ausgaben der angelsächsischen Gesetze durch David Wilkins (London 1721) und des angelsächsischen Beda durch Joh. Smith (Cambridge 1722). Unter den neuen Hülfsmitteln zum Studium der altgermanischen Sprachen aber nennen wir Thomas Benson's Vocabularium Anglo-Saxonicum (London 1701) und Stephan Skinner's Etymologicon Linguae Anglicanae (London 1671).

3. Lambert ten Kate.

Unter den Gründern der germanischen Sprachforschung ist neben Franciscus Junius und George Hickes als dritter zu nennen der scharfsinnige holländische Gelehrte Lambert ten Kate. Er wurde geboren zu Amsterdam den 23. Januar 1674. Schon in früher Jugend fühlte er sich zum Studium seiner Muttersprache hingezogen. Er beschränkte sich aber nicht auf deren Kreis, sondern erlernte außer dem Lateinischen und Griechischen auch das Englische, Französische und Italienische. Neben der Sprachforschung hegte er eine warme Liebe zu den bildenden Künsten. Er stand mit den Malern seines Vaterlands, insbesondere mit Jan van Huisum, dem berühmtem Blumen- und Früchtemaler, in nahem Verkehr und erwarb sich einen geachteten Namen als Kunstkenner. Sein Leben floß ohne besondere Ereignisse ruhig dahin. Er blieb unverheirathet und lebte nach seines Vaters Tod mit seiner Mutter in Amsterdam. Unterrichtsstunden, die er in den angesehensten Häusern im Schreiben, Rechnen, Buchhalten und besonders in Geometrie und Algebra gab, sicherten ihm nicht nur den nöthigen Lebensunterhalt, sondern verschafften ihm auch die Mittel, sich eine ansehnliche Sammlung von Büchern und Kunstwerken zu erwerben. Er starb zu Amsterdam den 14. December 1731.

Unter Ten Kate's Schriften finden sich außer den linguistischen auch einige religiöse; und eine ästhetische über das ideale Schöne der Maler, Bildhauer und Dichter ist in französischer Uebersetzung

dem Traité de la Peinture et de la Sculpture von Richardſon, Amſterdam 1728, vorausgeſchickt. Als Sprachforſcher gab er zuerſt ohne Nennung ſeines Namens eine Schrift heraus: Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche, Amsterdam 1710 (Verwandtſchaft der gothiſchen und niederländiſchen Sprache) [1]). Ihr ließ er dreizehn Jahre ſpäter ſein großes Hauptwerk folgen: Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Sprake. 2 Bände, Amſterdam 1723. (Anleitung zur Kenntniß des höheren [2]) Theils der niederländiſchen Sprache). Außer ſeinen gedruckten Werken hinterließ Ten Kate vier geſchriebene Foliobände unedierter Schriften, die ſich auf der Schulbibliothek zu Amſterdam befinden. Darunter Verhandeling over de klankkunde in twee deelen [3]) (Abhandlung über die Lautlehre in zwei Theilen).

Ten Kate's Leiſtungen ruhen auf der Herausgabe der gothiſchen Sprachquellen durch Franciscus Junius. Man iſt ihm ewigen Dank ſchuldig, ſagt Ten Kate, dafür, daß er dieſen älteſten Ueberreſt des Theutoniſchen Sprachſtamms herausgegeben hat [4]). Darüber aber, ſagt er an einer anderen Stelle, darf man ſich nicht wundern, daß dieſer hochgelehrte Mann, der das gothiſche Evangelium erſt in ſeinem Greiſenalter fand und auf ſein Gloſſarium keine geringe Arbeit verwendet hat, keine Zeit mehr hatte, um auch die gothiſche Grammatik zu erforſchen [5]). Die Unterſuchung des gothiſchen Sprachbaues und ſeines Verhältniſſes zu dem der übrigen germaniſchen Sprachen war es nun vor allem, was Ten Kate

1) Ueber Lambert ten Kate's Leben und Schriften ſ. den betreffenden Artikel in A. J. van der Aa, K. J. R. van Harderwijk en Dr. G. D. J. Schotel Biographisch Woordenboek der Nederlanden, Tiende Deel, Haarlem 1862, p. 74 fg. — 2) Was Ten Kate unter verhevene Deel verſteht, darüber gibt er in der Vorrede zum Erſten Theil ſeines Werkes Bl. 10 Auskunft. Vgl. auch Thl. I, S. 2 und 334. — 3) S. den oben erwähnten Artikel in van der Aa, Woordenboek p. 76. — 4) Aenleiding I, S. 56. Vgl. S. 358. 546. — 5) Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke etc. S. 12.

ſich zur Aufgabe ſetzte. Als er eben ſeine gothiſche Grammatik in der Handſchrift vollendet hatte, kam ihm der Thesaurus linguarum veterum septentrionalium von Hickes zur Hand. Er freute ſich des tüchtigen Mitarbeiters, fand aber doch, daß ſeine eigenen Ergebniſſe ſo bedeutend von denen des Hickes abwichen, daß er ſich über ſeine aufgewandte Mühe nicht zu beklagen habe [1]). Er gab deshalb zuerſt die oben genannte kleine Schrift über die Verwandtſchaft der gothiſchen und niederländiſchen Sprache heraus, worin er zugleich ſo manche grammatiſche Mißgriffe des Junius berichtigte [2]) und ſeine eigene gothiſche Grammatik aufſtellte. Er vermeidet darin mehrere Fehler des Hickes [3]); was ihn aber am meiſten vor Hickes auszeichnet, iſt, daß er mit dem Nachweis der Gemeinſamkeit des grammatiſchen Baues bei allen germaniſchen Sprachen wirklich Ernſt macht, und hier führt ihn ſeine Forſchung auf eins der folgenreichſten Ergebniſſe, nämlich darauf, daß die bis dahin für unregelmäßig gehaltenen Verba gleichfalls regelmäßigen Wandlungen des Stammvocals folgen und zwar bei allen germaniſchen Sprachen, nach beſtimmten Geſetzen der etymologiſchen Lautvertretung, denſelben Vocalwandlungen. Dieſe Entdeckung, die er ſchon in ſeinem erſten kleineren Werk (1710) mittheilt, führt er dann in ſeinem Hauptwerk, der Aenleiding, (1723) mit großem Scharfſinn und für ſeine Zeit ſehr achtungswerther Beleſenheit weiter aus. Die erſten Anfänge, auch die ſtarken Verba in gewiſſe Gruppen zu ſondern, finden wir zwar ſchon im 16. Jahrhundert [4]), und Hickes faßt ſie bereits als „Conjugatio secunda“ zuſammen

---

1) Ebend. S. 12 fg. — 2) So führt z. B. Junius in ſeinem Gothicum Glossarium (1665, p. 236) auf: »litha, artus, membra,« Ten Kate (Gemeenschap S. 33) gibt richtig: »Lithus, masc. artus.« Anderes ſ. u. — 3) Dem unrichtigen Nominat. Plur. himinans bei Hickes (Thes., Gramm. anglo-sax. et moeso-goth. p. 14) gegenüber gibt Ten Kate (Gemeenschap S. 50) das richtige dagos. Statt des unrichtigen Nominat. Sing. fan bei Hickes (a. a. O. S. 15) hat Ten Kate (S. 50) richtig atta und unter den Beiſpielen zu dieſer Declination „franja, Heere.“ — 4) S. o. S. 66.

gegenüber den ſchwachen, die er als Conjugatio prima bezeichnet [1]). Aber von dieſem erſten Auftauchen einer richtigeren Einſicht bis zu der Erkenntniß, daß die ſtarken Verba den identiſchen Grundbau aller germaniſchen Sprachen bilden, iſt noch ein weiter Schritt, und dieſen Schritt hat Ten Kate gethan. Die Durchführung dieſer Entdeckung bildet den wichtigſten Theil ſeiner Aenleiding, deren erſter Band in vierzehn Geſprächen die Hauptfragen der niederländiſchen Grammatik behandelt und darauf in einem beſonderen Abſchnitt die Regelmäßigkeit und Ordnung der germaniſchen Verba darlegt, während der zweite auf Grundlage der ablautenden Verba zwei umfangreiche Proben eines wiſſenſchaftlich geregelten Etymologicums der germaniſchen Sprachen gibt. Der Raum verbietet uns, hier in eine nähere Darſtellung der Art einzugehen, wie Ten Kate die ſtarken Verba in Klaſſen ordnet; die Hauptſache iſt, daß es ihm trotz ſo mancher Mißgriffe gelingt, die Uebereinſtimmung der Ablaute in allen germaniſchen Sprachen darzuthun. Er iſt durchdrungen von der Wichtigkeit dieſer Entdeckung. Schon in ſeiner erſten Schrift hat er ſie angebahnt, in der Aenleiding führt er ſie in geſonderten Abſchnitten durch [2]) für das Niederländiſche, das Gothiſche, das „Frank-Deutſche" (Althochdeutſche), Angelſächſiſche, Hochdeutſche (Neuhochdeutſche), und, was ihm am meiſten Freude macht [3]), auch für das Isländiſche. Von dieſer Erkenntniß aus, deren Aufſpürung er den beſten Theil ſeines Lebens widmet, gelangt Ten Kate zu geſunderen Anſichten über den Bau der germaniſchen Sprachen und über die Erforderniſſe einer wiſſenſchaftlichen Etymologie, als ſie irgendeiner der germaniſtiſchen Sprachforſcher bis dahin beſeſſen hatte. Die ablautenden Verba bilden ihm die Grundlage einer geregelten Wortableitung, die bis jetzt noch gefehlt hatte [4]). Er erkennt, daß wir, wenn wir nicht in

1) Hickes, Thes. I, Grammatica anglo-saxon. etc. p. 55. 56. — Thes. II, Grammatica franco-theotisca p. 71. Vgl. darüber Ten Kate, Aenleiding Thl. I, S. 544. — 2) Ten Kate, Aenleiding I, p. 541—596. — 3) Ebend. I, S. 544. Vgl. I, S. 676. I, S. 24. — 4) Aenleiding, I, Voorroden (unpaginiert) Bl. 8.

Bezug auf den Vocalwechsel und dessen mundartliche Verschiedenheit in willkürliche Verirrungen gerathen wollen, den ablautenden Verbis von Glied zu Glied nachgehen müssen; denn wir dürfen durchaus nicht von der einen Klasse derselben auf die andere hinüber schließen [1]). Solche Mißgriffe, wie sie selbst einem Franciscus Junius noch begegnet waren, wenn er das gothische gataihun (narraverunt), gateihith (renunciate) unter gatiuhan aufführt [2]), waren fortan unmöglich [3]). Die Etymologie muß überhaupt aufhören, ein bloßes willkürliches Rathen zu sein [4]). Denn dies ist nichts als eine Zeitvergeudung, die sich für Menschen von Urtheil nicht geziemt [5]). „Ich binde mich in meinen Ableitungen," sagt Ten Kate, „an ein so strenges Gesetz, daß ich keinen einzigen Buchstaben zu verändern, zu versetzen, noch hinzu oder hinwegzuthun suche, außer in Kraft einer durchgeführten Ordnung oder Regel" [6]). Demgemäß gibt er bereits eine Uebersicht, welche Vocale im Isländischen, Altdeutschen, Angelsächsischen und Niederländischen den einzelnen gothischen Vocalen etymologisch entsprechen [7]), und eine ähnliche Vergleichung stellt er zwischen den Consonanten an [8]). Auch sonst ist er in der Methode seines Etymologisierens auf dem richtigen Weg. „Ueberall," sagt er, „sollen wir, um mehr Licht und Sicherheit zu erhalten, mit dem Alterthum und den verwandten Sprachen zu Rathe gehen, um die Wörter um so näher an ihrem Ursprung und in ihrer einfacheren und durch die Zeit am wenigsten in Verfall gerathenen Gestalt zu betrachten" [9]). Auch auf die physiologische Natur der Laute richtet Ten Kate sein Augenmerk [10]),

---

1) Ebend. II, S. 35. — 2) Goth. Glossarium 1665, p. 125. — 3) S. Ten Kate, Gemeenschap 1710, S. 13. — 4) Aenleiding I, Voorreden, Bl. 12. Vgl. II, S. 3. — 5) Ebend. II, S. 4. — 6) »dan uit kragte van een' streekhondende (eigentl.: strichhaltende) Rooi of Regel.« Aenleiding I, S. 175. Vgl. II, S. 6 fg. II. S. 20. — 7) Aenleiding I, S. 165. II, S. 19. — 8) Ebend. II, S. 19. — 9) Aenleiding II, S. 7. Vgl. I, S. 2. — 10) Ebend. I, S. 111 fg. Ten Kate kennt die »Grammatica van den Wijdvermaerden Wiskonstenaer Wallis,« Aenleiding I, S. 630.

und andererseits spürt er den Wegen nach, welche die Umwandlungen der Bedeutungen eingeschlagen haben [1]). Insbesondere aber fesselt ihn die Untersuchung, wie das Genus der Wörter entstanden und bisweilen verändert worden sei [2]). Und das Alles mit eben so feinem, als nüchternem Sinn. Denn überall „sucht er seine Grundregel fest im Auge zu behalten, daß man die Gesetze der Sprache finden und nicht machen muß" [3]). In der Anwendung seiner Grundsätze, die er im zweiten Bande seines großen Werkes gibt, legt er die ablautenden Verba zu Grunde, und zwar stellt er in der ersten Probe der geregelten Ableitung die „ungleichfließenden Thatwörter," die im Holländischen noch vorhanden sind, und die von ihnen abgeleiteten Wörter zusammen, in der zweiten aber die im Holländischen zwar verlorenen, jedoch aus den verwandten Sprachen hergestellten [4]). Er findet die Zahl der letzteren nur wenig geringer, als die im Holländischen erhaltenen [5]). Er will zwar kein vollständiges etymologisches Wörterbuch geben, sondern nur eine Probe [6]). Aber zu dieser Probe wählt er den für die Etymologie wichtigsten Theil der Sprache. Denn die ungleichfließenden Verba sind die allerältesten Erstlinge des altdeutschen Stammbaums und die höchste Spitze der Ableitung [7]). Sie haben dem Verfasser das vorzüglichste Licht für die Etymologie gegeben [8]). Sie sind echte primitive Wurzelstämme. [9]).

Ich bedauere, daß ich hier nicht ausführlicher in das Einzelne eingehen darf; ich würde sonst eine große Anzahl feiner Beobachtungen Ten Kate's aus allen Theilen seines Werkes beibringen können. Aber das Gesagte wird hinreichen, um zu zeigen, daß Ten Kate in mehr als einer Hinsicht Bahnen eingeschlagen hat, die denen unseres großen Meisters Jacob Grimm nahe verwandt waren. Daß er noch weit entfernt von den Zielen blieb, die dann

---

1) Ebend. II, S. 25 fg. — 2) Ebend. I, S. 396 fg. — 3) Aenleiding I, S. 365. Vgl. I, Voorreden Bl. 13. Dann auch I, S. 13. 14. 398. — 4) Ebend. II, S. 31. — 5) Ebend. II, S. 581 fg. — 6) Ebend. II, S. 5. — 7) Ebend. II, S. 13. — 8) Ebend. I, 546. — 9) Ebend. II, S. 16.

hundert Jahre nach ihm Jacob Grimm erreicht hat, liegt in der Natur der Sache. Abgesehen von allem Uebrigen würde schon die Dürftigkeit seiner Hülfsmittel [1]) ihm deren Erreichung unmöglich gemacht haben. Wie groß aber auch sonst noch der Abstand Ten Kate's von der Sprachforschung unseres Jahrhunderts war, davon wird uns die Anführung eines einzigen Umstandes überzeugen.

---

1) Ich will hier die hauptsächlichsten Hülfsmittel des Ten Kate, die uns den Umfang seiner Studien bezeichnen, namhaft machen. Für das Niederländische rühmt er Kiliaen's Etymologicum von 1599, Aenleiding I, 161. 17, Moonen's Nederd. Spraekkonst eb. S. 400, Hoogstraten's Aenmerkingen over de Geslagten 1710 und manches Andere. Von älteren Niederländern führt er besonders an Melis Stoke I, 41. 58. 356. 572, und die altholländische Bibel, Delft 1477 (I, 58). Für das Neuhochdeutsche kennt er Schottelius als einen berühmten Grammatiker I, 359, er benutzt aber an den wichtigsten Stellen seines Werkes nur dessen Gründliche Anweisung zur Rechtschreibung, Braunschweig 1676, »zijnde een kort Uittreksel van Schottelii Opus de lingua Germanica« I, 547. Vgl. I, 653. Ferner Bödiker's Grundsätze der deutschen Sprache, Berlin 1701, Aenl. I, 547. 653 Er bemerkt dessen Unterschiede von Schottelius I, 663. 672. Endlich das Dictionarium regium Frankf. 1709. I, 400. Für das Althochdeutsche benutzt er den Tatian von Patthen 1706 (I, 33. Vgl. 546) und den daran gefügten Isidor (I, 57), den Willeram (I, 33. 171. 500), den Otfrid (I, 57), Eccard. Cateches. Theot. 1713 (I, 330. 372. 395). Für die spätere hochdeutsche Sprache kennt er Opitzens Ausgabe des Annoliedes 1639 (I, 57) und Gotbast's Paraenetici veteres (I, 327. II, 29). Daß ihm für das Angelsächsische Hickes' Thesaurus zu Gebote stand, ist oben bemerkt. Er bezieht sich außerdem auf das Evang. Anglos. in Junius Ev. Goth. (I, 57. 165. 546. 632), auf Benson's Vocab. Ags. (I. 171. 546), auf Thwaites' Ausgabe des agl. Heptateuchus 1698 (I, 546. 632) und weiß, daß eine große Anzahl agler Handschriften in den englischen Bibliotheken liegt (I, 652). Für das Isländische benutzt er vor allem die Grammatik des Runolphus Jonas (I, 171. 362. 376. 400. 547), Olai Wormii Liter. Danica (I, 51), aus der er die Ragnars drâpa mittheilt (I, 79) und erwähnt die »Edda Islandorum« (I, 398). Sein Verhältniß zu der Herausgabe des Ulfilas durch Junius ist oben erörtert. Für das Friesische nennt er Japix und Andere (I, 50. 358).

Bei der Untersuchung der gothischen Verba entgeht ihm natürlich nicht, daß die Gothen Verba besitzen, die ihr Praeteritum durch Reduplication bilden. Diese Beugung, meint er, sei ganz verschieden von allen anderen deutschen und kimbrischen (d. i. nordischen) Zweigen. Und wie erklärt er sich nun diese Erscheinung? Als die Gothen in Moesien wohnten, hätten sie diese reduplicierten Praeterita von den benachbarten Griechen, mit denen sie umgiengen, angenommen [1]). Und eben daher komme es, daß die Gothen vielen Substantiven und dem Masculinum des Adjectivs ein s anfügen nach der Weise der griechischen Endung ος [2]).

2. Die germanische Philologie bei den skandinavischen Völkern vom Jahr 1665 bis zum Jahr 1748.

Nicht Weniges von dem, was die skandinavischen Gelehrten bereits in der vorigen Periode erarbeitet hatten, trat erst in der folgenden in die Oeffentlichkeit. Wenn aber auch jenen tüchtigen Männern, die ihre Leistungen zunächst nur handschriftlich hinterlassen hatten, ihr Verdienst nicht geschmälert werden darf, so ist doch andrerseits nicht zu verkennen, daß auch jene Leistungen erst durch ihre Veröffentlichung in den ganzen Gang der Wissenschaft bedeutender eingreifen. Diese Betrachtungen drängen sich uns auf bei einem in unsrer Wissenschaft epochemachenden Ereigniß, nämlich bei der ersten Herausgabe der Snorri'schen Edda durch Petrus Resenius. Geboren zu Kopenhagen im Jahr 1625 machte Resenius seine Studien in seiner Vaterstadt, indem er im Jahr 1643 unter dem Rectorat des Ole Worm die dortige Universität bezog. 1647 gieng er nach Leiden, studierte dort vier Jahre lang Philologie, durchreiste dann die Niederlande, Frankreich, Spanien und Italien, warf sich in Padua auf die Jurisprudenz, wurde daselbst 1653 Doctor Juris, kehrte in demselben Jahr nach Kopenhagen zurück und wurde 1657 an der dortigen Universität Professor der Ethik [3]). 1662 wurde er Professor Juris, 1664 zugleich Bürger-

1) Aenleiding I, S. 56. Vgl. S. 591 fg. — 2) Ebend. S. 56. — 3) Er. Vindingius, Regia academia Hauniensis, Hauniae 1665, p. 424 sq.

meiſter. 1680 in den Adelsſtand erhoben, ſtarb er als Staatsrath im Jahr 1688 [1]). Wir ſprechen hier natürlich nur von den Schriften des Reſenius, welche der germaniſchen Philologie angehören. Unter dieſen hat ſeinem Namen den größten Ruf verſchafft ſeine Ausgabe der jüngeren Edda. In den Schriften der vorangehenden Periode, bei Ole Worm und ſeinen Genoſſen, iſt öfters ſchon die Rede von der Edda [2]). Ein kleines Bruchſtück der jüngeren Edda theilt ſchon Ole Worm 1651 in der zweiten Ausgabe ſeiner Danica Literatura antiquissima mit [3]). Aber erſt in demſelben Jahr 1665, in welchem auch das Gothiſche in den Kreis der europäiſchen Gelehrſamkeit eintrat, wurden bedeutende Theile beider Edden zum erſtenmal durch den Druck zugänglich gemacht. In jenem Jahr erſchien nämlich zu Kopenhagen: Edda Islandorum an. Chr. MCCXV Islandice conscripta per Snorronem Sturlae Islandiae nomophylacem nunc primum Islandice Danice et Latine ex antiquis codicibus mss. bibliothecae regis et aliorum in lucem prodit opera et studio Petri Johannis Resenii. Aus einer ſehr ausführlichen Widmung an König Friedrich III. von Dänemark, in welcher Reſenius von der Ethik der verſchiedenen Völker handelt, erſehen wir, daß es die Ethik war, die Reſenius zum Studium der Edda geführt hat. In der darauf folgenden Vorrede beſpricht er dann ſeine Ausgabe von Snorri's Edda. Der Text ſelbſt enthält 1) die Vorrede der jün-

---

1) Ryerup og Kraft, Almindeligt Litteraturlexicon. — 2) Vgl. Arngrim. Jonae Crymogaea, Hamburgi 1610. Dazu deſſen Brief an Ol. Worm. vom 11. Aug. 1638 in Olai Wormii epist., Hafn. 1751, I, p. 329; und ebend. I, 353 Worm's Brief an Magnus Olafsſon vom Jahr 1627, und Olafsſon's Briefe an Worm vom 27. Aug. 1627 (I, 354) und 22. Aug. 1629 (I, 358). Darüber, daß die ſ. g. ältere Edda zuerſt von Brynjulfr Sveinsson um 1643 den Titel Edda erhalten hat und dem Saemund zugeſchrieben worden iſt, vgl. u. A. Munch's Vorrede zu ſeiner Ausg. der älteren Edda (Christiania 1847) S. V u. Möbius' Catalogus p. 67. — 3) p. 33. (Hâvamâl 143.) In der erſten Ausg. vom Jahr 1636 ſteht die Stelle (p. 33) noch nicht.

geren Edda [1]). 2) Gylfi's Täuschung. 3) Bragaraedur. Daran schließen sich unmittelbar eine Anzahl aus Skaldskaparmal entnommener Erzählungen an. Aus den Kenningar wird dann nach einer Aufzählung der Götter mit ihren verschiedenen Namen ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der hauptsächlichsten Gegenstände mit ihren Benennungen gemacht. Dem Grundtext ist die lateinische Uebersetzung hinzugefügt, die der Isländer Magnus Olafsson [2]) im Jahr 1629 gemacht hatte, und außerdem, wo sie von dieser abweicht, die des Isländers Stephan Olafsson († 1688) [3]). Und da diese beiden nur die ersten 68 Erzählungen übersetzt hatten, ließ sich Resenius die noch fehlende Zahl von dem Isländer Thormodr Torfason (geb. 1636, † 1719) [4]) übertragen. Außerdem fügte er noch eine dänische Uebersetzung hinzu, die Stephanus Stephanius handschriftlich hinterlassen hatte, und eine Anzahl von Anmerkungen, die theils von Magnus Olafsson, theils von ihm selbst herrühren. Wir sehen aus dem allen, daß der schwierigste Theil des Werkes Anderen, als dem Resenius angehört. Dennoch war es für die Wissenschaft von unermeßlicher Bedeutung, daß Resenius sich der Veröffentlichung des Ganzen unterzog. Aehnlich verhält es sich mit den Stücken der älteren Edda, die Resenius gleichfalls im Jahr 1665 zu Kopenhagen herausgab: der Völuspa, welcher er die lateinische Uebersetzung des Stephan Olafsson und die Anmerkungen ebendesselben und des Gudmund Andreae hinzufügte [5]), und dem Havamal und Runa Capitule. Auch hier war das Wichtigste, daß durch die Ausgabe des Resenius zum erstenmal ganze Stücke jener uralten Götterdichtung der europäischen Gelehrsamkeit zugänglich gemacht wurden. Ein verwandtes Verdienst erwarb sich Resenius dadurch, daß er im Jahr 1683 (zu Kopenhagen) das von Gudmund Andreae verfaßte Lexicon Islandicum herausgab, das erste wirkliche Wörterbuch dieser Sprache. — Das Studium des Altnordischen wurde gegen Ende des

1) Mit einigen vorangeschickten Zusätzen. — 2) S. o. S. 103. — 3) Nyerup og Kraft, Alm. Litt. — 4) Ebend. — 5) S. Resenius Vorrede zu seiner Ausgabe der Snorra-Edda.

17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch eine Reihe gelehrter Dänen und Isländer bedeutend gefördert. Unter den Dänen war es vorzüglich die Familie Bartholin, deren begabte Glieder sich der einheimischen Sprache und Alterthümer annahmen. Schon der ältere Thomas Bartholin, der berühmte Mediciner, (geb. 1616, † 1680), widmete seine Mußestunden der Erforschung des skandinavischen Alterthums und pflanzte die Liebe zu diesen Studien seinem Sohne ein. Dieser, der jüngere Thomas Bartholin (Jurist und Historiker, geb. 1659 † 1690), gab 1689 heraus Antiquitatum Danicarum, de causis contemtae a Danis adhuc gentilibus mortis, libri tres, worin er viele Auszüge aus den noch ungedruckten Gedichten der s. g. Saemundischen Edda mittheilte. Wie der ältere Thomas Bartholin, so machten sich zwei seiner Brüder um die vaterländische Sprache und Literatur verdient: der eine, Rasmus Bartholin (geb. 1625, † 1694), durch seine 1657 gehaltene, 1674 gedruckte Rede De studio linguae Danicae; der andere, Albert Bartholin († 1663) durch sein erst (1666) nach seinem Tode erschienenes Buch De scriptis Danorum. Unter den Isländern jenes Zeitraums thaten sich theils durch Herausgabe altnordischer Schriften, theils durch Forschungen auf dem Gebiet der altnordischen Sprache und Literatur besonders hervor Thordhr Thorlacius († 1697), Thormodhr Torfason (Torfaeus), Pal Vidalin († 1727) und Arni Magnusson (Arnas Magnaeus). Der zuletzt Genannte, geb. 1663 in Quenebaekke auf Island, wurde 1684 Amanuensis des jüngeren Thomas Bartholin in Kopenhagen, 1721 Universitätsbibliothekar daselbst und starb 1730. Er war nicht nur einer der gelehrtesten Kenner der altnordischen Literatur, wie er namentlich durch sein Leben des Saemundr hinn Frodi [1]) bewies, sondern er erwarb sich überdies ein unvergängliches Verdienst um die altnordischen Studien dadurch, daß er seine Manuscripte der Kopenhagener Universitätsbibliothek zugleich mit einem Capital ver-

1) Erst 1787 im ersten Band der Kopenhagener Edda gedruckt.

machte, deſſen Zinſen einer oder zwei isländiſche Studierende erhalten ſollten, die ſich dem Studium des nordiſchen Alterthums widmeten [1]). Schließlich haben wir noch einen gelehrten däniſchen Sprachforſcher aus dieſer Zeit zu nennen, der ſeine Thätigkeit insbeſondere auch dem älteſten Hochdeutſchen zuwandte: Friedrich von Roſtgaard. Geboren zu Kraagerup bei Helſingör im Jahr 1671, machte Roſtgaard gelehrte Reiſen durch einen großen Theil von Europa zur Benutzung der Bibliotheken und Erweiterung ſeiner ausgebreiteten philologiſchen Kenntniſſe. Er ſtarb als däniſcher Conferenzrath im Jahr 1745. Unter ſeinen mannigfaltigen Schriften gehören in unſeren Bereich ſeine Emendationen zum Otfrid. Während eines längeren Aufenthalts in Rom im J. 1699 verglich er die Heidelberg-Vaticaniſche Handſchrift mit der Basler Ausgabe, merkte die zahlreichen Fehler der letzteren an, verſuchte ſich auch in eigenen Conjecturen und gab richtige Auskunft über das Verhältniß der Basler Ausgabe zur Vaticaniſchen Handſchrift. Das Ganze ſchickte er an Schilter zu freier Benutzung [2]). Im Jahr 1720 ließ Eckhart Roſtgaard's Emendationen als Anhang zu ſeiner Ausgabe der Leges Salicae drucken.

Um dieſelbe Zeit, in welcher die altnordiſchen Studien in Dänemark durch die Herausgabe der Snorri'ſchen Edda einen neuen Aufſchwung nahmen, begann auch in Schweden die Liebe zum ſkandinaviſchen Alterthum mehr und mehr zu erwachen. Eine Reihe bedeutender Gelehrter: Stjernhjelm, Verelius, Rudbeck, begegnete ſich

---

1) Die Angaben über das Leben der oben genannten Dänen und Isländer ſind dem Almindeligt Litteraturlexicon for Danmark, Norge, og Island. Ved R. Nyerup og J. E. Kraft, 1820, entnommen. Ueber die Arna-Magnaeiſche Stiftung ſ. Hans de Hofman, Samlinger af Publique og Private Stiftelſer, T. I, Kiöbenh. 1755, S. 212 fg., 275 fg., u. T. X (1765), Appendix p. 1—11. Hier findet man das Nähere über eine Stiftung, die beweiſt, wie Bedeutendes mit geringen Mitteln erreicht werden kann, wenn man ſie verſtändig anwendet. — 2) Darüber, daß weder Schilter, noch Scherz Roſtgaard's Bemerkungen gehörig verwerthelen, ſ. Kelle's Otfr. I, Einl. S. 121 fg.

in dieſem Streben, und durch ein günſtiges Geſchick war auch der angeſehenſte Staatsmann Schwedens: der Reichskanzler de la Gardie, begeiſtert für dieſe Studien. Magnus Gabriel de la Gardie (geb. 1622, Reichskanzler 1660, † den 26. April 1686) gründete 1666 das Antiquitäts-Collegium zu Upſala, deſſen Vorſtand Stjernhjelm und deſſen Beiſitzer neben Anderen Verelius wurde [1]). Durch den Isländer Rugman ließ er isländiſche Schriften ankaufen. Er ſelbſt ſchenkte der Univerſität Upſala den gothiſchen Codex argenteus, den er in den Niederlanden für 2000 Gulden zurückgekauft hatte. Das Ziel ſeiner Beſtrebungen faßt er in die treffenden Worte zuſammen: „Ich will nicht eine verſchwundene Zeit zurückführen. Man lebe in ſeiner Zeit, man ſpreche deren Sprache! Aber man kenne die früheren Zeiten, die Weisheit der Alten und die Sprache der Väter!“ [2]) Das Epochemachende für die ſchwediſchen Alterthumsſtudien war das Bekanntwerden des Isländiſchen. Dadurch erhielt die ganze ſchwediſche Sprach- und Alterthumsforſchung eine neue Grundlage. Hiemit verband ſich das neue Licht, das für die geſammten germaniſchen Studien durch die Entdeckung des Gothiſchen aufgieng. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn dieſer Reichthum neuer und ungeahnter Aufſchlüſſe über das germaniſche Alterthum die begeiſterten Verehrer desſelben anfänglich blendete und verwirrte und neben höchſt achtungswerthen Beſtrebungen die ſonderbarſten Wahngebilde erzeugte. Haben wir es doch ſchon ähnlich bei dem Gründer dieſer Studien in Schweden: Johannes Bureus, gefunden. Eine verwandte Richtung ſetzt ſich auch bei den ſchwediſchen Gelehrten fort, die als ſeine Nachfolger mit reicheren Hülfsmitteln und größerem Erfolg die altgermaniſchen Sprachen erforſchen. Georg Stjernhjelm (geb. 1598 in der Nähe von Fahlun, † 1672) [3]) warf

1) Abr. Cronholm, Magnus Gabriel de la Gardie, in Supplement till biographiskt Lexicon, Lund. 1836, p. 93. — 2) In einer Rede, die er zu Upſala hielt, bei Cronholm a. a. O. S. 94. — 3) Ueber Stjernhjelm's Leben ſ. Biographiskt Lexicon öfver namnkunnige Svenska män. 16. Bd. Upsala 1849, p. 1. fg.

ſich mit feurigem Eifer auf das Studium der altgermaniſchen Sprachen. Er wollte ſich aber nicht begnügen mit den Ergebniſſen, die eine beſonnene Forſchung ſchon damals hätte gewinnen können, ſondern verlor ſich in Phantaſieen über den Zuſammenhang und den Urſprung aller Sprachen. Natürlich mußte er hier in viele und ſchwere Irrthümer gerathen. Doch finden wir bei ihm trotz aller Mißgriffe manchen richtigen Blick. So erklärt er (1671) das Hebräiſche nur für einen Dialekt der von Sem abſtammenden Sprache, gleich dem Arabiſchen, Syriſchen u. ſ. w. [1]); und in ſeinem Glossarium Ulphila-Gothicum (1671) macht er an dem durchgebeugten gothiſchen haban auf die nahe Verwandtſchaft der gothiſchen und lateiniſchen Flexionen aufmerkſam [2]). So verkehrt auch Stjernhjelm's etymologiſches Verfahren noch iſt, jedenfalls müſſen wir das ernſte Studium anerkennen, das er dem Gothiſchen und dem Isländiſchen widmete. Seine 1671 zu Stockholm erſchienene Ausgabe des Ulfilas bezeichnet zwar keinen weſentlichen Fortſchritt, aber ſie bildet den Anfangspunkt der Arbeiten, durch die ſich in den beiden folgenden Jahrhunderten gerade ſchwediſche Gelehrte um das Gothiſche ſo hohe Verdienſte erworben haben. Einer der tüchtigſten unter den Gründern der altſkandinaviſchen Studien in Schweden war Olof Verelius. Geboren 1618 erhielt er 1662 die neu gegründete Profeſſur der ſchwediſchen Alterthümer in Upſala, wurde 1666 Aſſeſſor des Alterthums-Collegiums daſelbſt und ſtarb am 3. Jan. 1682 [3]). Verelius beginnt zuerſt die Veröffentlichung altnordiſcher Sagaen, indem er 1664 zu Upſala die Gautreks Saga herausgibt; 1666 läßt er die Herrauds, 1672 die Hervarar Saga folgen. Dem Text fügte er eine ſchwediſche Ueberſetzung und erläuternde Anmerkungen bei. Unterſtützt wurde er in ſeinen Unternehmungen durch die Kenntniſſe des in Schweden lebenden Isländers Jonas Rugman († 1679). Den glänzend-

1) S. die Praefatio zu Stjernhjelm's Ausgabe des Ulfilas, Stockholm 1671, Bl. 11 fg. — 2) Ebend. im Glossarium Ulphila-Gothicum p. 79. — 3) Ueber ſein Leben ſ. das o. angeführte Biographiskt Lexicon, Bd. 20 (1852) p. 165 fg.

ſten Namen bei ſeinen Zeitgenoſſen erwarb ſich unter den damaligen ſchwediſchen Alterthumsforſchern ein Mann, der jetzt nur noch genannt zu werden pflegt, wenn man eine der unglaublichſten Verirrungen übel angewendeter Gelehrſamkeit als warnendes Beiſpiel anführen will: Olof Rudbeck. Er wurde geboren in Veſterås 1630, ſtudierte Medicin und Naturwiſſenſchaften, erwarb ſich früh einen Namen als Anatom und ſpäter auch als Botaniker, wurde 1660 Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie in Upſala und ſtarb daſelbſt am 17. Sept. 1703 [1]). Uns geht hier nicht der Naturforſcher, ſondern nur der Alterthumsforſcher Rudbeck an. Als nämlich Verelius die Hervararſaga herausgab, forderte er Rudbeck auf, eine Charte von Schweden zu entwerfen, die zum Verſtändniß der alten Saga dienen könne [2]). Indem Rudbeck dieſen Gedanken mit Eifer verfolgte, gieng ihm plötzlich ein ganz neues Licht über die Urzeit des ſkandinaviſchen Nordens auf. Es wurde ihm ſo klar wie der Tag, daß die alte, für fabelhaft gehaltene Atlantis nichts Anderes als das wirkliche hiſtoriſche Schweden ſei. Hier blühte in uralter Zeit eine reiche Kultur; von Skandinaviens Skalden haben die Griechen, Römer und Aegypter all das Ihrige genommen [3]). Hier iſt die Urheimath der Menſchheit. Zur Begründung dieſes genialen Unſinns ließ Rudbeck ſein Atland eller Manheim 1675—98 in drei ſtarken Foliobänden erſcheinen; von einem angefangenen vierten Band verſchonte der große Brand von Upſala im Jahr 1703 nur wenige Exemplare [4]). Das Merkwürdigſte an dieſer Erſcheinung iſt, daß dieſe phantaſtiſche Ausgeburt eines geiſtreichen, aber verſchrobenen Kopfes mit unerhörtem Beifall aufgenommen wurde. In wenigen Jahren erlebte der erſte Band drei Auflagen, und alle kritiſchen Zweifel, wie ſie z. B. der gelehrte Hiſtoriker Johannes Scheffer (geb. zu Straßburg 1621, Prof. in Upſala 1648, † 1679) vorbrachte [5]), vermochten

---

1) Ueber Rudbeck's Leben ſ. Biographiskt Lexicon, Bd. 12 (1846), p. 314 fg. — 2) S. die Widmung von Rudbeck's Atlantica an Verelius (1675). — 3) Rudbeck, Atland I (1675), p. 688. — 4) Biogr. Lex. XII, 328. — 5) Vgl. Biogr. Lex. XIII, 371 fg. XII, 326.

die patriotiſche Freude der Schweden nicht zu ſtören. Man muß ſich aber erinnern, daß durch die Schriften jener Gründer der ſchwediſchen Alterthumsforſchung wirklich ein Zug nordiſchen Tiefſinns und echter Begeiſterung für das ſkandinaviſche Alterthum geht. Daher auch trotz aller Schwächen und Verirrungen ihre wirklich für jene Zeit dankenswerthen Leiſtungen. Sie geben die alten ſchwediſchen Geſetze heraus, ſie beginnen die zahlreichen ſchwediſchen Runenſteine zu veröffentlichen, und, was das Wichtigſte iſt, ſie und ihre Schüler machen mehrere der bedeutendſten altnordiſchen Werke zuerſt bekannt. Unter dieſen Nachfolgern der erſten Gründer ſind vor allen zu nennen Peringſkiöld und Björner. Johann Peringſkiöld (geb. zu Strengnäs 1654, ſchwediſcher Reichsantiquar 1693, † d. 24. März 1720) [1]), gab 1697 zum erſtenmal den altnordiſchen Grundtext von Snorri's Heimskringla [2]), 1715 die Vilkina und die Niflunga Saga [2]) heraus; und Erik Julius Björner (geb. 1696, Aſſeſſor des ſchwediſchen Alterthums-Collegiums 1738, † 1750) veröffentlichte 1737 [2]) in ſeinen Nordiſka Kämpa Dater neben einer Reihe anderer Sagaen zum erſtenmal die Völſunga-Saga. Alle dieſe Ausgaben ließen in Bezug auf Textbehandlung und Verſtändniß noch viel zu wünſchen übrig, aber es war von nicht geringer Wichtigkeit für die Weiterentwicklung der Wiſſenſchaft, daß eine ſolche Reihe von Hauptwerken der altnordiſchen Proſa allen Forſchern durch den Druck zugänglich gemacht war.

Zweites Kapitel.

Die germaniſche Philologie in Deutſchland 1665 bis 1748.

1. Anregungen durch Morhof und Leibniz.

Die Geſchichte der germaniſchen Philologie in den Niederlanden, England und Skandinavien während der zweiten Hälfte des

---

1) Ueber ſein Leben ſ. Biographiskt Lex., Bd. XI, 139 fg. — 2) Zu Stockholm.

17. und im Beginn des 18. Jahrhunderts hat uns eine Reihe epochemachender Leiſtungen vorgeführt: Die Herausgabe der gothiſchen Evangelien durch Franciscus Junius, die erſte grammatiſche Bearbeitung der altgermaniſchen Sprachen durch Hickes, die ſcharfſinnigen Unterſuchungen Ten Kate's, die erſte Ausgabe von Snorri's Edda durch Reſenius. Alle dieſe Erſcheinungen hatten natürlich eine bedeutende Einwirkung auch auf die Entwicklung der germaniſchen Philologie in Deutſchland; aber es währte geraume Zeit, bis dieſe Einwirkung zu voller Reife gelangte.

Gleich am Eingang unſerer Periode begegnen wir zwei Gelehrten, welche ſich, wenn auch der eine den anderen an Begabung weit überragte, doch inſofern zuſammen nennen laſſen, als beide die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der verſchiedenen Länder mit einander verknüpften und die germaniſche Sprachforſchung mit dem ganzen Gebiet des Wiſſens in Verbindung zu ſetzen ſuchten. Der eine dieſer beiden Männer war Daniel Morhof, der andere Gottfried Leibniz. Daniel Georg Morhof wurde geboren im J. 1639 zu Wismar, erhielt ſeine Jugendbildung auf dem Pädagogium zu Stettin unter dem Rectorat des Johannes Micraelius und bezog dann 1657 die Univerſität Roſtock, wo er mannigfach gefördert durch Andreas Tſcherning im J. 1660 als Profeſſor Poetices deſſen Nachfolger wurde. Doch gieng er vor dem Antritt dieſes Amtes noch ein Jahr auf Reiſen nach den Niederlanden und nach England. Im J. 1665 nahm er einen Ruf als Professor eloquentiae et poëseos an der Univerſität Kiel an. Von hier aus beſuchte er 1670 zum zweitenmal England und die Niederlande und lernte neben vielen anderen Gelehrten auch Franciscus Junius, der damals im Haag lebte, kennen [1]). Im J. 1671 nach Kiel zurückgekehrt, übernahm er 1673 die Profeſſur der Geſchichte und ſtarb nach längerer Kränklichkeit 1691 auf der Reiſe zu Lübeck [2]). Morhof war ein Gelehrter von ausgebreitetem

1) Die obigen Angaben ſind der bis zum J. 1670 reichenden Selbſtbiographie des Morhof entnommen, die ſich abgedruckt findet hinter D. G. Morhofi Dissertationes academicae et epistolicae. Hamburgi 1699.— 2) S. d. Prolegomena in Morhofii Polyhistorem von Johannes Moller

Wiſſen auf den verſchiedenſten Gebieten und hat dieſem Wiſſen in ſeinem vor Zeiten berühmten Polyhistor einen Ausdruck gegeben. Aber dieſe Vielſeitigkeit des Wiſſens hat ihn nicht dem Vaterländiſchen entfremdet, er war vielmehr von ganzem Herzen dem Deutſchen zugethan. In dieſem Sinn ſchrieb er ſeinen „Unterricht von der Teutſchen Sprache und Poeſie. – Kiel 1682," ein in mehr als einer Hinſicht merkwürdiges Buch. Er zerlegt ſein Werk in drei Theile und handelt im erſten „Von der Teutſchen Sprache," im zweiten „Von der Teutſchen Poeterey Uhrſprung und Fortgang," endlich im dritten „Von der Teutſchen Poeterey an ihr ſelbſten." Wir ſehen da, wie Morhof die Beſtrebungen zuſammenfaßt, die ſich bis dahin in den verſchiedenen Ländern für die Erforſchung der germaniſchen Sprachen und Literaturen geltend gemacht hatten. Er kennt nicht bloß die deutſchen Gelehrten, ſondern er ſteht auch in perſönlichem oder brieflichem Verkehr mit vielen namhaften Forſchern des Auslands: mit Franz Junius in den Niederlanden, mit Peter Rudbeck und Verelius in Schweden [1]). Er ſchätzt ſeine deutſchen Vorgänger, insbeſondere Schottel, deſſen Hauptwerk er rühmend erwähnt [2]), ohne doch deſſen Schwächen zu überſehen [3]). Aber er kennt auch die epochemachenden Arbeiten des Auslands, die zwiſchen ihm und Schottelius liegen: Die gothiſchen Evangelien des Junius [4]) und die Snorri'ſche Edda des Reſenius [5]). Doch

in der Ausgabe des Polyhistor, Lubecae 1708. — 1) S. die oben angeführten Prolegomena von Moller S. 17. — 2) Morhof, Unterricht S. 457. — 3) Ebend. S. 427. Polyhistor 1708, II, p. 37. — 4) Polyhistor 1708, II, p. 33. III, p. 53. Im Unterricht u. ſ. f. führt Morhof öfters ſowohl die gothiſchen Evangelien ſelbſt, als das Gloſſarium des Junius an. Wie weit aber ſein Studium des gothiſchen Textes ſelbſt gieng, iſt auch aus den Stellen, in denen er ihn anführt, nicht ſicher zu entnehmen, da er ſeine Citate nicht immer aus dem Texte ſelbſt, ſondern aus dem Gloſſar des Junius nimmt. So iſt z. B. bei Morhof S. 146 das falſche Citat Marc. 10, 24 (ſtatt 9, 24) aus Junius' Gloſſar S. 328 entlehnt. Ebenſo erweckt die Art, wie Morhof im Polyhist. 1708 T. II, p. 33 vom Ulfilas auf die »Historia Gothrici et Rrolfi, Gothica lingua scripta« übergeht, kein gutes Vorurtheil für ſeine Kenntniß des Gothiſchen. — 5) Morhof, Unterricht S. 404 fg.

Morhof iſt keineswegs ein bloßer Notizenſammler, ſondern ein Mann von geſundem und ſelbſtändigem Urtheil. Namentlich in zwei Beziehungen iſt ſein Werk von Wichtigkeit, erſtens durch die treffenden Aeußerungen über die richtige Behandlung der deutſchen Etymologie, und zweitens als erſter Verſuch einer Geſchichte der deutſchen, ja der geſammten neueren europäiſchen Poeſie. In Bezug auf die Wortableitung lehrt er: „daß man gar genau die Veränderung der Vocalium und Consonantium in acht nehme, woran ein groſſes in den Derivationibus der Wörter gelegen. Die allzu groſſe Gleichheit iſt viel verdächtiger, als wenn einiger Unterſcheid in den Wörtern iſt“ [1]). „Iſt alſo auff Gleichheit nicht ſo ſehr zu ſehen, als auff die Veränderung die in den Wörtern vorfällt. Hier kan nun gar wol eine gewiſſe Richtigkeit getroffen und feſte Regulen auß inſtändiger Observation gezogen werden. Wie denn in der Lateiniſchen Sprache die alten Grammatici, und am vollkommenſten Vossius in ſeinem Tractat de permutatione literarum gethan“ [2]). Man muß den Weg, den die Sprache genommen, „wieder zu rücke gehen und die Veränderung von Zeiten zu Zeiten mercken. Welche nicht auff einmahl, ſondern Stuffenweiſe geſchehen“ [3]). „In den Wörtern iſt nichts veränderlicher, als die Vocales“ [4]). „Die Consonantes werden auch in einander verwandelt, nachdem ſie ihnen unter einander verwandt, oder von einem organo gebildet werden“ [5]). Und dabei heißt der Verfaſſer insbeſondere auch auf die älteren germaniſchen Sprachen Rückſicht nehmen. „In Teutſcher Sprache,“ ſagt er, „hat man eine groſſe Menge ſolcher Wörter, deren Uhrſprung niemand errathen kan: wer aber die monumenta der alten Teutſchen Sprachen nachſiehet, und auff die Veränderung der Buchſtaben acht hat, der wird ſich bald darin finden. Dergleichen Arbeit iſt von keinem Teutſchen noch zur Zeit vorgenommen.“ Nur Vorſtius habe etwas Derartiges an einigen Proben verſucht [6]). Wo Morhof ſich auf die Aus-

Vgl. Polyhist. 1708 T. II, 2, p. 8 sq. — 1) Morhof, Unterricht S. 92 fg. — 2) Ebend. S. 104 fg. — 3) Ebend. S. 109. In der Ausg. von 1700 ſteht: Stuſſenweiſe. — 4) Ebend. S. 109. — 5) Ebend. S. 111. — 6) Ebend. S. 492.

führung seiner Ansichten einläßt, ist er nicht ohne glückliche Blicke. Er bemerkt nicht nur nach dem Vorgang des Junius den Wechsel von griechisch-lateinischem k und deutschem h in calamus, Halm u. s. f. [1]), sondern er fügt auch den von h und g hinzu in „hortus, Gart, hesternus, gestern, hostis, Gast, hoedus, Geit" [2]), und so noch manches Andere [3]). Man braucht die Etymologieen Morhof's bloß mit den nur wenig älteren des Schottelius zu vergleichen, um den bedeutenden Fortschritt wahrzunehmen, der zwischen beiden Männern liegt [4]). Aber so achtungswerth diese Anfänge einer rationellen Etymologie sind, so hüte man sich doch, zu weit gehende Schlüsse daraus zu ziehen. Denn das Richtige ist nicht nur mit einer Menge willkürlicher und verkehrter Wortableitungen untermischt [5]), sondern der Verfasser hat auch das ganz verfehlte Bestreben, darthun zu wollen, daß das Griechische und Lateinische zu einem guten Theil vom Deutschen stammen [6]), und er legt selbst Rudbeck's phantastischer Atlantica einen hohen Werth bei [7]). Von einer vergleichenden Grammatik nämlich, die sich auf die Verwandtschaft und Umwandlung der Flexionen gründet, hat Morhof noch keine Ahnung. Man könnte denken, die Entdeckung des Gothischen mit seinen reichen Flexionen hätte auf diesen Gedanken führen müssen. Aber weit entfernt, erklärt Morhof vielmehr: „Die Articulos pronomina und verba Auxiliaria findet man in der ältesten Gothischen und Teutschen Sprache offtmahls außgelassen, und an staat derer gewisse endigungen der Wörter, dadurch der Unterscheid der Casuum temporum und personarum außgebildet wird.— Ich solte aber den Gebrauch der articulorum und verborum auxi-

1) Ebend. S. 38. 138. — 2) Ebend. S. 118. — 3) Ebend. S. 38. 118. 122. 138. 146. — 4) Morhof ist deshalb wohlberechtigt, die Etymologieen des Schottelius zu tadeln. Polyhistor 1708 T. II, p. 37. — 5) Vgl. z. B. ἔθειρα ist das niederländische het hayr. Morhof, Unterricht S. 144, und vieles Andere. — 6) Morhof, Unterricht S. 4. 22. 23. 24. 59. 68. 74. 78. 85. 122. 148. 150. — 7) Ebend. S. 18. Vgl. Polyhist. 1708, T. II, p. 21, und besonders Morhof's Worte in seiner Epist. ad Ol. Rudbeck bei Moller, Proleg. zum Polyhist. 1708, p. 66.

liarium älter halten, und ſcheinet, daß man hierin den Lateinern nachgeahmet habe“ [1]).

Wir können hier ſo manches Gute, das Morhof's Buch z. B. über deutſche Orthographie [2]), über die Verſchiedenheit der Wortſtellung in der Poeſie und Proſa [3]) und Anderes enthält, bloß erwähnen, und begnügen uns, nur noch Einiges über den wichtigen literaturgeſchichtlichen Theil des Werkes zu ſagen. Der Verfaſſer gibt da eine Geſchichte der „reimenden Poeterey“ [4]) bei den Franzoſen, Italienern, Spaniern, Engländern, Niederländern, Deutſchen und Skandinaviern, wie ſie vor ihm noch niemand verſucht hatte. Er weiß Beſcheid zu geben von den provenzaliſchen Dichtern [5]) und iſt der erſte, der in Deutſchland den Namen Shakeſpeare nennt [6]). Was aber für unſern Zweck von beſonderem Werth iſt: er kennt und ſchätzt die altdeutſche Poeſie [7]). Er theilt nämlich „die Teutſche Poeterey“ in drei „Zeiten“: „die uhralte“ vor Karl dem Großen, die „andre“ von Karl dem Großen an, endlich die dritte ſeit Opitz [8]). Wo er von den älteſten deutſchen Gedichten ſpricht, hält er ſeinen Landsleuten als beſchämendes Beiſpiel den Eifer vor, mit welchem die Schweden ihre alte Literatur erforſchen, und ſagt dem gegenüber von den Deutſchen: „Es iſt traun unverantwortlich, daß man dergleichen Alterthümer ſo gar im finſtern ſtecken läſt, und ſie nicht zur Ehre der Teutſchen Nation hervor gegeben werden“ [9]). Was damals von der altdeutſchen Poeſie veröffentlicht war, iſt ihm großentheils bekannt, aber er weiß, daß dies bei weitem nicht alles Vorhandene iſt, und dringt deshalb darauf, daß man nach dem rühmlichen Vorgang Goldaſt's die Schätze der altdeutſchen Literatur bekannt mache [10]).

Was Morhof als begabter Polyhiſtor anſtrebte, das erfaßte Gottfried Wilhelm Leibniz (geb. zu Leipzig 1646, geſt. zu Hannover 1716) als tiefſinniger Denker und genialer Forſcher.

---

1) Morhof, Unterricht S. 506. — 2) Ebend. S. 468 fg. — 3) Ebend. S. 511 fg. — 4) Ebend. S. 151—446. — 5) Ebend. S. 156 fg. — 6) Ebend. S. 250. — 7) Ebend. S. 326. — 8) Ebend. S. 422. — 9) Ebend S. 289 fg. — 10) Ebend. S. 304.

Wir dürfen hier natürlich keine Darstellung des Leibnizischen Systems geben, so groß wir auch im Lauf des 18. Jahrhunderts dessen Einfluß auf die ganze Denkweise der Gebildeten finden. Wir müssen uns vielmehr begnügen, zu zeigen, wie Leibniz von verschiedenen Seiten seiner universellen Bestrebungen aus darauf geführt wurde, auch der Erforschung der deutschen Sprache und des deutschen Alterthums seine Thätigkeit zuzuwenden. Es war vor allem Leibniz der deutsche Patriot und Staatsmann, welcher die Wichtigkeit der deutschen Sprache und ihrer Pflege erkannte. Aus diesem Gesichtspunkt schreibt er im J. 1679 seine „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache beßer zu üben samt beigefügten Vorschlag einer Teutschgesinten Gesellschaft“ [1]), und im J. 1697, bald nach Abschluß des Rijswijker Friedens [2]), seine köstliche Schrift: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache“ [3]). Die teutsche Tapferkeit, sagt er dort, hat sich zu unseren Zeiten durch große von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget. „Nun ist zu wünschen, daß auch der Teutschen Verstand nicht weniger obsiegen und den Preis erhalten möge“ [4]). Dazu sei aber vor allem die Ausbildung der deutschen Sprache nothwendig, und deren Verbesserung und Untersuchung sei einer besonderen Anstalt anzuvertrauen. Wir können die einzelnen Gedanken, die Leibniz in dieser überaus gehaltreichen Schrift entwickelt, nicht alle verfolgen, wir wollen nur den einen für die germanische Philologie besonders fruchtbaren hervorheben, daß Leibniz eine dreifache Bearbeitung des deutschen Wortschatzes wünscht, nämlich ein Lexikon für die allge-

1) Herausgegeben 1846 von C. L. Grotefend, und wieder abgedruckt im Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache u. s. w., her. von Hoffmann von Fallersleben und Schade, Bd. III, Hannover 1855, S. 88—110. — 2) Leibniz's Deutsche Schriften. Her. von G. E. Guhrauer, Bd. I, Berlin 1838, S. 441. — 3) Zuerst veröffentlicht nach Leibniz' Tod in Leibnitii Collectanea etymologica. Cum praefatione J. G. Eccardi. Hanoverae 1717. Dann öfter; am besten in Guhrauer's eben angeführter Ausgabe von Leibniz's deutschen Schriften, Bd. I, S. 449—486. — 4) §. 4. S. 450 bei Guhrauer.

mein gebräuchlichen Wörter, einen Sprachſatz für die Kunſtwörter, und endlich ein Glossarium etymologicum „vor alte und Land-Worte, und ſolche Dinge, ſo zu Unterſuchung des Urſprungs und Grundes dienen“ [1]). Leibniz nahm den lebhafteſten Antheil an ſprachlichen und beſonders an etymologiſchen Unterſuchungen, und zwar wurde er von zwei Seiten zu ihnen hingezogen. Erſtens gaben ihm ſeine tiefſinnigen Forſchungen über das Weſen der Sprache und ihr Verhältniß zum Gedanken Anlaß, ſich um die verſchiedenartigſten Sprachen und ſo namentlich auch um die germaniſchen zu bekümmen; und zweitens erkannte er als Hiſtoriker den hohen Werth der Sprachforſchung für die Geſchichte. Was die erſtere Seite betrifft, ſo wollen wir nur einen Punkt hervorheben, weil er auch in der Geſchichte der germaniſchen Sprachforſchung eine fortwirkende Rolle ſpielt. Gegenüber der Meinung Locke's, daß die Wörter völlig willkürliche Zeichen der durch ſie ausgedrückten Begriffe ſeien, [2]) vertrat Leibniz die Anſicht, daß im Grunde zwiſchen dem Laut der Wörter und den Dingen ein gewiſſer Zuſammenhang beſtehe, und er begründet dies durch das Beiſpiel der Wörter, welche das verſchiedene Geſchrei der Thiere bezeichnen oder davon abgeleitet ſind [3]). Dann aber dient ihm zweitens ſeine Sprachkenntniß bei der Herausgabe der deutſchen Geſchichtsquellen. So theilt er z. B. in ſeinen Annales imperii occidentis [4]) einen verbeſſerten Text der Straßburger Eide vom J. 842 mit. Vor allem aber ſieht er in der Erforſchung der Sprachen die Grundlage für die Urgeſchichte der Völker. Er ſchreibt eine Brevis designatio meditationum de originibus gentium ductis potissi-

---

1) §. 33, S. 461 bei Guhrauer. — 2) Vgl. Locke, An essay concerning human understanding, Book III, chap. 2, §. 8. — 3) Leibniz, Nouveaux essais sur l'entendement humain, Liv. III, Chap. II, §. 1 (ed. Raspe p. 239). — 4) In der Ausg. von Pertz, Tom. I, Hannoverae 1843. p. 498 sq. Von der Kenntniß des Althochdeutſchen, die Leibniz beſaß, gibt u. A. auch Zeugniß ſeine Ueberſetzung der Stelle des Otfrid über die Abſtammung der Franken, die er weit richtiger verſteht, als Schilter. S. Leibnitii de origine Francorum disquisitio, in den Opp. IV, 2, 148.

mum ex indicio linguarum, die mit den Worten beginnt: Cum remotae gentium origines historiam transcendant, linguae nobis praestant veterum monumentorum vicem [1]). Daß die Deutſchen, Gothen, Schweden, Engländer, Dänen Völker desſelben Stammes ſind, ſagt er in ſeiner Abhandlung De origine Germanorum, ergibt ſich aus dem Zeugniß der Sprache, welches das ſicherſte Beweismittel für die Verwandtſchaft der Völker iſt [2]). Er findet [3]), daß urſprünglich eine Sprache weithin über den alten Continent verbreitet war. Die Sprachen, die von jener abſtammen, ſagt er, theilen wir nicht übel in die Japetiſchen und Aramäiſchen [4]). Das Japetiſche nennt er gewöhnlich Celto-Scythiſch [5]). Zu dieſem gehören nun auch die Germanen [6]). Das Studium ihrer alten Sprachen verfolgt Leibniz mit aufmerkſamem Blick. Vor allen rühmt er die Verdienſte des Franciscus Junius, deſſen Beiſpiel dann den Georg Hickes zur Herausgabe ſeines Thesaurus angetrieben habe. Er berichtet (1701) über die erſten Proben von Schilter's Thesaurus [7]) und ſpricht dann ſpäter (1705) nach Schilter's Abſcheiden ſeine Freude aus, daß deſſen Arbeiten nicht zu Grunde gehen ſollten [8]). Wie den Tod Schilter's, ſo beklagt er den des bremer Geiſtlichen Gerhard Meier, den er ſelbſt zum Studium der germaniſchen Sprachen veranlaßt hatte [9]). Auch

1) Leibnitii Opera, collecta studio L. Dutens. Tom. IV, 2, p. 186. (Zuerſt in den Miscellanea Berolinensia, Berolini 1710, p. 1—16). — 2) Ebend. S. 200. — 3) In der Abhandlung de originibus gentium a. a. O. S. 187. — 4) Ebend. S. 188. — 5) Ebend. S. 189. — 6) Ebend. S. 193. — 7) Monatlicher Auszug, Hanover 1701, October S. 96 fg. — 8) Leibniz an Wotton 1705 in Leibn. Opp. ed. Dutens VI, 2, p. 218. — 9) Ebend. S. 195. In einem Brief an Sparvenfeld vom 7. Apr. 1699 bedauert Leibniz, daß die Handſchriften des Junius nicht herausgegeben ſeien. Ebendaſelbſt gibt er Nachricht von den Arbeiten Schilters und ſpricht die Befürchtung aus, daß bei deſſen hohem Alter und Kränklichkeit die Ausgabe des Notker und Otfrid nicht zu Stande kommen möchte. Leibn. Opp. ed. Dutens Tom. VI, 2, p. 222. Ueber Leibniz' Verhältniß zu Gerhard Meier geben die Auszüge aus ihrem Briefwechſel Aufſchluß in Leibniz Collect. etymol. II, 238 sq. und den Opp. ed. Dutens VI, 2, p. 145 sq.

Goldaſt's, Opiz', Schottel's und Morhof's Verdienſte weiß er zu ſchätzen [1]). Leibniz liebt das Etymologiſieren [2]), und wenn auch ſeine eigenen Etymologien ſich kaum über den Stand der ganzen damaligen Wiſſenſchaft erheben, ſo zeichnet ſich doch auch hier der große Genius durch das klare Bewußtſein über die noch unüberwundene Unſicherheit des damaligen Etymologiſierens aus. Auch weiß er recht wohl, woher die Hülfe kommen müſſe. Er will z. B. über die Ableitung des Wortes Welt nicht ſtreiten, „weil dieſe Dinge ohne genugſame Unterſuchung zu keiner völligen Gewißheit zu bringen, und die alten Teutſchen Bücher den Ausſchlag geben müſſen" [3]). So läßt ſich Leibniz auch durch die phantaſtiſchen Träumereien mancher Skandinavier, insbeſondere Rudbeck's nicht täuſchen. Er verſpottet deſſen Sucht, Alles aus dem Skandinaviſchen abzuleiten [4]). Dennoch aber möchte er die Beſtrebungen dieſes gelehrten und patriotiſchen Schweden nicht völlig zu Boden ſchlagen. Denn die Vorliebe für ſein Vaterland trage trotz all ſeiner Irrthümer doch dazu bei, den ruhmvollen Eifer ſeiner Landsleute für die Unterſuchung ihrer alten Denkmäler anzufeuern. Wir Deutſche ſollten aber dieſen Ruhm mit den Skandinaviern theilen und mit gleichem Fleiß unſer Alterthum geltend machen. „Mihi autem, fährt er in der Abhandlung de origine Germanorum, aus welcher das Angeführte entlehnt iſt, fort, Mihi autem ultra partium studia affectusque attollenti animum et patriam communem humani generis intuenti contendere argumenta argumentis placet, aequali lucro, utra pars vicerit, dum veritatis cognitio augeatur [5]). Gerade auf dieſe unbefangene Weiſe aber gelangt Leibniz zu dem Ergebniß, daß nicht die Deutſchen aus Skandinavien,

1) Vgl. Opp. VI, 2, 182. — 2) Opp. VI, 2, 218. Unvorgreifliche Gedanken §. 41. S. 464 bei Guhrauer. — 3) Unvorgreifliche Gedanken §. 49, S. 467 bei Guhrauer. Offenbar muß es dort Z. 6 heißen: Doch will man nicht mit denen ſtreiten. — Die Vorſicht des Leibniz ſpricht ſich in ſeinen Hanov. 1717 von Eckhart edierten Collect. etym. an vielen Stellen aus. Er ſelbſt ſcherzt über ſeine Etymologien in dem Brief an Ludolf Opp. VI, 2, 186 sq. — 4) Opp. VI, 2, 223. — Collect. etymol., Hanov. 1717, I. p. 57. 70 sq. — 5) Opp. IV, 2, 199.

ſondern die Skandinavier aus Deutſchland in ihre jetzige Heimath eingewandert ſeien [1]). Man thue deshalb ſehr unrecht, wenn man das Deutſche immer nur aus dem Skandinaviſchen ableiten wolle. Man ſolle vielmehr die alte Wurzel eine germaniſche oder deutſche (Teutonicam) nennen, deren Spuren ſich bald im Gothiſchen des Ulfilas, dem älteſten Denkmal des Deutſchen, bald bei den Skandinaviern und Isländern, bald bei den Angelſachſen, bald bei den Franken des Otfrid oder anderswo finden. Was aber das Gothiſche betrifft, ſo ſollte man, um Zweideutigkeit zu vermeiden, lieber nur das ſo nennen, was aus dem Codex argenteus genommen wird; das Andere aber ſollte man ſkandiſch nennen [2]). Mit dieſer letzten Bemerkung macht Leibniz einer bis dahin herrſchenden ſehr verderblichen Begriffsverwirrung ein Ende.

Wie Leibniz überall nicht bloß der große Gelehrte, ſondern auch der Mann von ſtaatsmänniſch praktiſchem Blick war, ſo ſehen wir ihn auch beſtrebt, ſeine Gedanken über die deutſche Sprache durch eine bleibende Inſtitution zu ſichern. In dem Stiftungsbrief der Berliner Societät der Wiſſenſchaften, „in welchem wir leicht Leibnizens eigene Feder erkennen“ [3]), heißt es: „Solchen nach ſoll bey dieſer Societät unter andern nützlichen Studien, was zu Erhaltung der teutſchen Sprache in ihrer anſtändigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutſchen Nation gereichet, abſonderlich mit beſorget werden, alſo daß es eine teutſch-geſinnete Societät der Scienzien ſey“ [4]). Berlin wird durch die königliche preußiſche Societät der Wiſſenſchaften gleich von deren Gründung an ein Hauptſitz der tieferen Sprachforſchung und insbeſondere der deutſchen. Die bahnbrechende Abhandlung des Leibniz de originibus

---

1) Opp. IV, 2, 205. — 2) Ich habe die obigen Anſichten zuſammengeſtellt aus Leibnit. Opp. VI, 2, 176 sq. und VI, 2, 176 sq. — 3) Guhrauer, Leibnitz. Eine Biographie. Thl. II. Breslau 1846. S. 191. — 4) Kurtze Erzehlung, Welchergeſtalt Von Sr. Kön. Maj. in Preußen Friedrich dem I. in Dero Hauptſitz Berlin die Societaet der Wiſſenſchafften — geſtiftet worden. Berlin 1711. Bl. 8. Vgl. auch die »General Instruction, Der königlichen Societaet der Wiſſenſchafften“ Bl. 5.

gentium ductis potissimum ex indicio linguarum eröffnet im Jahr 1710 die Reihe ihrer Denkſchriften [1]).

Wir werden die tiefgreifende Einwirkung des Leibniz durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch wahrnehmen. Vor allem aber werden wir ſehen, wie zwei der größten germaniſtiſchen Sprach- und Alterthumsforſcher dieſes Jahrhunderts: Johann Georg Eckhart und Leonhard Friſch, durch Leibniz angeregt und gefördert worden ſind.

2. Die Thätigkeit auf dem Gebiete der altgermaniſchen Sprachen in Deutſchland vom Jahr 1665 bis zum Jahr 1748.

Wir haben im erſten Buch unſrer Darſtellung gezeigt, in wie weit ſchon vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Vorhandenſein unſerer alten Sprachdenkmäler den Gelehrten bekannt wurde, und wie man auch ſchon damals einen ſchwachen Anfang machte, wenigſtens einige dieſer Denkmäler durch den Druck zu veröffentlichen. Was damals von Männern wie Freher und Goldaſt beabſichtigt, aber größtentheils nicht zur Ausführung gebracht wurde, das begann ſich in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts in bedeutendem Umfang zu verwirklichen. Es iſt nicht die poetiſche Seite unſrer alten Literatur, welche damals zur Herausgabe altdeutſcher Werke reizte, ſondern die Erforſchung der politiſchen Geſchichte und der deutſchen Rechtsalterthümer, wozu ſich dann das Intereſſe an unſrer alten Sprache ſelbſt geſellt, doch damals noch faſt ausſchließlich in lexikaliſcher Beziehung. Demgemäß wendet ſich die Thätigkeit der Herausgeber vorzugsweiſe der älteſten Periode der hochdeutſchen Sprache zu. Der größte Theil der althochdeutſchen Denkmäler wird in den Jahren 1696 bis 1748 veröffentlicht. Auch die Zeit von 1665 an iſt für dieſe Studien nicht unfruchtbar, aber eine wirklich umfaſſende Thätigkeit entwickelt ſich erſt gegen Ende des Jahrhunderts.

In jene frühere Periode fallen die Bemühungen des Lambecius. Peter Lambeck (Lambecius) wurde geboren zu Ham-

1) In den Miscellanea Berolinensia. S. o. S. 162.

burg 1628. Seine Mutter war eine Schweſter des Lucas Holſtenius [1]). Im Jahr 1645 gieng Lambeck nach Amſterdam, dann nach Leiden und Paris, um ſich juriſtiſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen Studien zu widmen. In Paris trat er 1647 heimlich zur römiſchen Kirche über, kehrte 1650 nach Hamburg zurück und wurde 1651 Lehrer der Geſchichte am dortigen Gymnaſium und 1660 Rector dieſer Anſtalt. 1662 verließ er Hamburg, gieng über Wien nach Rom und bekannte ſich hier öffentlich zur römiſchen Kirche. Noch in demſelben Jahr wurde er Vice-Bibliothekar, und 1663 Bibliothekar der kaiſerlichen Bibliothek in Wien. Hier ſtarb er am 4. April 1680 [2]). Unter den Schriften des Lambecius kommt für uns ſeine Hauptarbeit in Betracht, ſeine Commentarii de Bibliotheca Caesarea Vindobonensi, deren acht von 1665 bis 1679 erſchienene Foliobände noch nicht den dritten Theil deſſen enthalten, was Lambecius beabſichtigte. Dies weitſchichtige, mit ausgebreiteter, aber etwas wüſter Gelehrſamkeit verfaßte Werk lieferte ſehr werthvolle Beiträge zur Kenntniß der altdeutſchen Sprache und Literatur. Mehrere der kleineren althochdeutſchen Denkmäler werden hier zum erſtenmal veröffentlicht. So (1669) die Reichenauer Beichte [3]), das Gedicht von der Samariterin [4]), Theile der Ambraſer Predigtbruchſtücke [5]). Auch machte Lambecius (1669) zuerſt auf das große Gloſſar des Hrabanus Maurus der Wiener Bibliothek aufmerkſam [6]). Am wichtigſten aber waren die Aufſchlüſſe, die Lambecius (1669) über Otfrid gab. Die Wiener Handſchrift war bis dahin nur von Martin Zeiler (1628) und aus ihm von Matthäus Merian beiläufig erwähnt worden [7]). Erſt Lambecius machte die Gelehrten mit deren Inhalt näher bekannt. Er theilte bedeutende Ergänzungen zu der Ausgabe des Flacius

1) S. o. S. 60. — 2) Moller, Cimbria literata T. III, p. 391 sq. Friedr. Lor. Hoffmann, Peter Lambeck, Soest 1864. — 3) Nr. LXXIII bei Müllenhoff u. Scherer, in Lambecii Comment. II (1669) p. 318 sq. — 4) Comment. II. (1669) p. 383 sq. — 5) Nr. LXXXVI bei Müllenhoff u. Scherer, in Lambecii Comment. II. (1669) p. 757 sq. — 6) Comment. II. (1669) p. 415 sq. — 7) Ebend. II. (1669) p. 453.

Illyricus mit [1]) und berichtigte neben manchem Anderen deſſen Mißverſtändniß in Betreff der Benennung des Werks [2]). Auch erkennt er zuerſt, daß wir drei verſchiedene Handſchriften von Otfrid's Werk beſitzen, nämlich erſtens die Wiener, zweitens die von Beatus Rhenanus erwähnte Freiſinger und drittens die, aus welcher die Ausgabe des Flacius gefloſſen, die jetzige Heidelberger [3]). Wie für Otfrid, ſo war auch für Notker das Werk des Lambecius von Bedeutung. Als er (1665) die werthvollſten Handſchriften aus Schloß Ambras bei Innsbruck in die kaiſerliche Bibliothek zu Wien verpflanzte, brachte er auch den jetzt berühmten Codex (2681) von Notker's Pſalmen mit [4]). Er hält ihn zwar irrthümlich für ein Werk des Otfrid [5]), aber die Hauptſache war, daß er (1669) als Proben den erſten Pſalm [6]) und einige der kleineren in der Handſchrift enthaltenen Stücke [7]) in ſeine Commentarien aufnahm. In dieſelbe Zeit wie die Mittheilungen des Lambecius fällt (1667) die erſte Veröffentlichung der althochdeutſchen Exhortatio ad plebem christianam, und zwar aus der Caſſeler Handſchrift [8]), durch den gelehrten reformierten Theologen Heinrich Hottinger (geb. zu Zürich 1620, am 5. Juni 1667 in der Limmat ertrunken) [9]).

Wir haben bisher nur von der Veröffentlichung neuen Stoffes zu berichten gehabt, die ohne eigentliches Studium der altdeutſchen Sprache unternommen wird. Um die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts aber tritt eine bedeutende Wendung ein. Die Einwirkung der ſkandinaviſchen, engliſchen und niederländiſchen

---

1) Ebend. II. (1669) p. 431 sq. — 2) Ebend. II. (1669) p. 419. — 3) Ebend. II. (1669) p. 457. — 4) Ebend. II. (1669) p. 460. Vgl. p. 608. 757. — 5) Ebend. II. (1669) p. 459. 461. — 6) Ebend. II. (1669) p. 461. — 7) So die oben (S. 166) erwähnten Predigtbruchſtücke, das Vaterunſer (Comment. II, p. 462) und den Eingang zum apoſtoliſchen Symbolum (ebend.). — 8) Historiae ecclesiae novi testamenti Tom. VIII., authore Joh. Henrico Hottingero, Tiguri 1667, p. 1219 sq. — 9) Dr. Preſſel in Herzog's Real-Encykl. für proteſt. Theologie, Bd. 6. (1856) S. 287 fg.

Leiſtungen und die durch Morhof uud Leibniz gegebenen Anregungen rufen nun auch in Deutſchland ein ſelbſtändiges Studium der älteren germaniſchen Sprachen hervor. Eine Reihe achtbarer Gelehrter widmet ſich ihrer Erforſchung. Anfänglich ſtehen ſie noch vereinzelt. Aber obwohl ſie von ganz verſchiedenen Punkten ausgehen, ſehen wir ſie dann mehr und mehr in wechſelſeitige Verbindung treten. Einer der bedeutendſten unter ihnen war Johann Georg Eckhart [1]). Geboren im Jahr 1674 zu Duingen im Kalenbergiſchen widmete ſich Eckhart auf der Univerſität Leipzig hiſtoriſchen und philologiſchen Studien. Im Jahr 1698 wurde er in Hannover mit Leibniz bekannt, und dieſer nahm ihn zu ſich, um ſich bei ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten ſeiner zu bedienen [2]). 1706 erhielt er durch Leibniz' Vermittlung die Profeſſur der Geſchichte an der Univerſität Helmſtädt, jedoch ohne ſein Verhältniß zu Leibniz aufzugeben. 1714 [3]) wurde er zum hannoveriſchen Rath und Hiſtoriographen ernannt und als ſolcher erſt der Mitarbeiter und dann (1717) der Nachfolger des Leibniz. Schon als Gehülfe des Leibniz und dann als ſelbſtändiger Hiſtoriograph machte Eckhart viele Reiſen zur Durchforſchung der deutſchen Bibliotheken. Seine hiſtoriſchen und linguiſtiſchen Schriften erwarben ihm einen großen Ruf, und für ſeine im Jahr 1719 erſchienenen Origines Austriacae erhob ihn der Kaiſer in den Adelsſtand. Aber für ſeine mannigfachen Arbeiten und Reiſen vielleicht nicht genügend bezahlt und jedenfalls kein guter Wirth [4]) gerieth Eckhart in Han-

1) So nannte er ſich in ſpäteren Jahren, ſeit er geadelt wurde. Früherhin ſchrieb er ſich Eccard. S. Guhrauer's Anm. zu Leibniz's Deutſchen Schriften, Bd. I, Berlin 1838, S. 97 u. Anhang S. 46. — 2) So nach Eckhart's eigener Darſtellung in ſeinem Lebenslauf des Hrn. von Leibniz 1717, in Murr's Journal zur Kunſtgeſchichte u. ſ. f., Thl. VII (1779) S. 170, und der Praefatio zu Leibnitii Collectanea etymologica, Hanoverae 1717, p. 4. Die Nachrichten, die in (Will's) Hiſtoriſch-diplomatiſchem Magazin, Bd. I (Nürnberg 1781) S. 136—140 mitgetheilt werden, ſind damit ſo, wie ſie dort gegeben werden, nicht zu vereinigen. — 3) Eckhart's Lebenslauf des Hrn. von Leibniz bei Murr a. a. O. S. 187 fg. — 4) Eckhart hatte nach ſeiner eigenen Ausſage 1500 Thaler Gehalt, (ſ. Eckhart's Brief an

nover tief in Schulden, ſo daß er zuletzt zu dem verzweifelten Mittel griff, ſich (1723) ſeinen Gläubigern durch die Flucht zu entziehen. Er gieng zu den Benedictinern in Corvey und von da nach Köln. Hier trat er am 2. Febr. 1724 im Collegium der Jeſuiten zur römiſchen Kirche über [1]). Man legte auf die Gewinnung dieſes bedeutenden Gelehrten keinen geringen Werth. Von verſchiedenen Seiten erhielt er Anerbietungen, unter welchen er den Ruf als Rath des Biſchofs von Würzburg mit dem Amt eines Hiſtoriographen, Bibliothekars und Archivars annahm. In Würzburg führte er ein zurückgezogenes arbeitſames Leben [2]), ganz vertieft in das Studium der Landesgeſchichte und zugleich der erwachenden Naturforſchung mit Neigung und nüchternem Blick zugethan [3]). Er ſtarb daſelbſt am 9. Februar 1730 [4]). Eckhart's

---

den Cardinal Paſſionei in den Actis Eruditorum 1738, p. 201) und dies war nach dem damaligen Geldwerth eine ſehr anſtändige Beſoldung. Eckhart's Klagen können alſo höchſtens in Bezug auf beſondere Vergütungen einigen Grund haben.

1) J. C. Harenberg, Anecdota de J. G. Eccardo, in Nicol. Barkey, Symbolae litterariae Haganae, Classis secundae Fascic. I. Hagae Comitum 1779, p. 158. — Ueber Eckhart's Entweichung von Hannover ſ. den rührenden, aber unzweideutigen Brief desſelben vom 18. Dec. 1723 in (Will's) Hiſtoriſch-diplomatiſchem Magazin Bd. I, Nürnberg 1781, S. 156 fg. In widerlichem Gegenſatz zu dieſem Brief ſteht Eckhart's Schreiben an den Cardinal Paſſionei, das in den Acta apostolicae legationis Helveticae, Tugii 1729, mitgetheilt wird. Woher übrigens Harenberg das Datum des 2. Febr. hat, weiß ich nicht. Jener Brief an Paſſionei, der vom 18. Januar 1724 datiert iſt, müßte dann vor dem feierlichen Uebertritt geſchrieben ſein. Nach dem Epitaphium, das der Vorrede zum Erſten Bd. von Eckhart's Comm. de reb. Franc. or. beigefügt iſt, wäre Eckhart ſchon 1722 in Köln übergetreten, was durch Eckhart's oben angeführten Brief vom 18. Dec. 1723 widerlegt wird. — 2) Vgl. Eckhart's Brief an Aug. Joh. Hugo vom 23. März 1727, bei Will a. a. O. S. 167. — 3) S. in dem eben angeführten Brief die drollige Geſchichte, wie Eckhart den angeblichen Verſteinerungen des Dr. Beringer auf die Spur kommt, S. 162 fg. — 4) So das Epitaphium Eckhart's am Schluß der Praefatio des Erſten Bds. der Comm. de reb. Franciae orient. und Jgn. Gropp, Wirtzburgiſche

gelehrte Thätigkeit ſchloß ſich auf's engſte an die ſeines großen Gönners und Lehrers Leibniz an. Als er 1698 deſſen Secretär wurde, war er mehrere Jahre lang nur deſſen ſchreibende Hand, die das zu Papier brachte, was Leibniz angegeben oder geradezu dictiert hatte [1]). So entſtand der „Monatliche Auszug aus allerhand neu-herausgegebenen, nützlichen und artigen Büchern," der vom Jahr 1700 bis 1702 in Hannover ohne Nennung eines Herausgebers erſchien. Man muß ſich deshalb bei Eckhart's früheren Schriften in Acht nehmen, ſein Verdienſt nicht zu überſchätzen, da wir in ihnen nicht nur Eckhart's, ſondern auch Leibniz' Arbeit vor uns haben [2]). Andererſeits aber zeugt es gerade für Eckhart's bedeutendes Talent und redlichen Fleiß, daß ein Mann wie Leibniz ihn ſich zugeſellte und ihn achtzehn Jahre lang eines ſo weit gehenden Vertrauens würdigte. Schon von früher Jugend an hatte ſich Eckhart mit Leidenſchaft dem Studium der deutſchen Vorzeit zugewandt, und ganz beſonders zog ihn die Unterſuchung der älteren deutſchen Sprache an. Leibniz hatte Eckhart's Neigung und

Chronick Bd. II, (1750) Vorr. S. VI. Ebenſo Bönicke, Grundriß einer Geſchichte von der Univerſität zu Wirzburg, Thl. II, Wirzburg 1788, S. 26. (gegen Harenberg's Angabe a. a. O. S. 169, Eckhart ſei 1729 geſtorben). Für Eckhart's Leben habe ich außer den bereits angeführten Schriften auch Hirſching's Hiſtoriſch-literar. Handbuch II, 1 (1795), S. 77 fg. benutzt.

1) So ſcheint mir das Verhältniß Leibnizens zu dem gleich zu erwähnenden Monatlichen Auszug aufzufaſſen zu ſein. Leibniz war deſſen eigentlicher Urheber, faſt überall dem Inhalt und häufig auch der Form nach. In dieſem Sinn ſtimme ich Guhrauer's ſcharfſinnigen Erörterungen (Leibnitz's Deutſche Schriften, Bd. II, Berlin 1840, Beilagen S. 3 fg.) bei; und jedenfalls hat Eckhart in ſeinem Lebenslauf von Leibniz (1717, in Murr's Journal 1779, S. 172 fg.) über den wirklichen Antheil Leibnizens am Monatlichen Auszug viel zu wenig geſagt. Dagegen möchte ich bis zur Beibringung poſitiverer Beweiſe Eckhart nicht die Schlechtigkeit zutrauen, daß er ſich etwas beigelegt habe, woran er nach Guhrauer's Anſicht (S. 44) auch nicht einmal den Antheil eines Schreibers gehabt hätte. — 2) So werden wir, nach der ganzen Sachlage und nach den Erfahrungen beim monatlichen Auszug, Eckhart's Aeußerung in der Historia studii etymologici (1711) p. 325. 326 auslegen dürfen.

Begabung zur etymologiſchen Forſchung bald erkannt und ihn nach Kräften in ſeinen Beſtrebungen unterſtützt und aufgemuntert [1]). Aus dieſem Zuſammenwirken Leibnizens und Eckhart's giengen die früheren Schriften Eckhart's hervor: Die Inauguraldiſſertation De usu et praestantia studii etymologici in historia (1706, erweitert herausgegeben zu Helmſtädt 1707) und die Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi (Hannover 1711). In der erſteren ſucht Eckhart an ausgewählten Beiſpielen den Nutzen des etymologiſchen Studiums für die verſchiedenen hiſtoriſchen Disciplinen nachzuweiſen. Beſonders hervorzuheben iſt hiebei der Verſuch Eckhart's, mit Hülfe der Etymologie in die deutſche Mythologie einzudringen. Die zweite Schrift iſt ein trefflicher literarhiſtoriſcher Ueberblick über alles, was bis dahin für die Erforſchung der germaniſchen Sprachen ſowohl in Deutſchland, als in England, Skandinavien und den Niederlanden geleiſtet worden war. Nichts läßt uns den gewaltigen Umſchwung dieſer Studien ſeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ſo deutlich erkennen, wie dieſe kleine Schrift. Wir ſehen, wie in der Hand des Leibniz und ſeines verdienten Mitarbeiters Eckhart die Fäden der altgermaniſchen Forſchung aus allen Ländern germaniſchen Stammes zuſammenlaufen. Am Schluß des Buchs kündigt Eckhart an, daß er ein etymologiſches Lexikon der deutſchen Sprache herausgeben wolle [2]). Aber obwohl er gegen dreißig Jahre für dieſes Werk ſammelte, brachte er es doch nicht zu Stande. Eckhart's eigene Etymologieen laſſen dies nicht allzuſehr bedauern. Sie unterſcheiden ſich von denen ſeiner Vorgänger durch eine umfaſſendere Kenntniß der älteren germaniſchen Sprachen, aber ſie ſind nicht weniger willkürlich als die ſeiner meiſten Zeitgenoſſen [3]). Als

1) Eckhart's Praefatio zu Leibniz' Collectanea etymol. 1717, p. 4 sq. Leibniz, De originibus gentium (1710) in Leibnitii Opera ed. Dutens IV, 2, 192. — 2) Vgl. auch Eckhart's Catechesis Theotisca (1713) p. 59. — 3) Vgl. z. B. im zweiten Abſchnitt der Schrift do usu et praestantia studii etymologici (1707): »Et geat, gigas, et gut, bonus dicitur quasi geatet vel geotet, h. e. aliqua

Herausgeber altdeutſcher Denkmäler erwarb ſich Eckhart bedeutende Verdienſte. Zuerſt durch ſeine 1713 zu Hannover erſchienenen Incerti monachi Weissenburgensis Catechesis Theotisca seculo IX conscripta. Hier veröffentlichte er zum erſtenmal die althochdeutſchen katechetiſchen Stücke, welche die Wolfenbüttler aus Kloſter Weißenburg im Speyergau ſtammende Handſchrift enthält. Er fügte in zweckmäßiger Weiſe alle übrigen bis dahin veröffentlichten Denkmäler dieſer Art bei und ſchickte dem Ganzen eine ſehr gute Einleitung voraus. In ſeinem Veterum monumentorum quaternio (1720) machte Eckhart neben mehreren lateiniſchen Stücken auch das aus Latein und Altdeutſch gemiſchte Gedicht auf Otto's I. Bruder Heinrich aus dem 10. Jahrhundert zum erſtenmal bekannt, freilich in kaum begreiflicher Verkennung der Sprache als ein „Fragmentum poematis in laudem Henrici comitis palatini ad Rhenum anno MCCIX decantati.“ Das wichtigſte Werk Eckhart's für die Veröffentlichung altdeutſcher Denkmäler waren ſeine umfangreichen Commentarii de rebus Franciae orientalis. Eckhart ſtarb, ohne dies bedeutende Geſchichtswerk zu Ende zu führen. Auch der Druck der beiden erſten Bände, obſchon ſie die Jahrzahl 1729 auf dem Titel tragen, wurde erſt nach Eckhart's Tod (9. Febr. 1730) vollendet [1]). In dieſem Werk wird zum erſtenmal eins der wichtigſten altdeutſchen Denkmäler veröffentlicht: Das Hildebrandslied aus dem 8. Jahrhundert. In richtiger Erkenntniß von der großen Bedeutung dieſes Bruchſtücks gibt Eckhart einen Theil der Handſchrift als Facſimile, darauf läßt er den Abdruck des Ganzen folgen unter Beifügung einer lateiniſchen Ueberſetzung und ausführlicher Erläuterungen [2]). Daß es hier an einer Unzahl von Mißgriffen nicht fehlen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Aber wir werden Eckhart zugeſtehen, daß er ſich eine für ſeine Zeit achtungswerthe lexikaliſche Kenntniß der alten Sprache zu verſchaffen

---

re insignis vel praeditus in genere, a verbo frequentativo oten, ogten, ogeten, unde et ot, divitiae, bona.»

1) S. die Fortſetzung der Praefatio zum erſten Band. — 2) Tom. I, p. 864 — 902.

gewußt hat. Vom grammatiſchen Bau derſelben hat er freilich keine Ahnung [1]). Außer dem Hildebrandslied geben Eckhart's Commentarii zuerſt vollſtändig Notker's Katechismus [2]) nach der Wien-Ambraſer Handſchrift und fünf von den eben dort erhaltenen Predigtbruchſtücken [3]), und überhaupt zum erſtenmal die Würzburger Beichte aus dem 9. Jahrhundert [4]) und, was für die lexikaliſche Kenntniß des Althochdeutſchen von beſonderem Werth war, eine Anzahl der wichtigſten Gloſſenſammlungen, darunter die Caſſeler [5]), die des Hrabanus zur Bibel [6]), die Florentiner [7]) und die Lindenbrog'ſche [8]). Obwohl Eckhart die altdeutſchen Studien zunächſt zu hiſtoriſch-antiquariſchen Zwecken trieb, blieb ihm deren dichteriſche Seite doch nicht fremd. Er gieng (1713) damit um, eine Geſchichte der deutſchen Poeſie von ihrem Urſprung bis auf Opitz herauszugeben [9]), und ſeine gelegentlichen Bemerkungen zeigen bei allem Irrigen, daß er mehr davon verſtand, als ſeine meiſten Zeitgenoſſen [10]).

Die Mitforſcher Eckhart's ſcheiden ſich in zwei Gruppen, eine norddeutſche und eine ſüddeutſche. Den Mittelpunkt der norddeutſchen bildet Diederich von Stade, den der ſüddeutſchen Schilter's Perſon und Schilter's Werk. Diederich von Stade wurde geboren am 13. Oct. 1637 in Stade. Vom Jahr 1658 an widmete er ſich zu Helmſtädt erſt dem Studium der Theologie, dann dem der Jurisprudenz. Es war die Zeit, in der Conring dort wirkte, den auch Stade unter ſeine Lehrer zählte. Nach Vollendung

---

1) Vgl. z. B. die Bemerkung über heriuntuem = actus praedandi. aus herion (populari) und thum p. 869. Oder die Conjectur, zu leſen: iro rosaro rihtun (ſtatt iro saro rihtun), was dann heißen ſoll: equos suos praeparabant, p. 864. 869. — 2) Tom. II, p. 930 sq. — 3) Ebend. p. 941 sq. — 4) Ebend. p. 940. Nr. LXXV bei Müllenhoff und Scherer. — 5) Ebend. Tom. I, p. 853 sq. — 6) Ebend. Tom. II, p. 950 sq. Sie waren theilweiſe ſchon 1721 von Diecmann veröffentlicht. S. u. — 7) Ebend. p. 981 sq. — 8) Ebend. p. 991 sq. — 9) Neuer Büchersaal XXII. Oeffnung (Leipzig 1713), S. 753 fg. — 10) Vgl. z. B. den Eingang zu ſeinen Noten zum Hildebrandslied in den Comment. de reb. Franciae or. I. 866 sq.

ſeiner Univerſitätsſtudien unternahm Stade eine Reiſe nach Schweden. Wir müſſen uns erinnern, daß ſeine Vaterſtadt im Weſtfäliſchen Frieden (1648) mit den Herzogthümern Bremen und Verden an die Krone Schweden gekommen war. Als Stade in Schweden anlangte, begann dort gerade der großartige Aufſchwung der nordiſchen Alterthumsſtudien, den wir in einem früheren Abſchnitt geſchildert haben [1]). Loccenius, Rudbeck und Scheffer waren in Upſala ſeine Lehrer, und bald wurde er auch mit Verelius und Stiernhielm befreundet. Im Umgang mit dieſen Männern ergiff ihn die heißeſte Begierde, der Erforſchung der altdeutſchen Sprache ſeine Kräfte zu widmen. Mit unermüdlichem Eifer warf er ſich auf das Studium ſowohl der alten, als der neuen germaniſchen Sprachen. Ausgerüſtet mit einer gründlichen Kenntniß des Schwediſchen kehrte er in ſeine Heimath zurück und wurde dort 1668 zum Secretär des Conſiſtoriums, 1711 zum Archivar der Herzogthümer Bremen und Verden ernannt. Bald darauf aber vertrieben ihn die damaligen Kriegsläufte aus ſeiner Vaterſtadt. Er überſiedelte nach Hamburg und von da nach Bremen, wo er am 19. Mai 1718 ſtarb [2]). Diederich von Stade war ein Mann von mildem Charakter und echter Frömmigkeit. Erſt als hochbetagter Greis gelangte er dazu, ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit ſchriftſtelleriſch zu verwerthen. Im Jahr 1706 geſtattete er Palthen, ohne Nennung ſeines Namens ſeinen Herſtellungsverſuch des Gedichts von der Samariterin zu veröffentlichen [3]). Zwei Jahre darauf (Stadae 1708) ließ er ſein Specimen Lectionum antiquarum Francicarum ex Otfridi monachi Wizanburgensis libris euangeliorum folgen, worin er einige Abſchnitte des Otfrid und eine Anzahl katechetiſcher althochdeutſcher Denkmäler vereinigte, von einer lateiniſchen Ueberſetzung und ſprachlichen Erklärungen begleitet. Daneben beſchäftigte ihn Luther's Bibelſprache, deren ſchwierigere

1) S. o. S. 150 fg. — 2) Die thatſächlichen Angaben der obigen Lebensſkizze ſind entnommen aus Jo. Henr. a Seelen Memoria Stadeniana, Hamburgi 1725. p. 33—52. — 3) Hinter Palthen's Ausgabe des Tatian, Gryphiswaldiae 1706, p. 419 sq.

Ausdrücke er in einem 1711 (und ſehr vermehrt 1724) erſchienenen Werk erläuterte. Stade's Schriften zeugen von einer umfaſſenden Kenntniß der germaniſchen Sprachen und deſſen, was bis dahin zu ihrer Erforſchung geſchehen war. Insbeſondere hat er ſich in ſehr eingehender Weiſe mit dem Althochdeutſchen beſchäftigt, wie dies ſeine Arbeiten über Otfrid beweiſen und noch mehr beweiſen würden, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſeine in der Handſchrift vollendete Ausgabe des ganzen Otfrid zu veröffentlichen. Er hatte für dieſelbe nicht nur eine lateiniſche Ueberſetzung und einen umfangreichen Index angefertigt [1]), ſondern angeregt durch den Vorgang des Hickes [2]) hatte er noch in ſeinem hohen Greiſenalter (1710) eine Grammatik von Otfrid's Sprache ausgearbeitet. Die richtige Erkenntniß, daß zum Verſtändniß altdeutſcher Schriften die grammatiſche Unterſuchung ihrer Sprache unentbehrlich ſei, hebt Stade über die meiſten ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen. Aber da ſeine Grammatik, ſo wie ſeine ganze Ausgabe des Otfrid ungedruckt blieb, hatten ſeine Bemühungen nicht die weiter greifende Wirkung, die ſie vielleicht ſonſt gehabt haben würden. Natürlich dürfen wir uns nach unſeren jetzigen Begriffen überhaupt keine zu hohen Vorſtellungen von den Leiſtungen Stade's machen, ſo werthvoll ſie für ihre Zeit waren [3]). Sein handſchriftlicher Nachlaß

1) Ueber Stade's Bearbeitung des Otfrid vgl. ſeinen Briefwechſel bei Seelen, Mem. Staden. p. 250. 295. 320. 336. 339. — 2) Im Jahr 1694 hielt Stade noch die Aufforderung des Hickes, eine »Grammatica linguae Francicae« zu ſchreiben, für kaum ausführbar (Stade an Riſt 1694, bei Seelen a. a. O. S. 185). Erſt Hickes' eigener Vorgang im Thesaurus (1705) ermuthigte Stade zu ſeinem Unternehmen. Vgl. Stade's Nachſchrift zu ſeinem Specimen Lectionum Francicarum (1708) p. 36; und über Stade's Grammatik zum Otfrid überhaupt ſeinen Briefwechſel bei Seelen a. a. O. S. 295 fg. 340. 400. Unter Stade's Papieren auf der Bibliothek zu Hannover befindet ſich eine Grammatica Otfridiana und eine Grammatica Franco-theotisca paradigmatico-Otfridiana. (S. Kelle's Otfrid, I. Einl. S. 113). — 3) Im Ganzen wird man vor Stade's Kenntniſſen, zumal des Althochdeutſchen, alle Achtung haben. Auf grammatiſchem Gebiet hat er durch einen glücklichen Einfall eine ſchöne Entdeckung der Folge-

wurde auf Eckhart's Betrieb für die kurfürstliche Bibliothek in Hannover erworben [1]). Mit Diederich von Stade in naher Verbindung ſtanden zwei andere fleißige Sprachforſcher, Johann Diecmann (geb. 1647 zu Stade, geſt. ebenda als Generalſuperintendent 1720), mit deſſen Erläuterungen 1721 ein Theil der ſ. g. Rabaniſchen (Wiener) Gloſſen erſchien, und Johann Philipp Palthen. Geboren 1672 zu Wolgaſt, ſtudierte Palthen in Greifswald, machte dann Reiſen durch Holland, Schweden und Dänemark und ſpäter (1697) durch Frankreich und England, und ſtarb als Profeſſor Hiſtoriarum an der Univerſität Greifswald 1710 [2]). Palthen verfaßte ſehr viele hiſtoriſche und ſtaatsrechtliche Schriften, das weſentlichſte Verdienſt aber erwarb er ſich dadurch, daß er (Greifswald 1706) die althochdeutſche Ueberſetzung von Tatian's Evangelienharmonie herausgab. Er entnahm ſie der neueren Abſchrift, die aus dem Nachlaß des Franciscus Junius auf die Bodley'ſche Bibliothek in Oxford gekommen war. Mit dem Tatian verband er ein anderes bedeutendes althochdeutſches Denkmal, das hier zum erſtenmal veröffentlicht wurde: Die Ueberſetzung von Isidorus de nativitate domini, aus der Pariſer Handſchrift. Beide Werke verſah Palthen mit Anmerkungen, die trotz vieler Mißgriffe von einer für die damalige Zeit ſehr achtungswerthen Kenntniß der älteren germaniſchen Sprachen zeugen.

Im ſüdlichen Deutſchland geht der Antrieb zu erneuter eifriger Thätigkeit auf dem Gebiet der altdeutſchen Literatur von Schilter aus. Johannes Schilter wurde geboren im Jahr 1632 zu

---

zeit vorweggenommen. Er erkennt nämlich in dem te der ſchwachen Praeterita (lobe-te) Otfrid's »deda et teta.« (Seelen a. a. O. S. 352). Um aber unſre Vorſtellung von Stade's Kenntniſſen richtig zu begränzen, führe ich beiſpielsweiſe an, daß er brunsti von der flectierten Form brennest ableiten (eb. S. 348) und brachta zu beran ziehen will (eb. S. 351), daß er lekza (Otfr. an Salomo 5) für ein Verbum hält und mit »edidici« überſetzt (Specimen Lectionum Franc. p. 9), u. ſ. w.

1) Seelen a. a. O. S. 146. Daſ. S. 138 fg. das Verzeichniß von Stade's Nachlaß. — 2) Jöcher, nach Greifswalder Univerſitätsprogr.

Pegau im Churfürſtenthum Sachſen. Vom Jahr 1651 bis 55 widmete er ſich zu Jena und Leipzig dem Studium der Philoſophie und der antiken Literatur und erſt nachdem er ſich auch auf dem Gebiet der Theologie und Medicin umgeſehen hatte, ergab er ſich, nach Jena zurückgekehrt, fünf Jahre hindurch dem Studium der Jurisprudenz. Nach einer mannigfaltigen praktiſchen und gelehrten Thätigkeit zu Naumburg, Suhl, Jena und Frankfurt nahm er im Jahr 1686 einen Ruf als Rathsconſulent und Profeſſor Honorarius an der Univerſität zu Straßburg an. Der Eifer und die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er trotz ſchwerer körperlicher Leiden dieſen doppelten Beruf bis an ſein Lebensende ausfüllte, erwarben ihm die größte Hochachtung. Er ſtarb am 14. Mai 1705 [1]). Auf allen Gebieten der Rechtswiſſenſchaft zu Hauſe [2]), erwarb ſich Schilter doch ſein größtes Verdienſt um das deutſche Recht und die deutſchen Alterthümer. Die Verbindung juriſtiſcher und geſchichtlicher Forſchungen führte Schilter auch zu dem Studium unſrer alten Sprachdenkmäler. Sein Codex juris Alemannici feudalis (1697) und ſeine Ausgabe von Jakob's von Königshoven ſtraßburgiſcher Chronik (1698) gehören bereits unſerem Gebiet an. Das bedeutendſte Werk aber, an welchem Schilter viele Jahre mit raſtloſem Fleiß arbeitete, deſſen Herausgabe er aber nicht mehr erlebte, war ſein Thesaurus antiquitatum Teutonicarum. Einen Vorläufer desſelben bildete (1696) Schilter's Ausgabe des althochdeutſchen Ludwigsliedes nach einer Abſchrift, die einige Jahre zuvor Mabillon im Kloſter St. Amand genommen hatte. Schon im Jahre 1693 hatte Schilter ſeine Ausgabe des Otfrid druckfertig, 1698 gab er ein kleines Specimen derſelben heraus. Aber erſt lange nach Schilter's Tod ſollte ſein Thesaurus an's Licht treten. Doch dieſer Verzug kam dem Werke ſehr zu Statten. Denn einerſeits

1) Die obigen Nachrichten ſind entnommen aus den Straßburger akademiſchen Schriften über Schilter's Leben, die ſich in deſſen Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, Tom. II. abgedruckt finden. — 2) S. das Verzeichniß von Schilter's zahlreichen Schriften bei J. F. Jugler, Beyträge zur juriſtiſchen Biographie, Bd. VI, Leipz. 1780, S. 77 fg.

wurden Schilter's Sammlung noch mehrere wichtige Sprachdenkmäler hinzugefügt, andrerseits versah Schilter's bedeutendster Schüler Johann Georg Scherz die Arbeiten seines Lehrers mit werthvollen Berichtigungen und Zusätzen. Geboren zu Straßburg im J. 1678 hatte Scherz auf der dortigen Universität erst antike Literatur und Philosophie, dann Jurisprudenz studiert und namentlich auch Schilter unter seine Lehrer gezählt. Nach einer längeren wissenschaftlichen Reise durch Deutschland wurde er 1702 an der Universität Straßburg Professor der Moralphilosophie, 1711 der Jurisprudenz. Er starb am 1. April 1754 [1]). Die allgemeine Leitung bei der Herausgabe von Schilter's Thesaurus übernahm Johann Frick (geb. zu Ulm 1670, † als Senior Ministerii daselbst 1739), den Verlag der Buchhändler Bartholomaei [2]) in Ulm. So erschien dies umfangreiche Werk endlich in den Jahren 1726 bis 1728 in drei starken Foliobänden, deren zwei erste eine große Menge der wichtigsten altdeutschen Sprachdenkmäler enthalten, während der dritte ein Glossarium Teutonicum gibt. Die Sprachdenkmäler, die hier gesammelt erscheinen, sind theils zum erstenmal veröffentlicht, theils sind es neue Ausgaben bereits bekannt gemachter Texte. Unter den letzteren nimmt die wichtigste Stelle ein das Evangelienbuch des Otfrid. Wir haben die bisherigen Bemühungen um dies größte Denkmal der althochdeutschen Poesie verzeichnet. So achtungswerth sie auch sind, so war doch seit Flacius Illyricus (1571) keine neue Ausgabe des Otfrid mehr erschienen, und jener alte sehr mangelhafte Abdruck war noch dazu äußerst selten geworden [3]). Es war deshalb schon an sich ein Verdienst, dem gelehrten Publicum den Text des Otfrid wieder zugänglich zu machen. Die Art, wie dies hier geschah, hat zwar nicht unverdienten Tadel gefunden. Vergleichen wir aber die neue

1) Obige Angaben sind entnommen aus: Neuer Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr 1754 Erster Theil, Leipzig, S. 459 fg. — 2) Vgl. die Praef. generalis zum Schilter'schen Thes. p. XVIII. — 3) Vgl. den Briefwechsel Stade's mit Eggeling bei Seelen Memoria Staden. p. 250 sq.

Ausgabe mit der des Flacius, ſo werden wir nicht läugnen, daß ſie einen bedeutenden Fortſchritt bezeichnet. Schilter legte den Text des Flacius zu Grunde, benutzte zu deſſen Verbeſſerung die Arbeiten von Freher und Lambecius und begleitete das ganze Gedicht mit einer lateiniſchen Ueberſetzung und erläuternden Anmerkungen. Da Schilter ſeine Arbeit ſchon 1693 [1]) im Weſentlichen abſchloß, ſo verwerthete erſt Scherz Roſtgaard's Vergleichung des damals Vaticaniſchen (jetzt Heidelberger) Codex und die Abſchrift des Wiener Codex, die Schilter's Schüler [2]), der Straßburger Joh. Phil. Schmid, für ſeinen Lehrer genommen hatte. Er that dies in Zuſätzen zu Schilter's Anmerkungen, indem er Schilter's Text unberührt ließ. Dies Verfahren war ohne Zweifel zweckwidrig, und ebenſo iſt es auffallend, daß ſowohl Schilter, als Scherz über die Handſchriften von Otfrid's Werk im Unklaren blieben. Auch wimmelt Schilter's Ueberſetzung von Fehlern, und Scherz verbeſſert dieſe zwar häufig und nicht ſelten mit großem Scharfſinn, oft aber iſt auch er im Irrthum. Das Schlimmſte iſt, daß Schilter vom grammatiſchen Bau des Althochdeutſchen keine Ahnung hat, und auch Scherz trotz ſeiner weit größeren Kenntniſſe ſich gerade in dieſer Hinſicht ſeiner Aufgabe nicht gewachſen zeigt [3]). Aber trotz alledem iſt in dieſer Ausgabe des Otfrid für Textkritik und Erklärung nicht wenig geſchehen. Sie bot dem damaligen Leſer ein ſehr erwünſchtes Hülfsmittel, und wer ſich in jene Zeit verſetzt, der wird zugeben, daß Schilter, und ohne allen Vergleich mehr noch Scherz ſich durch bloße Uebung eine ſolche Kenntniß des Althochdeutſchen erworben haben, wie ſie damals nur ſehr Wenige beſaßen [4]). Auch die übrigen ſchon früher veröffentlichten Stücke gibt

---

1) S. Schilter's Praefatio zum Otfrid c. III. — 2) Praefatio generalis zu Schilter's Thes., Tom. I, p. VI. — Schmid's Brief an Stade in Seelen's Memor. Staden. p. 330. — 3) S. die Belege in Kelle's Otfrid, Bd. I, Einl. S. 122 fg. — Von Schilter bemerkt ſchon Diederich von Stade (1716), daß ſeine „Wercke nicht ſo gut und richtig ſeyn werden, wie man ſich einbildet, weil er keine Grammatiſche Art verſtanden." Seelen, Mem. Staden. p. 339. — 4) Ich begreife vollkommen Kelle's hartes

Schilter's Theſaurus zum Theil in verbeſſerter Geſtalt. So wird bei Willeram's Paraphraſe des Hohenlieds die Breslauer Handſchrift zu Grunde gelegt, für den Wiederabdruck von Goldaſt's Paraenetikern die Pariſer Handſchrift von neuem verglichen. Unter den übrigen heben wir nur noch den wiederholten Abdruck des althochdeutſchen Tatian und Iſidorus hervor. Aber Schilter's Theſaurus machte nicht bloß bereits Gedrucktes in verbeſſerter Geſtalt zugänglich, ſondern er bereicherte die Wiſſenſchaft durch die werthvollſten Inedita. An ihrer Spitze ſteht Notker's Pſalmenwerk, das hier zum erſtenmal erſcheint. Eine gründliche Dissertatio critico-historica des St. Galler Capitularen und Bibliothekars Bernhard Franck, die dem Abdruck vorangeſchickt iſt, weiſt den Irrthum des Lambecius, als ſei Otfrid von Weißenburg Verfaſſer dieſes Pſalmenwerks, zurück und ſtellt für immer feſt, daß dasſelbe von Notker Labeo herrührt. Ein anderes für die Sprachforſchung wichtiges Denkmal, das Schilter's Theſaurus zum erſtenmal vollſtändig bietet, iſt Kero's althochdeutſche Interlinearverſion der Benedictinerregel. Aber auch die Kenntniß des Mittelhochdeutſchen erfuhr eine weſentliche Bereicherung dadurch, daß hier zum erſtenmal das Rolandslied des Pfaffen Conrad und deſſen Umarbeitung durch den Stricker veröffentlicht wird. Das umfangreiche altdeutſch-lateiniſche Gloſſarium, das den dritten Band von Schilter's Theſaurus füllt, muß natürlich bei dem damaligen Stand der Kenntniſſe an ſehr großen Gebrechen leiden, aber als der erſte derartige Verſuch nimmt es in der Geſchichte unſerer Wiſſenſchaft eine beachtenswerthe Stelle ein. Werfen wir noch einmal einen Blick auf das ganze Unternehmen, ſo erhellt ſeine Bedeutſamkeit ſchon hinreichend daraus, daß die in demſelben abgedruckten Sprachdenkmäler ein Jahrhundert lang die hauptſächlichſte Grundlage für unſre Kenntniß des Althochdeutſchen gebildet haben. Obwohl Schilter's

---

Urtheil über Scherz (Otfrid I, Einl. S. 120). Aber die Geſchichte der Wiſſenſchaft hat ſich in die Zeit zu verſetzen, die ſie ſchildert. Vgl. das Lob, das Hoffmann von Fallersleben Scherz ertheilt (im Weimar. Jahrb. für deutſche Sprache I, S. 59) und Grimm in der Gramm. I (1) S. LXXIII.

Kenntniſſe mehr in die Breite als in die Tiefe giengen, iſt er ſowohl durch ſeine Schriften, wie durch ſein Lehramt von bedeutendem Einfluß auf die Entwicklung unſerer Wiſſenſchaft geweſen. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, daß Straßburg um dieſelbe Zeit, in der es dem deutſchen Reiche durch franzöſiſchen Raub verloren geht, durch Schilter's Bemühungen ein Mittelpunkt der deutſchen Sprach- und Alterthumsforſchung wird. Schilter's Schüler Scherz, ſeinem Meiſter an gründlicher Sprachkenntniß weit überlegen, gibt deſſen Theſaurus durch ſeine Zuſätze erſt den rechten Werth und arbeitet ein langes Leben hindurch an einem Glossarium Germanicum medii aevi, das dann (1781) lange nach ſeinem Tod gleichfalls ein Straßburger Gelehrter, Oberlin, herausgibt [1]). Und was knüpft ſich nicht Alles an dieſe Thätigkeit der Straßburger Alterthumsforſcher und an Straßburg's deutſche Vergangenheit überhaupt! Durch Scherz werden Bodmer und Breitinger auf die Pariſer Minneſängerhandſchrift aufmerkſam, durch Schöpflin erhalten ſie dieſelbe zugeſchickt, und in demſelben Straßburg geht dem jugendlichen Goethe der Sinn für deutſche Kunſt und deutſches Alterthum auf.

Doch kehren wir zurück von dieſem Vorausblick zu den erſten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Wir haben da unter den Förderern der altdeutſchen Literatur noch die gelehrten Brüder Bernhard und Hieronymus Pez zu nennen. Geboren zu Ips in Niederöſtreich traten beide in den Benedictinerorden und gehörten zu deſſen Zierden im Stifte Melk. Hieronymus († am 14. Oct. 1762) [2]) veröffentlichte (1745) in ſeinen Scriptores rerum Austriacarum die Reimchronik des Ottokar von Horneck, und Bernhard († 1735) gab in ſeinem Thesaurus anecdotorum (1721) zum erſtenmal das Weſſobrunner Gebet [3]) heraus und eine große Anzahl althochdeutſcher Gloſſen, darunter die umfangreichen Monſeeer [4]).

---

1) S. u. — 2) S. über ihn (Schröckh in) Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig 1762, 22. Nov. — 3) Tom. I, col. 418. — 4) Ebend. col. 317 sq.

Wir ſehen in unſerer Periode die deutſchen Gelehrten vorzugsweiſe mit den Denkmalen des Althochdeutſchen und hin und wieder auch mit denen des Mittelhochdeutſchen beſchäftigt. Die übrigen älteren germaniſchen Sprachen finden nur eine ſpärliche Pflege. Wir erwähnen die Diſſertation, die 1693 G. F. Heupel in Wittenberg über die gothiſche Evangelienüberſetzung veröffentlichte [1]). — Zu den ſkandinaviſchen Sprachen führte einerſeits die Unterſuchung des germaniſchen Heidenthums, andrerſeits die Beſchäftigung mit der ſchwediſchen und däniſchen Literatur. Welchen Einfluß die früherhin geſchilderten epochemachenden Arbeiten der ſkandinaviſchen Gelehrten hier übten, ſieht man deutlich, wenn man die 1691 erſchienene „Cimbriſche Heyden-Religion" des Trogillus Arnkiel (geb. zu Tollſted in Schleswig, † 1713 als Probſt zu Apenrade) mit der 1648 herausgegebenen Schrift des Elias Schede († 1641) vergleicht. Während Schede trotz alles gelehrten Zuſammentragens griechiſcher und lateiniſcher Citate über die wirkliche Mythologie der Germanen noch ſo gut wie nichts weiß, betreten wir bei Arnkiel, ſo wunderliche Dinge er auch noch vorbringt, doch wenigſtens theilweiſe feſten Boden, weil ihm Reſenius' Edda bekannt iſt. Auch ſucht er, gebildet an den Arbeiten Worm's, Runeninſchriften zu entziffern [2]). Ebenſo vertraut mit den ſkandinaviſchen Forſchungen finden wir dann Joh. Georg Keyßler (geb. zu Turnau 1693, † 1743 zu Stintenburg im Lauenburgiſchen) in ſeinen Antiquitates selectae septentrionales (1720). Eine gründliche Kenntniß der ſchwediſchen und däniſchen Literatur zeigte in ſeinen Schriften Joh. Moller (geb. zu Flensburg 1661, † als Rector daſelbſt 1725). Joh. David Köhler (geb. zu Coldiz 1684, † 1755 als Prof. in Göttingen) ſchrieb 1724 als Prof. zu Altdorf ein kleines Programm de Scaldis. — Mit einzelnen Erſcheinungen der älteren neuhochdeutſchen Literatur beſchäftigten ſich die Gelehrten jener Zeit aus antiquariſchen, bibliographiſchen und

1) Wieder abgedruckt in A. F. Büſching's Ausg. von Ihre's Scripta versionem Ulphilanam illustrantia, Berlin 1773. — 2) Arnkiel, Cimbriſche Heyden-Begräbniſſe, Hamburg 1702, S. 346 fg.

anderen Geſichtspunkten. Wir erwähnen hier nur Joh. Chriſtoph Wagenſeil's (geb. zu Nürnberg 1633, † als Prof. zu Altdorf 1705) Schrift über die Meiſterſänger (1696) und die des ſchon genannten J. D. Köhler über den Teuerdank (1714).

Unter den zahlreichen Schriften, die ſich in dieſem Zeitraum mit den Urſprüngen der deutſchen Sprache und der Etymologie ihrer Wörter beſchäftigen [1]), wollen wir nur zwei hervorheben. Gleich am Beginn nämlich finden wir einen Mann, der mit großer Einſicht die älteren germaniſchen Sprachen für die Erforſchung der deutſchen Wörter benützt, den vielſeitig gelehrten Johannes Vorſt (geb. zu Weſſelburg in Ditmarſchen 1623; 1660 Rector des cölniſchen Gymnaſiums und Bibliothekar zu Berlin, † 1696) [2]). In ſeinem Observationum in linguam vernaculam specimen (1669) [3]) erklärt er eine Anzahl zum Theil ſehr verdunkelter deutſcher Wörter meiſt richtig durch Zurückführung auf ihre älteren Formen [4]). Den größten Namen aber machte ſich bei ſeinen Zeitgenoſſen auf dem Gebiet der deutſchen Etymologie Johann Georg Wachter. Geboren zu Memmingen im Jahr 1673 ſtudierte er zu Tübingen Theologie, gieng dann auf Reiſen, lebte einige Zeit in Amſterdam, bis er in Berlin von König Friedrich I. für Verfertigung der Aufſchriften und Deviſen eine Beſoldung erhielt. Durch die Reductionen unter Friedrich Wilhelm I. verlor er (1722) dieſe Stellung. Er wandte ſich nach Dresden und von da nach Leipzig, „allwo er," nach ſeinem eigenen Ausdruck, „die Etymologie der deutſchen Sprache als ein Bret im Schiffbruche ergriffen, und erſtlich das kleine, hernach das große Glossarium geſchrieben. Kaum war dieſe Arbeit vollendet, ſo hat der Rath in Leipzig, deſſen Eyfer für die ſchönen Wiſſenſchaften auf eine rühm-

1) Vgl. die betreffenden Abſchnitte in Eckhart's Historia studii etymol. und Reichard's Verſuch einer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt. — 2) Moller, Cimbria literata I, 700 sq. — 3) Eine deutſche Ueberſetzung dieſer werthvollen kleinen Schrift findet ſich in den Beyträgen zur crit. Hiſtorie der deutſchen Sprache, Bd. 7, Leipz. 1741, S. 179 fg. — 4) Vgl. z. B. Vorſt's Ableitung von Demuth, êwa, ruchlos u. Anderes.

liche Art bekannt iſt, ſich ſeiner angenommen, ihm das Verzeichniß der griechiſchen und römiſchen Münzen bey ſeiner angeſehenen Bibliothek zu verfertigen aufgetragen und ihm eine anſehnliche Beſoldung auf Lebenszeit ausgeſetzet“ [1]). Wachter ſtarb am 7. Nov. 1757. Ein Mann von umfaſſender Gelehrſamkeit hatte ſich Wachter mit ſehr verſchiedenartigen Dingen, mit dem Spinozismus im Judenthum, dem Naturrecht, antiker Münzkunde beſchäftigt. Sein hauptſächlichſtes Studium aber wandte er der Erforſchung der germaniſchen Sprachen zu. Im Jahr 1723 veröffentlichte er in den Abhandlungen der Berliner Akademie eine Commentatio de lingua codicis argentei, 1737 zu Leipzig ſein großes Glossarium Germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae Germanicae, et omnium pene vocabulorum, vigentium et desitorum, nachdem er ſchon 1727 ein Specimen desſelben vorangeſchickt hatte. Der Titel dieſes Werks verſpricht beträchtlich zu viel, aber allerdings hat Wachter einen großen Theil der damals zugänglichen altgermaniſchen Sprachdenkmäler für ſeinen Zweck durchgearbeitet. Dem alphabetiſch geordneten Gloſſar ſendet er eine Einleitung voraus, worin er die Grundſätze ſeines etymologiſchen Verfahrens darlegt. Er beruft ſich dabei auf ſeine bedeutendſten Vorgänger: Franz Junius [2]), Leibniz [3]) und Ten Kate [4]). So weit es ihm möglich iſt, ſucht er auf die älteſten Formen der Wörter zurückzugehen [5]). Die germaniſchen Sprachen hält er für celtiſch [6]) und das Angelſächſiſche für die älteſte derſelben, welche die Mutter auch des Isländiſchen, Däniſchen und Schwediſchen ſei [7]). Sehr bedenklich iſt Wachter's Anſicht, daß der Etymolog mehr auf den intellectus, als auf den sonus der Wörter zu achten habe [8]). Doch will er auch keine willkürliche Behandlung der lautlichen

1) J. G. Wachter's Selbſtbiographie, aus ſeiner Handſchrift abgedruckt in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, Bd. IX, Leipzig 1763, S. 169 2) S. die Praefatio zu dem Specimen von 1727, XLVI. — 3) Ebend. XLIX. — 4) Ebend. XXXI. — 5) Ebend. L. — 6) Ebend. XXVIII. XXXII. XXXVI. LI. — 7) Ebend. XLII. — 8) Prolegom. zum Glossarium vom J. 1737, Sectio I, XXIV.

Form. Vielmehr ſind zuvörderſt die Praefixa und Suffixa der Wörter abzuſcheiden, und von beiden gibt Wachter ein ziemlich umfangreiches Verzeichniß [1]). Dann iſt zu beachten, daß in der Regel nur die verwandten Laute ſich einander anziehen oder auch miteinander vertauſchen [2]). Doch wechſeln „ex genio linguae“ auch manche nicht verwandte Laute [3]). Verwandte Laute aber nennt Wachter die, welche von denſelben Lautwerkzeugen gebildet werden [4]). So ſcheidet er die Conſonanten, im Anſchluß an den Mediciner Joh. Konrad Amman, in Gutturales, Linguales, Labiales und Dentales [5]). Hier, wie in manchem Anderen, ſehen wir bei Wachter gute Anfänge, und auch die Ausführung hat für ihre Zeit viel Verdienſtliches. Im Anſchluß an ſeine Vorgänger verzeichnet er die öfter wiederkehrenden Lautwechſel und darunter auch einen Theil der germaniſchen Lautverſchiebung. Aber Alles bunt gemiſcht, ſo daß es ihm durchaus noch nicht gelingt, die Willkür des Etymologiſierens durch ſtreng grammatiſche Zergliederung und Aufdeckung durchgreifender Lautwandelgeſetze zu beſeitigen [6]), wie dies dem folgenden Jahrhundert vorbehalten war.

3. Grammatiſche und lexikaliſche Bearbeitung der neuhochdeutſchen Sprache vom Jahr 1665 bis zum Jahr 1748.

Böhiker. Stieler. Steinbach. Friſch.

Im Anſchluß an die Bemühungen der vorigen Periode ſetzt ſich auch gegen Ende des 17. Jahrhunderts und in der erſten Hälfte des 18. das Streben fort, die neuhochdeutſche Sprache grammatiſch

---

1) Ebend. Sect. V und VI. — 2) Ebend. Sect. III, I und II. — 3) Ebend. Sect. III, III. — 4) Ebend. Sect. III, I. — 5) Ebend. Sect. II, XIX sq. Vgl. Joh. Conr. Amman, Surdus loquens, Amstelaedami 1692, p. 28. Deſſen Dissertatio de loquela, ebend. 1700, p. 56. — 6) Vgl. z. B. was Wachter (a. a. O. Sectio IV) über die Anaſtrophe ſagt, vermöge deren θυμός und mod, das gothiſche fan (! dominus) und cambriſch naf identiſch ſein ſollen; und über die Epentheſis, der gemäß nicht aus niet durch ein eingeſchobenes ch entſtanden ſein ſoll, und ebenſo wicht aus quid.

und lexikaliſch feſtzuſtellen; und wie früherhin, ſo verbindet ſich auch jetzt mit dieſem Streben, und zwar mit wachſendem Erfolg, der Verſuch, die deutſche Sprache geſchichtlich zu erforſchen. Wir müſſen aber, wenn wir ein richtiges Urtheil über die hier in Betracht kommenden Männer gewinnen wollen, dieſe beiden Seiten ſorgfältig auseinanderhalten. Gleich bei dem erſten derſelben tritt uns dieſe Bemerkung entgegen. Johann Bödiker, geboren 1641 unweit Stettin, 1673 Conrector, von 1675 bis zu ſeinem Tod 1695 Rector des cölniſchen Gymnaſiums zu Berlin [1]), gab im Jahre 1690 eine Schulgrammatik der deutſchen Sprache heraus, unter dem Titel: „Grund-Sätze der Deutſchen Sprachen." Als Lehrbuch der deutſchen Schriftſprache übertrifft dieſe Grammatik entſchieden die vorausgegangenen. In kurzen und bündigen Sätzen trägt der Verfaſſer ſeine Regeln vor und in mehr als einer Beziehung hat er die Feſtſetzung der deutſchen Schriftſprache gefördert. So ſind z. B. ſeine Beſtimmungen über den Unterſchied von vor und für [2]) dieſelben, die ſich bis auf den heutigen Tag in Geltung erhalten haben. Dagegen iſt an ſeinen Verſuchen, die deutſche Sprache gelehrt zu erforſchen, nur das zu loben, daß er überhaupt vom Altdeutſchen Kunde nimmt. In der Ausführung befindet er ſich noch ganz auf dem unkritiſchen Standpunkt ſeiner deutſchen Vorgänger. Die deutſche Sprache iſt ihm die älteſte Tochter der hebräiſchen [3]) und die Mutter der griechiſchen, lateiniſchen und aller anderen europäiſchen [4]). Dem entſprechend leitet er die deutſchen Wörter unmittelbar aus dem Hebräiſchen ab, und zwar in haarſträubender Weiſe. So zählt er unter den Veränderungen, „wenn eine Sprache von der anderen herkömmt," als ſechſte „die Rückleſung, Anastrophe" auf und behandelt ſie als ein regelrechtes Mittel der Etymologie. Durch ſolche Umdrehung ſoll das hebräiſche nahag das deutſche gehen, das hebräiſche naschak das deutſche küssen ſein, u. ſ. w. [5]). „Wenn

1) Ueber ſein Leben vgl. G. G. Küſter, Fortgeſetztes Altes und Neues Berlin, Berlin 1752 S. 975 fg. — 2) S. 575 fg. der Ausgabe von 1709. — 3) Ebend. S. 173 fg. — 4) Ebend. S. 420. — 5) Ebend. S. 165.

ihr dieſe, und ſonſt wenige Stück beobachtet", ſagt er, „ſo habt ihr die gantze Babyloniſche Verwirrung; Oder vielmehr aller Sprachen Urſprung, Ableitung und Uebereinſtimmung" [1]).

Faſt gleichzeitig mit Bödiker trat Caspar Stieler auf. Geboren zu Erfurt im Jahr 1632 führte er ein ſehr wechſelvolles Leben. Die fruchtbringende Geſellſchaft ernannte ihn 1668 zu ihrem Mitglied unter dem Namen des Spaten (d. h. des Späten), und Kaiſer Joſeph I. erhob ihn 1705 in den Adelſtand. Er ſtarb zu Erfurt im Jahr 1707 [2]). Sein Hauptwerk iſt: Der Teutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder Teutſcher Sprachſchatz — durch unermüdeten Fleiß in vielen Jahren geſamlet von dem Spaten. Nürnberg 1691. — Stieler's mühſames und fleißiges Werk war der erſte Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs ſeit Heniſch's unvollendetem Unternehmen. Der Verfaſſer hat es nur auf eine Sammlung der zu ſeiner Zeit gebräuchlichen Wörter abgeſehen [3]). In ſeinen Etymologieen ſteht er auf dem Standpunkt Schottel's, überbietet ihn aber in dem Streben, der deutſchen Sprache möglichſt viel zuzuwenden, ſo daß er z. B. das Wort Biſchof von byſchuwen, beyſchauen (observare) ableitet [4]). Den von Stieler wieder aufgenommenen Verſuch, ein vollſtändiges deutſches Wörterbuch herzuſtellen, führte der Breslauer Arzt Chriſtoph [5]) Ernſt Steinbach (geb. zu Semmelwitz bei Jauer 1699, geſt. 1741) weiter. Er trat zuerſt mit einer „kurtzen und gründlichen Anweiſung zur Deutſchen Sprache — Rostochii et Parchimi — 1724" hervor. Dies kleine Buch iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß der Verfaſſer die Annahme, als ſeien unſre ſtarken Zeitwörter irregularia, verwirft. Er theilt vielmehr unſre Verba in zwei Conjugationen, deren erſte das Supinum auf en bilde und

---

1) Ebend. S. 165. — 2) Ueber Stieler's Leben und Schriften vgl. J. H. von Falckenſtein, Analecta Nordgaviensia, IV. Nachleſe, Schwabach 1738, S. 253—280. — 3) Vorr. Bl. 9. — 4) Spalte 174. Vgl. Vorr. Bl. 11. — 5) So nennt er ſich auf dem Titel und in der Unterſchrift der Widmung ſeines größeren Wörterbuchs. Auf dem Titel ſeines (früheren) kleineren Wörterbuchs ſteht Chriſtian.

lauter verba primitiva enthalte, weshalb er ihr auch die erste Stelle einräume. Nach der verschiedenen Abwandlung der Vocale scheidet er dann die Verba dieser Conjugation in fünf Ordnungen [1]). Die zweite Conjugation bilden ihm die Verba mit dem Supinum auf et [2]). Auch die gedrungene Syntax ist mit viel Geschick abgefaßt. Seiner Grammatik ließ Steinbach erst ein kleineres Wörterbuch „Breßlau — 1725" folgen, dann sein „Vollständiges Deutsches Wörter-Buch —, Breßlau — 1734", in zwei Großoctavbänden. Auch dies Werk ist mit viel Geschick gearbeitet. Die Wörter sind nach „Grundwörtern" [3]) geordnet, die Grundwörter nach dem Alphabet. Der Verfasser hat sich auch mit dem Altdeutschen beschäftigt [4]) zum Behuf der Etymologie, sein eigentliches Absehen aber ist ein praktisches [5]), das er auf die einfachste Weise zu erreichen sucht. In seinem kleineren Wörterbuch hat er nur die deutschen Wörter „aus dem indice von Lindneri Lexico in eine Ordnung" nach seinen Grundregeln gebracht. In gleicher Weise geht er jetzt die deutschen Wörter „aus Fabri Lexico," aus Hederich's Promptuarium latinitatis und aus dem Zeitungslexikon durch und merkt sich dazu dies und jenes aus Opitz, Lohenstein, Rachel, Günther und Hoffmannswaldau an [6]).

Ein Mann ganz anderen Schlages als seine bisher besprochenen Vorgänger war Johann Leonhard Frisch. Geboren zu Sulzbach in der Oberpfalz am 19. März 1666 brachte Frisch seine Jugend in Nürnberg zu, wo sein Vater als kaiserlicher Notar und geheimer Registrator lebte. Nach einer sehr sorgfältigen Vorbereitung bezog er im J. 1683 die Universität Altdorf, von wo er 1686 nach Jena und von dort 1688 nach Straßburg übersiedelte. Als er auf diesen drei Universitäten seine theologischen Studien vollendet hatte, begab er sich auf Reisen, durchzog einen Theil Frankreichs, Süddeutschlands und der Schweiz, ließ sich, nach Nürnberg zurückgekehrt, unter die Candidaten des Predigtamts aufnehmen

1) P. 60 sq. Vgl. Vorr. Bl. 5. — 2) P. 67 sq. — 3) Vorrede Bl. 10. — 4) Ebend. Bl. 13. 14. — 5) S. die Widmung des Buchs. — 6) Vorrede Bl. 15. 16.

und gieng dann nach Ungarn, wo er einige Zeit ein evangeliſches Predigtamt in Neuſol bekleidete. Aber mannigfach verfolgt, gab er dieſe Stelle wieder auf und ſetzte ſein Reiſeleben fort. Es trieb ihn ein unwiderſtehlicher Drang, die Welt zu ſehen. Denn „er reiſete nicht wie manche, von welchen er zu ſagen pflegte, daß ſie nicht viel beſſer reiſeten als die Poſt-Pferde“ [1]). Vielmehr hatte er überall ein offenes Auge für Natur und Menſchen, und beſonders benutzte er ſeine Wanderungen zum Erlernen der mannigfachſten Sprachen. In Straßburg hatte ihm der Unterricht im Deutſchen, den er einigen franzöſiſchen Adligen ertheilte, zugleich eine gründliche Kenntniß des Franzöſiſchen verſchafft, der Aufenthalt in Ungarn trug ihm die lebendige Kenntniß der ſlaviſchen Sprachen ein. Nachdem er ſich ein wenig jenſeits der türkiſchen Gränze umgeſehen hatte, kehrte er durch Oberitalien nach Deutſchland zurück. Hier wirft er ſich eine Zeit lang auf die Oekonomie, geht dann nach Amſterdam, verkehrt dort mit Gichtel und anderen Schwärmern, durchſchaut ſie aber bald. Denn Friſch war ein frommer, einfach gläubiger Chriſt, deſſen Chriſtenthum nicht in phantaſtiſchen Träumereien, ſondern in einem ſittlich tüchtigen, von kindlichem Gottvertrauen erfüllten Leben beſtand. Als ihm das Geld ausgeht, verdient er ſich das Nöthigſte als Arbeiter an einer Ramme. Ein reicher Gönner aber reißt ihn auf eine zarte Weiſe aus ſeiner Bedrängniß. Friſch geht nun über Hamburg nach Berlin, und hier findet er endlich die Stellung, die für ihn paßte. Er wird 1698 Subrector, 1708 Conrector, endlich 1726 Rector des Berliner Gymnaſiums zum grauen Kloſter, und als ſolcher iſt er am 21. März 1743 geſtorben.

Friſch war ein Mann von den mannigfaltigſten Gaben: ein eifriger und feinſinniger Naturforſcher, deſſen Werke über die In-

1) Das Leben des Weiland berühmten Rectors an dem Gymnaſio zum grauen Kloſter in Berlin, Johann Leonhard Friſch, nebſt beygefügten Stand- und Lob-Reden, auch einigen Trauer-Gedichten, mit einer Vorrede zum Druck befördert von Joh. Jac. Wippel. Berlin — 1744. S. 6. Aus dieſer Schrift ſind auch unſere übrigen Angaben über Friſch's Leben genommen.

ſecten und über die Vögel in hohem Anſehen ſtehen, ein trefflicher Schulmann, und was uns hier am meiſten angeht, ein ausgezeichneter Sprachforſcher. Nach dieſer Seite hängt er auf das engſte mit Leibniz und deſſen Berliner Beſtrebungen zuſammen. Leibniz erlernte von ihm die ruſſiſche Sprache und ermunterte ihn in ſeinen germaniſchen Arbeiten. Auf Leibniz' Vorſchlag wurde er 1706 zum Mitglied der königlich preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften ernannt, und in den Denkſchriften dieſer Societät legte er die erſten Früchte ſeiner gründlichen deutſch-ſprachlichen Studien nieder [1]). Im Jahr 1731 „ward er zum Directore der Königlichen Societaet der Wiſſenſchaften erwählet, in Classe Historico-Philologico-Germanica“ [2]), und dieſer Societät und ihrem Stifter Leibniz ſpricht Friſch noch als hochbetagter Greis in der Vorrede zu ſeinem Hauptwerk ſeinen innigſten Dank aus.

Als Friſch ſein letztes und größtes Werk: das deutſche Wörterbuch, herausgab, hatte er ſich bereits durch eine Reihe anderer Arbeiten als einen der gründlichſten Sprachforſcher ausgewieſen. Wir können hier nur die wichtigſten derſelben kurz erwähnen. Außer den Abhandlungen über Gegenſtände der deutſchen Sprachforſchung, die er in den Miscellaneis Berolinensibus und in den „die teutſche Sprach betreffenden Stücken“ veröffentlichte, gab er 1712 ein vorzügliches franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches Wörterbuch heraus, ſchrieb Verſchiedenes, wodurch er ſeine Kenntniß der ſlaviſchen Sprachen bethätigte, und beſorgte 1723 eine neue durchgreifend umgearbeitete Ausgabe von Bödiker's „Grund-Sätzen der Teutſchen Sprache.“ Wenn wir dieſe Ausgabe mit der vorangehenden vergleichen, ſo erkennen wir alsbald die Ueberlegenheit Friſch's über ſeinen Vorgänger. Die bündigen, meiſt ganz guten

1) S. Miscellanea Berolinensia — ex scriptis societati regiae exhibitis edita, Berolini 1710, p. 60. Contin. II, 1727, p. 310. T. IV, 1734, p. 175. 179. 182. 183. 185. 188. 190. 191. 195, T. V, 1737, p. 198. 217. T. VI, 1740, p. 192. 193. 195. Und: Der erſte Auszug von einigen die Teutſche Sprach betreffenden Stücken, Berlin 1734. — 2) Wippel a. a. O. S. 4.

„Grund-Sätze" ſelbſt hat er gewöhnlich beibehalten, aber Bödiker's ſchwache und oft ſehr verkehrte Erläuterungen dazu hat er großentheils beſeitigt und durch andere richtigere erſetzt. Als Anhang hat er dieſer Bearbeitung von Bödiker's Grammatik beigegeben: „Specimen Lexici Germanici Oder Ein Entwurff Samt Einem Exempel Wie er ſein Teutſches Wörter-Buch einrichtet." Schon vorher (1716) [1]) hatte er eine kleine Schrift veröffentlicht: „Unterſuchung des Grundes und Urſachen der Buchſtab-Veränderung etlicher Teutſchen Wörter," und 1739 gab er in einem lateiniſchen Programm Nachricht von den älteſten in Deutſchland gedruckten Wörterbüchern. Endlich im Jahr 1741 brachte er ſein großes Hauptwerk zum Abſchluß, ſein „Teutſch-Lateiniſches Wörter-Buch, Darinnen Nicht nur die urſprünglichen, nebſt denen davon hergeleiteten und zuſammengeſetzten allgemein gebräuchlichen Wörter; Sondern auch die bey den meiſten Künſten und Handwerken, bey Berg- und Saltzwerken, Fiſchereyen, Jagd-, Forſt- und Hauß-Weſen, u. a. m. gewöhnliche Teutſche Benennungen befindlich, Vor allen, Was noch in keinem Wörter-Buch geſchehen, Denen Einheimiſchen und Ausländern, ſo die in den mittlern Zeiten geſchriebenen Hiſtorien, Chroniken, Ueberſetzungen, Reimen u. d. g. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrückungen verſtehen wollen, möglichſt zu dienen, Mit überall beygeſetzter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen in den Büchern zu finden, Samt angehängter Theils verſicherten, theils muthmaßlichen Etymologie und critiſchen Anmerkungen; Mit allem Fleiß viel Jahr über zuſammengetragen, Und jetzt den Gelehrten zur beliebigen Vermehrung und Verbeſſerung überlaſſen. Nebſt einem Regiſter der lateiniſchen Wörter. Berlin — 1741." Ich habe den Titel des ausgezeichneten Werks abſichtlich in ſeiner ganzen Ausführlichkeit mitgetheilt, weil er am beſten beſagt, was der treffliche Greis zu geben beabſichtigte, und ich kann nur hinzufügen, daß er das Verſprochene in einer Weiſe

1) Dieſe Jahrzahl gibt El. Caſp. Reichard in ſeinem Verſuch einer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt, 1747, S. 423, das Exemplar der Göttinger Bibliothek hat keine Jahrzahl.

geleiſtet hat, die ſeiner Arbeit eine der erſten Stellen in der ganzen deutſchen Lexikographie ſichert. Das Werk iſt äußerlich von keinem allzugroßen Umfang. Es füllt nur zwei mäßige Quartbände, aber dieſe zwei Bände enthalten einen außerordentlichen Reichthum an wohlgeſichtetem und auf der gründlichſten Gelehrſamkeit ruhendem Stoff. Gegen fünfzig Jahre hat Friſch an dieſem ſeinem Lebenswerk gearbeitet [1]). Er hat ſich bei deſſen Abfaſſung ſein Ziel ſehr klar geſteckt. Nach unſerer jetzigen Ausdrucksweiſe würden wir ſagen: Er hat es auf ein neuhochdeutſches Wörterbuch abgeſehen das Wort Neuhochdeutſch in ſeinem ganzen Umfang genommen. Die älteren germaniſchen Sprachen überläßt er Wachter's und Schilter's Gloſſarien. Aber wo Schilter aufhört, da ſetzt Friſch ein, und er darf mit Recht ſagen, daß man „die Zeiten kurz vor und kurz nach der Erfindung des Buchdruckens noch recht dunkel nennen kann, darinnen man Hiſtorien und Chroniken findet, wo auf allen Seiten Wörter ſtehen, die dem Leſer am Verſtand ſolcher Schrifften hinderlich fallen," und er hat in der That, wie er ſich ausdrückt, „in dieſem gegenwärtigen Wörter-Buch die Hand an eine ſchöne Aerndte gelegt." In der Angabe der Bedeutungen iſt Friſch ſehr ſorgfältig. Was die Etymologie betrifft, ſo ſchenkt er ihr ein beſonderes Intereſſe. Er gibt ſie meiſtens am Ende eines jeden Wortes an. „Wo die Etymologie gar ausgelaſſen iſt, ſagt er im Vorbericht [2]), hat ſie der Verfaſſer nicht gewußt. Man will hier lieber eine behutſame Unwiſſenheit bekennen, als ein verwegenes Wiſſen vorgeben. Offt iſt durch Muthmaſſungen von der Herleitung einiger Wörter andern zu weitern Nachdenken Gelegenheit gegeben worden." Zur Ableitung der deutſchen Wörter ſei

---

1) Man findet öfters die Angabe, Friſch's Wörterbuch ſei die Frucht dreißigjähriger Arbeit. Aber dieſe Angabe beruht auf einem Mißverſtändniß. In dem oben erwähnten Anhang zu ſeiner Ausgabe von Bödiker's Grundſätzen ſagt Friſch (S. 3), er ſei ſchon über dreißig Jahr über dieſer Lexikons-Arbeit. Allein jener Anhang erſchien im Jahr 1723. Mithin hatte Friſch, als er 1741 ſein Wörterbuch herausgab, bereits gegen fünfzig Jahr daran gearbeitet. — 2) Aus dieſem ſind auch die vorangehenden Angaben entnommen.

die gründliche Kenntniß der verſchiedenſten Sprachen nothwendig, und „man hat denjenigen für einen Ertz-Praler zu halten, der da ſagt, er wiſſe, wo alle unſere Wörter herkommen.“

Am Schluſſe dieſes Abſchnitts wollen wir noch anführen, daß gegen Ende unſeres Zeitraums auch bereits ein gelungener geſchichtlicher Rückblick auf alles, was bisher auf dem Gebiet der deutſchen Grammatik geleiſtet worden war, erſchien, nämlich Elias Caſpar Reichard's (geb. zu Quedlinburg 1714, geſt. 1791) Verſuch einer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt, Hamburg 1747.

Drittes Kapitel.

Die germaniſche Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien von 1748 bis 1797.

Obwohl es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Niederlanden nicht an ſehr achtungswerthen Männern fehlt, die ſich die Erforſchung der Mutterſprache zur Aufgabe machen, iſt man doch weit davon entfernt, die großen Erwartungen erfüllt zu ſehen, die ſich an die bahnbrechenden Leiſtungen des Franciscus Junius und Ten Kate knüpfen. Man verfolgt nur in eingeſchränkter Weiſe die von dieſen betretenen Wege, indem man ſein Hauptaugenmerk auf die niederländiſche Sprache richtet, und zwar zunächſt auf die neuniederländiſche Schriftſprache. Hiemit aber verbindet man eine umfaſſendere Pflege auch der älteren niederländiſchen Sprache und Literatur, als dieſer bis dahin zu Theil geworden war. An der Spitze all dieſer Beſtrebungen ſteht der gelehrte Balthaſar Huydecoper, geb. zu Amſterdam 1695, 1740 Schöffe ſeiner Vaterſtadt, zuletzt dijkheemraad (Deichaufſeher), geſt. 24. Sept. 1778 [1]). Sein Hauptwerk in Bezug auf die neuere niederländiſche Sprache, Anmerkungen zu Vondel's Ueberſetzung von Ovid's

1) Van der Aa, Biogr. Woordenboek VIII, 2 (1867), 1495 fg.

Metamorphoſen, erſchien bereits im Jahr 1730 [1]). Hatte der Verfaſſer ſchon hier häufig Veranlaſſung genommen, die ältere niederländiſche Sprache in ſeinen Bereich zu ziehen, ſo gab ihm ſeine Ausgabe der mittelniederländiſchen Reimchronik des Melis Stoke (Leiden 1772) die unmittelbare Gelegenheit, von ſeiner reichen Beleſenheit in der älteren niederländiſchen Literatur Gebrauch zu machen. In ähnlicher Weiſe bereicherte Jakob Arnold Clignett (geb. 1756, geſt. 30. Dec. 1827 als Rath am Obergericht im Haag) [2]) durch ſeine Ausgabe von Jakob van Maerlant's Spiegel historiael (Leiden 1784) und Anderes unſere Kenntniß der mittelniederländiſchen Literatur. Von beſonderer Wichtigkeit für die niederländiſche Sprach- und Literaturforſchung aber wurde mit der Zeit die im Jahr 1766 zu Leiden gegründete Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde (Geſellſchaft für niederländiſche Sprache und Literatur).

In England hatte der Eifer für die angelſächſiſchen Studien, welcher die erſten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts auszeichnet, nicht in gleichem Grade ſich erhalten. In dieſer Zeit des Nachlaſſens verdienen die unverdroſſenen Bemühungen Edward Lye's alle Anerkennung. Geb. 1694 bei Totnes erhielt Lye (1713) ſeine gelehrte Bildung auf der Univerſität Oxford und ſtarb als anglicaniſcher Geiſtlicher zu Yardley-Haſtings den 19. Aug. 1767 [3]). In der ländlichen Einſamkeit ſeiner Pfarreien hatte er ſich mit Eifer auf das Studium der alten germaniſchen Sprachen, beſonders des Angelſächſiſchen geworfen. Im Jahr 1743 gab er das Ety-

1) Proeve van Taal-en Dichtkunde; in vrymoedige Aanmerkingen op Vondels Vertaalde Herscheppingen van Ovidius. Eine zweite Ausgabe beſorgte F. van Lelyveld, Leiden 1782. Ein Hauptverdienſt Huydecoper's liegt auf dem Gebiet der neuniederländiſchen (holländiſchen) Schriftſprache. Die Grenzen unſrer Aufgabe erlauben uns jedoch nicht, dieſen Gegenſtand weiter zu verfolgen. Literariſche Notizen dazu findet man in Jjkeij's Beknopte Geschiedenis der Nederlandsche Tale (Utrecht 1812) S. 529 fg. — 2) Van der Aa, Biogr. Woordenb. III, 473. — 3) S. Lye's Leben vor ſeinem Dictionarium Saxonico-et Gothico-Latinum in Manning's Praefatio.

mologicum Anglicanum des Franciscus Junius, 1750 die gothischen Evangelien mit Hinzufügung einer gothischen Grammatik heraus. Aber sein eigentliches Lebenswerk, das Dictionarium Saxonico-et Gothico-Latinum, veröffentlichte erst nach Lye's Tode im Jahr 1772 zu London Owen Manning. Man hat die schwachen Seiten dieses Werkes, namentlich Lye's Mangel an gründlicher grammatischer Kenntniß der altgermanischen Sprachen, mit Recht getadelt [1]). Trotzdem aber hat es lange Zeit den Sprachforschern nicht bloß England's, sondern auch Deutschland's und Skandinavien's ein dankenswerthes Hülfsmittel geboten. Unter den vorangedruckten Subskribenten finden wir auch die Universitätsbibliothek zu Göttingen. Außer Lye's Thätigkeit ist in diesem Zeitraum noch zu erwähnen die Gründung einer Professur für das Angelsächsische an der Universität Oxford durch Richard Rawlinson im Jahr 1750 [2]) und die schon 1690 durch William Elstob vorbereitete, aber erst 1773 durch Daines Barrington zu Stande gebrachte Herausgabe von Alfred's angelsächsischer Uebersetzung des Orosius. Samuel Johnson's englisches Wörterbuch, dessen erste Ausgabe 1755 erschien, beschäftigte sich zwar auch mit der Geschichte der Wörter, hatte aber seinen Hauptwerth auf dem Gebiete der neuenglischen Schriftsprache. In dieser Beziehung ist es von nicht zu verkennendem Einfluß auf einen der angesehensten neuhochdeutschen Lexikographen, auf Adelung gewesen. Von einer ganz anderen Seite werden wir Thomas Percy durch seine 1765 erschienenen Reliques of ancient English Poetry nicht nur auf die deutsche Literatur, sondern auch auf die Entwicklung der deutschen Philologie einwirken sehen.

Sehr bedeutend war die Thätigkeit, die in diesem Zeitraum der skandinavische Norden auf dem Gebiet der alten einheimischen Sprache und Literatur entwickelte. In Dänemark war es vor allen der große Geschichtsforscher Peter Friederich Suhm (geb. in Kopenhagen 1728, † am 7. Sept. 1798) [3]), der seine

1) Vgl. z. B. Rask, Angels. Sprogl. S. 18. — 2) Petheram, Anglo-Saxon Lit. in England, p. 105. — 3) S. in der Kürze Almindeligt Litteraturlexikon. Ved Nyerup og Kraft, 1820, S. 587 fg.

unermüdliche und aufopfernde Thätigkeit auch der Förderung der altnordiſchen Literatur zuwandte. Er verband mit der richtigen Einſicht in die Wichtigkeit des vergleichenden Sprachſtudiums für die Urgeſchichte der Völker [1]) das redlichſte kritiſche Streben, Wahrheit und Irrthum in der Geſchichte zu unterſcheiden und ſich nicht, wie ſo Manche ſeiner ſkandinaviſchen Vorgänger, durch einen mißverſtandenen Patriotismus zu verkehrten Annahmen hinreißen zu laſſen. Aber er war weit entfernt, den Werth der altnordiſchen Literatur zu unterſchätzen, vielmehr drang er auf beſchleunigte Veröffentlichung ihrer wichtigſten Werke, und eine ganze Reihe derſelben wurde auf ſeine Koſten durch isländiſche Gelehrte herausgegeben [2]). Wir wollen hier nur noch erwähnen, daß Suhm's Theilnahme ſich nicht bloß auf die ſkandinaviſchen, ſondern auch auf die übrigen alten germaniſchen Sprachen erſtreckte. So gab auf Suhm's Koſten Rasmus Nyerup (geb. zu Nyerup auf der Inſel Fühnen 1759, Prof. der Literaturgeſchichte und Univerſitätsbibliothekar zu Kopenhagen 1796 [3]), † 28. Juni 1829) [4]), im Jahr 1787 zu Kopenhagen Symbolae ad litteraturam Teutonicam heraus, welche neben Anderem die von Franciscus Junius geſammelten althochdeutſchen Gloſſare und das althochdeutſche Gedicht vom H. Georg enthalten, das letztere ein Wiederabdruck der erſten Ausgabe (1783) des früh verſtorbenen Barthold Chriſtian Sandvig (geb. zu Kopenhagen 1752, † 1786). Von Sandwig rührt auch die Bearbeitung des größten Theils der eben beſprochenen Symbolae her, und Nyerup vollendete nur nach Sandwig's Tode deſſen Arbeit [5]). Unter den zahlreichen Veröffentlichungen

1) Vgl. z. B. Suhm's „Gedanken über die Schwierigkeiten, welche man bei der Bearbeitung der alten Däniſchen und Norwegiſchen Geſchichte antrifft," in's Deutſche überſetzt (mit Zuſätzen Suhm's) in den Hiſtor. Abhandlungen der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen her. von Val. Aug. Heinze, Bd. I, Kiel 1782, S. 355 fg. — 2) S. das Verzeichniß in dem angeführten Litteraturler. S. 589. — 3) Ebend. S. 433. — 4) Almindeligt Forfatter-Lexikon, ved Erslew, Bd. II, 1847, S. 465. — 5) S. Nyerup's Praef. zu den Symbolae p. IX sq.

altnordiſcher Werke, die in den Jahren 1748 bis 1797 in Dänemark zu Stande kamen, nehmen zwei eine hervorragende Stelle ein. Erſtens nämlich die neue Ausgabe von Snorri's Heimskringla, die auf Koſten des däniſchen Erbprinzen im Jahr 1777 zu Kopenhagen durch Gerhard Schöning (geb. 1722 zu Skatnaes in Norwegen, 1775 Geheimarchivar zu Kopenhagen, † 1780) [1]) begonnen wurde. Aber ohne Vergleich bedeutender noch war die Herausgabe der rhythmiſchen Edda auf Koſten der Arni-Magnaeiſchen Stiftung. Seit Reſenius 1665 einige Lieder derſelben veröffentlicht hatte [2]), waren ſo manche weitere Bruchſtücke daraus zerſtreut mitgetheilt worden. Aber das Alles konnte nur dazu dienen, die Begierde nach einer vollſtändigen Herausgabe dieſes merkwürdigſten aller altnordiſchen Ueberreſte immer mehr zu ſteigern. Da nahmen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Ephoren des Magnaeiſchen Legats die Sache in die Hand, und unter ihrer Leitung erſchien im Jahr 1787 zu Kopenhagen: Edda Rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars I. Odas mythologicas, a Resenio non editas, continens. Für den Text wurde der Codex Regius aus dem 14. Jahrhundert zu Grunde gelegt, was dieſem fehlt, aus den anderen Handſchriften ergänzt und auch ſonſt deren Lesarten als Varianten hinzugefügt. Eine lateiniſche Ueberſetzung und erläuternde Anmerkungen halfen die nicht geringen Schwierigkeiten des Textes überwinden. Eine ausführliche Vorrede von Skuli Thorlacius [3]) (geb. 1741 in Island, † 1815 in Kopenhagen) [4]) und das Leben Saemund's des Weiſen von Arni Magnusſon, mit Anmerkungen von John Erichſen (geb. in Island 1728, Bibliothekar zu Kopenhagen 1781, † 1787) [5]), klärten darüber auf, daß ſowohl die Bezeichnung Edda, als der Name Saemund's des Weiſen erſt durch Brynjulfr Sveinsſon (1643) mit unſerer Sammlung altnordiſcher Götter-

1) Nyerup og Kraft, Litteraturlexicon, S. 548. — 2) S. o. S. 148. — 3) Vgl. Möbius, Catalogus p. 68. — 4) Nyerup og Kraft, Litteraturlexicon S. 610. — 5) Ebend. S. 153.

und Heldenlieder in Zuſammenhang gebracht worden ſei [1]) und gaben eingehende Auskunft über die beiden ſ. g. Eddaen und ihre verſchiedenen Handſchriften. Ein „Specimen glossarii“ endlich gab Zuſammenſtellungen und Aufſchlüſſe über viele in den abgedruckten Liedern vorkommende ſeltnere Wörter. Natürlich findet die fortgeſchrittene Wiſſenſchaft an dieſer erſten Ausgabe eines der dunkelſten Werke vieles zu verbeſſern, aber es bleibt den Herausgebern der Ruhm unverkürzt, für alle weiteren Eddaſtudien die Bahn gebrochen zu haben. Wir können hier nicht genauer auf die mannigfachen Leiſtungen jener Zeit eingehen, wollen aber doch außer den bereits Erwähnten noch einige jener gelehrten Isländer und Dänen nennen, die ſich in dieſer Zeit um die altnordiſche Literatur verdient gemacht haben. Halfdan Einarſon (geb. auf Island 1732, Rector in Holar 1755, geſt. 1785) ſchrieb 1777 die Geſchichte der isländiſchen Literatur. Björn Halborsſon (geb. auf Island 1724, geſt. als Pfarrer ebend. 1794) verfaßte das erſte ausführlichere, 1814 von Raſk herausgegebene isländiſche Lexikon. Jon Olafsſon (geb. zu Svefney auf Island, geſt. 1811) ſchrieb (1786) das umfaſſendſte Werk über die altnordiſche Dichtkunſt. Finnr Jonsſon (geb. 1704 zu Hytterdal auf Island, Biſchof in Skalholt 1754, † 1789) gab in ſeiner Kirchengeſchichte Island's (1772 — 78) und anderen Arbeiten auch zur isländiſchen Literaturgeſchichte mannigfache Beiträge. Als Herausgeber altnordiſcher Quellen nennen wir noch den däniſchen Geſchichtsforſcher Jakob Langebek († 1775), die Isländer Jon Finsſon († 1796), Gudmundr Magnusſon († 1798), Olaf Olafsſon († 1788), die ſich vorzugsweiſe an den Veröffentlichungen wichtiger Sagaen durch die Magnäiſche Commiſſion betheiligten, und den Norweger Hans Paus († 1770) [2]), den Herausgeber der alten norwegiſchen Geſetze.

1) Edda Rhythmica, Pars I. Hafniae 1787, Ad Lectorem p. XXXV sq. XLI. Vita Saemundi Multiscii autore Arna Magnaeo p. VII sq. XI. — 2) Die Angaben über das Leben dieſer Männer ſind Nyerup und Kraft's Litteraturlexicon entnommen. Vorzügliche Hülfe hat mir auch für dieſen Abſchnitt Theodor Möbius trefflicher Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum geleiſtet.

In Schweden erhielt ſich noch bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Richtung, welche Rudbeck und ſeine Genoſſen den ſkandinaviſchen Alterthumsſtudien gegeben hatten [1]). Einer der letzten und bedeutendſten Vertreter dieſer Richtung war Johannes Göranſſon. Geboren zu Gräbäck im Kirchenſprengel von Carlſtadt 1712, wurde er 1755 Paſtor in Gilberga und ſtarb im Jahr 1769 [2]). Ebenſo an unverdroſſenem Eifer, wie in der Abenteuerlichkeit der Anſichten war Göranſſon Rudbeck's würdiger Nachfolger. Im Jahr 1746 begann er eine Ausgabe des Upſalaer Codex der Snorra-Edda, die aber nicht über Gylfaginning hinauskam, und der er 1750 eine Ausgabe der Völuſpa folgen ließ. Der gegenwärtige Text der proſaiſchen Edda, meint Göranſſon, reiche wohl nicht weiter zurück als in das 12. Jahrhundert nach Chriſto, da Snorri ihn nach alten Runenbüchern in Kürze abſchrieb, aber nach Herodot's und Plato's Zeugniß ſei ſie bereits dreihundert Jahre vor Troja's Erbauung in meſſingene Tafeln eingeritzt geweſen [2]). Aber Göranſſon's Text war trotz dieſer abenteuerlichen Anſichten ein Zuwachs zur Kenntniß der Edda. Aehnlich verhält es ſich mit Göranſſon's Hauptwerk: Bautil, det är: alle Svea och Götha Rikens Runstenar [3]), das 1750 zu Stockholm erſchien. Der Verfaſſer läßt die Reihe der Runenſteine mehr als 2000 Jahre vor Chriſti Geburt, alſo gleich nach der Sündfluth beginnen [4]), aber trotz dieſes kritikloſen Schwindels bot Göranſſon's Bautil durch ſein reiches Material für lange Zeit ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Studium der Runen. Doch alle Vermehrung des Stoffes würde natürlich nichts geholfen, ſondern nur immer tiefer in den Irrthum hineingeführt haben, wenn nicht endlich auch in Schweden eine wiſſenſchaftliche Behandlung des ger-

1) S. o. S. 153. — 2) Biographiskt Lexicon V, 369 fg. — 3) S. die Widmung an die Kronprinzeſſin Louiſe Ulrike in De Yfverborna Atlingars-Edda (Hyperboreorum Atlantiorum-Edda) - studio Johannis Göranſson, Upsala, s. a. (1746, nach Biogr. Lex. V, 374). — 3) „Bautil, das iſt: alle Runenſteine des ſchwediſchen und gothiſchen Reichs." — 4) Göranſſon's Bautil, Underrättelſe om deßa Runſtenar, Bl. 2.

manischen Alterthums durch kritische Köpfe sich Bahn gebrochen hätte. Ein solcher Kopf war Johannes Ihre. Geboren zu Lund im Jahr 1707, begab sich Ihre 1730, ausgerüstet mit einer gründlichen philologischen Vorbildung, auf Reisen. Er besuchte Deutschland, Frankreich, Holland, England und Dänemark und hielt sich namentlich längere Zeit in Oxford, London und Paris auf, immer bestrebt, von den dortigen Gelehrten und Bibliotheken für seine Kenntnisse Gewinn zu ziehen. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte Ihre in sein Vaterland zurück, wurde 1734 Secretär der Wissenschafts-Societät in Upsala und 1737 Professor an der Universität. Er war ein sehr beliebter Lehrer, dessen Vortrag sich nicht weniger durch geistreiche Lebendigkeit, als durch Gelehrsamkeit auszeichnete. Ihre starb am 1. Dec. 1780 [1]). Die Sprachforschung dieses bedeutenden Gelehrten hatte ihren Ausgangspunkt in der damaligen schwedischen Sprache. Der Auftrag, Steele's Frauenzimmer-Bibliothek in's Schwedische zu übersetzen, den er von der Königin Ulrika Eleonora erhielt und in den Jahren 1734—38 ausführte, machte ihn auf die vielen Gebrechen und Unsicherheiten in der schwedischen Sprache aufmerksam [2]), er beschloß deshalb, die schwedische Sprache in den Bereich seiner Vorträge zu ziehen, und so entstand zunächst sein Entschluß zu Vorlesungen über die schwedische Sprache (1751) [3]). Je mehr aber Ihre sich in diesen Stoff versenkte, um so mehr erkannte er, daß zur richtigen Beurtheilung der schwedischen Sprache die eindringendste Erforschung aller germanischen Sprachen und besonders der ältesten unter ihnen erforderlich sei. So warf er sich einerseits auf die Untersuchung der schwedischen Sprache und ihrer Mundarten, andrerseits auf die des Gothischen und Altnordischen. Als Vorläufer seiner schwedi-

---

1) Biographiskt Lexicon VI, 353 fg. — 2) Vgl. ebend. S. 357. — 3) Auf der Göttinger Bibliothek findet sich: Professor Johan Ihres Utkast till Föreläsningar öfwer Swenska Språket, och thes närmare kännedom. Stockholm och Upsala 1751. Hier spricht Ihre (Företal p. 1 u. 2) nur im Allgemeinen von der Unsicherheit und Vernachlässigung der schwedischen Sprache.

ſchen Sprachſtudien veröffentlichte er (1766) ein Schwediſches Dialekt-Lexikon, eine Arbeit, die nach dem Urtheil der einheimiſchen Gelehrten an mannigfachen Gebrechen leidet. Um ſo größer aber war der Beifall, mit dem drei Jahre ſpäter (1769) Ihre's großes Hauptwerk aufgenommen wurde, ſein „Glossarium Suiogothicum, in quo tam hodierno usu frequentata vocabula, quam in legum patriarum tabulis aliisque aevi medii scriptis obvia explicantur, et ex dialectis cognatis, Moesogothica, Anglo-Saxonica, Alemannica, Islandica ceterisque Gothicae et Celticae originis illustrantur", Upsaliae 1769. Der ausführliche Titel bezeichnet am beſten den Inhalt des Buchs, und man wird nicht läugnen, daß der Beifall, den Ihre's Arbeit fand, ein wohlverdienter war. Im Gegenſatz zu ſeinen meiſten Vorgängern befleißigt ſich Ihre einer großen Beſonnenheit. Ich habe mir zum Geſetz gemacht, ſagt er, bei der Unterſuchung des Urſprungs der Wörter zunächſt die einheimiſche alte Sprache zu Hülfe zu rufen; wo dieſe mich im Stiche ließ, habe ich die isländiſchen Schriftſteller zu Rathe gezogen, da deren Sprache vor neun Jahrhunderten von der unſrigen nicht verſchieden war. Von da bin ich zur alemanniſchen und angelſächſiſchen Sprache fortgeſchritten und endlich bei der moeſogothiſchen ſtehen geblieben, der Mutter der übrigen, von der wir nur leider ſo wenig Reſte übrig haben [1]). Ihre weiſt dann ferner den Zuſammenhang mit dem Celtiſchen, Griechiſchen, Lateiniſchen und Perſiſchen keineswegs ab, wenn auch ſeine Vorſtellungen von dieſem Zuſammenhang noch unklar ſind. Vom Sanskrit weiß er natürlich (1769) noch nichts. Auch darüber, daß man den Wechſel der Buchſtaben nicht überſehen dürfe, iſt Ihre wohlunterrichtet, und er ſchickt ſeinem Gloſſarium eine Ueberſicht über die wichtigſten Buchſtabenvertauſchungen des Schwediſchen voraus [2]). Wir finden hier einen Theil der germaniſchen Lautverſchiebungsgeſetze richtig beobachtet, aber verſteckt unter die verſchiedenartigſten anderweitigen Bemerkungen. Dem Ganzen hat

1) Ihre, Glossarium Suiogothicum I, Prooem. p. II. — 2) Ebend. S. XLI fg.

offenbar die ähnliche Arbeit des Gerhard Voſſius über das Lateiniſche zum Vorbild gedient. Das Gloſſarium ſelbſt gibt über eine Menge von alten Wörtern Aufſchluß und ebenſo über die Abkunft vieler noch gebräuchlichen. Wenn wir auch jetzt öfters gegen Ihre's Etymologieen Einſprache erheben müſſen, ſo konnte einem ſo gelehrten und ſcharfſinnigen Werk doch die größte Wirkung auf die Wiſſenſchaft ſeiner Zeit nicht entgehen. Außer dieſer abſchließenden Hauptarbeit ſind es namentlich zwei beſondere Gebiete, denen Ihre ſeine Thätigkeit zuwandte: Das Gothiſche und das Altſkandinaviſche. Für das Gothiſche hatte ihm ſein Landsmann Erich Benzel (geb. zu Upſala 1675, geſt. 1743) durch ſeine Ausgabe des Codex argenteus, die 1750 mit Lye's Zuſätzen zu Oxford erſchien, gut vorgearbeitet. Aber trotzdem beginnt mit Ihre's 1752 bis 1773[1]) herausgegebenen Abhandlungen zum Ulfilas eine neue Epoche für das Studium des Gothiſchen. Durch eine ſorgfältige Vergleichung des Codex argenteus, die Ihre durch Erich Sotberg vornehmen ließ, wird die richtige Lesart in einer großen Menge von Stellen ans Licht gebracht. Die grammatiſchen Arbeiten Ihre's über die gothiſche Conjugation und Declination bleiben zwar in vielen Punkten vom Richtigen noch weit entfernt[2]), aber ſie bezeichnen durch ihr ſorgfältiges Sammeln der vorgefundenen Formen[3]) einen weſentlichen Fortſchritt gegen alles Bisherige. Wie überlegen Ihre ſeinen Zeitgenoſſen in genauer Kenntniß des Gothiſchen war, das zeigt ſich ſo recht in ſeiner verbeſſer-

---

1) S. Biographiskt Lexicon VI, (Ups. 1840) p. 360. — 2) Vgl. z. B. Ihre's Eintheilung der gothiſchen Verba in drei Conjugationen [I. sokja. II. kann, kunnum. III. saiqha (d. i. saiȣa)] in Büſching's Ausgabe von Ihre's Scripta versionem Ulphilanam et linguam Moesogothicam illustrantia, Berolini 1773, p. 153. 157. 162. Dabei aber die richtigen Bemerkungen gegen Hickes p. 149 und über den Vocalwechſel der dritten Conjugation p. 162. — 3) Vgl. z. B. das über die Declination des gothiſchen Adjectivs Geſagte, p. 247 (Büsching) und das Verzeichniß der Verba p. 172 fg. ebend. Irrthümer aus mangelnder Vorſicht fehlen natürlich auch nicht. S. z. B. drauhsn S. 229. magathos S. 239.

ten Ausgabe von Knittel's Wolfenbüttler Fragment des Römerbriefs [1]). Was die Sprache des Codex argenteus betrifft, ſo macht Ihre in ſeiner Abhandlung De lingua codicis argentei (1754) [2]) allem Streit für immer ein Ende, indem er gegen den Berliner Bibliothekar Lacroze, der ſie für fränkiſch erklärte [3]), den unumſtößlichen Beweis führt, daß wir im Codex argenteus die Ueberſetzung des alten gothiſchen Biſchofs Ulfilas vor uns haben, und zwar in einer Abſchrift, die hin und wieder der alten lateiniſchen Verſion angepaßt worden iſt [4]). Ihre erkennt mit Bewunderung die hohe grammatiſche Vollendung der gothiſchen Sprache und zeigt, wie die neueren germaniſchen Sprachen: das Schwediſche, Deutſche, Engliſche u. ſ. f., von jener alten Höhe herabgeſunken ſind [5]). Daß das Gothiſche ſehr viele Uebereinſtimmung mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen zeigt, ſucht er überall darzuthun; aber über die Art und den Grund dieſer Uebereinſtimmung kommt er zu keiner rechten Klarheit. Er nennt das Griechiſche und Lateiniſche „Schweſtern oder vielmehr Töchter des Gothiſchen" [6]), und während er alle Sprachen aus Einer Quelle fließen und ſich in Dialekte und dann durch immer größere Umwandlungen in verſchiedene Sprachen ſpalten läßt [7]), kommt er doch immer wieder darauf zurück, die dem Gothiſchen ähnlichen Wörter des Griechiſchen und Lateiniſchen daraus abzuleiten, daß Griechenland und Italien in älteſter Zeit ſcythiſche Bewohner gehabt haben [8]). — Der ſkandinaviſchen Alterthumskunde gehören Ihre's Unterſuchungen über die proſaiſche Edda und über die Runen an. In ſeinem Brief über die Upſalaer Handſchrift der Proſa-Edda ſucht er (1772) einerſeits die nebelhaften Vorſtellungen, die man damals noch von dieſem Werk hatte, zu berichtigen, andererſeits aber, zu beweiſen, daß wir in dem um 1300 geſchriebenen Upſalaer Codex eine echte Abſchrift

1) S. 97 fg. bei Büſching. — 2) S. 257 fg. bei Büſching. — 3) Ebend. S. 259. — 4) Ebend. S. 268. — 5) Ebend. S. 222. 248. — 6) S. 6 bei Büſching. Vgl. S. 146. 265. — 7) S. 298 fg. bei Büſching. — 8) Ebend. S. 7. Vgl. S. 138. 146. 148.

von Snorri's Werk beſitzen [1]). Schlözer's hiegegen vorgebrachte Zweifel wies Ihre zurück in einem Brief an Hrn. von Troil, den dieſer ſeiner „Reiſe nach Island" einfügte (1777) [2]). Was die Runen betrifft, ſo trat Ihre den überſchwenglichen Anſichten des Rudbeck, Verelius und Göranſſon entgegen, als wenn das Alter der ſkandinaviſchen Runenſteine bis nahe an die Sündfluth hinanreichte, indem er ſie vielmehr den Jahrhunderten des Mittelalters zuwies [3]).

Viertes Kapitel.

Die germaniſche Philologie in Deutſchland von 1748 bis 1797.

1. Grammatiſche und lexikaliſche Bearbeitung der neuhochdeutſchen Sprache vom Jahr 1748 bis zum Jahr 1797.

Gottſched. Adelung.

Wir ſchreiben hier nicht die Geſchichte der deutſchen Sprache, ſondern die Geſchichte der deutſchen Sprachforſchung. Aber um die Stellung, die Gottſched unter den deutſchen Grammatikern einnimmt, richtig zu würdigen, müſſen wir mit einigen Worten an die Geſchichte der deutſchen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert erinnern. Wir haben in einem früheren Abſchnitt der Beſtrebungen gedacht, die ſchon in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Ratichius, Helvicus, Harsdörffer und Andere gemacht wurden, um die deutſche Sprache an Stelle der lateiniſchen zur Sprache der Schule und der Wiſſenſchaft zu erheben. Dieſe

---

1) S. die deutſche Ueberſetzung von Ihre's Schrift in Schlözer's Isländ. Litteratur und Geſchichte, Göttingen 1773, S. 78 fg. — 2) In der deutſchen Ueberſetzung von Troil's Reiſe, Upſala u. Leipzig 1779, S. 269 fg. — 3) Dissertatio gradualis De runarum in Suecia antiquitate. Quam — Praeside — Johanne Ihre — Publice ventilandam sistit Uno von Troil, 1769, Upsaliae, p. 57.

Beſtrebungen brechen ſich in der zweiten Hälfte des 17. und in der erſten des 18. Jahrhunderts immer mehr Bahn. Balthaſar Schuppius († 1661) vertritt ſie mit ſeinem geſunden Mutterwitz. Was Leibniz in dieſer Richtung geleiſtet, haben wir ſchon erwähnt. Chriſtian Thomaſius kündigt im Jahr 1687 zu Leipzig die erſte Univerſitätsvorleſung in deutſcher Sprache an, und ſchon um das Jahr 1711 werden an der Univerſität Halle die meiſten Vorleſungen deutſch gehalten [1]). Um 1742 endlich erklärt der große Latiniſt Joh. Matthias Gesner in Göttingen mit zuſtimmender Befriedigung, daß die deutſche Sprache in den Univerſitätsvorleſungen die herrſchende geworden ſei [2]). Wie auf den Univerſitäten, ſo breitete ſich in derſelben Zeit auch auf den Gymnaſien die deutſche Sprache immer mehr aus. Eine große Menge von deutſchen Schulgrammatiken, Anleitungen zur deutſchen Orthographie u. ſ. w. liefert dafür den Beweis. Ein wichtiges Mittel zur Beförderung der deutſchen Sprache waren endlich die deutſchen Sprachgeſellſchaften. Die vielfach wunderlichen, aber keineswegs verdienſtloſen derartigen Beſtrebungen, wie wir ſie im 17. Jahrhundert haben kennen lernen, erfuhren nämlich in den erſten Jahrzehnten des 18. eine bedeutende Umbildung, und hier iſt es, wo wir vor allen Gottſched eingreifen ſehen.

Johann Chriſtoph Gottſched, geboren im Jahr 1700 zu Juditenkirch in Oſtpreußen, ſtudierte in Königsberg Theologie, Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften und wurde 1723 daſelbſt Magiſter. Da er jedoch ſeines großen Körperwuchſes halber fürchten mußte, zum Militärdienſt gezwungen zu werden, floh er im Jahr 1724 nach Leipzig und habilitierte ſich an der dortigen Uni-

1) J. G. Eccardi historia studii etymologici linguae Germanicae etc., Hanoverae 1711, p. 258. — Der Gedanke, die lateiniſche Sprache der Wiſſenſchaft mit der deutſchen zu vertauſchen, regt ſich gegen Ende des 17. Jhs. in den verſchiedenſten Köpfen. So in Chr. Gottl. Grau in Herborn (1692) und in dem viel umhergeworfenen Michael Wagner (Vgl. Guhrauer in der Kieler Monatsſchrift (Braunſchweig 1854) S. 43 fg.) — 2) Jo. Matth. Gesneri primae lineae isagoges etc. Tom. I, Lips. 1774, p. 103.

verſität [1]). Im Jahr 1730 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie und Poeſie, im Jahr 1734 zum ordentlichen Profeſſor der Logik und Metaphyſik befördert. Er ſtarb am 12. Dec. 1766 [1]). In Leipzig fand Gottſched ſchon eine „Deutſchübende Poetiſche Geſellſchaft" vor, die unter der Leitung des Polyhiſtors Burkhard Mencke ſtand. Gottſched trat in dieſelbe ein, und im Jahr 1727 war er bereits ihr Senior. Als ſolcher unternahm er noch in demſelben Jahr eine Umbildung der Geſellſchaft. Er vertauſchte deren bisherigen pedantiſchen Namen mit dem einfacheren einer „deutſchen Geſellſchaft." Ihre Abſichten ſollten „auf die ungebundene Rede ſowohl, ja faſt mehr, als auf die gebundene, gehen" [2]). Im Hintergrunde ſtand der Gedanke, die Geſellſchaft allmählich zu einem ähnlichen Inſtitut für die deutſche Sprache auszubilden, wie es die franzöſiſche Akademie für die franzöſiſche war [3]). Dieſer Plan mißglückte, aber er bezeichnet am beſten das Ziel von Gottſched's Beſtrebungen. Wir werden zwar Gottſched auch als einen der Männer kennen lernen, die ihre Bemühungen der älteren deutſchen Literatur und Sprache zuwandten; aber ſeine eigentliche Aufgabe ſah er in etwas Anderem, nämlich in der grammatiſchen Regelung und Feſtſtellung der deutſchen Schriftſprache zum praktiſchen und literariſchen Gebrauch. Man muß deshalb ſeine Grammatik als ein Glied in der Kette ſeiner übrigen Beſtrebungen, ſeiner Zeitſchriften, ſeiner Redekunſt (1728), ſeiner kritiſchen Dichtkunſt (1730) u. ſ. f. betrachten, wenn man ihre Bedeutung richtig würdigen will. Er veröffentlichte ſie im Jahr 1748 unter dem Titel: Grundlegung einer Deutſchen Sprachkunſt, Nach den Muſtern der beſten Schriftſteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefaſſet von Johann Chriſtoph Gottſcheden. Gleich im darauf folgenden Jahr erlebte dies Buch die zweite, im Jahr 1776 die ſechſte Auflage. Das Ziel, das er ſich ſteckt, ſpricht Gottſched im Beginn ſeines Buchs mit den Worten aus: „Eine Sprachkunſt überhaupt iſt eine gegründete An-

1) Vgl. K. H. Jördens, Lexikon deutſcher Dichter u. Proſaiſten, Bd. II, S. 212 fg. — 2) Worte Gottſched's bei Th. W. Danzel, Gottſched und ſeine Zeit. Leipzig 1848, S. 83. — 3) Ebend. S. 83 fg.

weiſung, wie man die Sprache eines gewiſſen Volkes, nach der beſten Mundart desſelben, und nach der Einſtimmung ſeiner beſten Schriftſteller, richtig und zierlich, ſowohl reden, als ſchreiben ſolle“ [1]). Es iſt nun zwar eine durchaus irrige Anſicht, wenn man gemeint hat, die deutſche Schriftſprache ſei bis dahin bloß gewohnheitsmäßig geweſen, und Gottſched habe ſie zuerſt ausdrücklich feſtgeſtellt [2]). Vielmehr haben wir, abgeſehen von den noch älteren Bemühungen, dasſelbe Streben bei Schottelius, Bödiker und Friſch geſehen. Aber innerhalb der Reihe der Männer, denen die neuere deutſche Schriftſprache ihre grammatiſche Feſtſetzung verdankt, nimmt Gottſched eine keineswegs unbedeutende Stelle ein. In dieſem Sinn legte er auch den Grund zu einer deutſchen Synonymik in ſeiner Schrift: Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutſcher Wörter und Redensarten. Straßburg und Leipzig 1758. Den großen Einfluß, den ſich Gottſched erwarb, verdankte er theils ſeinem wirklich rühmenswerthen Eifer für die deutſche Sprache und der nüchtern überlegten Auffaſſung ſeines Gegenſtands, theils dem Geſchick, mit dem er die Richtung ſeines Zeitalters für ſich auszubeuten wußte, die von allen Seiten dahin gieng, die deutſche Schriftſprache zu einem den älteren Kulturſprachen ebenbürtigen Werkzeug der literariſchen Thätigkeit auszubilden. Aber wie ihm in der früheren Zeit die Verbindung, in welche er ſeine grammatiſchen Arbeiten mit ſeinen poetiſchen und literariſch kritiſchen Beſtrebungen ſetzte, großen Vorſchub gethan hatte, ſo konnte ſich auch ſein Anſehen als Grammatiker nicht mehr lange behaupten, nachdem er auf dem Gebiet der Literatur durch Klopſtock und Leſſing in den Staub geworfen war. In früheren Jahren weit überſchätzt, büßte

1) Vollſtändigere und Neuerläuterte Deutſche Sprachkunſt [ſo nannte Gottſched die ſpäteren Auflagen ſeines oben angeführten Buchs], 4. Aufl. Leipz. 1757, S. 1. — 2) Th. W. Danzel in ſeinem ſonſt höchſt verdienſtlichen Buch: Gottſched und ſeine Zeit, Leipz. 1848, S. 7. Es gereicht Gottſched zur Ehre, daß er ſelbſt ſehr wohl wußte und auch offen ausſprach, daß er nur der Fortſetzer höchſt achtungswerther Vorgänger ſei. Vgl. Gottſched, Deutſche Sprachkunſt, 4. Aufl. 1757, Vorr. zur erſten Ausg. Bl. 5.

er gegen ſein Lebeusende auch die Achtung ein, die er ſich durch ſeine wirklichen Verdienſte erworben hatte. Doch hat gerade ſeine Deutſche Sprachkunſt noch zehn Jahr nach ſeinem im Jahr 1766 erfolgten Tode eine neue Auflage erlebt, und ebenſo iſt von dem „Kern der deutſchen Sprachkunſt," den Gottſched „zum Gebrauch der Jugend" im Jahr 1753 herausgegeben hatte, noch 1777 eine achte Auflage erſchienen.

Haben wir Gottſched im Bisherigen von der Seite betrachtet, auf die auch er ſelbſt den größten Werth legte, nämlich von Seite ſeiner Bearbeitung der neuhochdeutſchen Schriftſprache, ſo würden wir doch ein unvollſtändiges Bild dieſes über Gebühr gelobten und über Gebühr herabgeſetzten Mannes erhalten, wenn wir nicht gleich hier auch der Verdienſte gedächten, die er ſich als Forſcher auf dem Gebiet der deutſchen Literaturgeſchichte erworben hat. Sein bekannteſtes dahin gehöriges Werk, der Nöthige Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, Leipzig 1757, Zweiter Theil 1765, iſt eine für ihre Zeit ſehr achtungswerthe Sammlung. Noch ausſchließlicher mit der älteren deutſchen Dichtung beſchäftigen ſich manche unter den kleineren Schriften Gottſched's. So macht er in einem Programm vom Jahr 1745 auf Heinrich's von Veldeke Aeneide aufmerkſam. In einem anderen vom Jahr 1752 De temporibus Teutonicorum vatum mythicis erkennt er ganz richtig, daß die Helden unſrer volksthümlichen altdeutſchen Epik, Dietrich von Bern und ſeine Genoſſen, der Zeit der germaniſchen Völkerwanderung, die Gedichte aber, die wir über ſie beſitzen, erſt dem ſpäteren Mittelalter ſeit dem 12. Jahrhundert angehören. Dürfen wir nun auch Gottſched's Einſicht in den Werth unſrer altdeutſchen Dichtungen nicht gar hoch anſchlagen, ſo ſehen wir ihn doch fort und fort bemüht, ſeine Kenntniſſe auf dieſem Gebiet zu erweitern [1]) und das Gefundene in ſeinen Zeitſchriften [2]), Programmen

1) Vgl. De temporibus Teutonicorum vatum mythicis, Lips. 1752, p. XII. — 2) So namentlich in den Beyträgen zur Critiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, acht Bände, Leipz. 1732—1744,

u. ſ. w. mitzutheilen. Und daß Gottſched doch nicht ohne Sinn für das Kernhafte der volksthümlich deutſchen Spruchweisheit war, beweiſt die „Sammlung einiger Kern- und Gleichnißreden der deutſchen Sprache“ in ſeiner deutſchen Sprachkunſt, und die Art, wie er dieſelben einführt [1]).

Schon zu Gottſched's Lebzeiten war ſeine deutſche Sprachlehre von Johann Michael Heinze, Rector zu Lüneburg, († 1790) geſchickt und bitter angegriffen worden [2]). Aber es währte geraume Zeit, bis ſich eine andere deutſche Grammatik zu dem Anſehen aufſchwang, das die Gottſched'ſche genoſſen hatte. Weder Joh. Siegm. Popowitſch's (geb. 1705 unweit Studenitz in Steyermark, † 1774) Anfangsgründe der Teutſchen Sprachkunſt, Wienn 1754, noch Friedr. Carl Fulda's Grundregeln der Teutſchen Sprache, Stuttgart 1778 [3]), waren dies im Stande. Einer ausgebreiteteren Wirkſamkeit erfreute ſich Joh. Friedr. Heynatz (geb. zu Havelberg 1744, Rector an der Oberſchule und Prof. an der Univerſität zu Frankfurt an der Oder, † 1809) Seine Deutſche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen, Berlin 1770, erlebte noch 1803 eine fünfte Auflage [4]), und ſeine Briefe

---

und im Neuen Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſten, zehn Bde. Leipz. 1745—1754.

1) Gottſched's Deutſche Sprachkunſt, 4. Aufl., Leipz. 1757, S. 534 fg. — Dagegen möchte ich auf das allerdings merkwürdige Lob, das die altdeutſchen Dichter: „Walter von der Vogelweyde“ (Sp. 1635 fg.), „Wolferam von Eſchilbach“ (Sp. 1661 fg.) und andere in Gottſched's Handlexicon — der ſchönen Wiſſenſchaften, Leipzig 1760, erhalten, bei Gottſched's bekannten Anſichten über Poeſie kein ſehr großes Gewicht legen. Dieſe Artikel rühren großentheils nicht von Gottſched her, und daß er ſie hat ſtehen laſſen, will bei dem raſch fabricierten Buch nicht viel beſagen. (Vgl. die Vorr., letzte Seite). — 2) Joh. Mich. Heinzens — Anmerkungen über des Herrn Profeſſor Gottſched's Deutſche Sprachlehre, Göttingen und Leipzig 1759. — 3) Beſonderer Abdruck aus „Der teutſche Sprachforſcher, Zweiter Teil. Stuttgart 1778“, (herausgegeben von Joh. Naſt) S. 113 fg. Ueber Fulda als Sprachforſcher ſprechen wir weiter unten. — 4) Hoffmann, Deutsche Philol. S. 141.

die deutſche Sprache betreffend, ſechs Theile, Berlin 1771 — 75, wurden von den Zeitgenoſſen geſchätzt [1]).

Aber der eigentliche Erbe von Gottſched's tonangebender Stellung, der den Ruhm ſeines Vorgängers auf dem Gebiet der Deutſchen Grammatik weit hinter ſich ließ, war Johann Chriſtoph Adelung. Geboren am 8. Auguſt 1732 in dem Dorfe Spantekow bei Anklam, wo ſein Vater Pfarrer war, beſuchte Adelung die Schulen zu Anklam und Kloſterbergen und ſtudierte dann auf der Univerſität Halle. 1759 ward er Profeſſor am evangeliſchen Gymnaſium zu Erfurt, ſah ſich aber auf Veranlaſſung eines Streits zwiſchen der dortigen proteſtantiſchen Gemeinde und der Regierung, in welchem er die Gerechtſame ſeiner Confeſſionsverwandten zu vertheidigen übernommen hatte, genöthigt, Amt und Ort ſchnell zu verlaſſen. Er floh nach Leipzig, wo er mit Correcturen, Ueberſetzungen und eigenen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich ſeinen Unterhalt mühſam erwarb. Mit ſtaunenswerthem Fleiß förderte er eine lange Reihe der verſchiedenartigſten Werke zu Tage. Darunter neben vielen anderen eine Geſchichte der Philoſophie für Liebhaber, Leipzig 1786, drei Bände; einen Kurzen Begriff menſchlicher Fertigkeiten und Kenntniſſe, Leipzig 1778, 2. Auflage, 1783—89, vier Bände; einen Verſuch einer Geſchichte der Kultur des menſchlichen Geſchlechts, Leipzig 1782; eine Geſchichte der menſchlichen Narrheit, Leipzig 1785—89, ſieben Bände; aber auch ſeine Fortſetzung von Jöcher's Gelehrtenlexikon, Leipzig 1784, zwei Bände; ſein Neues Lehrgebäude der Diplomatik, Erfurt 1760, drei Theile, und ſein Glossarium manuale ad scriptores mediae et infimae latinitatis, Halae 1772 — 84, ſechs Bände; vor allen aber ſeine Wörterbücher und Grammatiken der deutſchen Sprache, über die wir nachher einen eingehenderen Bericht zu erſtatten haben werden. Im Jahr 1787 nahm Adelung einen Ruf als Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden an. Hier widmete er die Zeit, die ihm ſeine bibliothekariſche Thätigkeit übrig

1) Aber wie wenig gründlich die Kenntniſſe dieſes Sprachforſchers waren, darüber vgl. z. B. die oben angef. Briefe, Thl. V, S. 71 fg.

ließ, mit raſtloſem Fleiß linguiſtiſchen und hiſtoriſchen Studien. Noch am ſpäten Abend ſeines Lebens unternahm er ſeinen Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde. Aber er vollendete bloß den erſten Theil, während der Bearbeitung des zweiten ward er am 10. September 1806 vom Tod abgerufen [1]).

Sowohl zur lexikaliſchen, als zur grammatiſchen Bearbeitung der deutſchen Sprache wurde Adelung zunächſt durch äußere Umſtände veranlaßt. Wenige Jahre vor ſeinem Tode hatte Gottſched ein deutſches grammatiſches Wörterbuch angekündigt. Aber das Werk war nicht über dieſe Ankündigung und einen zugleich ausgegebenen Probebogen hinausgekommen. Da veranlaßte nach Gottſched's Tode der Buchhändler Breitkopf in Leipzig Adelung, die von Gottſched begonnene Arbeit auszuführen. Adelung gieng darauf ein; da ihm aber außer dem angeführten Probebogen nichts von Gottſched's Sammlungen zu Gebote ſtand, auch die oberflächliche Art, in der Gottſched verfahren war, von der Benutzung ſeiner Papiere nichts erwarten ließ, ſo mußte Adelung ſein Werk vom Grund aus aufbauen [2]). So entſtand ſein Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuches der Hochdeutſchen Mundart, mit beſtändiger Vergleichung der übrigen Mundarten, beſonders aber der oberdeutſchen, 5 Theile, Leipzig 1774—1786 [3]). Das Werk beſchäftigte Adelung eine lange Reihe von Jahren und fand einen

1) Die obigen Angaben über Adelung's Leben ſind dem Artikel Adelung in Erſch's und Gruber's Encyclopädie, Thl. 1, Leipz. 1818, S. 404 fg., entnommen. Da dieſer Artikel von Ebert, Adelung's ſpäterem Nachfolger an der Dresdner Bibliothek, herrührt, ſo wird man annehmen dürfen, daß ſeine Angaben zuverläſſig ſind. Nichtsdeſtoweniger bleibt es auffallend, daß Meuſel im Neuen literariſchen Anzeiger 1807, Sp. 799 „auf Ehre verſichert", Adelung ſelbſt habe ihm mitgetheilt, daß er am 30. Auguſt 1734 geboren ſei, während Ebert dem gegenüber ausdrücklich ſagt: „Adelung war am 8. Aug. 1732 (nicht 30. Auguſt 1734)" geboren. — 2) S. die Vorr. zum Erſten Theil von Adelungs's Wörterbuch (1774) S. III fg. — 3) Auf dem Titel dieſer erſten Ausgabe nennt ſich Adelung nicht, wohl aber unter der Vorrede.

ungewöhnlichen Beifall. Bevor noch die erste Auflage vollendet war [1]), machte sich schon das Bedürfniß einer neuen geltend. Diese erschien unter dem Titel: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart —. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe, vier Theile, Leipzig 1793 — 1801 [2]). Obschon Absicht und Anlage des Werks im Wesentlichen dieselben blieben, war doch das Ganze von neuem durchgearbeitet und an unzähligen Stellen verbessert und vermehrt [3]). Wie fest Adelung's Ruf schon durch die erste Ausgabe seines Wörterbuchs gegründet war, zeigte sich bereits vor deren Abschluß. Im Jahr 1779 befahl Friedrich der Große, „eine gute teutsche Grammatik, die die beste ist, in den Schulen zu gebrauchen, es sei nun die Gottschedische, oder eine andere, die zum besten ist" [4]). In Folge dessen forderte sein Minister, der Freiherr von Zedlitz, Adelung auf, eine deutsche Sprachlehre für Schulen zu schreiben. So entstand Adelung's erstes grammatisches Werk, seine „Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königlich Preußischen Landen. Berlin 1781." In demselben Jahr erschienen, wie Kant's Kritik der reinen Vernunft, ist Adelung's Sprachlehre auch demselben preußischen Staatsminister von Zedlitz gewidmet, wie das epochemachende Werk des großen Königsberger Philosophen. Adelung's übrige grammatische Arbeiten führen wir weiter unten an und erwähnen hier nur noch sein Buch „Ueber den deutschen Styl" (Leipzig 1785), seine Schrift: „Jacob Püterich von Reicherzhausen. Ein kleiner Beytrag zur Geschichte der Deutschen Dichtkunst im Schwäbischen Zeitalter," Leipzig 1788, und seine „Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur, bis zur Völkerwanderung," Leipzig 1806.

---

1) Des „Fünften und letzten Theils Erste Hälfte", Leipzig 1786, schloß zwar das Werk mit dem Z ab, aber die Zweite Hälfte, welche „Verbesserungen und Zusätze" zu dem ganzen Werk enthalten sollte (Vorrede zu V, 1, Bl. 2) ist nicht erschienen, weil inzwischen die neue Auflage im Anzug war. — 2) Zwölf Jahre nach Adelung's Tod im Jahr 1818 erschien noch eines fünften oder Supplementbandes Erstes Heft. — 3) Vgl. Adelung's Wörterbuch Thl. I. 2. Ausg., Leipzig 1798, Vorr. S. VIII. — 4) Preuß, Friedrich der Große, Bd. III, Berlin 1833, S. 116.

Wenn man die Unmaſſe von Schriften überblickt, die Adelung auf den verſchiedenartigſten Gebieten veröffentlicht hat, und dabei in Betracht zieht, daß er zur Bearbeitung ſeines deutſchen Wörterbuchs und ſeiner deutſchen Sprachlehre erſt von außen veranlaßt wurde, ſo könnte man auf den Gedanken kommen, Adelung ſei ein vielſchreibender Polyhiſtor geweſen, der ohne Zuſammenhang bald dies und bald jenes ergriff und ohne inneren Beruf durch den bloßen Zufall eben auch auf die deutſche Sprachforſchung gerieth. Aber bei einer ſolchen Annahme würde man ſich über dieſen merkwürdigen Mann gänzlich täuſchen. Vielmehr häugen faſt alle ſeine Unternehmungen, ſo verſchiedenartig ſie zu ſein ſcheinen, auf das engſte zuſammen. Wir müſſen deshalb, um ſeine Leiſtungen auf dem Gebiet der deutſchen Sprachforſchung richtig zu beurtheilen, zuvörderſt etwas näher auf ſeine allgemeinen Anſichten über Wiſſenſchaft und Leben eingehen. Adelung's Entwicklung fällt in die Zeit, als die durch Chriſtian Wolff verflachte Leibniziſche Philoſophie ſich in den weiteſten Kreiſen verbreitete. Hatte ſchon Wolff den Leibniziſchen Ideen mancherlei Fremdartiges beigemiſcht, ſo war dadurch der Weg gebahnt zu dem bunten Eklekticismus, der vor dem Auftreten Kant's die Geiſter in Deutſchland beherrſchte. Adelung ſelbſt ſpricht dies mit den Worten aus: „Daher hat in den neueſten Zeiten faſt jeder Philoſoph von Kopf und Scharfſinn ſein eigenes eklektiſches Syſtem, worin doch die Leibnitziſch-Wolfiſchen Hypotheſen bald mehr bald weniger zum Grunde liegen“ [1]). Auch Adelung's philoſophiſche Anſichten ſind natürlich beeinflußt von Leibniz. Aber man würde ſich täuſchen, wenn man die Quellen ſeines Denkens vorzugsweiſe bei Leibniz ſuchte. Er kann natürlich nicht umhin, deſſen „Scharfſinn uud ſchnelle und durchdringende Beurtheilungskraft“ anzuerkennen [2]); aber ſeine Philoſophie iſt ihm eigentlich im Grund der Seele verhaßt. Leibniz, ſagt er, hat ſich bemüht, das Gebiet der Philoſophie „in den gränzenloſen Regionen der Möglichkeit von neuem zu befeſtigen“ [3]). In Bezug auf

1) Geſchichte der Philoſophie für Liebhaber, Bd. 3 (1787), S. 425. — 2) Ebend. Bd. 3, S. 404. — 3) Ebend. Bd. 3, S. 408.

Leibnizens Beſtrebungen, die Philoſophie mit der chriſtlichen Religion auszuſöhnen, iſt er nicht abgeneigt, an deſſen Ehrlichkeit zu zweifeln [1]). „Die Lehre von den angebohrnen Begriffen", ſagt er dann ferner, kann ich keinem Philoſophen vergeben, und am wenigſten einem Leibnitz; ſie iſt eine Frucht des hohen Werthes, welchen er auf die Speculation ſetzte, und ſeines Hanges zur Platoniſchen Philoſophie" [2]). Dieſe „Vorliebe für die Pantheiſtiſchen Syſteme und beſonders für den Plato" [2]) iſt nach Adelung ein Hauptfehler des Leibniz. Wenn dagegen Adelung von der Leibniziſchen Eintheilung der Begriffe in klare und dunkele u. ſ. ſ. einen oft wiederkehrenden Gebrauch macht, ſo bemerkt er ſelbſt, daß Leibniz hier „größten Theils dem des Cartes folgt" [3]). Nicht Leibniz, ſondern Locke iſt es, an deſſen Grundgedanken Adelung vorzugsweiſe anknüpft. „Unter allen (Verbeſſerern der Logik), ſagt er, kam keiner der Wahrheit näher, als der berühmte Engländer, Johann Locke, welcher der erſte war, der von der Erfahrung und Beobachtung ausgieng, an ihrer Hand das alte Steckenpferd der angebohrnen Begriffe verſcheuchte, und den Urſprung aller unſerer Erkenntniß da fand, wo er wirklich zu ſuchen iſt, in der Empfindung durch die Sinne" [4]). Wie mit dem Grundgedanken Locke's, ſo fühlt ſich Adelung vor allen mit der ganzen Art und Weiſe des Chriſtian Thomaſius verwandt. In ihm ſieht er „den Urheber der Aufklärung und des philoſophiſchen Geiſtes, welche ſich ſeit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts über Deutſchland, und beſonders deſſen nördliche Hälfte verbreitet haben" [5]). „Seine ſpeculativiſche Philoſophie, die Geiſterlehre abgerechnet, iſt noch die vernünftigſte, die bisher war gelehret worden" [6]). „Er hatte die Sinne ſehr richtig als die einzige Quelle unſerer vernünftigen Erkenntniß an-

1) Ebend. Bd. 3, S. 408 fg. — 2) Ebend. Bd. 3, S. 409. — 3) Ebend. Bd. 3, S. 409. Vgl. Bd. 3, S. 370. Ueber ſein Verhältniß zu des Cartes in dieſer Beziehung ſpricht ſich Leibniz in den Nouveaux essais sur l'entendement humain Liv. II, ch. 29 (Raſpe's Ausg. S. 213) aus. — 4) Geſchichte der Philoſophie für Liebhaber, Bd. 3, S. 442. Vgl. S. 445. — 5) Ebend. Bd. 3, S. 389. — 6) Ebend. Bd. 3, S. 392.

genommen, und gefunden, daß alle abſtracte Begriffe bloß von der groben Körperwelt um uns her abgeriſſen ſind“ [1]). „Er haſſete und verfolgte den Hang (der bisherigen ſectiriſchen Philoſophie) zur unnützen Speculation aus dem ſehr wahren und richtigen Grundſatze, daß die Philoſophie kein müßiges Spiel des Verſtandes und Scharfſinnes ſeyn, ſondern das Glück des Menſchen im geſellſchaftlichen Leben befördern müſſe“ [2]). Wenn auch Leibniz, Newton und Andere „mit mehr Tiefſinn und Abſtraction philoſophiret haben,“ als Thomaſius, ſo ſind doch „ſeine Bemühungen dem menſchlichen Geſchlechte unendlich wohlthätiger geworden, als die ſcharfſinnigſten Hypotheſen dieſer Männer.“ Daß er „den Glauben an Hexen und andere Teufeleyen“ verbannt und dadurch „Myriaden unſchuldiger Perſonen das Leben gerettet hat,“ „iſt mehr werth, als der ganze Speculations-Kram aller Philoſophen zuſammen genommen“ [3]). Aus den angeführten Stellen ergibt ſich Adelung's philoſophiſcher Standpunkt, und wir wollen nur noch einiges Wenige hinzufügen. Die Hauptaufgabe der Philoſophie iſt nach Adelung die Gemeinnützigkeit, und das vorzüglichſte Mittel hiezu ſieht er in den Naturwiſſenſchaften. Sie bilden die Grundlage aller geſunden Philoſophie. Ihre Vernachläſſigung bei den Griechen und ihr großartiger Betrieb in unſerer Zeit hebt die neuere Philoſophie weit über die antike. Der jetzige philoſophiſche Geiſt iſt „beſonders eine Folge der in den neuern Zeiten erweckten und verbreiteten Naturkunde, worin ſein großer Vorzug vor dem philoſophiſchen Geiſte der Alten beſtehet, der aus Mangel an einer nur erträglichen Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte immer noch an tauſend Arten des gröbſten Aberglaubens klebte“ [4]). Aber was Adelung unter der Philoſophie der Neueren verſteht, iſt nicht ein beſtimmtes Syſtem, eine „philoſophiſche Secte.“ Vielmehr „war es Thorheit, die Leibnitziſchen Hypotheſen in der Folge für unumſtößlich auszu-

---

1) Ebend. Bd. 3, S. 394. — 2) Ebend. Bd. 3, S. 389. — 3) Ebend. Bd. 3, S. 390. — 4) Ebend. Bd. 3, S. 462. Vgl. Bd. 2, 93. 100. Bd. 3, 427. 432—433. 449—450. 459. Vgl. Adelung, Aelteſte Geſchichte der Deutſchen, Leipz. 1806, S. 307.

geben." „Wenn die *ſyſtematiſche* Philoſophie auf ſolche Abwege geräth, ſo iſt ihr die *eklektiſche* unendlich vorzuziehen, welche die Wahrheit von der Hypotheſe ſorgfältig unterſcheidet, jene nimmt, wo ſie ſelbige findet, und kein Syſtem zu erkünſteln ſucht, wo die Natur der Dinge es nicht verſtattet" [1]).

Wenn wir die eben dargelegten philoſophiſchen Grundanſichten Adelung's im Auge behalten, ſo wird uns auch klar werden, daß ſeine verſchiedenen Arbeiten [2]) auf das engſte zuſammenhängen und wechſelſeitig in einander greifen. Auf dem Grunde jener Anſichten erbaut ſich Adelung eine *Kulturgeſchichte* des menſchlichen Geſchlechts, und in dieſer Kulturgeſchichte bildet wieder *die Sprache* eins der wichtigſten Glieder. Auf dieſem Gebiet fand Adelung zwei Vorgänger, mit denen er im Weſentlichen übereinzuſtimmen glaubte und auf die er deshalb öfters verweiſt. Der eine derſelben war *Herder* [3]) in ſeiner Berliner Preisſchrift über den Urſprung der Sprache (Berlin 1772); der andere *Fulda* in ſeiner Göttinger Preisſchrift über die beiden Hauptdialekte der deutſchen Sprache (Leipzig 1773). In Herder's „vortrefflicher Abhandlung" ſieht Adelung dieſelbe Grundanſicht von der Sprache, auf die er ſelbſt ſchon vor dem Drucke der Herder'ſchen Schrift „durch die Sprache ſelbſt geleitet wurde," (daß ſie nämlich „Nachahmung mit Beſonnenheit ſei,") „auf eine überzeugende Art aus Vernunftſchlüſſen erwieſen" [4]). Mit Fulda aber fühlt er ſich in Anſehung der Etymologie der Wörter ſo einig, daß er deſſen Preisſchrift in den erſten Theil ſeines deutſchen Wörterbuchs aufnehmen läßt. Daß Adelung ſich in ſeinen Anſichten vielfach mit Herder und mit Fulda berührt, unterliegt keinem Zweifel, aber eben ſo wenig läßt ſich verkennen, daß er doch ſowohl dem Einen, als dem Anderen viel

---

1) Ebend. Bd. 1, S. 17. — 2) Natürlich ſehen wir hier ab von manchen bloß buchhändleriſchen Nebenarbeiten. — 3) Ueber Herder ſ. u. — 4) (Adelung) Verſuch eines grammatiſch-krit. Wörterbuchs der Hochdeutſchen Mundart. Thl. 3, Leipz. 1777, Vorr. Bl. 2. Vgl. Bl. 3, und beſonders auch Magazin für die Deutſche Sprache, Erſten Jahrgangs viertes Stück, Leipzig 1783, S. 10.

ferner ſtand, als er anfänglich glaubte. In Betreff Fulda's hat er dies ſelbſt ſpäterhin eingeſehen und darum deſſen Preisſchrift in die zweite Ausgabe ſeines Wörterbuchs nicht wieder aufgenommen [1]).

Adelung's Anſichten über die Entwicklung der menſchlichen Kultur und der menſchlichen Sprache ſind nämlich im Weſentlichen dieſe: Wie alle unſere Erkenntniß von den Sinnen ausgeht, ſo hat ſich auch das menſchliche Geſchlecht aus einem ganz ſinnlichen Zuſtand allmählich zur Kultur emporgearbeitet. „Cultur", ſagt Adelung, „iſt mir der Uebergang aus dem mehr ſinnlichen und thieriſchen Zuſtande in enger verſchlungene Verbindungen des geſellſchaftlichen Lebens. Der ganz ſinnliche, folglich ganz thieriſche Zuſtand, der wahre Stand der Natur iſt Abweſenheit aller Cultur" [2]). Die allmähliche Vermehrung der Menſchen führt ſie zur Kultur. „Was den Menſchen zur Cultur beſtimmen ſoll, iſt nichts anders, als Volksmenge im eingeſchränkten Raume" [3]). Unter die „Stücke, die zur Cultur gehören, rechnet Adelung vorzüglich auch die „allmählige Abnahme der ſinnlichen oder dunkeln Begriffe und ihrer Herrſchaft", und die „eben ſo allmählige Zunahme der deutlichen Begriffe, oder der vernünftigen Erkenntniß, und ihrer Herrſchaft über die vorigen" [4]). Hiemit hängt auf das engſte zuſammen die Entwicklung der Sprache. Der Menſch iſt nämlich mit der bloßen Anlage alles deſſen, was er werden ſollte, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen [5]). „Aber worin beſtand dieſe Möglichkeit, dieſe Anlage? Wir können ſie ohne Gefahr zu irren, in die Fähigkeit ſetzen, ſich ſeiner Empfindungen bewußt zu ſeyn, aber ſich ihrer nicht allein bewußt zu ſeyn, ſondern auch durch wiederhohlte Aufmerkſamkeit ſich von dem empfundenen Dinge ein Merkmahl abzureiſſen, vermittelſt ſolcher abgeriſſenen Merkmahle nicht

---

1) Adelung, Grammatiſch-krit. Wörterbuch u. ſ. w., 2. Ausg., Thl. I. Leipz. 1793, Vorr. S. VIII. — 2) (Adelung) Verſuch einer Geſchichte der Cultur des menſchlichen Geſchlechts. Leipzig 1782, Vorr. Bl. 3. — 3) Verſuch einer Geſch. der Cultur, Vorr. Bl. 4. Vgl. Bl. 7. — 4) Verſuch einer Geſch. der Cultur, Vorr. Bl. 3. — 5) Verſuch einer Geſch. der Cultur, S. 9.

allein klare, ſondern auch allgemeine Begriffe zu bekommen, und die auf ſolche Art erworbenen Begriffe wieder zur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes anzuwenden, kurz in dem, was Herder mit einem glücklich wieder erneuerten alten Worte die Beſonnenheit nennt; ein Vermögen, welches den Menſchen von den Thieren unterſcheidet, ihn zu dem macht, was er iſt und werden kann“ [1]). Dies Vermögen „iſt zugleich der Grund der Sprache“ [2]). „Dieſe iſt von Menſchen erfunden“ [3]). „Sprache und Erkenntniß ſtehen in dem genaueſten Verhältniß mit einander“ [4]). „Die Sprache iſt der erſte und wichtigſte Schritt zur Cultur, das, was den Menſchen aus der Claſſe des Thierreiches heraus hebt, und ihn eigentlich zum Menſchen macht“ [5]). Er lernt, „ſich ein hörbares Merkmahl von dem Dinge, welches den Eindruck auf ihn machte, abzureiſſen, und vermittelſt dieſes Merkmahles hat er nun auch einen klaren Begriff, der ihn zugleich in den Stand ſetzet, ſich des Dinges und der Empfindung von demſelben wieder zu erinnern“ [6]). Denn die Sprache iſt durchaus nicht aus willkürlich gewählten oder verabredeten Zeichen entſtanden [7]). In der Zeit, in welcher er die Sprache erfindet, iſt der Menſch noch ganz ſinnlich. Er verfährt dabei nicht nach dem Bewußtſein klar erkannter Gründe, ſondern hängt ganz von dunkelen Vorſtellungen ähnlicher Fälle ab, „weil er ſeine klare und deutliche Erkenntniß erſt mit und durch die Sprache erhält“ [8]). „Ein rohes, wildes oder halb wildes Volk lebt ganz ſinnlich, hat daher nur wenig Begriffe, ſeine Sprache erſtreckt ſich ſelten weit über die Gränzen der ſinnlichen Gegenſtände und Veränderungen, die es um ſich hat, und ſein Ausdruck derſelben iſt eben ſo hart und ungeſchlacht als ſeine Empfindungswerk-

---

1) Verſuch einer Geſch. der Cultur, S. 10. — 2) Verſ. einer Geſch. der Cultur, S. 11. — 3) Ebend. S. 12. — 4) Ebend. S. 13. — 5) Ebend. S. 19. — 6) Ebend. S. 20. — 7) Adelung gegen Meiner, im Magazin für die Deutſche Sprache, Erſten Jahrg. erſtes Stück (1782) S. 134. In dieſem Punkt ſtimmt Adelung nicht mit Locke, ſondern mit Leibnitz. S. o. S. 161. — 8) Adelung, Umſtändliches Lehrgebäude der Deutſchen Sprache, Leipz. 1782, I. S. 94. Vgl. S. 99.

zeuge und Sprach-Organen" [1]). „Die Ursprünge der Wörter fallen allemahl in die roheſten Zeiten jedes Volkes, wo es keine andern als ganz ſinnliche Vorſtellungen hatte und haben konnte, wo folglich die ſinnlichſte Erklärung allemahl die wahrſcheinlichſte iſt" [2]). In dieſe Periode der Sinnlichkeit fällt der Urſprung des Geſchlechts der Hauptwörter. „Da man einmahl alle ſelbſtändigen und als ſelbſtändig gedachten Dinge durch äußere Merkmahle in gewiſſe Claſſen theilen wollte, ſo würde man dieſes Mittel auf eine überaus nützliche und fruchtbare Art haben anwenden können, wenn man einen ſchicklichern Eintheilungsgrund gewählet hätte, als das Geſchlecht. Allein alsdann hätten die Urheber der Sprache wenigſtens deutliche Begriffe von den Dingen haben müſſen, die wir doch bei ihnen noch nicht annehmen können. Daher bleiben ſie bei dem allerſinnlichſten und unſchicklichſten Merkmahle ſtehen, welches man ſich nur denken kann, und da ſie an ſich und an den Thieren zweyerlei Geſchlecht bemerkten, ſo wendeten ſie ſolches auf alle übrige, wahre oder eingebildete Subſtanzen an, und pflanzten dadurch den überzeugendſten Beweis von der Kindheit ihres Verſtandes auf ihre Nachkommen fort" [3]). Erſt ganz allmählich ſchreitet die Sprache zugleich mit der Vernunft zu immer größerer Vollkommenheit fort. „Denn Sprache und Vernunft gehen Hand in Hand, und klären ſich wechſelsweiſe auf. Beyde knüpfen ſich an dunkele Eindrücke an, und ſchreiten nur ſtufenweiſe zu klärern Begriffen fort" [4]). „Die anfänglich noch ſehr dunkele Erkenntniß kläret ſich immer mehr und mehr auf, die kaltblütige Vernunft gewinnet der Sinnlichkeit immer mehr Feld ab, der Verſtand reiſſet ſich immer mehr von den Feſſeln des Irrthums der Sinne los" [5]). Denſelben Gang von der Dunkelheit zu immer größerer Klarheit nimmt die Sprache. Anfänglich werden nur einſylbige Wörter neben

1) Ebend. I, S. 7. — 2) Ebend. I, S. 7. — 3) Umſtändliches Lehrgebäude I, S. 346. Vgl. Magazin für die Deutſche Sprache, Erſten Jahrganges viertes Stück, 1783, S. 3 fg. — 4) Adelung, Mithridates, Erſter Theil, Berlin 1806, Einleitung S. V. — 5) Magazin für die Deutſche Sprache, Erſten Jahrganges zweytes Stück, 1782, S. 3.

einander geſtellt, ohne die Beziehungen, durch welche ſie verknüpft ſind, zu bezeichnen. Dieſe Stufe der Sprachbildung haben uns die Sprachen von China, Tibet, Ava, Pegu, Siam, Tunkin und Cotſchinſchina erhalten. „Alle dieſe großen Länder, und zwar nur dieſe in der ganzen bekannten Welt allein, verrathen in ihren Sprachen noch ganz das Unvollkommne der erſten Sprachbildung“ [1]). „Sie haben noch die erſte rohe Urſprache beibehalten“ [2]). Ein großer Fortſchritt war der Uebergang zur Flexion. Aber doch würde man irren, wenn man die Flexion für etwas Anderes, als ein ſehr unvollkommenes Mittel halten wollte. „Es läßt ſich nämlich beweiſen, daß die Flexion zwar anfänglich ein brauchbares Mittel war, Verhältniſſe und Nebenbegriffe dunkel zu bezeichnen, indem dieſe dunkele Bezeichnung doch mehr Verſtändlichkeit gewährete, als gar keine; daß aber der menſchliche Geiſt, ſo wie er einſehen lernte, daß dieſe dunkele Vorſtellung zur klaren erhoben werden müſſe, dieſen Weg wieder verließ, und da, wo er von dem Verhältniſſe und Nebenbegriffe klare Begriffe haben konnte, der Flexion die Umſchreibung vorzog“ [3]). Daher bilden die neueren Sprachen einen entſchiedenen Fortſchritt gegenüber dem Griechiſchen und Lateiniſchen. Was dieſe nur dunkel durch Biegungsſylben bezeichneten, das drückt das Italieniſche, Franzöſiſche u. ſ. f., und ebenſo das Deutſche durch beſondere Wörter aus. „Gewiß aus keiner andern Urſache, als aus der dunklen Ueberzeugung, daß es unſchicklich, und der Abſicht der Sprache zuwider iſt, das dunkel auszudrücken, wovon das menſchliche Geſchlecht ſich endlich klare Begriffe erworben hat“ [4]). „Es hat freilich ſeine Richtigkeit, daß eine Sprache, deren Ausdrücke noch viel von dem urſprünglichen Bildlichen an ſich haben, und welche in ihrem Baue eine gewiſſe dunkele Kürze hat, wobey ſie nur die hervorſtechendſten Begriffe ausdrückt, die

---

1) Adelung, Mithridates, Erſter Theil, 1806, S. 18. — 2) Ebend. S. 19. — 3) „Beweis der fortſchreitenden Cultur des menſchlichen Geiſtes aus der Vergleichung der älteren Sprachen mit den neuern.“ Im Magazin für die Deutſche Sprache, Erſten Jahrganges zweytes Stück, 1782, S. 13. — 4) Ebend. S. 17.

Nebenbegriffe aber errathen läßt, für die Dichtung bequemer iſt, als eine andere; daher ſind es die Griechiſchen und Römiſchen mehr als die neuern Europäiſchen Sprachen, und die ältern morgenländiſchen mehr als jene, und die urſprüngliche Sprache war vermuthlich die vollkommenſte Dichtung, die man ſich nur gedenken kann, weil da jeder Ausdruck nicht allein ein ſinnliches Bild, ſondern ſelbſt ein tönendes Bild war. Allein, die Dichtung iſt denn doch nicht die weſentlichſte Abſicht weder der Sprache, noch des geſellſchaftlichen Lebens, ſondern nur eine Nebenzierde, welche höhern Vorzügen billig nachſtehet. Freylich verlieren die neuern Sprachen immer mehr in Anſehung der Dichtung, je mehr ſie ausgebildet werden, oder vielmehr, je mehr der menſchliche Geiſt ſeinen Wachsthum an Klarheit und Deutlichkeit auch auf ſie anwendet; aber da dieſer Wachsthum ein wahrer Gewinn iſt, ſo kann jenes auch kein weſentlicher Nachtheil ſeyn, da es eine nothwendige Folge dieſes Gewinnes iſt" [1]). Daß hier der Gewinn unbedingt auf Seite der Neueren iſt, ergibt ſich ſchon aus der Stellung, welche die Poeſie im Kreiſe der menſchlichen Thätigkeiten einnimmt. Die Poeſie hat es nämlich mit dem zu thun, „was auf die untern Kräfte, vornehmlich aber auf die Einbildungskraft, die Gemüthsbewegungen und den Witz wirkt" [2]). Dagegen iſt die Proſa „zunächſt auf den Verſtand gerichtet, ſo daß die Rückſichten auf die untern Kräfte nur zufällige Verſchönerungen ſind" [3]). Adelung ſchließt ſich hier der Aeſthetik des Alexander Baumgarten an [4]) und zieht aus derſelben Folgerungen, die ſehr zum Nachtheil der Poeſie ausfallen. Unter der Ueberſchrift: „Rohheit der Sprache bei rohen Völkern," ſagt er: „Je weniger aufgeklärt ein Volk iſt, deſto ſtärker ſind bey demſelben die untern Kräfte, beſonders die Einbildungskraft und die Leidenſchaften, und dieſe drucken denn auch ihr Gepräge der ganzen Sprache auf, die dadurch in dieſem Zuſtande für die Dicht-

1) Ebend. S. 25 fg. — 2) Adelung, Ueber den Deutſchen Styl, zweyter u. dritter Theil, Berlin 1785, S. 252 fg. — 3) Ebend. S. 253. — 4) Vgl. ebend. S. 254, und (Adelung) Kurzer Begriff menſchlicher Fertigkeiten und Kenntniſſe, Dritter Theil, zweyte Aufl., Leipz. 1786, S. 247.

kunſt freylich bequemer iſt, als in einem höhern Grade der Cultur“ [1]). Adelung bemerkt ganz richtig, daß ein ſolches Volk an Ausdrücken unſinnlicher und abſtracter Gegenſtände arm ſein müſſe. Auch ſind wir natürlich weit entfernt, den hohen Werth, den er auf den Verſtand legt, beſtreiten zu wollen. Aber die Art, wie er nun dieſen „oberen Kräften“ gegenüber die angeblichen „unteren“, das heißt, die ſchöpferiſchen Kräfte der Poeſie und der Kunſt überhaupt behandelt, gränzt an das Unglaubliche. Der Dichter muß „Genie“ haben, das heißt, „die untern Kräfte der Seele müſſen ſich bei ihm in einem vorzüglichen Grade der Stärke befinden“ [2]). Das Genie iſt nur eine Fähigkeit und bloße Möglichkeit. „Soll die Fähigkeit wirklich nützlich werden, ſo muß ſie nicht allein hervor gezogen, ſondern auch durch Nachdenken, Fleiß und Uebung ausgebildet, und zur Fertigkeit erhöhet werden“ [3]). Aber auch ſo bleibt das Genie vergleichsweiſe nur von untergeordnetem Werth. Denn „man ſchätze das Genie nicht über ſeinen wahren Werth. Das Genie, ſo wie es in den ſchönen und bildenden Künſten genommen wird, beſchäftiget ſich mit dem Schönen, mit dem Schmucke. Dieſer hat allerdings ſeinen Werth, er mag nun in eigenen Producten auftreten, oder bloß zur gefälligen Verſchönerung des Nützlichen und Nothwendigen dienen. Allein es ſtehet doch dem letztern allemahl nach, und muß nicht zu deſſen Nachtheil übertrieben werden. Ein rechtſchaffener Geſchäftsmann von den zu ſeinem Amte nöthigen Fähigkeiten iſt der bürgerlichen Geſellſchaft unendlich brauchbarer als zehn Genies, deren Gegenſtand immer nur das Angenehme iſt“ [4]). Aber nicht nur der brauchbare Geſchäftsmann, auch der Mann von Geſchmack ſteht höher als das Genie. Erſt „in den höhern Graden der Cultur“ nämlich tritt die „Bildung des Geſchmackes“ ein [5]). Das Genie aber war zu allen Zeiten da. Es war eher, als die Regeln.

---

1) Ueber den Deutſchen Styl, Erſter Theil, Berl. 1785, S. 13. — 2) Ebend. (2. u.) 3. Theil, S. 359. — 3) Ebend. S. 369. — 4) Ebend. S. 370. — 5) (Adelung) Verſuch einer Geſchichte der Cultur, 1782, Vorr. Bl. 3.

„Die Regel leitet nur das Genie, flößt es aber nicht ein. Das Genie iſt ein Werk der Natur, deſſen Ausbruch oder Thätigkeit eine Folge des höhern Grades der untern Kräfte. Die Regel iſt ein Werk der Erfahrung, und der kaltblütigen Vernunft“ [1]). „Freylich gab es ſchon vor Ariſtoteles ſchöne Dichter und ſchöne Schriftſteller aller Art. Allein, entweder ſind es Homere, wo große Schönheiten mit großen Mängeln und Fehlern verbunden ſind, oder ſie befolgten eben dieſelben Regeln mechaniſch, ſo wie man ſprachrichtig ſchrieb und ſprach, ehe es Sprachlehren gab. Es gibt zu allen Zeiten Genies, und immer mehr Genies als Männer, die mit einem vorzüglichen Verſtande begabt ſind“ [2]). „Homer's Epopeen, Shakeſpeare's Schauſpiele ſind irregulär, weil in beyden gar oft und ſehr wider die Regeln des allgemeinen Schönen geſündiget wird. Wenn der gute Geſchmack herrſcht, ſo ſchätzet man die einzelnen Schönheiten an ſolchen Werken und mißbilliget die Fehler, weil ſolche Producte nie ein ſchönes Ganzes ausmachen können“ [3]).

In den Schriften, die ſich mit der deutſchen Sprache beſchäftigen, macht nun Adelung Gebrauch von den bisher entwickelten Anſichten. Wir können uns deshalb wohl denken, wo es ihm am beſten gelingen muß. Auf dem Gebiet der neuhochdeutſchen Schriftſprache bringt ſein klarer Verſtand, ſein nüchternes Urtheil und ſein eiſerner Fleiß Werke hervor, die von einem ſehr bedeutenden Erfolg begleitet waren und eine keineswegs zu unterſchätzende Stelle in der Geſchichte der deutſchen Sprachwiſſenſchaft einnehmen. Sein Grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der Hochdeutſchen Mundart beſchränkt ſich auf die hochdeutſche Schriftſprache ſeiner Zeit. Nur weil „verſchiedene ältere Schriften noch täglich geleſen werden, ſind auch die in denſelben vorkommenden veralteten und provinziellen Wörter, Bedeutungen und Wortfügungen mit aufgeführt, ſollte es

1) Adelung, Ueber den Deutſchen Styl (2 u.) 3, S. 400. — 2) Ebend. S. 401. Ueber Homer urtheilt Adelung verſtändiger in ſeinem Kurzen Begriff menſchlicher Fertigkeiten und Kenntniſſe, Thl. 3 (2. Aufl.) Leipz. 1786, S. 475. — 3) Ebend. S. 401 fg.

auch nur geſchehen ſeyn, um den unkundigen oder ausländiſchen Leſer zu warnen“ [1]). Innerhalb der Gränzen, die Adelung ſich hier ſelbſt zieht, iſt ſein Wörterbuch unſtreitig eine höchſt anerkennenswerthe Leiſtung. Seine Sammlungen können natürlich nicht vollſtändig ſein, aber ſie ſind für ſeinen Zweck ſehr reichhaltig. Seine Begriffsbeſtimmungen ſind klar und ſcharf, und ſie treffen in den meiſten Fällen das Richtige. Von Adelung's Anſichten über das Weſen des Hochdeutſchen, die auch auf ſein Wörterbuch einen ſtörenden Einfluß äußern, werden wir weiter unten ſprechen, und ebenſo laſſen wir die Seite der etymologiſchen Forſchung hier noch unberührt.

Seine grammatiſchen Arbeiten begann Adelung mit ſeiner „Deutſchen Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königliſch Preußiſchen Landen“, 1781. „Die Deutſche Sprache“, ſagt er in ſeiner Widmung an den Miniſter von Zedlitz, „auf Deutſchen Schulen grammatiſch zu lehren und zu lernen, dieſer eines großen Königes und ſeines großen Miniſters ſo würdige Gedanke, verdienet von der ſpäteſten Nachwelt, welche erſt den völligen Nutzen davon einärnten wird, mit der lebhafteſten Empfindung des Dankes verehret zu werden.“ In der Vorrede legt er dann die Anſichten dar, nach denen er die Grammatik der deutſchen Sprache zu behandelt gedenkt. „Es gibt vornehmlich einen gedoppelten Weg, die Regeln einer Sprache vorzutragen und zu lehren: entweder, daß man dasjenige, was man in der Sprache bemerkt oder bemerket gefunden, unter gewiſſe allgemeine, größtentheils von ältern Sprachlehren entlehnte Rubriken neben einander ſtelle, ohne weiter zu unterſuchen, was es iſt, wie es iſt, oder warum es iſt; oder daß man das Weſen der Sprache in ihr ſelbſt aufſuche, von allem was in derſelben vorkommt, deutliche Begriffe zu bekommen und zu geben ſuche, und den Urſachen nachforſche, warum das Veränderliche in der Sprache gerade ſo und nicht anders eingerichtet iſt.“ Bisher habe man faſt immer nur den erſteren, freilich leichteren Weg eingeſchlagen. „Die Erlernung der

1) Verſuch eines Gramm.-krit. Wörterbuches Thl. I, Vorr. S. XIII.

Sprache iſt dadurch ein bloßes Werk des Gedächtniſſes geworden, bey welchem der Verſtand auch nicht die mindeſte Beſchäftigung findet, und zwar das langweiligſte und abſchreckendſte Gedächtnißwerk, welches man ſich nur vorſtellen kann, weil man ſich überall ganz mit dunkeln und verworrenen Begriffen behelfen mußte, und in keinem Falle nach Grund und Urſache fragen konnte oder durfte." Er ſelbſt wolle nun den zweiten, freilich mühſamen, aber auch allein richtigen Weg betreten. Er habe ſich bemüht, „das Weſen der Deutſchen Sprache in ihr ſelbſt aufzuſuchen," und aus dem Gebrauche der Redetheile in der deutſchen Sprache „die Gründe herzuleiten geſucht, warum die vornehmſten Erſcheinungen in derſelben ſo und nicht anders ſind und ſeyn können." „Der letzte Punct war einer der ſchwerſten und mühſamſten. Jede Sprache, folglich auch die Deutſche, iſt von einem ganz rohen und ſinnlichen Volke nach dunkel empfundenen Aehnlichkeiten erfunden und ausgebildet, und ſelbſt im Fortgange der Cultur nach eben ſo dunkel empfundenen Aehnlichkeiten erweitert, und verfeinert worden. Alles dieſes auf deutliche Begriffe zurück zu führen, iſt nicht leicht." „In der Sprache iſt ſolches ſchlechterdings unmöglich, wenn man nicht bis auf ihren erſten Urſprung zurück gehet, weil die wahren Gründe und Urſachen aller oder doch der vornehmſten Erſcheinungen in der Sprache nur hier geſchöpft, und nur aus ihm allein begreiflich gemacht werden können." Man ſieht, es iſt ein hohes Ziel, das Adelung ſich ſteckt. Daß er dies Ziel erreicht habe, wird man nicht erwarten. Aber jedenfalls gehört ſeine Deutſche Sprachlehre für Schulen zu den Schriften, die neben ſeinen Mängeln auch ſeine Vorzüge in beſonderem Maße zeigen.

Seine Schulgrammatik ergänzte Adelung im folgenden Jahr durch ſein „Umſtändliches Lehrgebäude der Deutſchen Sprache zur Erläuterung der Deutſchen Sprachlehre für Schulen, Leipzig 1782." Hier gibt er die nähere Begründung deſſen, was er in der Sprachlehre für Schulen als Ergebniß vorweggenommen hatte, und im Anſchluß daran läßt er in ſeinem Magazin für die Deutſche Sprache (1782—1784) noch eine Reihe von Abhandlungen über einzelne wichtige Punkte folgen. Hier erklärt ſich nun Adelung auch ein-

gehender über die Grundfragen seines Unternehmens: über das grammatische Erlernen der Muttersprache und über das Verhältniß der Grammatik zur philosophischen Speculation. „Ob es besser ist," sagt er, „eine Sprache, und besonders seine Muttersprache, grammatisch, d. i. mit Bewußtseyn der Sprachregeln, oder aus bloßer Uebung zu erlernen, ist sehr leicht zu entscheiden, so bald man nur über den Vorzug der klaren und deutlichen Erkenntniß vor der dunkelen und verworrenen einig ist. Die letztere ist von einer bloß aus der Uebung erlangten Fertigkeit unzertrennlich, die erstere aber kann allein aus der Sprachlehre erhalten werden. Diese ist in der Muttersprache desto nothwendiger, je unverzeihlicher es ist, sich von Gegenständen außer uns klarer und deutlicher Begriffe zu befleissigen, und sich in Ansehung des Ganges und Ausdruckes seiner eigenen Gedanken mit dunkeln und verworrenen zu befriedigen" [1]). Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Sprachwissenschaft spricht sich Adelung so aus: „Sprachkunst und Logik sind indessen näher verwandt, als man gemeiniglich glaubt. Jene beschäftigt sich mit dem richtigen Ausdrucke der Gedanken, und da diese uns richtig denken lehret, so sollte sie billig vor Erlernung der Sprachkunst voraus gehen. Beyde klären sich wechselsweise auf, und ein geschickter Lehrer wird einen großen Theil der Logik gelegentlich bey der Sprachkunst vortragen können" [2]). So sehr aber auch Adelung das Logische in der Sprache betont, so sieht er doch recht wohl ein, daß die Sprache keineswegs mit der Logik zusammenfällt. „Da die Sprachregeln bloße Erfahrungssätze sind," sagt er, „so sind sie auch nur wahrscheinlich, und können nicht anders als durch Beyspiele erwiesen werden. Philosophische Beweise sind hier theils unmöglich, theils nicht hinlänglich, weil in einer Sprache nichts vorhanden ist, wovon nicht auch das Gegentheil Statt finden könnte, und in andern Sprachen wirklich Statt findet" [3]). Aber nichtsdestoweniger „ist die Sprachlehre des vernünftigen und wissenschaftlichen Vortrages eben so sehr fähig als eine jede andere

1) Umständl. Lehrgebäude, Bd. I. (1782) S. 92. — 2) Ebend. Bd. I, S. 92. — 3) Ebend. Bd. I, S. 113.

Lehre, und es iſt die Pflicht eines jeden Sprachlehrers, allen Begriffen in der Sprache den höchſten nur möglichen Grad der Deutlichkeit und Beſtimmtheit zu geben, und die Gründe aller Erſcheinungen ſo tief aufzuſuchen, als die Natur der Sache es verſtattet. Will man das philoſophiſch nennen, immerhin; allein alsdann muß man auch geſtehen, daß gründlich, vernünftig und philoſophiſch einerley iſt, dem nur das ſeichte, unvernünftige und verworrene entgegen ſtehen kann" [1]).

In ſeinem Umſtändlichen Lehrgebäude hat Adelung niedergelegt, was ihm ſein philoſophiſches und hiſtoriſches Studium der deutſchen Sprache ergeben hat. Er beginnt mit einer Einleitung über Sprache, deutſche Sprache und deutſche Sprachlehre. Das ganze Werk gliedert er in zwei Theile, deren erſter umfangreichſter von „der Fertigkeit richtig zu reden" handelt, während der zweite ſich mit „der Orthographie oder Fertigkeit richtig zu ſchreiben" befaßt. Die Lehre von der Bildung, der Biegung und der Zuſammenſetzung der Wörter iſt nicht ohne richtige Bemerkungen, aber im ganzen gehört ſie zu den Leiſtungen Adelung's, die am weiteſten hinter dem zurückbleiben, was wir jetzt verlangen; und es konnte dies auch bei Adelung's Verhalten zur Sprachgeſchichte, wie wir es nachher kennen lernen werden, nicht anders ſein. Dagegen bezeichnet ſein Abſchnitt „von dem Syntaxe oder Redeſatze" einen entſchiedenen Fortſchritt und hat bis in die neuſte Zeit hinein auf die Bearbeiter der deutſchen Syntax bewußt oder unbewußt einen unverkennbaren Einfluß geübt. Namentlich finden wir die Grundzüge von Adelung's Anſichten über die Arten der Sätze bei deutſchen Grammatikern der verſchiedenſten Art wieder. Er führt zwar hier, wie auch ſonſt öfters, Hrn. Rector Meiner als den Gelehrten an, der ihm in ſeiner Philoſophiſchen Sprachlehre den Weg gebahnt habe [2]). Aber wenn wir die Erörterungen Meiner's über

1) Ebend. I, S. 116. Vgl. auch Magazin für die Deutſche Sprache, Erſten Jahrg. erſtes Stück, 1782, S. 132. — 2) Umſtändl. Lehrgeb. II, S. 567. Vgl. Deutſche Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen u. ſ. w. 1781, Vorr. Bl. 6. Magazin f. die Deutſche Sprache I, 1 (1782) S. 132 fg.

die Arten der Sätze mit denen Adelung's vergleichen, so werden wir unbedenklich Adelung das größere Verdienst um die Aufklärung dieser schwierigen Materie zusprechen [1]). „Ein jedes einem Subjecte entweder zu- oder abgesprochenes Prädicat," sagt er, „macht einen Satz aus, und da die Natur immer nur von dem Einfachern durch unmerkliche Uebergänge zu dem zusammen gesetztern fortschreitet, so bestand in der ersten Kindheit der Vorstellungen und der Sprache die ganze Rede aus lauter solchen einfachen neben einander gestellten Sätzen, deren jeder sein eigenes Subject und Prädicat, und auch nicht mehr als eines, allenfalls mit einigen einfachen nähern Bestimmungen hatte" [2]). Erst nach und nach lernte man, mehrere Sätze mit einander zu verbinden und so allmählich die mannigfachsten Satzbildungen hervorzubringen, „welche sich doch insgesammt auf zwey Gesichtspuncte zurück führen lassen, auf die Materie des Satzes, d. i. auf die Begriffe und Vorstellungen, welche er enthält, und auf die Form desselben, welche von der Gemüthsstellung des Sprechenden abhängt. In Ansehung der Materie ist ein Satz entweder *einfach*, wenn er bloß aus dem Subjecte und dessen Prädicate bestehet; oder *zusammen gesetzt*, wenn zwey oder mehrere Sätze zu einem einigen Satze verbunden werden, der denn folglich mehrere Subjecte mit ihren Prädicaten enthält. Beyde Arten sind entweder *nackte* Sätze, wenn sowohl das Subject als das Prädicat, ohne alle nähere Bezeichnung ausgedrückt werden, oder *ausgebildete*, wenn beyde nach ihren Verhältnissen, Eigenschaften oder Umständen, doch nur vermittelst einzelner Redetheile oder Bestimmungswörter, z. B. durch Adverbia, Adjectiva, Präpositionen mit ihren Casibus u. s. f. näher bezeichnet werden; oder endlich *erweiterte*, wenn Verhältnisse, Eigenschaften, Umstände, Bedingungen u. s. f. zwischen dem Subjecte und

1) Vgl. Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeine Sprachlehre von Johann Werner Meiner, der Schule zu Langensalza Rektor, Leipzig 1781, S. 319 fg. mit Adelung's Umständl. Lehrgeb. II, S. 566 fg. — 2) Umständl. Lehrgeb. II, (1782) S. 571.

dem Prädicate in eigenen Sätzen eingeſchoben, oder auch als eigene, aber nicht vor ſich beſtehende Sätze dem Prädicate angehänget werden. Dergleichen eingeſchobene oder angehängte Sätze werden Nebenſätze genannt, und ſtehen alsdann dem Hauptſatze entgegen, welchem ſie zur nähern Beſtimmung dienen" [1]). Man ſehe ſich um, was frühere deutſche Grammatiken über den Satzbau geben, und man wird in dieſen uns jetzt ſo geläufigen Beſtimmungen eine der tiefſten Einwirkungen Adelung's auf die Weiterentwicklung der deutſchen Grammatik erkennen.

Ein Hauptanliegen Adelungs, das ſich durch alle ſeine ſprachwiſſenſchaftlichen Schriften hindurchzieht, iſt, feſtzuſtellen, was man unter Hochdeutſch zu verſtehen habe. Er bleibt ſich in ſeiner Beſtimmung nicht ganz gleich. Einmal ſagt er von der hochdeutſchen Sprache, ſie ſei „im Grunde nichts anders, als die durch das Oberſächſiſche gemilderte, und durch Geſchmack und Wiſſenſchaften ausgebildete Oberdeutſche Mundart" [2]). Ein anderesmal heißt es: „Billig ſollte man drey Hauptmundarten annehmen, die ſüdliche, höchſte oder Oberdeutſche, die hohe, Mitteldeutſche oder mittelländiſche, und die nördliche oder Niederdeutſche; alsdann könnte man die Hochdeutſche oder herrſchende Schriftſprache durch die verfeinerte mittelländiſche erklären" [3]). Worauf aber Adelung immer von neuem zurückkommt und was er mit einer Art von Fanatismus vertheidigt, iſt der Satz: Das Hochdeutſche iſt die Sprache der oberen Klaſſen Oberſachſens [4]). In keiner Provinz Deuſchlands wird „unſere höhere Schrift- und Geſellſchaftsſprache" „ſo allgemein und in den Städten ſelbſt in den unterſten Klaſſen geſprochen" [5]). Was „gut Hochdeutſch iſt," kann nicht „in den Provin-

---

1) Umſtändl. Lehrgeb. II, (1782) S. 572 fg. Dieſelben Beſtimmungen und Bezeichnungen gibt im Weſentlichen ſchon die Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen u. ſ. f. (1781) S. 538. — 2) Umſtändl. Lehrgeb. I, (1782) S. 81. Vgl. Ebend. I, S. 64. — 3) Ebend. I, S. 84. — 4) Ebend. I, S. 82. Magazin für die Deutſche Sprache, Erſter Jahrg., erſtes Stück (1782) S. 19. 21. 27 fg. 91 fg. — 5) Magazin für die Deutſche Sprache, Erſt. Jahrg. erſtes Stück (1782) S. 25.

zen, wo man das Hochdeutſche als eine fremde Sprache erlernt, beurtheilet und beſtimmet werden, ſondern nur da, wo der Sprachgebrauch des Hochdeutſchen einheimiſch iſt (d. h. in den „ſüdlichen Churſächſiſchen Landen"), weil auſſer ſeinem Vaterlande weder die Erfahrung ſo allgemein und häufig, noch die Empfindung ſo fein und übereinſtimmend ſeyn kann, als dazu erfordert wird" [1]). Daß es mit der reinen Sprache der unteren Klaſſen im „ſüdlichen Oberſachſen" nicht weit her ſei, konnte Adelung nicht entgehen [2]), und auch bei den Gebildeten konnte er das Vorhandenſein gewiſſer Provincialismen nicht läugnen [3]); dennoch wollte er ſeine Anſicht um jeden Preis feſthalten. Es läßt ſich denken, daß er in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands auf Widerſpruch ſtieß. Es mußte dies um ſo mehr geſchehen, als Adelung auch für die deutſche Literatur des 18. Jahrhunderts den Primat Oberſachſens in Anſpruch nahm. In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts hätten verſchiedene Umſtände zuſammen gewirkt, um in Oberſachſen dem Geſchmack die „einige wahre Richtung" zu geben. „Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlſtand und Volksmenge, die in Oberſachſen wieder hergeſtellte und dem gemeinen Menſchenverſtande begreiflich gemachte und allgemein verbreitete Philoſophie, die prächtigen Höfe der Auguſte," — „die von Gottſcheden gereinigte Sprache" — „Alle die Umſtände wirkten ſchnell und unwiderſtehlich, und Oberſachſen ward nunmehr Deutſchlands Attica und Toscana und diente dem bisher noch unvollkommenen und ſchwankenden Geſchmacke zur Stütze und Führerinn. In dem Zeitpuncte von 1740 bis auf den verderblichen ſiebenjährigen Krieg, waren dieſe Folgen am ſichtbarſten, und das iſt auch unſtreitig der ſchönſte Zeitpunct, nicht nur der ſchönen Literatur Deutſchlands, ſondern des deutſchen Geſchmackes überhaupt. Deutſchland verkannte ſein Athen damals nicht; alle Provinzen ärnteten hier Geſchmack und Künſte, die wirklich claſſiſchen Schriftſteller, welche wir haben, ſind

1) Zuſammengezogen aus Magazin für die Deutſche Sprache, Erſten Jahrg. erſtes Stück S. 30. — 2) Umſtändl. Lehrgeb. I, (1782) S. 89. — 3) Umſtändl. Lehrgeb. I, (1782) S. 85.

insgeſammt ſolche, welche ſich in Oberſachſen oder doch nach Oberſächſiſchen Muſtern gebildet haben" [1]). Eine ſolche Sprache, im Jahr 1782 geführt, mußte den Widerſpruch herausfordern. Er erfolgte denn auch von allen Seiten. In der Berliner Monatsſchrift durch Bieſter, der einerſeits die Ausſprache der Oberſachſen, ihre „höchſtſeltſame Verwechslung des b und p, des d und t", durchhechelt, andrerſeits dagegen Verwahrung einlegt, daß die oberſächſiſchen Leiſtungen von 1740 — 1760 „uns nicht nur Regel und Richtſchnur, ſondern auch Gränze und Ziel ſein ſollen" [2]). Am feinſten und einſichtigſten trat Wieland gegen Adelung in die Schranken mit einigen Aufſätzen „Ueber die Frage: Was iſt Hochdeutſch," die er in die Jahrgänge 1782 und 83 ſeines Teutſchen Merkur einrückte [3]). „Schreiber dieſes," ſagt er, „hat viele Gelegenheit gehabt Churſächſiſche Herren und Damen, die ganz zuverläßig in die oberſten Klaſſen gehörten, zu ſprechen, — und unglücklicher Weiſe mußte er immer auf ſolche treffen, welche eine Ausnahme von Hrn. Adelung's Verſicherung machten, und (von den Beenen und korſchamen Dienern nichts zu ſagen) ſo viel Provinzial-Ausdrücke in ihre Sprache miſchten, als die Perſonen ihres Standes größtentheils in allen übrigen teutſchen Provinzen zu thun pflegen" [4]). Was aber die Verdienſte der Stadt Leipzig betrifft, ſo erkennt er dieſelben nach allen Seiten hin in vollſtem Maße an. „Aber keiner ihrer Patrioten," ſagt er, „ſo eyferſüchtig er auch über ihren Ruhm ſeyn mag, kann ſich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abſpreche, das ich keiner andern

---

1) Magazin für die Deutſche Sprache, Erſt. Jahrg. erſtes Stück (1782) S. 93 fg. — 2) Berliniſche Monatsſchrift. Herausgeg. von F. Gedike und J. E. Bieſter. Erſter Band, Berlin 1783, S. 194. — 3) Wieland gab die beiden Abhandlungen unter der Maske eines Einſenders, der ſich Philomuſos nannte, und zwiſchen welchem und Adelung dann Wieland am Schluß zu vermitteln ſuchte. Aber das Ganze war von Wieland. Er hat es mit einigen Veränderungen in ſeine Werke aufgenommen und ſich darüber ausgeſprochen. S. Wieland's ſämmtl. Werke, Bd. 44, Leipz. 1826, S. 235 fg. — 4) Der Teutſche Merkur, Dec. 1782, S. 204.

Stadt in Teutschland zugestehen würde" [1]). Von besonderem Interesse ist, wie sich Wieland über den Einfluß der Schriftsteller auf die Sprache äußert. Den Satz, daß die Schriftsteller nicht die Sprache machen, hatte Adelung so aufgefaßt, daß den Schriftstellern überhaupt kein selbständiger Einfluß auf die Sprache zukomme, daß sie sich vielmehr ganz im Kreise der bereits vorhandenen gesellschaftlichen Sprache der oberen Klassen Obersachsens zu halten hätten [2]). „Die Aufnahme provinzieller Wörter" ist ein Verderb der Schriftsprache, „weil sie, so fern sie wirklich provinziell sind, dem Geschmacke nach allemahl um mehrere Grade tiefer stehen müssen" [3]). „Veraltete Wörter" sind „als ein Auswurf anzusehen, der in das Ganze nicht mehr paßt" [4]); und „es ist unbillig und wider die Absicht der Sprache, dergleichen Auswurf mancher Nebenursachen wegen wieder zurück zu rufen, d. i. einmahl veraltete Wörter, Formen und Verbindungsarten wieder in den Gang bringen zu wollen" [5]). Wie in vielen Fällen, so liegt auch hier den Ansichten Adelung's etwas Wahres zum Grunde, aber die Art, wie er sie anwendet, ist verkehrt. Ich will beispielsweise nur anführen, daß Adelung unter die Wörter, deren Gebrauch er für ganz verwerflich erklärt, folgende rechnet: entsprechen (für gemäß sein) [6]), Strauß (für Kampf) [7]), Seher (für Prophet) [8]), beginnen (für anfangen) [9]). Natürlich spricht sich auch Wieland auf das allerentschiedenste gegen das Treiben so mancher damaligen Schriftsteller aus, die sich um die Richtigkeit der Sprache nichts kümmerten und ohne allen Gewinn für ihren Ausdruck veraltete oder

---

1) Ebend. S. 208. — 2) Adelung bleibt sich auch in diesen Behauptungen nicht ganz gleich; aber das Obige ist der wesentliche Sinn von Adelung's Abhandlung: „Sind es Schriftsteller, welche die Sprachen bilden und ausbilden?" im Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrg. drittes Stück (1782) S. 45—57. — 3) Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrg. erstes Stück (1782) S. 28. — 4) Ebend. S. 29. — 5) Ebend. Ersten Jahrg. zweytes Stück (1782) S. 61. Vgl. S. 75. — 6) Ebend. S. 67. — 7) Ebend. S. 68. — 8) Ebend. S. 69. — 9) Ebend. S. 75. Vgl. I, 3, 158.

provinzielle Wörter in ihre Schriftſprache einmengten [1]). Aber dieſes Unfugs wegen dürfe man die Rechte der wirklich guten Schriftſteller nicht verkümmern. Denn ſie ſeien es, „welche die wahre Schriftſprache eines Volkes bilden“ [2]). Natürlich habe auch die Freiheit der berufenen Schriftſteller ihre Gränzen; „aber dieſe Gränzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundſätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern Klaſſen in der blühendſten Provinz feſtgeſetzt“ [3]). Die Zeit ſei noch nicht gekommen, wo die Anzahl der Autoren, welche den ganzen Reichthum unſrer Schrift-Sprache enthalten, für beſchloſſen angeſehen werden könnte. Bis dahin aber ſeien die älteren Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der echten deutſchen Sprache und als eine Art von Fundgruben anzuſehen, aus welchen man den Bedürfniſſen der allgemeinen Schrift-Sprache in Fällen, wo es vonnöthen iſt, zu Hülfe kommen könne [4]). „Schriftſteller von Geſchmack wiſſen immer am beſten was ſie zu thun haben, und wie weit ſie gehen dürfen: fehlen ſie aber, ſo kömmt es einem wahren Ariſtarch allerdings zu, zu zeigen, wie, worinn und warum ſie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaßung geſtattet werden, willkürliche Geſetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Feſſeln anzulegen, ſo lange ſie die Freyheit, das Element worinn ſie allein leben können, nicht auf offenbaren Mißbrauch ziehen“ [5]). „Nach Herrn Adelung iſt die Verſtändlichkeit die einige (einzige) Abſicht der Sprache [6]). Hätte er geſagt die erſte, ſo wäre nichts dagegen einzuwenden: daß ſie einzige ſey, wird ihm kein Dichter zugeſtehen. Der will und ſoll mit ſeiner Sprache noch viele andre Abſichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provinzial-Wort, wofür das ſogenannte Hochteutſche kein völlig gleichbedeutendes hat, iſt zuweilen an dem Orte,

1) Teutſch. Merkur, 1782, Dec. S. 195. — 2) Ebend. 1782, Nov S. 165. — 3) Ebend. 1782, Nov. S. 165. — 4) Ebend. S. 169 fg. — 5) Ebend. 1782, Dec. S. 215. — 6) „Magazin der teutſchen Sprache 1. St. S. 57.“

wo ers braucht, gerade die einzige Farbe, die zu seiner bestimmten Absicht paßt, und wovon die Würkung abhängt" [1]). Erinnern wir uns, daß diese Worte im Jahr 1782, also vor dem Erscheinen der größten Meisterwerke Göthe's und Schiller's, geschrieben sind, so werden wir Wieland um so mehr beipflichten. Freilich aber werden wir auch sagen müssen, daß die Frage nach der Entstehung und dem Wesen der Schriftsprache, die Adelung unrichtig beantwortet, auch von Wieland ungelöst bleibt.

Ein besonderes Augenmerk richtete Adelung auf die deutsche Orthographie. Eine Menge von Schriftstellern, berufenen und unberufenen, beschäftigte sich damals mit der Verbesserung der deutschen Orthographie. Klopstock hatte im J. 1778 seine Schrift über die deutsche Rechtschreibung herausgegeben, worin er den kühnen Versuch macht, die ganze bisherige deutsche Orthographie über den Haufen zu werfen und sie durch eine streng durchgeführte phonetische zu ersetzen. Klopstock's Unternehmen fand zwar nur mäßigen Anklang, aber unzählige Andere bemühten sich, jeder in seiner Weise, die deutsche Orthographie zu verbessern, so daß Wieland im J. 1783 von einer „Art von Orthographischer Influenza" spricht, die „in diesen letzten Jahren unter uns epidemisch" geworden sei [2]), nnd von einer „lächerlichen und unsere ganze Nation beschimpfenden Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daß nicht nur die Magnaten unsrer gelehrten Republik, (die dem Volk hierin mit keinem guten Beyspiele vorgehen) sondern beynahe jeder, der etwas drucken läßt, sich eine eigne Sprache und eine eigne Unrecht-Schreibung macht" [3]). Dieser hereinbrechenden Willkür setzte Adelung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Vertheidigung des Hergebrachten entgegen. Dem ausführlichen Abschnitt seines Umständlichen Lehrgebäudes über die Orthographie ließ er in seinem Magazin (1782) eine Abhandlung über das „Grundgesetz der Deutschen Orthographie" [4]), und später eine „Vollständige Anweisung zur

1) Teutscher Merkur 1782, Dec. S. 215. — 2) Teutscher Merkur 1783 S. 320 (eigentlich S. 16). — 3) Ebend. S. 20. — 4) Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrg. erstes Stück, S. 59.

Deutſchen Orthographie, nebſt einem kleinen Wörterbuche für die Ausſprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, Leipzig 1787", folgen. „Unſere gewöhnliche Orthographie", ſagt er, „iſt nicht das Werk eines oder des andern Individui, ſondern, ſo wie alles in der Sprache, der geſammten Nation, welche dabey nach der dunkeln Erkenntniß der Abſicht und Mittel gehandelt hat" [1]). „Die deutſche Orthographie iſt in der Anwendung der richtigen Grundſätze mit mehr Uebereinſtimmung und Verſtande zu Werke gegangen, als die Orthographie irgend einer andern Sprache" [2]). „Das erſte und vornehmſte Geſetz der Schrift iſt: Schreib wie du ſprichſt. Dieß iſt gleichſam das Naturgeſetz der Schrift" [3]). Wo findet man aber die Ausſprache, welche durch die Schrift wiedergegeben werden ſoll? „Unter der Hochdeutſchen Orthographie", antwortet Adelung, „verſtehet man die Orthographie der Deutſchen Schriftſprache, und da die Bezeichnung der Ausſprache das erſte ganz in der Abſicht der Schrift gegründete Geſetz derſelben iſt, ſo kann nur die Hochdeutſche Ausſprache, d. i. die Ausſprache der obern Claſſen, in welchen das Hochdeutſche einheimiſch iſt, zum Grunde der Schrift geleget werden, weil man ſonſt nicht Hochdeutſch, ſondern Provinzial-Deutſch ſchreiben würde" [4]). Wir dürfen hier nicht näher darauf eingehen, in welches Verhältniß dann Adelung dieſen ſeinen oberſten Grundſatz zu den anderen Schreibgeſetzen bringt, und wollen nur noch bemerken, daß er neben manchem Verkehrten vieles Verſtändige und Durchdachte ſagt, ohne doch, bei ſeiner unrichtigen Vorausſetzung über das Weſen der hochdeutſchen Schriftſprache, der Sache auf den Grund kommen zu können.

Wir haben im Bisherigen Adelung's Leiſtungen auf dem Gebiet der neueren deutſchen Sprache betrachtet. Adelung hat aber auch einen nicht geringen Theil ſeines Fleißes dem Studium der älteren deutſchen Sprache und Literatur gewidmet. Er ſelbſt nennt einmal die Geſchichte unſerer ältern Dichter ſein altes Lieblings-

1) Magazin für die Deutſche Sprache I, 1 (1782) S. 63. — 2) Ebend. S. 81. — 3) Ebend. S. 60. — 4) Umſtändl. Lehrgebäude, Bd. II, (1782) S. 703.

ſtudium [1]). In mehr als einem ſeiner Werke gibt er eine Ueberſicht über die Geſchichte unſrer Sprache und ihrer alten Denkmäler. So namentlich in der Einleitung zu ſeinem Umſtändlichen Lehrgebäude der deutſchen Sprache. Er unterſucht die Geſchichte und die Sprache der Gothen und findet freilich dieſe letztere über die Maßen rauh und ungeſchlacht. Denn „man bemerkt, daß die Völker dieſes höhern Stammes an Roheit und Unkultur zunehmen, je weiter ſie öſtlich wohnen“ [2]). Eine Reihe zum Theil umfangreicher Arbeiten in ſeinem Magazin für die deutſche Sprache beſchäftigt ſich mit der älteren deutſchen Literatur, darunter ſein „Chronologiſches Verzeichniß der Dichter und Gedichte aus dem Schwäbiſchen Zeitpunkte“ (1784) [3]). Hier macht er in Bezug auf das Beiwort Meiſter, das manchen Dichtern des Hohenſtaufiſchen Zeitalters gegeben wird, die Bemerkung: „Es iſt aus hundert Stellen der Schwäbiſchen Dichter erweislich, daß die Dichtkunſt zu ihrer Zeit eben ſo zünftig war, als alle übrige Fertigkeiten, und als die Ritterſchaft ſelbſt. Eben ſo erweislich iſt, daß die nachmahligen Meiſterſänger in gerader Linie von ihnen abſtammen, oder eigentlich nichts anders ſind, als eben dieſe ältern Dichter, und daß der ganze Unterſchied bloß in dem größern und geringern Anſehen beſtehet, denn in dem dichteriſchen Geiſte ſind ſie ſich ſo ziemlich gleich“ [4]). In dieſer Abhandlung, ſo wie in ſeiner Schrift über Püterich von Reicherzhauſen klärt Adelung ſo manchen Punkt in der Geſchichte der altdeutſchen Dichtkunſt auf, wenn er auch natürlich viele thatſächliche Irrthümer mit ſeinen Zeitgenoſſen theilt. Aber das Intereſſe, das Adelung an unſren alten Dichtungen nimmt, iſt nur ein antiquariſches und lexikographiſches [5]). Von deren dichteriſchem Werth hat er keine Ahnung; wie er denn überhaupt unſre deutſche Vorzeit mit wahrem Ingrimm haßt. Seine „Aelteſte Geſchichte der Deutſchen, ihrer

1) Püterich von Reicherzhausen, Leipz. 1788, S. 5. — 2) Adelung in Zahn's Ausgabe des Ulfilas, Weiſsenfels 1805, Einleitung S. 10. — 3) Magazin für die Deutſche Sprache II, 3, S. 3—92. — 4) Ebend. II, 3, S, 6. — 5) Vgl. Ebend. I, 2, S. 152. Ueber den Deutſchen Styl II, (1785) S. 310 fg.

Sprache und Litteratur bis zur Völkerwanderung" (1806) iſt eine giftige Schmähſchrift auf die alten Germanen, das gerade Widerſpiel von Tacitus Germania. Trunkenbolde, Spieler, grauſam gegen die Feinde waren die Germanen. Aber das genügt Adelung bei weitem nicht. Treuloſigkeit, Nothzucht, Unterdrückung des Weibes, „welches bis zur Sclavinn herabgewürdigt iſt" [1]), wirft er ihnen vor. Ihre ſogenannte Liebe zur Freiheit iſt nichts als der Haß gegen alle Einſchränkung. Ja ſelbſt ihre viel gerühmte Keuſchheit hat keinen Werth. Sie iſt nur eine Folge ihrer ungebildeten Rohheit [2]). Und daß ihre Tapferkeit nicht weit her war, ſieht man aus ihren Schlachtgeſängen, indem „der ungebildete Menſch nicht ehe etwas wagt, wenn nicht vorher die Vorſtellung der Gefahr durch den Rauſch der Seele verdunkelt worden" [3]). Genug, der alte Germane iſt „das Raubthier, welches ſchläft, ſo bald es nicht jagt oder frißt" [4]); „der Barbar grenzt hier weit näher an das reißende Thier, als an den durch Kenntniß, Sitten und Geſchmack veredelten Weltmann" [5]).

Und wie Adelung bei den älteſten Germanen nichts als thieriſche Rohheit ſieht, ſo in den Dichtungen der Hohenſtaufiſchen Zeit nichts als elende Reimerei und Geſchmackloſigkeit. Es war allerdings mit den Deutſchen etwas beſſer geworden. Das Chriſtenthum hatte ſie gezähmt, ſie fiengen an, zu einigem Wohlſtand zu gelangen, „und wenn das Bedürfniß befriedigt iſt, und der Menſch mehr erwirbt, als er zur Nothdurft bedarf, ſo wird der Trieb zum Vergnügen herrſchend, und dann entſtehen die ſchönen Künſte

---

1) Adelung, Aelteſte Geſchichte der Deutſchen, 1806, S. 297. — 2) Ich kann nur ſehr abgekürzt geben, was ſich bei Adelung, Aelteſte Geſch. der Deutſchen S. 295 fg. findet. — 3) Aelteſte Geſch. der Deutſchen S. 385. — 4) Ebend. S. 297. — 5) Ebend. S. 296. Vgl. Umſtändl. Lehrgeb. der Deutſchen Sprache I, (1782) S. 27. 33. Wir wollen indeſſen nicht verſchweigen, daß Adelung ausdrücklich zugibt, daß der Germane jener rohen Zeiten „ſchon zum voraus alle Hülfsmittel in ſeine Sprache gelegt habe, ſeine Begriffe bis ins Unendliche zu vervielfältigen." Aelteſte Geſch. der Deutſchen. S. 318.

von ſelbſt“ [1]). In den Dichtern „aus dem Schwäbiſchen Zeitpunkte“ iſt nun ſchon Manches ganz erträglich, „z. B. wenn ſie den Mai, den Sommer, die Empfindungen der Liebe ſingen“; aber „ſo bald ſie das Feld der angenehmen Empfindungen verlaſſen, werden ſie matt, proſaiſch und oft ekelhaft; am unausſtehlichſten ſind ſie, wenn ſie Gegenſtände der Religion und Sittenlehre beſingen, wo ſich die Dichtkunſt allemahl auf das grauſamſte an ihnen rächet“ [2]). So Adelung im Jahr 1782, und dabei hatte es ſein Bewenden, auch nachdem Müller im J. 1783 das Nibelungenlied vollſtändig herausgegeben hatte. Gerade in ſeiner Beurtheilung der Müller'ſchen Sammlung, deren erſte Lieferungen das Nibelungenlied enthalten, verſteigt ſich Adelung am Schluß einer langen Reihe von Schmähungen zu dem Ausſpruch: „Kurz, von Seiten der Dichtung verdienen alle dieſe Ueberbleibſel nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit“ [3]). Aber nicht bloß die altdeutſche Poeſie iſt nach Adelung völlig werthlos, auch in der Sprache der Gegenwart iſt ihm das volksthümlich Naturwüchſige ein Gegenſtand der tiefſten Verachtung. „Die Sprüchwörter“, ſagt er in der Vorrede zu ſeinem Wörterbuch, „gehören größtentheils in die niedrige und pöbelhafte Sprache. Ich habe es daher nicht der Mühe werth gehalten, ſie zu ſammeln und noch weiter fortzupflanzen. Wer in ihnen und andern ſchmutzigen Blümchen des großen Haufens den Kern der deutſchen Sprache ſuchet, der kann einen reichen Vorrath davon in Gottſched's Sprachkunſt finden“ [4]). An den altdeutſchen Poeſieen iſt ihm aber noch ganz beſonders die Sprache zuwider. „Wie kalt“, ſagt er, „wie proſaiſch, wie unanſchaulich iſt hier alles. Und welches wirkliche Genie wird ſich wohl ſo weit vergeſſen können, eine ſo unausſtehliche Sprache zu reden“ [5]). So urtheilt ein Mann, der mit jedem Wort beweiſt, daß er auch nicht die erſten

1) Umſtändl. Lehrgebäude der Deutſchen Sprache I, (1782) S. 51. — 2) Ebend. S. 55. — 3) Magazin für die Deutſche Sprache II, 2 (1784), S. 148. — 4) Verſuch eines — Wörterbuchs der Hochdeutſchen Mundart, Leipz. 1774, Erſter Theil, Vorr. S. XIV. — 5) Magazin für die Deutſche Sprache II, 2 (1784) S. 148.

Elemente der Sprache kennt, über die er jene Abſurditäten vorbringt: „enchan für kann", „enhat für hat", meint er, ſeien „müßige, nichtsbedeutende Sylben" [1]). Das o am Schluß des althochdeutſchen Franko (Franke), guoto (gut) u. ſ. f. hält er für eine bloße Verlängerung um des Wohlklangs willen. „Vor dem zwölften Jahrhundert", ſagt er, „da die Körper, folglich auch die Sprachwerkzeuge noch ſehr grob und ungeſchlacht, und die Kenntniſſe noch ſehr ungebildet waren, wandte man dieſes Mittel bey nahe ohne allen Unterſchied an, und verlängerte jedes Wort, es mochte ein Wurzelwort oder abgeleitetes ſeyn, durch einen Vocal" [2]).

Wie um das Altdeutſche, ſo hat ſich Adelung auch um die allgemeine Sprachforſchung bemüht. Aber auch hier ſehen wir ſeine Einſicht in eine ſehr beſtimmte Gränze eingeſchloſſen. Er bemerkt ganz richtig, daß man die Sprachen erſt zergliedern und ihre Wurzelſylben herausſchälen müſſe, ehe man ihrer Verwandtſchaft nachſpüren könne. „Nur aus der Vergleichung der Wurzelſylben, „ſagt er, „läßt ſich die Verwandtſchaft und Verſchiedenheit der Sprachen beurtheilen" [3]). „Selbſt die ganze Etymologie iſt verächtliches Taſchenſpiel, wenn ſie nicht von dieſer Auflöſung der Sprachen ausgehet" [3]). Ja bisweilen nimmt er einen Anſatz ſelbſt zur Zergliederung der Flexionen. „Die Biegungsſylben der Perſonen [am Verbum]", ſagt er, „ſcheinen urſprüngliche alte Pronomina zu ſeyn; daher ſind auch die meiſten Sprachen darin ähnlich", und nun ſtellt er zum Beweis deſſen die Beugungen von φιλω, amo und ich liebe zuſammen, ſogar mit Herbeiziehung des alten liebemes und liebent [4]). Aber man hüte ſich, aus dergleichen zu viel zu ſchließen. Von einer wiſſenſchaftlichen vergleichenden Sprachforſchung hat Adelung keine Ahnung. Er denkt nicht einmal daran, Geſetze für den Lautwandel aufzuſuchen und ſie bei ſeinen Etymologieen zu Grunde zu legen [5]). Ja er iſt überhaupt weit entfernt, von der Verwandt-

---

1) Ebend. — 2) Magazin für die Deuſche Sprache I, 3 (1782) S. 22 fg. — 3) Adelung, Mithridates I, (1806), Vorr. S. XIII. — 4) Umſtändl. Lehrgebäude I, (1782) S. 764. — 5) Vgl. z. B. was Adelung auch in der 2. Ausg. ſeines Wörterbuchs Bd. II, (1796) Sp. 1436 über die Etymologie

ſchaft der indogermaniſchen Sprachen eine richtige Vorſtellung zu haben. Noch in einer ſeiner letzten Schriften erklärt er das Vorkommen vieler Wörter im Perſiſchen, welche Aehnlichkeit mit deutſchen haben, daraus, daß germaniſche Völker auf ihren Wanderungen in Perſien eingedrungen ſeien, „ſich mit den Einwohnern vermiſcht, und aus Dankbarkeit einen Theil ihrer Sprache zurückgelaſſen haben“ [1]). Dieſelbe Anſicht hat er hier auch noch von der griechiſchen Sprache. Er hält die „Germaniſchen Wurzelwörter“, die ſich im Griechiſchen finden, für Andenken barbariſcher Völker, die Griechenland überſchwemmt und beherrſcht haben [2]). Aber in den zehn Jahren, die zwiſchen der Ausarbeitung ſeiner Aelteſten Geſchichte der Deutſchen und deren Veröffentlichung liegen, dämmert Adelung allmählich eine richtigere Anſicht auf [3]). Im erſten Band ſeines Mithridates, den er wenige Monate vor ſeinem Tode vollendete [4]), kommt er auch auf das vor kurzem von der europäiſchen Wiſſenſchaft entdeckte Sanskrit zu ſprechen. Er hat es nicht mehr erlernt, aber aus zweiter Hand ſtellt er eine Menge ſanskritiſcher Wörter mit lateiniſchen, griechiſchen, deutſchen u. ſ. f. zuſammen, und bei dieſer Gelegenheit bemerkt er: „Das hohe Alter dieſer Sprache erhellet unter andern auch aus der Uebereinkunft ſo vieler ihrer Wörter mit andern alten Sprachen, welches wohl keinen andern Grund haben kann, als daß alle dieſe Völker bey ihrem Entſtehen und vor ihrer Abſonderung zu einem gemeinſchaftlichen Stamme gehöret haben; denn an eine ſpätere Entlehnung oder Vermiſchung iſt bei ſo ſehr entfernten Völkern wohl nicht zu denken“ [5]). Aber auch jetzt noch hat Adelung keine Ahnung davon,

---

des Wortes Joch ſagt: „Das Lateiniſche jungere kommt mit unſerm einigen, ſo wohl der Form, als der Bedeutung nach überein; es würde alſo einen und ein das Stammwort von allen ſein“, nämlich von Joch, jugum, ζυγός u. ſ. w. — 1) Aelteſte Geſchichte der Deutſchen (1806) S. 350. — 2) Ebend. S. 352. — 3) Vgl. Aelteſte Geſchichte der Deutſchen (1806), Vorr. S. IV und S. VI, und Mithridates, Thl. I, (1806) S. 277—279. — 4) Den 20. Julius 1806 iſt die Vorrede unterzeichnet, am 10. September desſelben Jahres ſtarb Adelung. — 5) Adelung, Mithridates, Thl. I, (1806), S. 149.

welche großartigen Ergebniſſe die Wiſſenſchaft aus der Erforſchung dieſer Urverwandtſchaft der indogermaniſchen Sprachen ziehen wird. Denn noch in dem nachgelaſſenen zweiten Theil ſeines Mithridates ſagt er von dem germaniſchen Sprach- und Völkerſtamm: „Daß dieſes Volk in ſeinem Urſprunge mit andern alten nahen und fernen Völkern verwandt geweſen, gibt die Natur der Sache, und ſo viele gemeinſchaftliche Ueberreſte in den Sprachen aller beſtätigen es. Allein die Zeit dieſer erſten Verwandtſchaft liegt ſo weit außer den Grenzen aller Geſchichte, und fällt noch ſo tief in die Dunkelheit ihres erſten Stammſitzes in Aſien, daß weder der Sprach- noch der Geſchichtforſcher einen andern Gebrauch davon machen kann, als dieſen gemeinſchaftlichen Urſprung überhaupt anzuerkennen“ [1]).

Hiemit ſchließen wir unſere Darſtellung Adelung's. Trotz aller Irrthümer und Verkehrtheiten war er dennoch einer der merkwürdigſten Gelehrten, die ſich mit der Erforſchung der deutſchen Sprache beſchäftigt haben. Bei ſeinen Zeitgenoſſen erfreute er ſich eines faſt unbegränzten Anſehens [2]), und wie bedeutend ſeine Einwirkung auch auf die Folgezeit war, das werden wir an dem bewußten Gegenſatz erkennen, in welchem ſich der Gründer der geſchichtlichen deutſchen Sprachforſchung zu Adelung befindet. Wir ſind deshalb abſichtlich etwas näher auf Adelung's Arbeiten eingegangen und können am Schluß dieſes Abſchnitts nur noch die Namen einiger Zeitgenoſſen Adelung's nennen, die ſich gleichfalls um die Behandlung der neuhochdeutſchen Sprache verdient gemacht haben. Samuel Johann Ernſt Stoſch (geb. zu Liebenberg 1714, geſt. zu Berlin 1796) wurde durch ſeinen Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutſchen Sprache (1770—80)

1) Adelung, Mithridates, Thl. II, S. 169. Daß das Stück, dem die obigen Worte entnommen ſind, noch von Adelung ſelbſt herrührt, darüber vgl. den Herausgeber und Fortſetzer des Mithridates, Severin Vater, in der Vorr. zum 2. Theil, S. X. — 2) Vgl. z. B., wie Wieland über Adelung ſpricht im Teutſchen Merkur 1782, Nov. S. 145. Dec. S. 194. 1783, April S. 307. 313. 30.

einer der Gründer der deutschen Synonymik; und Karl Philipp Moriz (geb. zu Hameln 1757, gest. zu Berlin 1793) verfaßte eine Reihe von populären Schriften, um Richtigkeit und Geschmack im Gebrauch der deutschen Sprache zu verbreiten, machte sich aber, abgesehen von seinen Leistungen auf anderen Gebieten, besonders durch seine Ansichten über deutsche Metrik bekannt, die er in dem Versuch einer deutschen Prosodie, Berlin 1786, niederlegte, und durch welche er einigen Einfluß auf Goethe's Versbau übte [1]). Schließlich wollen wir noch eines fleißigen Sammlers und Kritikers auf unserem Gebiete gedenken, nämlich Johann Christian Christoph Rüdiger's (geb. zu Burg bei Magdeburg 1751, 1791 Prof. zu Halle, gest. 1822), der in den Jahren 1782 bis 1796 zu Leipzig eine Art Zeitschrift herausgab unter dem Titel: „Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde in eigenen Aufsätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten."

2. Die Bearbeitung der deutschen Volksmundarten bis zum Jahr 1797.

Von Volksmundarten kann nur da die Rede sein, wo sich eine Gemeinsprache gebildet hat, die sich von den Mundarten des Volkes, wie sie in den einzelnen Landschaften gesprochen werden, unterscheidet. Eine solche Gemeinsprache hat sich in Deutschland, wie in vielen anderen Ländern, durch Vermittlung der Schrift gebildet: Die neuhochdeutsche Schriftsprache. Daß diese Sprache nicht bloß geschrieben, sondern im höheren Verkehr auch gesprochen wird, ändert nichts an der Thatsache, daß sie nur mit Hülfe der Schrift zu Stande gekommen ist. Vor der Entstehung einer solchen Gemeinsprache gibt es keine „Volksmundarten", sondern die Redeweisen der einzelnen Stämme stehen sich gleichberechtigt gegenüber und jede von ihnen trägt in sich die Möglichkeit, zur besonderen Schriftsprache ausgebildet zu werden [2]). Alle diese Vorgänge

1) Vgl. Goethe's Ital. Reise, Rom den 10. Jan. 1787. (Goethe's Werke, 1840, Bd. 23, S. 192). — 2) Auch in der früheren Periode des Hochdeutschen kann nur gerade in dem Maß und in dem Umfang von Volksmundarten gesprochen werden, als man dem Mittelhochdeutschen den

laſſen ſich recht deutlich wahrnehmen an der Behandlung der deutſchen Volksmundarten. Schon beim Beginn unſrer neuhochdeutſchen Gemeinſprache wiſſen unſre Orthographen das „rechte und reine Deutſch“ von den Mundarten der einzelnen Landſchaften zu unterſcheiden. So im J. 1531 Fabian Frangk [1]), und ähnlich Hieronymus Wolf im J. 1578 [2]). Und je mehr ſich dann weiterhin die deutſche Schriftſprache in ihren Formen grammatiſch feſtſtellt, um ſo mehr wendet man ſich andererſeits der Unterſuchung der Mundarten zu. So folgt auf die grammatiſchen Bemühungen des 17. Jahrhunderts der eigentliche Beginn der mundartlichen Forſchung. Namentlich ſehen wir auch hier wieder aufmunternd und ſelbſt eingreifend Leibniz thätig. In das von ihm vorgeſchlagene Gloſſarium ſollten neben den alten auch die „Landworte des gemeinen Mannes“ Aufnahme finden [3]). Den Bremer Theologen Gerhard Meier muntert er auf, ein ſächſiſches Gloſſarium zu ſchreiben, worin die Ausdrücke des gemeinen Volkes in Niederſachſen neben den veralteten geſammelt und erklärt werden ſollten [4]). Meier ſtarb jedoch vor Vollendung des Werks. Ein handſchriftliches Verzeichniß niederſächſiſcher Wörter aus den Herzogthümern Bremen und Verden, das Juſtus Joh. Kelpius (Amtmann zu Ottersberg, † 1720) [5]) verfaßt hatte, verſah Leibniz mit ſeinen Anmerkungen [6]). Auch in anderen Theilen Deutſchlands regte ſich damals das Intereſſe für die Mundarten. So gab Joh. Ludwig Praſch (geb. 1637 zu Regensburg, geſtorben 1690 als Bürgermeiſter daſelbſt) [7]) im J. 1689 zu Regensburg ein kleines Glossarium Bavaricum heraus [8]), und Chriſtian Meisner aus Herrnſtadt in Schleſien

---

Charakter einer über den Mundarten ſeines Bereichs ſtehenden Gemeinſprache zuerkennt. — 1) S. o. S. 63. — 2) In Institutionum grammaticarum Joannis Rivii libri octo, Augustae Vindel. 1578, p. 595 sq. — 3) Leibniz, Unvorgreifliche Gedanken §. 33. 34. — 4) Eccard., Hist. studii etymol. p. 107. — Leibnitii Collectanea etymol. 1717, II, 238 sq. — 5) Richey, Idioticon Hamburgense (2) 1754, Vorr. S. XXI. — 6) Ad glossarii Chaucici specimen notae, in Leibnitii Collect. etymol. 1717, I, 33 sq. — 7) S. über ihn Reichard, Verſuch einer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt 1747, S. 269 ff. — 8) Im Anſchluß an

theilte in seiner Silesia loquens (Wittenberg 1705) ein kleines schlesisches Idioticon mit [1]). Aber das Alles sind doch nur geringfügige Anfänge. Ihren eigentlichen Aufschwung nahm die Darstellung der Mundarten erst im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts, d. i. in derselben Zeit, welche sich um die Feststellung unserer neueren Schriftsprache so redlich bemühte. Im J. 1734 veröffentlicht Leonhard Frisch seinen kurzen, aber wohldurchdachten „Entwurf Was für Wörter in jeder Provintz und Gegend von Teutschland, sonderlich in der Mark Brandenburg zusammlen sind" [2]). 1743 und in zweiter sehr vermehrter Auflage 1755 gab Michael Richey, Professor am Gymnasium zu Hamburg (geb. daselbst 1678, gest. 1761), sein „Idioticon Hamburgense oder Wörter-Buch, Zur Erklärung der eigenen, in und um Hamburg gebräuchlichen, Nieder-Sächsischen Mund-Art" heraus. 1756 folgte Johann Christoph Strodtmann (geb. zu Welau 1717, 1749 Rector zu Osnabrück, gest. 1756) mit einem Idioticon Osnabrugense. Am umfassendsten aber behandelte dann das Niederdeutsche der „Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs", herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft, fünf Theile, Bremen 1767—71. Nehmen wir dazu noch Johann Karl Dähnert's (Prof. zu Greifswald, geb. zu Stralsund 1719, † 1785) Platt-Deutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart (Stralsund 1781) und eine ganze Reihe kleinerer Arbeiten über andere niederdeutsche Dialekte, so sehen wir die niederdeutschen Volksmundarten im Lauf des 18. Jahrhunderts einen Gegenstand weit ausgebreiteter Untersuchungen bilden. Unter allen deutschen Mundarten hatten aber auch die niederdeutschen, eben weil sie von der hochdeutschen Schriftsprache am weitesten abstehen, für den Forscher den größten Reiz. An den niederdeutschen Mundarten zeigt sich am augenfälligsten, was

---

seine Dissertatio altera de origine Germanica Latinae linguae, Ratisbonae 1689, p. 15—26. — 1) S. Richey a. a. O. S. XVII. XLI. — 2) Der erste Auszug von einigen die Teutsche Sprach betreffenden Stücken u. s. w., Berlin 1734, S. 3 fg.

wir oben über Volksmundart und Schriftſprache geſagt haben. Im Mittelalter ſteht das Niederdeutſche dem Hochdeutſchen gleichberechtigt zur Seite. Auch im erſten Jahrhundert der neueren Zeit iſt dies noch ſo. Luther's Bibelüberſetzung erſcheint 1534 zu Lübeck in niederdeutſcher Uebertragung. Katechismus, Liturgie, Geſangbuch ſind niederdeutſch. So ſchreibt im J. 1582 der Roſtocker Profeſſor Nathan Chytraeus (geb. 1543 zu Menzingen in der Pfalz, geſt. 1598) ſeinen Nomenclator Latino-saxonicus zwar wohl mit dem Bewußtſein, daß er ſich eines anderen Dialektes bedient als die Oberdeutſchen, aber in der Ueberzeugung, daß man ſich dieſes Dialektes in einem gelehrten Schulbuch ganz mit dem gleichen Recht bediene, wie die Oberdeutſchen des ihrigen [1]). Im J. 1625 erſchien dieſer Nomenclator zum vierten mal [2]), dann nicht wieder. Denn im Lauf des 17. Jahrhunderts wurde das Niederdeutſche als Schriftſprache vom Hochdeutſchen verdrängt. Im J. 1621 wird die letzte niederſächſiſche Bibel gedruckt [3]). Wenn dann auch noch fernerhin, und gerade in der neuſten Zeit am häufigſten, Dichtungen in niederdeutſcher Sprache erſcheinen, ſo iſt das Verhältniß ein ganz anderes, als früher. Der Dichter bedient ſich jetzt abſichtlich einer Volksmundart im Gegenſatz zu der auch in Niederdeutſchland geltenden hochdeutſchen Schriftſprache. Wem dies nicht klar iſt, der braucht ſich bloß die Frage vorzulegen, ob wohl gegenwärtig ein Lehrbuch der Phyſik oder irgend eine andere wiſſenſchaftliche Arbeit in plattdeutſcher Sprache erſcheinen könnte, ohne den Eindruck eines Scherzes zu machen.

Wie die niederdeutſchen, ſo erfreuten ſich auch die übrigen deutſchen Volksmundarten im 18. Jahrhundert einer immer ausgebreiteteren Berückſichtigung. Im J. 1789 veröffentlicht Andreas Zaupſer zu München den „Verſuch eines baieriſchen und oberpfälziſchen Idiotikons", 1795 Johann Caſpar Schmid (geb. zu Ebingen 1756, † 1827) den „Verſuch eines ſchwäbiſchen Idioti-

1) Vgl. die Widmung und die Vorrede des Buchs. — 2) Zu Roſtock. Dieſe Ausgabe liegt mir vor in dem Exemplar der Münchner Bibliothek. — 3) Kinderling, Geſch. der niederſächſ. Sprache S. 397.

kon.“ In Oeſtreich tritt Valentin Popowitſch (1750) für die Wichtigkeit der Mundarten ein [1]). Auch die äußerſten Vorpoſten der deutſchen Sprache finden bereits ihre Bearbeiter. Guſtav Bergmann (1785) und Aug. Wilh. Hupel (1795) ſammeln livländiſche, Joh. Georg Bock (1759) und Siegmund Hennig (1785) preußiſche, Joh. Seyvert (1781) und Joh. Binder (1795) ſiebenbürgiſche Idiotismen. Selbſt die deutſche Sprachinſel der Sette Communi wird von F. K. Fulda (1778) in die deutſche Sprachforſchung eingeführt. Ja in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird die Beſchäftigung mit den Volksmundarten eine förmliche Liebhaberei der Gebildeten. Zeitſchriften, wie das Deutſche Muſeum [2]), Reiſende, wie Friedrich Nicolai [3]), wenden ihnen ihre Aufmerkſamkeit zu. Wenn dann dazwiſchen gerade von den Freunden der mundartlichen Studien öfters die Klage erſchallt, daß nicht genug für die Erforſchung der Mundarten geſchehe, ſo iſt dies nur ein neuer Beweis, welchen Werth man auf deren Unterſuchung legte. Denn daß die Bearbeitung der Mundarten im Lauf des 18. Jahrhunderts, verglichen mit der vorangegangenen Zeit, wirklich eine erſtaunliche Ausbreitung gewann, das erkennt man ſofort, wenn man in Hoffmann's reichhaltiger Literatur der Mundarten die Maſſe deſſen, was das 18. Jahrhundert hervorgebracht, mit den wenigen Schriften vergleicht, die der früheren Zeit angehören [4]). Natürlich bleibt hier der wiſſenſchaft-

1) Unterſuchungen vom Meere. Frankf. und Leipz. 1750. Vgl. auch: Verſuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutſchland, aus den hinterlaſſenen Schriften des berühmten Herrn Prof. Joh. Siegm. Val. Popowitſch. Wien 1780. — 2) (Joh. Heinr. Häslein) Probe einer Sammlung von Nürnberg. Provinzialwörtern, im Deutſchen Muſeum 1781, II, 457 fg. — 3) Verſuch eines öſterr. Idiotikon in F. Nicolai's Reiſe durch Deutſchland, Bd. V, (1785) Beil. S. 70—145. — 4) Heinr. Hoffmann, Die deutsche Philologie, Bresl. 1836, S. 174—206. Ich habe hier natürlich nur den Geſammtverlauf der mundartlichen Forſchung darſtellen können. Wegen der ſonſtigen hieher gehörigen Literatur verweiſe ich auf Hoffmann a. a. O. und Paul Trömel, die Literatur der Deutſchen Mundarten in Petzholdt's Anzeiger, Jahrg. 1854.

liche Werth der einzelnen Leiſtungen zunächſt außer Frage. Es handelt ſich nur um deren Anzahl. — Auch der Verſuch, alle deutſchen Mundarten unter gewiſſe Geſichtspunkte zuſammenzufaſſen, wird bereits gemacht von Friedrich Karl Fulda in der Göttinger Preisſchrift: „Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutſchen Sprache" (Leipzig 1773), und derſelbe Gelehrte gibt (1788) einen „Verſuch einer allgemeinen teutſchen Idiotikenſammlung" heraus. Doch wir brechen hier ab, da wir auf dieſen merkwürdigen Mann im folgenden Abſchnitt noch einmal zurückkommen.

3. Die älteren germaniſchen Sprachen und Literaturen in Deutſchland und die Einwirkung der deutſchen Klaſſiker auf die germaniſche Philologie in den Jahren 1748 bis 1797.

Die Periode, von der wir hier handeln, unterſcheidet ſich weſentlich von den vorangehenden. In der früheren Zeit war das Intereſſe, das man an den älteren deutſchen Schriftwerken nahm, ein vorzugsweiſe antiquariſches, insbeſondere hiſtoriſch-juriſtiſches. In der vorliegenden Periode aber tritt der äſthetiſch-poetiſche Antheil in den Vordergrund, den man an den Dichtungen der deutſchen Vorzeit nimmt. So wie aber auch in den früheren Zeiten dieſer letztere Geſichtspunkt keineswegs ganz ohne Vertretung iſt, ſo findet natürlich auch in der jetzigen die rein antiquariſche und linguiſtiſche Seite ihre Fortſetzung. Selbſtverſtändlich ſtehen alle dieſe Beſtrebungen in einem gewiſſen Zuſammenhang, indem ſie ſich wechſelſeitig unterſtützen. Dennoch aber treten ſie ſich theilweiſe ſo fern, daß wir am beſten thun werden, ſie getrennt zu behandeln. Wir ſprechen alſo zuerſt von den rein linguiſtiſchen und antiquariſchen Leiſtungen auf dem Gebiet der älteren germaniſchen Sprachen und Literaturen. Dann faſſen wir zuſammen, was in dieſer Zeit für die Herausgabe und das Verſtändniß der mittelhochdeutſchen Dichtungen geſchehen iſt, und zuletzt ſchildern wir die Anregungen, welche die germaniſche Philologie nach den verſchiedenſten Seiten hin von den großen neuhochdeutſchen Schriftſtellern des 18. Jahrhunderts erhalten hat.

1) Die linguiſtiſch-antiquariſche Behandlung der älteren germaniſchen Sprachen von 1748 bis 1797.

Wir haben hier zuvörderſt ein Hauptwerk der juriſtiſch-antiquariſchen Richtung zu beſprechen, das der Zeit ſeiner Herausgabe nach unſerer Periode angehört, obwohl ſeine Entſtehung noch in der vorangehenden wurzelt, nämlich das Gloſſarium von Haltaus. Chriſtian Gottlob Haltaus wurde geboren zu Leipzig im J. 1702. Er widmete ſich an der dortigen Univerſität philologiſchen und hiſtoriſchen Studien, vorzugsweiſe unter der Leitung von Burkhard Mencke, der ihn zum Mitarbeiter an ſeinen Scriptores rerum Germanicarum machte. Im J. 1734 wurde Haltaus Lehrer an der Nicolaiſchule zu Leipzig, 1751 Rector dieſer Anſtalt. Er ſtarb am 11. Februar 1758 [1]). Durch ein ſtreng geſchichtliches Studium des Mittelalters, insbeſondere ſeiner rechtlichen Einrichtungen, wurde Haltaus auf die Erforſchung der älteren deutſchen Sprache geführt. Es war ihm vor allem um die Erklärung der Urkunden und der übrigen Rechtsquellen des deutſchen Mittelalters zu thun. Aus dieſem Streben gieng erſt ſein Specimen Glossarii Fori Germanici, ex diplomatibus, Lipsiae 1738, und dann ſein großes Hauptwerk hervor: Glossarium Germanicum medii aevi maximam partem e diplomatibus multis praeterea aliis monimentis tam editis quam ineditis adornatum, Lipsiae 1758. Haltaus erlebte die Herausgabe dieſes ſeines bedeutendſten Werkes nicht mehr, aber noch im Jahr ſeines Todes wurde dieſelbe durch Joh. Gottlob Böhme bewerkſtelligt. Dies Buch bietet einen wahren Schatz deutſchrechtlicher Gelehrſamkeit und bildet bis auf den heutigen Tag ein nach dieſer Seite hin unentbehrliches Hülfsmittel. Unter den übrigen Bemühungen zur Erforſchung der germaniſchen Sprachen von juriſtiſch-antiquariſcher Seite erwähnen wir nur noch die Schriften Tilemann Dothias Wiarda's (geb. zu Emden 1746, geſt. als Landſyndikus zu Aurich den 7. März 1826) [2]) und die Abhandlungen, welche der verdiente Hiſtoriker

1) Ueber Haltaus Leben vgl. Böhme's Vorrede zu Haltaus Glossarium Germanicum. — 2) In unſeren Zeitraum fallen von Wiarda's Schriften

Johann Chriſtoph Gatterer in den Commentationen der Göttinger Societät über den Gebrauch der deutſchen Sprache in Urkunden veröffentlichte [1]).

Schließen ſich die bisher beſprochenen Arbeiten den verwandten der früheren Periode an, ſo tritt ein neues Element in die Studien der deutſchen Sprachforſcher dadurch ein, daß es nun endlich auch in Deutſchland zu Verſuchen kommt, die älteren germaniſchen Sprachen nicht bloß lexikaliſch, ſondern auch grammatiſch zu behandeln. Wir erinnern uns, daß die Bahn hiezu ſchon längſt in England von Hickes, in Holland von Ten Kate gebrochen war. Ja auch in Deutſchland war ſchon im J. 1710 ein Anfang derartiger Studien gemacht durch Diederich's von Stade handſchriftliche Grammatik der Sprache Otfrid's. Aber dieſe Grammatik wurde nicht veröffentlicht und fand keine Nachfolge. Der erſte Deutſche, der ſich auf dieſem Gebiet öffentlich hervorthat, war Friedrich Karl Fulda. Geboren zu Wimpfen im J. 1724, ſtudierte Fulda zu Tübingen Theologie und daneben Philoſophie und Mathematik, gieng dann als Feldprediger nach den Niederlanden und nahm nach Auflöſung des Regiments, bei dem er ſtand, an der Univerſität Göttingen ſeine Univerſitätsſtudien wieder auf, dehnte ſie aber jetzt vorzugsweiſe über deutſche Alterthümer und Geſchichte aus. 1751 wurde er Garniſonsprediger auf der würtembergiſchen Feſtung Hohenasperg, 1758 Pfarrer in dem Dorf Mühlhauſen an der Enz, 1787 erhielt er die Pfarrei Enſingen. Hier iſt er am 2. Dec. 1788 geſtorben. Obwohl in gelehrte Studien aller Art vergraben, war Fulda ein pflichttreuer Seelſorger, ein liebenswürdiger Geſellſchafter und ein vortrefflicher Hausvater [2]). Um Fulda als Sprachforſcher

---

die Geſchichte der alten frieſiſchen oder ſächſiſchen Sprache. Aurich 1784, und Altfrieſiſches Wörterbuch. Aurich 1786. — 1) Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis. Vol. II, (1780) Hist. et philol. p. 52 sq. und Vol. III (1781) Hist. phil. p. 3 sq. — 2) Dieſe Angaben über Fulda's Leben ſind entnommen aus der „Nachricht von dem Leben und den Schriften Friedrich Carl Fulda's (aus deſſen hinterlaſſenen Papieren gezogen)", die ſich vor Zahn's Ausgabe des Ulfilas, Weißenfels 1805, findet.

richtig zu würdigen, muß man ſich erinnern, daß er nicht von der Philologie, ſondern von einer generaliſierenden und abſtrahierenden Speculation herkam. Unter ſeinen handſchriftlichen Werken fand ſich ein „Stammbaum aller Wiſſenſchaften, Künſte, Profeſſionen und Handwerker" vom Jahr 1753, und eine Ontologia sive doctrina, quae continet universalissimas notiones et praedicata, methodo genealogica erecta 1763 [1]). Obwohl nun 1762 der Unwille über Popowitſch's alphabetiſches Verzeichniß der ſ. g. ungleich fließenden Conjugationen der Anlaß wurde, daß Fulda ſich auf die Erforſchung der deutſchen Sprache warf, ſprang er doch ſofort über auf „die weſentliche Radikaleinſtimmung aller Sprachen" und machte ſich ein „Stammbäumchen der Sprachorgane und des Urſprungs der menſchlichen Sprache und Begriffe" unter dem Titel „Origo linguae humanae" [2]). Den Antrieb, öffentlich als Sprachforſcher aufzutreten, erhielt Fulda durch eine von der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften geſtellte Preisfrage. Fulda's Bearbeitung derſelben erhielt im Jahr 1771 den Preis [3]) und wurde von ihm unter dem Titel: Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutſchen Sprache. — Leipzig 1773, veröffentlicht. Als Ergänzung folgte einige Jahre darauf Fulda's umfangreichſtes Werk: Sammlung und Abſtammung Germaniſcher Wurzel-Wörter, nach der Reihe menſchlicher Begriffe, — Halle 1776. In den beiden nächſten Jahren betheiligte er ſich an dem teutſchen Sprachforſcher, den Johann Naſt, Profeſſor am Stuttgarter Gymnaſium, „Stutgart" 1777 und 78 herausgab, mit einer Reihe größerer Arbeiten, unter welchen die zu „Stutgart" 1778 auch einzeln erſchienenen „Grundregeln der teutſchen Sprache" die bedeutendſte Stelle einnehmen [4]). Noch in ſeinem letzten Lebensjahr veröffentlichte Fulda den „Verſuch einer allgemeinen teutſchen Idiotikenſammlung, — Berlin und Stettin 1788, und nach ſeinem Tode gab

1) S. die oben angeführte „Nachricht" S. III u. IV. — 2) Ebend. S. V. — 3) Vgl. Göttingiſche Anzeigen von Gelehrten Sachen 1771, 138. Stück, S. 1178. — 4) Der teutſche Sprachforſcher. Zweiter Teil. Stutgart 1778. S. 113 — 220.

Gräter heraus: C. F. Fulda's Geſchichte der Teutſchen und der menſchlichen Natur. Ein Pendant zu ſeinem Wurzelwörterbuche und Commentar über Tacitus Germania, Nürnberg und Altdorf 1795.

Sehen wir uns dieſe Arbeiten Fulda's darauf an, was ihr Verfaſſer für die deutſche Sprachforſchung geleiſtet hat, ſo werden wir vor allen Dingen den Eifer anerkennen, mit dem er ſich auch auf das Studium der älteren germaniſchen Sprachen geworfen hat. Er begnügt ſich nicht mit dem bloßen Wortvorrath derſelben, ſondern er ſucht auch ihren grammatiſchen Bau zu erforſchen. In ſeiner Preisſchrift über „die beiden Hauptdialecte der Teutſchen Sprache" (1773) gibt er eine Ueberſicht über die gothiſchen und althochdeutſchen Flexionen [1]), und in den „Grundregeln der Teutſchen Sprache" (1778) hat er Einiges noch weiter ausgeführt. Fulda [2]) kennt ſeine Vorgänger Hickes [3]), Ten Kate [4]) und Ihre [5]), ſucht ſich aber ſeinen eigenen Weg zu bahnen. Seine Angaben wimmeln zwar von Fehlern [6]), aber doch bleibt ihm das Verdienſt, als der erſte in Deutſchland auch über den grammatiſchen Bau der altgermaniſchen Sprachen etwas veröffentlicht und mit richtigem Blick erkannt zu haben, daß die älteſten germaniſchen Flexionen mit den griechiſchen und lateiniſchen „viele Gemeinſchaft hatten" [7]). Fulda's eigenthümlichſte Seite iſt ſeine Wurzelforſchung. Hier aber ſchweift er ſo weit über das Gebiet des Germaniſchen hinaus, daß wir ihm an dieſer Stelle nicht folgen dürfen. Wir begnügen uns, zu bemerken, daß es ſeiner Entwicklungsgeſchichte der Sprache nicht an geiſtreichen Bemerkungen und richtigen Blicken fehlt, daß

---

1) S. 24 fg. — 2) In (Naſt's) teutſchem Sprachforſcher II. (1778) S. 119 fg. — 3) Fulda, Ueber die beiden Hauptdialecte S. 55. — 4) Sammlung — German. Wurzelwörter 1776, S. 29. — 5) Der teutſche Sprachforſcher II, S. 119. Fulda's gothiſche Sprachlehre müſſen wir hier außer Betracht laſſen, weil ſie erſt 1805 in Zahn's Ulfilas veröffentlicht worden iſt, und auch da nur von Zahn überarbeitet. — 6) Belege z. B. in Fulda's Schrift über die beiden Hauptdialecte S. 24. — 7) Fulda im Teutſchen Sprachforſcher II, (1778) S. 134.

aber in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſeine ganze Art zu etymologiſieren auf Sand gebaut iſt, indem ihr das erſte Erforderniß jeder wiſſenſchaftlichen Etymologie: Die Beobachtung der hiſtoriſchen Lautwandelgeſetze, vollſtändig abgeht. — Faſt gleichzeitig mit Fulda machte der Jeſuit Karl Joſeph Michaeler (geb. zu Innsbruck 1735, 1783 Cuſtos an der Univerſitätsbibliothek in Wien, geſt. 1804) einen Verſuch zur grammatiſchen Behandlung der älteren germaniſchen Sprachen in ſeinen 1776 zu Innsbruck erſchienenen, auf Hickes fußenden Tabulae parallelae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum, moesogothicae, francotheotiscae, anglo-saxonicae, runicae et islandicae. Wir erwähnen außerdem noch die Preisſchriften über die Hauptepochen der deutſchen Sprache ſeit dem 8. Jahrhundert von Leonhard Meiſter [1]) in Zürich und von Wilhelm Peterſen [2]) in Stuttgart (1787), und die „Praktiſche Anweiſung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der teutſchen Sprache von den älteſten Zeiten bis ins vierzehnte Jahrhundert," die Joh. Peter Willenbücher (Rector zu Brandenburg, geb. zu Beerfelden 1748, † 1794) im J. 1789 anonym herausgab [3]).

Die Beſchäftigung mit den älteſten germaniſchen Sprachen war damals in Deutſchland noch etwas ſehr Seltenes. Dennoch erhielt dies Gebiet in unſerer Periode einige werthvolle Bereicherungen Um das Jahr 1756 entdeckte der Archidiaconus Franz Anton Knittel (geb. zu Salzdahlum 1721, geſt. 1792) zu Wolfenbüttel in einem Codex rescriptus der dortigen Bibliothek ein Bruchſtück der gothiſchen Ueberſetzung des Römerbriefs, das er einige Jahre darauf (1762) zu Braunſchweig herausgab. Aus einer anderen Wolfenbüttler Handſchrift fügte er einige Bruchſtücke des Otfrid bei. Von großem Werth für das Studium des Gothiſchen war es ferner, daß der bekannte Geograph Anton Friedrich Bü-

1) In den Schriften der Kurfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft in Mannheim Bd. I, S. 255 fg. u. Bd. II. — 2) Ebend. Bd. III. — 3) Willenbücher war Verf. dieſer 1789 zu Leipzig erſchienenen Schrift. S. Kinderling in Gräter's Bragur, Bd. VI, S. 127.

ſching in Berlin die gehaltvollen Schriften Ihre's über das Gothiſche vom Verfaſſer ſelbſt vermehrt und verbeſſert (Berlin 1773) geſammelt herausgab. Unſere althochdeutſchen Quellen vermehrte durch einige kleine Stücke (1765, 1779) [1]) der gelehrte Abt von St. Blaſien im Schwarzwald Martin Gerbert (Freiherr von Hornau, geb. zu Horb 1720, geſt. 1793). Für das Altſächſiſche war von Wichtigkeit, daß der franzöſiſche Emigrant Gerard Gley (geb. zu Gerardmer in Lothringen 1761, geſt. zu Paris 1830) im Jahr 1794 den verſchollenen, ehemals zu Würzburg befindlichen Codex des Heliand auf der Kathedralbibliothek zu Bamberg wieder entdeckte. In Bezug auf das Niederdeutſche überhaupt ſchrieb J. F. A. Kinderling (geb. zu Magdeburg 1743, 1774 Prediger zu Calbe an der Saale, geſt. 1807) einen Erſten Grundriß einer Literatur der plattdeutſchen oder niederſächſiſchen Sprache und ihrer Töchter (1794) [2]), den er dann ſpäter (1800) zu einer Geſchichte der niederſächſiſchen Sprache erweitert hat. Auf das Altnordiſche kommen wir in einem ſpäteren Abſchnitt zurück. Hier bemerken wir nur, daß Joh. Erichſon (geb. 1700 zu Sternberg in Mecklenburg, 1745 Paſtor zu Starkow in Schwediſch-Pommern) im Jahr 1766 zu Greifswald eine Bibliotheca runica herausgab, worin er die Schriften über die Runen verzeichnet und Nachrichten über ihre Verfaſſer gibt. Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß in dieſer Periode ein geachteter Literator, Joh. Andreas Fabricius (geb. 1696 zu Dodendorf, 1753 Rector des Gymnaſiums zu Nordhauſen, geſt. 1769) in ſeinem Abriß einer allgemeinen Hiſtorie der Gelehrſamkeit (Leipzig 1752) [3]) bereits in überraſchender Weiſe die Wichtigkeit und den Umfang der deutſchen Philologie bezeichnet.

---

1) M. Gerbert, monumenta veteris liturgiae Alemannicae II, (1779), 31. (In Müllenhoff's und Scherer's Denkm. Nr. LXXIV). — 2) In: Für deutſche Sprache, Litteratur und Culturgeſchichte. Her. von Kinderling, Willenbücher und Koch, Berlin 1794. — 3) Bd. I, S. 153. 154. S. Heinr. Hoffmann, Die deutsche Philologie, 1836, Vorr. S. V.

2. Die Herausgabe mittelhochdeutſcher Dichtungen. Oberlin's Gloſſar.

Während, wie ſchon bemerkt, die vorangehende Periode (1665 — 1748) ſich vorzugsweiſe mit der Herausgabe althochdeutſcher Quellen befaßte, wendet ſich in der jetzigen (1748—1797) die Thätigkeit hauptſächlich den mittelhochdeutſchen Dichtungen zu. Schon Gottſched's Bemühungen um die Erforſchung der älteren deutſchen Literatur hatten dieſe Richtung angebahnt [1]). Viel wichtiger aber für die Bekanntmachung der altdeutſchen Dichter wurden die Beſtrebungen ſeiner ſchweizeriſchen Gegner Joh. Jak. Bodmer (geb. 1698 zu Greifenſee bei Zürich, geſt. den 2. Jan. 1783 zu Zürich) und Joh. Jak. Breitinger (geb. zu Zürich 1701, geſt. ebenda den 15. Dec. 1776). Beide Männer, eng befreundet in ihren Kämpfen für die Ausbildung des deutſchen Geſchmacks, ſind auch in ihren Leiſtungen für die ältere deutſche Literatur ſo nah verbunden, daß ſie ihre wichtigſten Arbeiten gemeinſam unternehmen. Einerſeits als Geſchichtsforſcher, andrerſeits als Dichter und Kritiker wurde Bodmer ſchon früh dem Studium der älteren deutſchen Sprache und Dichtung zugeführt. Ein Richtebrief der Stadt Zürich aus dem 13. Jahrhundert weckte ſeine Liebe zu unſrer alten Sprache und Literatur, und in Goldaſt's Paraenetikern fand dieſe ihre erſte Befriedigung. Auch ſind ohne Zweifel Gottſched's gleichartige Beſtrebungen nicht ohne Einfluß auf Bodmer geblieben [2]).

---

1) S. o. S. 208. — 2) Im Deutſchen Muſeum 1783, I, S. 269 wird erzählt, daß ein Richtebrief der Stadt Zürich aus dem 13. Jahrhundert zuerſt Bodmer's Liebe zur Sprache der Minneſinger geweckt habe. Bodmer ſelbſt erwähnt die Poeſie der hohenſtaufiſchen Zeit in ſeinem Gedicht „Charakter der Deutſchen Gedichte" vom Jahr 1734 (J. J. Bodmer's Gedichte, 2. Aufl. Zürich 1754, S. 19 — 21). Seine Kenntniß ſcheint ſich aber damals noch auf Goldaſt's Paraenetiker beſchränkt zu haben. Daß die Abhandlungen über Gegenſtände der älteren deutſchen Literatur, die ſich in den von Gottſched herausgegebenen Beyträgen zur Critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache (1732 fgde) finden, nicht ohne Einwirkung auf Bodmer geblieben ſind, iſt bei der damals noch beſtehenden (von Danzel, Gottſched S. 186 fg.

Im Jahr 1743 veröffentlichte Bodmer in der „Sammlung Critiſcher, Poetiſcher, und anderer geiſtvoller Schriften, zur Verbeſſerung des Urtheiles und des Witzes in den Wercken der Wohlredenheit und der Poeſie“ [1]) ſeine Abhandlung: „Von den vortrefflichen Umſtänden für die Poeſie unter den Kaiſern aus dem ſchwäbiſchen Hauſe.“ Hier macht er auf den nachher ſo berühmt gewordenen Codex (7266) der Pariſer Bibliothek aufmerkſam, unter deſſen Stücken „etliche ſind, die mittelſt eintzelner Zeilen, die von Goldaſt aus ihnen angezogen worden, ein ſtarckes Verlangen nach dem gantzen erwecket haben“ [2]). Nach dem Anfang einer kritiſchen Ausgabe von Opitzens Gedichten durch Bodmer und Breitinger (1745), in welcher die Opitziſche Ausgabe des Annoliedes mit weiteren neuen Anmerkungen verſehen wurde, folgten dann die „Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie des dreyzehnten Jahrhunderts. Aus der Maneßiſchen Sammlung, Zürich 1748,“ durch welche die mittelhochdeutſche Lyrik in den Kreis unſrer Litteratur eingeführt wurde. Mittheilungen von Schertz aus dem Codex 7266 der Pariſer Bibliothek hatten Bodmer in der Muthmaßung beſtärkt, „daß in demſelben die Liebes-Poeten des Schwäbiſchen Jahrhunderts enthalten wären,“ welche Goldaſt in ſeinen Paraenetikern anführt. Durch Vermittlung Schöpflin's in Straßburg erhielten Bodmer und Breitinger die Handſchrift zu freier Benutzung nach Zürich geſendet. Sie gab ihnen die volle Ueberzeugung, daß es wirklich die von Goldaſt gebrauchte Handſchrift ſei, die im Beginn des 17. Jahrhunderts aus dem Beſitz der Freiherren von Hohenſax in die Biblio-

---

nachgewieſenen) Verbindung zwiſchen Gottſched und den Schweizern vorauszuſetzen. Aber der Brief Bodmer's an Gottſched, den Danzel (Gottſched S. 192) zum Beweis hiefür mittheilt, iſt vom Jahr 1738, alſo vier Jahr jünger als das oben erwähnte Gedicht Bodmer's. Will man die erſte Anregung Bodmer's zum Studium der altdeutſchen Poeſie durchaus auf Gottſched zurückführen, ſo könnte man Bodmer's Bekanntſchaft mit Goldaſt's Paraenetikern aus den Beyträgen zur Crit. Hiſt. der Deutſchen Sprache, 2. Stück (1732) S. 285 herleiten.

1) Siebendes Stück, Zürich 1743, S. 25 fg. — 2) Ebend. S. 35.

thek der Kurfürsten von der Pfalz zu Heidelberg und von da nach der Einnahme Heidelberg's durch Tilly in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen sei [1]). Da sie meinten, die Handschrift sei einzig in ihrer Art, so glaubten sie, mit Sicherheit die Worte des Dichters Hadlaub (um 1300) von dem Liedersammeln der Manesse [2]) in Zürich auf unsere Handschrift beziehen zu dürfen [3]). In ihrem Vorbericht stellen sie dann weiter Alles zusammen, was sie über die Lebensumstände der einzelnen Dichter ermitteln konnten, und schon hier macht Bodmer die späterhin weiter ausgeführte Entdeckung, daß in Rudolf's von Neuenburg Liedern sich einige Strophen finden, die aus dem Provenzalischen des Folquet von Marseille übersetzt sind [4]). Die „Grammatischen Anmerkungen über die Sprache der schwäbischen Poeten" beginnen die Herausgeber mit den treffenden Sätzen: „Die alte schwäbische Sprache hat keine geringe Schwierigkeiten. Diese entstehen von der Menge Wörter, die man hat untergehen lassen, ohne daß man sie mit andern ersetzet hat; von einer gleich so grossen Anzahl Wörter, die zwar in unsrer Sprache noch sind, die aber in dem Munde der Leute, durch welchen sie gelaufen, durch das Alter, den Zufall, den Eigensinn, ganz andere Bestimmungen empfangen haben; von dem Abgange und den Abweichungen, welche die Sprache in der Inflexion, der Ableitung, der Stellung, und der Verbindung der Wörter erlitten hat" [5]). Die reichhaltige Auswahl, in welcher unter Anderen Walther von der Vogelweide der neueren Zeit zum erstenmal in größerem Umfang vor die Augen tritt, wird dann zum Schluß noch durch ein gedrängtes Glossarium begleitet.

Die Herausgeber hatten gehofft, durch ihre „Proben von Minneliedern aus der Manessischen Sammlung" allgemeine Begierde auf die Veröffentlichung des Ganzen zu erwecken. Aber eine

1) S. Bodmer's Vorbericht zu den Proben S. IV—XII. — 2) In (Bodmer's) Minnesingern II, (1759) S. 187 a. — 3) Proben, Vorbericht S. XIII fg. Minnesinger I, S. XII fg. Dagegen Lachmann in der Vorr. zum Walther (2) S. VI fg. — 4) Proben, Vorbericht S. XXVIII. Die weitere Ausführung s. in (Bodmer's) Neuen Critischen Briefen (2) Zürich 1763, S. 95 fg. — 5) Proben, Vorbericht, S. XXXIX.

„Aufforderungsschrift" vom Jahr 1753 überzeugte sie, daß sie sich in ihren Erwartungen getäuscht hatten. Das Publicum zeigte wenig Theilnahme, und nur die höchst ehrenwerthe Unterstützung ihrer Züricher Mitbürger machte es Bodmer und Breitinger möglich [1]), neun Jahre nach Herausgabe der Proben die ganze Pariser Handschrift erscheinen zu lassen unter dem Titel: „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte CXL Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Rathes der uralten Zyrich. — Erster Theil. Durch Vorschub einer ansehnlichen Zahl von Freunden des Minnegesanges. Zyrich — 1758." „Zweyter Theil" 1759. In der Vorrede sprechen die Herausgeber mit warmer Liebe von ihren Minnesingern und wiederholen dann die Auseinandersetzung, die sie in den Proben über die Handschrift und ihren vermeintlichen Sammler gegeben hatten. Sie erwähnen auch des Jenaer Codex und der Nachricht, die über ihn inzwischen Professor B. Chr. Bernhard Wiedeburg [2]) (geb. zu Jena 1722, gest. ebend. 1758), durch Breitinger und Bodmer dazu aufgemuntert [3]), gegeben hatte [4]). Aber auf eine nähere Vergleichung lassen sie sich nicht ein. Auch geben sie diesmal weder eine grammatische Einleitung, noch ein Glossar. Ja, was den Text selbst betrifft, so enthalten sie sich sogar der Interpunction und beschränken sich auf den Abdruck der Handschrift. Wir kennen jetzt die Mängel dieser Ausgabe recht wohl. Aber trotz alle dem ist diese Leistung Bodmer's und Breitinger's eine höchst verdienstliche, und wenn sie auch zunächst nicht den Erfolg hatte, den die Herausgeber wünschten, so werden wir um so glänzender ihre tief eingreifende Wirkung auf die Entwicklung unserer Wissenschaft in der folgenden Periode kennen lernen. Kurz vor der Veröffentlichung der großen Minne-

1) Sammlung von Minnesingern, I, (1758) Vorrede S. III. — 2) Ausführliche Nachricht von einigen alten teutschen poet. Manuscripten aus dem dreyzehenden und vierzehenden Jahrhunderte, welche in der Jenaischen akademischen Bibliothek aufbehalten werden, her. von Bas. Chr. Bernhard Wiedeburg. Jena 1754. — 3) Vgl. die Vorr. von Wiedeburg's eben angeführter Schrift Bl. 2. — 4) I, Vorrede S. IX.

ſängerhandſchrift hatten Bodmer und Breitinger zwei andere mittelhochdeutſche Dichterwerke herausgegeben, deren eines dem Geſchmack jener Zeit beſonders entſprach, während das andere erſt in der Folgezeit als eins der größten Dichterwerke des deutſchen Geiſtes erkannt werden ſollte. Das erſtere waren die „Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, Zürich 1757“ [1]), als deren Verfaſſer man ſpäter den Bonerius ermittelt hat; das zweite: „Chriemhilden Rache, und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem ſchwäbiſchen Zeitpuncte. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Joſaphat. — Zyrich 1757.“ In dieſem kleinen Quartanten liegt nun der erſte, wenn auch noch unvollſtändige Druck unſeres Nibelungenliedes vor. Ehe wir aber weiter darüber ſprechen, wollen wir der Thätigkeit gedenken, die Bodmer noch in ſeinem höchſten Greiſenalter für Herausgabe der altdeutſchen Dichterwerke entwickelte. Auch nach der Bekanntmachung der Pariſer Handſchrift blieb er unermüdlich thätig im Sammeln und Leſen altdeutſcher Dichtungen. Es war ihm jedoch nicht mehr vergönnt, ſeine angeſammelten Schätze ſelbſt zu veröffentlichen. Aber an ſeiner Stelle fand ſich einer ſeiner jüngeren Freunde und Verehrer, um das angefangene Unternehmen fortzuſetzen. Es war dies Chriſtoph Heinrich Müller, oder, wie er ſich nach Bodmer's Weiſe zu ſchreiben pflegte, Myller. Geboren zu Zürich im Jahr 1740 war dieſer eigenthümliche Mann [2]) ſchon früh Lehrer am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium in Berlin geworden, im Jahr 1788 kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück und ſtarb daſelbſt am 22. Febr. 1807. Im Sommer des Jahres 1780 wandte ſich Müller von Berlin aus brieflich an Bodmer mit dem Anerbieten, „die Ausgabe der ſchwäbiſchen Dichter in Berlin zu beſorgen.“ Er wiederholte dies Anerbieten dann unter dem 16. Sept. 1780

1) Den Hauptantheil an dieſer Ausgabe hat Breitinger. Vgl. die Vorrede, und Franz Pfeiffer's Ausgabe des Boner (Leipz. 1844), Vorw. S. VIII. — 2) Vgl. die Schilderung, die er von ſich ſelbſt gibt, in der Anmerkung zu: Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleim's — Nachlaſſe herausg. v. Körte, Zürich 1804, S. 406.

öffentlich in einem Schreiben an den Herausgeber des Deutſchen Muſeums, welches dieſer im Novemberheft desſelben Jahres abdrucken ließ. Eine Geſellſchaft von dreißig Liebhabern ſollte zuſammentreten, von denen jeder drei Jahre lang jährlich drei Louisdor für den Abdruck der alten Handſchriften hergäbe. Dies reiche hin, alle altſchwäbiſchen Dichter dem Untergang zu entreißen. Er ſelbſt erbot ſich, mit ſeinem Beitrag voranzugehen [1]). Das Unternehmen fand zwar nicht ganz den gewünſchten Anklang [2]), aber doch reichten die dargebotenen Mittel hin, um die Dichtungen zu veröffentlichen, welche den Kern unſrer erzählenden mittelhochdeutſchen Poeſie bilden. Der greiſe Bodmer bot ſeine reichen Sammlungen an [3]) und förderte das Unternehmen auf jede Weiſe. Das Werk, mit welchem Myller den Beginn machte, war das Nibelungenlied. Bodmer hatte, wie wir oben ſahen, den zweiten Theil desſelben bereits im J. 1757 veröffentlicht, und zwar hatte er dies aus der jetzt mit C bezeichneten Handſchrift gethan, die er im Jahr zuvor durch Herrn von Wocher aus der Bibliothek von Hohen Ems erhalten hatte. Als Bodmer ſpäter im J. 1779 von dem Ganzen Abſchrift zu nehmen wünſchte, waren inzwiſchen große Veränderungen in der Grafſchaft Hohen Ems vorgegangen. Die früher mitgetheilte Handſchrift der Nibelungen war nicht aufzufinden; aber nach langem Durchwühlen der beinahe vermoderten Bücherhaufen gelang es Herrn von Wocher, eine andere Handſchrift desſelben Gedichts zu entdecken, und dieſe ſendete er Bodmer zu. Es war die jetzt mit A bezeichnete Handſchrift. Bodmer bemerkte recht wohl, daß die Handſchrift, aus der er ſich jetzt die erſte Hälfte der Nibelungen abſchreiben ließ, eine andere war, als die, aus welcher er die zweite Hälfte hatte abdrucken laſſen, und er theilte

---

1) Deutſches Muſeum 1780, Bd. II, S. 461. — 2) Vgl. die Angaben, die Zarncke in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Nibelungenlieds (3) 1868 S. XXIV fg.) aus ſeinem Exemplar der Myller'ſchen Sammlung macht. Den beiden Exemplaren, die mir zu Gebote ſtehen, ſind dieſe Rechnungsablagen nicht beigebunden. — 3) Vergl. Deutſches Muſeum 1781, Bd. I, S. 287.

dieſen Umſtand Hrn. Müller mit, als er dieſem jene Abſchrift der erſten Hälfte ſandte [1]). Dieſer aber überſah Bodmer's Bemerkung und erklärte am Schluß ſeines Abdrucks, das ganze Gedicht ſei einer und derſelben Hohenemſer Handſchrift entnommen, die erſte Hälfte nach der von Bodmer beſorgten Abſchrift, die zweite nach deſſen Ausgabe [2]). Durch dies Verſehen hat der gute Müller allerdings unſägliche Verwirrung angerichtet. Aber es bleibt ihm das Verdienſt, durch ſeinen ſchönen Eifer die erſte vollſtändige Ausgabe unſeres gewaltigſten Heldengedichts zu Stande gebracht zu haben, deren Druck im September 1782 bei Chriſtian Sigismund Spener vollendet wurde unter dem Titel: „Der Nibelungen Liet ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert. Zum erſten male aus der Handſchrift ganz abgedruckt." Wie früherhin Bodmer, ſo fügte auch Müller die Klage dem Nibelungenlied bei; aber ſie unterſcheidet ſich bei ihm ſchon äußerlich ſtärker davon, weil er das Nibelungenlied nicht, wie Bodmer, in kurzen, ſondern in langen Zeilen abdrucken läßt. Strophen unterſcheidet er jedoch nicht, obſchon Bodmer in dem oben angeführten Brief an ihn beiläufig von „Strophen" des Nibelungenliedes ſpricht [3]). Wenige Monate nach der Verſendung des Nibelungenlieds ſtarb Bodmer. Aber ſo ſchmerzlich ſein Tod den Herausgeber und alle Freunde der altdeutſchen Literatur berührte, ſo erlitt doch das Unternehmen keine Unterbrechung. Im Lauf eines Jahres wurden noch geliefert außer einigen kleineren Sachen: „Die Eneidt — von Heinrich von Veldecken zum erſten male aus der Handſchrift abgedruckt", (geendigt Anfang April 1783), „Parcival ein Ritter-Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert von Wolfram von Eſchilbach zum zweiten male aus der Handſchrift abgedruckt, weil der erſte Anno 1477 gemachte Abdruck ſo ſelten wie Manuſcript iſt", endlich der Arme Heinrich des Hartmann von Aue. Alles bisher Genannte

1) S. Bodmer's Brief an Müller vom 1. Mai 1781, in F. H. v. der Hagen's Sammlung für Altdeutſche Literatur und Kunſt, I. Bd., 1. Stück, Breslau 1812, S. 5 fg. — 2) Vgl. die Schlußbemerkung Müller's in ſeiner Ausgabe des Nibelungenlieds S. 152. — 3) A. a. O. S. 11.

wurde dann zuſammengefaßt unter dem Titel: „Samlung deutſcher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert. Erſter Band. — Geendiget im Anfang des Februars 1784." Der Herausgeber hatte das erſte Stück der Sammlung: das Nibelungenlied, Friedrich dem Großen gewidmet. Es gehörte freilich eine merkwürdige Naivetät dazu, bei einem ſolchen Unternehmen auf den Beifall dieſes Monarchen zu hoffen. Die Aufnahme war denn auch danach. Der König beantwortete die Ueberſendung des Dedicationsexemplars mit folgendem Schreiben: „Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt, viel zu vortheilhafft, von denen Gedichten, aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck ihr befördert habet, und zur Bereicherung der Teutſchen Sprache, ſo brauchbahr haltet. Meiner Einſicht nach, ſind ſolche, nicht einen Schuß Pulver, werth; und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergeſſenheit, gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigſtens, würde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulten; ſondern herausſchmeiſſen. Das Mir davon eingeſandte Exemplar mag dahero ſein Schickſaal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. — Viele Nachfrage verſpricht aber ſolchem nicht; Euer ſonſt gnädiger König Frch. Potsdam, d. 22. Februar 1784" [1]). Erinnern wir uns, daß Ludwig Tieck ein geborener Berliner, daß Hagen, Lachmann, Jacob und Wilhelm Grimm Lehrer an der Berliner Univerſität waren, ſo werden wir zugeben, daß die Vorausſagung des großen Königs nicht eingetroffen iſt, und daß es dem Nibelungenlied auf der Berliner Bibliothek an Nachfrage nicht gefehlt hat. Profeſſor Müller ließ ſich auch durch dies wegwerfende Urtheil Friedrichs II. nicht irre machen, ſondern fuhr fort in der Veröffentlichung der altdeutſchen Dichterwerke, ſo daß aus dem nun ferner Gedruckten im J. 1785 ein zweiter Band ſeiner Sammlung gebildet werden konnte. Dieſer Band enthält wiederum neben manchem Anderen eine Anzahl von Werken, die zum Grundſtock unſrer altdeutſchen Dichtung gehören. Gleich zum Eingang: „Triſtran ein Rittergedicht aus dem XIII. Jahrhundert von Got-

1) A. Höfer, die deutſche Philologie, S. 7, Anm.

frit von Strazburc zum erſtenmal aus der Handſchrift abgedrukt.“ „Dieſes Gedicht, heißt es am Schluß, iſt abgedruckt worden aus einer Abſchrift, welche der löbliche Canton Zürich hat nehmen laſſen von einer Membran aus der grosherzoglichen Bibliothek zu Florenz.“ Ferner bringt dieſer Band den erſten Druck von Heinrich's von Freiberg Fortſetzung des Triſtan, von Konrad Fleck's Flore und Blanſcheflur, von Hartmann's Iwein (aus der Florentiner Handſchrift), oder wie er durch einen ſeltſamen Leſefehler hier durchweg heißt, „Twein“ [1]), endlich den erſten mittelhochdeutſchen Text des Freidank nach Breitinger's Abſchrift des Straßburger Codex, und Ergänzungen zur Pariſer Minneſingerhandſchrift aus dem Jenaer „Alten Meiſter-Geſangbuch.“ Ein dritter Band von Müller's Sammlung, der nicht vollendet wurde, fügte dem Bisherigen noch die erſte Hälfte von Konrad's von Würzburg Trojaniſchem Krieg hinzu. Dann aber gerieth das Unternehmen in's Stocken. Prüfen wir nun die Verdienſte, die ſich der Herausgeber um die Veröffentlichung unſrer alten Dichtungen erworben hat, näher, ſo ſollen alle die großen Mängel, die ſeiner Arbeit ankleben, durchaus nicht geläugnet werden. Wir kennen dieſelben, ebenſo wie die von Bodmer's und Breitinger's Ausgabe der Minneſinger, zur Genüge. Aber trotz all dieſer Mängel iſt das Verdienſt, das dieſe Männer ſich um die altdeutſche Literatur erworben haben, ein höchſt ſchätzbares. Durch ihre Bemühungen iſt der wichtigſte Theil ſowohl der lyriſchen, als der erzählenden Poeſie unſrer mittelhochdeutſchen Blüthezeit zum Druck befördert worden. Auf dieſen Abdrücken, ſo fehlerhaft ſie ſind, ruht zunächſt die Kenntniß, welche in der folgenden Periode die Romantiker von der altdeutſchen Poeſie haben. Ja noch bei der eigentlichen Begründung unſrer germani-

1) Dieſer Mißgriff iſt um ſo auffallender, als Michaeler, der im Anhang zu ſeinen Tabulis parallelis (1776) ſchon ein Bruchſtück des Iwein veröffentlicht, ihn bereits Ywein (S. 293) oder Ywan (S. 317) ſchreibt. Auch Bodmer, der in ſeinen Altengliſchen Balladen u. ſ. f. Zürich 1780, S. 181 fg. noch Twein ſchreibt, hat ſich in ſein Handexemplar, welches die Züricher Stadtbibliothek aufbewahrt, die Notiz gemacht: „S. 181 leſet allmahl Iwein, ſonſt ſchreibt man es auch Ywein, Ywain, Yban.“

ſchen Philologie, bei dem Erſcheinen von Grimm's Grammatik (1819) bildet das, was dieſe drei Züricher geleiſtet haben, die Hauptgrundlage für die Kenntniß der mittelhochdeutſchen Dichtung. Denn verglichen mit dem, was Bodmer, Breitinger und Müller zum Druck befördert haben, erſcheint alles, was außerdem in den Jahren 1748 bis 1797 für Veröffentlichung altdeutſcher Werke geſchehen iſt, nur als eine, wenn auch ſehr dankenswerthe Ergänzung. So G. Caſparſon's (geb. zu Gießen 1729, geſt. zu Kaſſel 1802) ſehr mangelhafte Ausgabe von Wolfram's Willehalm mit Ulrich's von dem Türlin Hinzudichtung (Kaſſel 1782—84), Gottfried Schütze's Ausgabe der Weltchronik des Rudolf von Ems [1]) (Hamburg 1779—81), Michaeler's nochmaliger Abdruck des Iwein aus der Ambraſer Handſchrift (Wien 1787), Johann Joachim Eſchenburg's (geb. zu Hamburg 1743, geſt. zu Braunſchweig 1820) Mittheilungen aus altdeutſchen Handſchriften [2]), und endlich Friedrich Adelung's (eines Neffen des deutſchen Grammatikers, geb. 1768 zu Stettin, geſt. als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg 1843) Nachrichten von altdeutſchen Gedichten, welche aus der Heidelbergiſchen Bibliothek in die Vatikaniſche gekommen ſind (Königsberg 1796. 1799). Aber ein Mann muß hier noch genannt werden, der unter den Vertretern der altdeutſchen Studien im 18. Jahrhundert eine der achtungswertheſten Stellen einnimmt, nämlich Jeremias Jakob Oberlin. Er war geboren zu Straßburg am 7. Aug. 1735 und machte ſeine Studien auf der dortigen Univerſität. Einer der wenigen, die damals ſchon die Philologie zu ihrem Lebensberuf erwählten, ſteht er in ſeiner Zeit faſt einzig da durch den ſchon früh gefaßten Entſchluß, das Studium der antiken Sprachen mit dem der neueren

1) Wir bezeichnen hier das Werk der Kürze wegen ſo. Ueber den eigentlichen Sachverhalt vgl. Vilmar, Die zwei Recenſionen und die Handſchriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems S. 53 fg. — 2) In Leſſing's Beiträgen (1781), im Deutſchen Muſeum (1776 fg.). Geſammelt und vermehrt herausgegeben als: Denkmäler altdeutſcher Dichtkunst, Bremen 1799.

zu verbinden und den Zusammenhängen beider nachzuspüren [1]). Oberlin schloß sich in seinen Studien besonders dem namhaften Geschichts- und Alterthumsforscher Joh. Daniel Schöpflin († 1771) an, der ihm die Fortsetzung seiner Alsatia illustrata übertrug. Viele Jahre mußte sich Oberlin mit einem untergeordneten Lehramt am Straßburger Gymnasium begnügen, bis er endlich 1778 außerordentlicher, 1782 ordentlicher Professor an der dortigen Universität wurde. Hochgeehrt und geliebt von seinen Mitbürgern und seinen zahlreichen Schülern starb er am 10. Oktober 1806 [2]). Das Charakteristische an Oberlin war seine Verbindung der antiken Studien mit den mittelalterlichen. Seine Verdienste um die klassische Philologie können wir hier nicht weiter verfolgen. Sein Studium der neueren Sprachen erstreckte sich sowohl auf das Französische, als das Deutsche. Ein Ferienaufenthalt bei seinem Bruder, dem trefflichen Pfarrer im Steinthal, veranlaßte ihn zu einer Schrift über das Lothringische Patois (1775), wobei er auch das Altfranzösische und das Provenzalische in den Kreis seiner Untersuchungen zog. Auf dem Gebiet der altdeutschen Sprache und Literatur besitzen wir von ihm schätzbare Abhandlungen über Boner's Edelstein (1782) und über Konrad von Würzburg (1782) [3]) und die Ausgabe eines deutschen Beichtbuches aus dem 14. Jahrhundert (1784). Sein Hauptwerk aber ist die Herausgabe von Scherz altdeutschem Wörterbuch, dessen erster Band im J. 1781 zu Straßburg unter dem Titel erschien: Joh. Georgii Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi potissimum dialecti Suevicae edidit illustravit supplevit Jeremias Jac. Oberlinus. Der zweite Band folgte im J. 1784. Den Grundstock dieses Werkes

1) Vgl. Oberlin's eigene Worte in Schweighäuser's Memoria Oberlini, Argentorati 1806, p. 9. — 2) Ueber Oberlin's Leben und Charakter vgl. die eben angeführte Memoria von Schweighäuser. — 3) Auch zu den Abhandlungen seiner Schüler über die Alsatia litterata sub Celtis, Romanis, Francis und sub Germanis saeculo IX et X, de Johannis Tauleri dictione vernacula, de Johannis Geileri scriptis Germanicis, de poetis Alsatiae eroticis medii aevi, und über Jakob Twinger lieferte Oberlin den Stoff.

bildet die Lebensarbeit des gelehrten J. G. Scherz. Aber durch Oberlin's Zuthaten hat das Werk erſt die eigenthümliche Stellung bekommen, die es in der Geſchichte der altdeutſchen Studien einnimmt. Vergleichen wir nämlich das Scherz-Oberlin'ſche Gloſſar mit dem nur fünfundzwanzig Jahre früher erſchienenen Haltaus'ſchen, ſo erkennen wir ſofort den augenfälligen Unterſchied. Bei Haltaus iſt es abgeſehen auf die Erklärung von Urkunden und anderen Rechtsdenkmälern. Was außerdem herangezogen wird, das ſoll nur dazu dienen, den Sprachgebrauch des Rechts zu erläutern. Wo der Herausgeber, J. G. Böhme, die neueren Werke aufzählt [1]), die noch in den letzten Jahren vor Vollendung des Drucks (1758) benutzt werden konnten, da thut er der Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie und der anderen vor 1758 erſchienenen Veröffentlichungen der Zürcher nicht einmal Erwähnung, und wenn man den übrigens ſehr hübſchen Artikel Minne im Wörterbuch ſelbſt vergleicht, ſo ſieht man, daß jene Dichterwerke auch wirklich nicht berückſichtigt worden ſind. Ganz anders Oberlin. Er benutzt nicht nur die herausgegebenen mittelhochdeutſchen Dichter, und zwar Schritt haltend mit den Veröffentlichungen im zweiten Band auch Müller's Nibelungen und Heinrich von Veldeck und Caſparſon's Wilhelm von Oranſe, ſondern es iſt ihm auch ausdrücklich darum zu thun, ein Hülfsmittel zum Verſtändniß dieſer Dichtungen zu bieten. Hat nun gleich auch hiefür Scherz bereits vorgearbeitet, ſo konnte doch ſchon der wichtigen erſt nach Scherzens Tod (1754) herausgegebenen Quellen halber nur Oberlin dem Werke dieſen Charakter aufprägen. Und ſo viel auch ſeine Bemühungen zu wünſchen übrig laſſen, ſo war doch ein Anfang gemacht, den Freunden der mittelhochdeutſchen Dichtung wenigſtens ein lexikaliſches Hülfsmittel zu bieten. Dies wurde auch von den Zeitgenoſſen und der nächſtfolgenden Generation dankbar anerkannt, und unter den Subſkribenten auf Oberlin's Werk finden wir Herder und Wieland, die wir unter den Unterzeichnern eines Buches wie Haltaus' Gloſſarium vergeblich ſuchen würden.

1) Am Schluß der Vorrede.

3. Die Einwirkung der deutschen Klassiker auf die germanische Philologie in den Jahren 1748 bis 1797.

Blicken wir zurück auf alles, was in den Jahren 1748 bis 1797 für Herausgabe unsrer alten Dichtungen geschehen ist, so sehen wir, daß ein sehr reichhaltiges Material dem Zeitalter durch den Abdruck zugänglich gemacht war. Die Aufnahme und Wirkung dieser Schätze aber war bedingt durch den Zustand unserer Literatur und Bildung überhaupt. Wir müssen deshalb einen Blick auf die Entwicklung der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werfen, doch ohne daß wir uns zu einer Darstellung dieser Entwicklung selbst verlocken lassen. Denn unsere Aufgabe ist hier allein, zu untersuchen, welchen Einfluß die verschiedenen Richtungen der Literatur und ihre Häupter auf die Entwicklung der germanischen Philologie geübt haben [1]). Gleich die ersten, die wir in der Geschichte unsrer Wissenschaft zu nennen hatten, Gottsched und seine schweizerischen Gegner, nehmen bekanntlich auch in der Geschichte der deutschen Literatur eine wichtige Stelle ein. Was Gottsched betrifft, so war sein Verhältniß zur älteren deutschen Literatur ein mehr äußerliches. Es war mehr der löbliche Eifer für die Zusammenstellung und Hervorhebung aller deutschen literarischen Leistungen, der ihn trieb, als eine innere Hinneigung zu unsrer alten Dichtung. Ganz anders standen Bodmer und Breitinger, die in den altdeutschen Dichtungen eine Bestätigung ihrer Theorieen fanden und ihrem ganzen Wesen nach weit mehr Verwandtschaft mit ihnen hatten. So finden wir denn auch bei Bodmer, dem überdies seine vertraute Bekanntschaft mit der italienischen Literatur sehr zu Statten kam, manche treffende Bemerkung über unsere mittelhochdeutschen Dichtungen. Er spricht von ihnen mit warmer Liebe und Begeisterung. „Unser Vergnügen darüber, sagt er im Vorbericht zur Sammlung von Minnesingern [2]), entstand von ihrem innerlichen und poetischen Werthe, von den Em-

1) Vgl. hierüber A. Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen National-Litteratur, Bd. II, vierte Ausgabe, Leipzig 1856. — 2) S. XX.

pfindungen, Bildern und Gedanken; und dieſe Art von Freude iſt es, die wir durch unſere Bemühungen gerne unter unſern witzigen Landsleuten weiter ausbreiten möchten." Dies, nicht das rechtsgeſchichtliche Intereſſe, wie ſo manchen früheren Herausgeber altdeutſcher Dichtungen, habe ſie geleitet. In der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der zweiten Hälfte des Nibelungenlieds (1757) [1]) ſpricht Bodmer mit Bewunderung von der „anziehenden Einfalt" und „großen Klarheit" in den Ausführungen dieſes Gedichts und von der Mannigfaltigkeit in der Schilderung der verſchiedenen Helden und Kämpfe. Er ahnt die Vortrefflichkeit der Dichtungen aus dem Hohenſtaufiſchen Zeitalter, bevor er ſie noch kennt [2]), und er beſtimmt die Dauer ihrer Blüthe ziemlich richtig, nachdem er ihnen näher getreten iſt [3]). Auch für die Tüchtigkeit des ſechzehnten Jahrhunderts fehlt es Bodmer nicht an Verſtändniß. Er weiß die Vorzüge Sebaſtian Brant's und Fiſchart's wohl anzuerkennen [4]). Aber wie ſchwankend und unſicher iſt trotz alle dem noch das Urtheil! Aus der erſten Hälfte des Nibelungenlieds theilt Bodmer in ſeiner Ausgabe der zweiten (1757) nur einzelne Stellen mit „einigen Neugierigen zu gefallen." „Man ſiehet, ſagt er, keinen Anſchein, daß er [dieſer „födere Theil des Gedichtes"] jemals werde ganz gedrukt werden. Es iſt in der That für den Ruhm des ſchwäbiſchen Zeitpunktes am beſten geſorget, wenn man nicht alles, was noch in dem Staube verborgen liget, an den Tag hervorziehet, ſondern in dem, was man uns giebt, eine reiſe und einſichtsvolle Wahl beobachtet" [5]). Dafür leitet er dann die zweite Hälfte mit einigen altdeutſchen Zeilen von ſeinem eigenen Gemächte ein. Ebenſo verſuchte er ſich in neuhochdeutſchen Umdichtungen der

---

1) S. VII. — 2) „Von den vortrefflichen Umſtänden für die Poeſie unter den Kaiſern aus dem ſchwäbiſchen Hauſe", in der Sammlung Critiſcher, Poetiſcher, und anderer geiſtvollen Schriften" u. ſ. w. 7tes Stück, Zürich 1743, S. 25 fg. — 3) Nämlich auf die Jahre 1180—1330, in den Neuen Critiſchen Briefen, N. A., Zürich 1763, S. 59. — 4) Sammlung Crit. — Schriften 7. St. (1743) S. 54 fg. — 5) Chriemhilden Rache, Zyrich, 1757, S. X.

alten Meiſterwerke, in denen er ſie nach ſeinem Geſchmack zu verbeſſern ſuchte. Auf Grundlage der Nibelungen dichtete er in matten Hexametern „Die Rache der Schweſter“ [1]), und aus Wolfram's Gedicht zieht er ſeinen „Parcival“ zuſammen [2]). Und wie über die Dichtung des 13., ſo zeigt ſich Bodmer's Urtheil über die des 16. noch äußerſt unſicher. Während er Brant und Fiſchart lobt, ſpricht er mit der größten Geringſchätzung von Hans Sachs [3]), ja er erkühnt ſich ſogar einmal, Luther den Bibelüberſetzer, für einen „Gottſchedianer vor Gottſcheden“ zu erklären, weil er in ſeinem Sendbriefe vom Dolmetſchen gewiſſe Redeweiſen als undeutſch verwirft [4]). Aber alle dieſe Mißgriffe würden dem Einfluß Bodmer's nicht ſo viel Abbruch gethan haben, als ſeine eigenen Dichtungen, deren Zahl von Jahr zu Jahr in's Unglaubliche anwuchs; und auch die kritiſchen Schriften des in ſeiner früheren Periode hochverdienten Mannes konnten ſich keiner ſehr bedeutenden Einwirkung mehr erfreuen, ſeit Leſſing dem deutſchen Volke in Styl und Gehalt einen ganz anderen Maßſtab bot. Die altdeutſche Literatur bedurfte alſo im deutſchen Geiſtesleben noch anderer Vertreter, als der mehr und mehr in den Hintergrund geſchobenen Zürcher. Sie fand dieſe auch unter den zu ihrer Zeit angeſehenſten Dichtern und Kritikern. Schon gegen Ende der vorigen Periode (1744) hatte Gellert den Fabeln des Bonerius ein warmes Lob geſpendet [5]). Als dann im J. 1748 die Proben aus der Pariſer Handſchrift der mittelhochdeutſchen Lyriker erſchienen, „war Hagedorn ganz von ihnen eingenommen“ [6]). Er erlebte die Herausgabe der ganzen Handſchrift (1758) nicht mehr. Aber an ſeine Stelle trat gewiſſer-

---

1) In: Calliope von Bodmern. Zweyter Band. Zürich 1767. S. 307 fg. — 2) Der Parcival ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denckart. Zyrich 1753. Wieder abgedruckt in der Calliope, Bd. II, (1767) S. 33 fg. — 3) Sammlung Critiſcher u. ſ. w. Schriften, Stück 7 (1743) S. 53. 79. — 4) (Bodmer) die Grundſätze der deutſchen Sprache, Zürich 1768, S. 20. — 5) S. Gellert's Diſſertation De poesi apologorum eorumque scriptoribus, Lips. (1744), p. 45. — 6) S. Sammlung von Minnesingern, Thl. I, (1758) Vorr. S. IV.

maßen Gleim, der ſolches Wohlgefallen an unſern alten Minneſingern fand, daß er ſich wiederholt (1773. 1779) an deren Nachbildung verſuchte [1]). Man kann ſich den Geſchmack dieſer „horaziſchen Anakreontiker" an den Lyrikern des 13. Jahrhunderts recht wohl erklären, obſchon man ſich zu hüten hat, die Aehnlichkeit zwiſchen beiden größer zu finden, als die Verſchiedenheit. Aber ſo beliebt auch Hagedorn und Gleim [2]) eine Zeit lang waren, ſo wurden ſie doch bald überflügelt durch die begabteren Geiſter unſerer Literatur, und es fragt ſich nun, wie dieſe ſich zu unſerem Alterthum ſtellten. Wieland und Klopſtock ſind beide durch die Ueberlieferungen unſeres Alterthums angezogen worden, aber in ſehr verſchiedener Weiſe. Von Bodmer angeregt, beſchäftigt ſich Wieland ſchon ſehr früh mit der Lyrik der Minneſinger [3]). Aber weit mehr noch ziehen ihn ſpäter die erzählenden Dichtungen des Mittelalters an. Als Michaeler ihm Hartmann's Iwein mittheilt, antwortet Wieland (16. Aug. 1777): „Ich bin ſehr der Meinung, daß dieſer bisher noch ganz unbekannte Schatz — ans Licht gezogen und als eines der koſtbarſten Ueberbleibſel der goldnen Zeit unſrer Sprache und Litteratur unter den ſchwäbiſchen Kaiſern öffentlich aufgeſtellt und gemeinnützig gemacht werden ſollte" [4]). Die Ausgabe ſolle aber auch Gloſſar, Erklärungen u. ſ. w. bringen. „Mit einem Worte, ich wünſchte, daß unſerm Hartmann (dem

---

1) Gedichte nach den Minneſingern. Berlin 1773. Gedichte nach Walter von der Vogelweide. 1779. (Goedeke, Grundrisz S. 581). — 2) Wir ſchreiben hier nicht die Geſchichte der Einwirkung der mittelhochdeutſchen Poeſie auf die neuhochdeutſche, ſondern unterſuchen vielmehr, welche Förderung die germaniſche Philologie durch die neuhochdeutſchen Dichter erfahren hat. Sonſt hätten wir noch eine Reihe von Erſcheinungen zu beſprechen, ſo die Einwirkung der mittelhochdeutſchen Lyriker auf Hölty. Vgl. z. B. Hölty's Gedichte her. von K. Halm Nr. 76, Z. 10 mit Walther v. der Vogelweide 46, 19 (Lachm. 2 = 111, 17 Wack.) — 3) Schon vor 1753. Vgl. Wieland's Leben von J. G. Gruber, in Wieland's Werken, Leipzig 1827, Bd. 50, S. 131. — 4) Iwain — von Michaeler, Bd. I, Wien 1787, Vorbericht S. 26 fg.

meines Erachtens unter unſern altſchwäbiſchen Dichtern eine der erſten, wo nicht überall die oberſte Stelle gebührt) eben die Ehre angethan würde, die man den klaſſiſchen Autoren Griechenlands und Latiums zu erweiſen gewohnt iſt“ [1]). Zugleich ſpricht Wieland ſeine Ueberzeugung aus, daß ſowohl der Iwein, als „alle wahren deutſchen Rittergedichte aus dem 13. und 14. Jahrhundert weder mehr, noch weniger als freie Ueberſetzungen aus provenzaliſchen und franzöſiſchen Dichtern ſind“ [2]). Dieſe franzöſiſchen Dichtungen waren es ja, denen auch Wieland Anregung und Stoff zu ſeinem berühmteſten Werke, dem Oberon, verdankte, welcher nur drei Jahre jünger (1780) als der eben erwähnte Brief an Michaeler die mittelalterliche Romantik mit Meiſterſchaft in ein modernes Gewand kleidete. Durch Wieland angeregt, verſuchten auch Andere, die wunderbaren Erzählungen der Vorzeit, wie ſie ſich theils in Büchern, theils in der mündlichen Ueberlieferung des Volkes erhalten hatten, in die Literatur einzuführen. Ich nenne nur den bedeutendſten dieſer Verſuche, die in den Jahren 1782—86 erſchienenen „Volksmährchen der Deutſchen“ von Joh. Karl Auguſt Muſäus (geb. zu Jena 1735, geſt. als Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar den 28. Okt. 1787).

In einer ganz anderen Weiſe und von einer ganz anderen Seite als Wieland wurde Klopſtock der germaniſchen Philologie förderlich. Begeiſtert für deutſches Vaterland und deutſche Sprache ſuchte er deren Ruhm in jeder Weiſe zu heben. Dahin zielen nicht nur ſeine Dichtungen, ſondern eben ſo ſehr ſeine Proſaſchriften. In ſeinen Fragmenten über Sprache und Dichtkunſt, (Hamburg 1779), in ſeinen Grammatiſchen Geſprächen (Altona 1794), ſo wie in mehreren ſeiner Vorreden und Abhandlungen beſtrebt er ſich, die Vorzüge der deutſchen Sprache in's Licht zu ſetzen, und es finden ſich darin neben manchen Wunderlichkeiten nicht wenige feine Bemerkungen über Sprache und Dichtkunſt. Von beſonderer Bedeutung aber wurde es, daß Klopſtock ſich gerade der frühſten Periode des deutſchen Alterthums mit Vorliebe zuwandte. Er that

1) Ebend. S. 80. — 2) Ebend. S. 28.

dies freilich in einer Weiſe, in der Irrthum und Wahrheit wunderlich gemiſcht ſind. Die Berichte des Tacitus bilden den Zettel, Druiden, Barden und Oſſian den Einſchlag dieſes ſeltſamen Gewebes. Denn „Oſſian war deutſcher Abkunft, weil er ein Kaledonier war“ [1]). Aber zugleich fühlte ſich Klopſtock angezogen durch die älteſten Reſte der wirklich germaniſchen Poeſie. Er beſchäftigt ſich mit Cädmon, dem „größten Dichter nach Oſſian unter unſern Alten“ [2]). Er lieſt den Otfrid und freut ſich ſeiner wohlklingenden Sprache [3]), ja in einem Briefe an Denis verſucht er ſogar, ein par althochdeutſche Hexameter zu machen [4]). Vor allen aber zieht ihn ſein großer Vorgänger auf dem Gebiet des chriſtlichen Epos, der altſächſiſche Heliand an. Er lernt ihn aus dem Bruchſtück in Hickes' Theſaurus kennen, verſchafft ſich weitere Mittheilungen aus dem Codex Cottonianus zu London und hat die Abſicht, ihn „mit einer faſt ganz wörtlichen Ueberſetzung und mit kurzen, aber bedeutenden Anmerkungen“ vollſtändig herauszugeben [5]). Daß Klopſtock's Kenntniß der alten Sprache zu einem ſolchen Unternehmen bei weitem nicht ausgereicht haben würde, braucht nicht erſt bemerkt zu werden. Es blieb bei der bloßen Abſicht und deshalb ohne unmittelbare Wirkung. Aber von tiefer greifendem Einfluß war Klopſtock's Hinwendung zur altnordiſchen Mythologie. Die deutſche Gelehrſamkeit hatte zwar die nordiſche Götterlehre auch in unſerer Periode nicht aus dem Auge verloren. Gottfried Schütze (geb. zu Wernigerode 1719, 1750 Rector des Paedagogiums zu Altona, 1762 Profeſſor der griechiſchen Sprache und der Geſchichte

---

1) Klopſtock's Brief an Gleim d. 31. Juni 1769, in Klopſtock's ſprachwiſſ. u. äſthet. Schriften, her. von Back u. Spindler, Bd. 6, S. 240. — 2) Ebend. — Vgl. Ueber Sprache und Dichtkunſt. Fragmente von Klopſtock. Zweite Fortſetzung, Hamburg 1780, S. 48 fg. Bei Back u. Spindler Bd. 2, S. 215. — 3) Vom Sylbenmaße, bei Back und Spindler Bd. 3, S. 229. — 4) Briefe von und an Klopſtock, her. von J. M. Lappenberg, Braunſchweig 1867, S. 164. — 5) S. den obigen Brief an Gleim S. 241. — Klopſtock's Anführungen aus dem Heliand in den Fragmenten über Sprache und Dichtkunſt, Hamburg 1779, S. 28 fg. Bei Back und Spindler Bd. 3, S. 105 fg.

am Gymnasium zu Hamburg, gest. den 2. Juli 1784) [1]) hatte in seiner Abhandlung von den Freidenkern unter den alten deutschen und nordischen Völkern (Leipzig 1748), in seinem Lehrbegrif der alten deutschen und nordischen Völker von dem Zustande der Selen nach dem Tode überhaupt und von dem Himmel und der Hölle insbesondre (Leipzig 1750) und anderen Schriften die Wichtigkeit der altnordischen Literatur gezeigt, auch zahlreiche Mittheilungen aus den Edden in der Grundsprache und in lateinischer Uebersetzung als Belege beigebracht.. „Aber," so klagt er, „die Deutschen Alterthümer haben das unverschuldete Unglück gehabt, unter die gelehrten Calmeusereien gerechnet zu werden" [2]). Mehr Aufmerksamkeit erregte Mallet's 1755 zu Kopenhagen herausgegebene Introduction à l'histoire de Danemarc nebst dem dazu gehörigen Supplément: Monumens de la Mythologie et de la Poësie des Celtes Et particulièrement des Anciens Scandinaves (à Copenhague 1756). Beide erschienen im Jahr 1765 (zu Rostock und Greifswald) in deutscher Uebersetzung [3]). Hier wurde ein bedeutender Theil der jüngeren Edda mitgetheilt, der in Verbindung mit Mallet's geistvoller Einleitung wohl geeignet war, die Augen der Gebildeten auf sich zu ziehen. Aber Beachtung in weiteren Kreisen fand die altnordische Götterlehre in Deutschland erst, nachdem die Dichter sich ihrer bemächtigten. Den Anfang machte H. W. von Gerstenberg mit seinem im Jahr 1766 [4]) (anonym) erschienenen „Gedicht eines Skalden," und gleich nach ihm begann Klopstock die altnordische Mythologie statt der griechisch-römischen in seine Oden einzuführen [5]). Ueber die aesthetische

1) Meusel, Lexicon XII, 510. — 2) Lehrbegrif der alten Deutschen von dem Zustande der Selen u. s. f., 1750, S. 52. — 3) Zu: Hrn. Prof. Mallet's Geschichte von Dänemark. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Vorrede Hrn. Gottfried Schützens. Erster Theil. — 4) Zu Kopenhagen, Odensee und Leipzig. Ein Exemplar der Ersten Ausg. findet sich auf der Bibl. zu Göttingen. Wieder abgedruckt in Gerstenberg's Vermischten Schriften, Bd. II, Altona 1815, S. 87 fg. unter dem Titel: „Der Skalde." — 5) Vgl. Klopstock's Brief an Gleim vom 1. März 1766 über seinen Verkehr mit Gerstenberg, bei Back und Spindler Bd. 6, S. 227, und

Seite der Sache haben wir hier kein Urtheil abzugeben; aber für die Verbreitung nordiſch-mythologiſcher Kenntniſſe blieb ſelbſt das ſeltſame Bardenweſen, das Klopſtock's Beiſpiel hervorrief, nicht ganz erfolglos. Michael Denis gibt in den Liedern Sined's des Barden (Wien 1772) eine Ueberſetzung der Völuſpa und der Vegtamsquidha aus dem Lateiniſchen [1]). Aber viel wichtiger als dies mißverſtandene Bardenthum war die Weckung des deutſchen Sinns durch Klopſtock. Aus dem Kreiſe ſeiner Verehrer gieng die Zeitſchrift hervor, die in den Jahren 1776 bis 1788 der Sammelpunkt für die Freunde der älteren deutſchen Poeſie wurde: das von Boie geleitete Deutſche Muſeum.

Wenn Leſſing ſich auch niemals mit Fragen unſrer Wiſſenſchaft beſchäftigt hätte, ſo würde ſein Name dennoch in einer Geſchichte der germaniſchen Philologie eine achtunggebietende Stelle einnehmen. Seine großartig befreiende Thätigkeit, ſeine ſiegreiche Bekämpfung des franzöſiſchen Geſchmacks, ſeine bahnbrechende Verherrlichung Shakeſpeare's bereiteten den Boden für unſere Wiſſenſchaft. Wir dürfen hier nicht näher eingehen auf dieſe großen Seiten von Leſſing's Thätigkeit, ſondern müſſen uns begnügen, mit wenigen Worten ſeine Beſchäftigung mit Gegenſtänden der deutſchen Philologie zu ſchildern. Aber auch hier wird uns eine der ſchönſten Seiten des ſeltenen Mannes entgegentreten, nämlich das gewiſſenhafte Streben, alles, was er ergreift, treu und gründlich zu treiben. Er wendet ſeine Aufmerkſamkeit ſowohl der altdeutſchen Literatur, als der älteren deutſchen Sprache zu. Gleim's Kriegslieder veranlaſſen ihn (1758), ſich nach den alten Kriegsliedern „der Barden und Skalden" umzuſehen. „Der alten Siegeslieder wegen", ſchreibt er an Gleim [2]), „habe ich ſogar das alte Heldenbuch durchgeleſen, und dieſe Lectüre hat mich hernach weiter auf die

---

über die Einführung der altnordiſchen Mythologie in ſeine Gedichte ſ. Klopſtock's Brief an Gleim vom 19. Dec. 1767, ebend. S. 234, und gegen die griechiſchen Götter in Gleim's Gedichten, den 15. April 1771, eb. S. 258.

1) Vgl. dort S. 5. — 2) Den 6. Febr. 1758, Leſſing's Schriften (Lachmann) Bd. 12, S. 107.

zwey ſo genannten Heldengedichte aus dem Schwäbiſchen Jahrhunderte [1]) gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben." So wurde ſchon gleich nach deſſen erſtem noch unvollſtändigem Abdruck unſer größtes deutſches Heldengedicht von unſerem größten deutſchen Kritiker geleſen. Er lieſt es mit gewohnter Aufmerkſamkeit, ſo daß ihm die „unverantwortlichen Fehler" [2]) der Schweizer nicht entgehen. Auch das Heldenbuch hat er wirklich ganz durchgearbeitet, wie ſich aus einer Abhandlung ergibt, die ſich unter ſeinem handſchriftlichen Nachlaß vorfand [3]). Leſſing iſt nicht ohne Empfindung für „die naive Sprache, die urſprünglich deutſche Denkungsart" der „Barden aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter" [4]), aber eigentlich angezogen haben ihn dieſe Dichtungen nicht. „Der einzige Vortheil, den ich davon wegbringen werde", ſchreibt er an Mendelsſohn [5]), „iſt dieſer, daß ich das alte ſchwäbiſche Deutſch gelernt habe, und die Gedichte darinn, welche die Schweizer an's Licht bringen, mit vieler Leichtigkeit nunmehr leſe." Leſſing's Neigung richtet ſich vielmehr auf die lehrhafte Dichtung des deutſchen Alterthums. „Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger," welche die Schweizer im Jahr 1757 herausgegeben hatten [6]), theilt er 1773 die Entdeckung mit, daß dieſelben ſchon 1461 zu Bamberg gedruckt worden waren [7]), und in einer zweiten Abhandlung erweiſt er (1780) Bonerius als den deutſchen Verfaſſer dieſer Fabeln [8]), indem er zugleich gründliche Unterſuchungen über die lateiniſchen Quellen desſelben anſtellt [9]). Auch das entgeht ihm nicht, daß Bonerius jünger ſei als der Renner des Hugo von Trimberg [10]),

---

1) D. i. »Chriemhilden Rache und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwaebischen Zeitpuncte — Zyrich 1757.« S. o. S. 258. — 2) Leſſing's Werke 12, 108. 116. Uebrigens erkennt Leſſing die Verdienſte der Schweizer um die Herausgabe der altdeutſchen Dichtungen ſpäterhin vollkommen an. S. Leſſing's Werke 9, 5. — 3) Leſſing's Werke 11, 30—43. Vgl. beſ. S. 31, §. 3. — 4) Leſſing's Vorbericht zu Gleim's Grenadierliedern 1758. In Leſſing's Werken 5, 103. — 5) 2. April 1758. Wke. 12, 116. — 6) S. o. S. 258. — 7) Wke. 9, 7. — 8) Wke 10, 335. — 9) Ebend. 10, 352 fg. — 10) Ebend. 10, 356 fg.

wenn er ihn gleich mit Unrecht erſt an das Ende des 14. Jahrhunderts ſetzt [1]). Vom Renner, den er ſehr ſchätzte, hatte er eine Ausgabe vorbereitet [2]). Wie zu dieſen Arbeiten, ſo lieferte ihm ſeine Stellung an der Wolfenbüttler Bibliothek auch zu einem anderen Unternehmen den Stoff. Er gedachte nämlich, unter dem Titel: „Altdeutſcher Witz und Verſtand" eine Sammlung von Sprichwörtern, Apophthegmen und Denkverſen altdeutſcher Schriftſteller zu veranſtalten, und in ſeinem Nachlaß fand ſich ein vortrefflicher Anfang dieſes Unternehmens [3]). Es waren vorzüglich die letzten Jahrhunderte des Mittelalters und die erſten der neueren Zeit, die Leſſing durch ihre überwiegende Verſtandesſchärfe und ihren geſunden Mutterwitz anzogen. So findet ſich unter ſeinem Nachlaß eine reichhaltige literariſche Sammlung „Zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur von den Minneſängern bis auf Luthern. Größtentheils aus Handſchriften der Herzoglichen Bibliothek. Angefangen den 1. Aug. 1777" [4]). Und ſchon 1759, bald nach Beginn ſeiner Laufbahn, hatte er einen Dichter des 17. Jahrhunderts: Friedrich von Logau, in Gemeinſchaft mit Ramler herausgegeben und ihn mit einem Wörterbuch nebſt einem „Vorbericht von der Sprache des Logau" [5]) verſehen. Es iſt ihm dabei nicht bloß um die Erklärung des Dichters, ſondern vorzüglich auch darum zu thun, die „guten, brauchbaren Wörter," welche die Schriftſteller des 18. Jahrhunderts haben veralten laſſen, den Rednern und Dichtern ſeiner Zeit zu einer verſtändigen Wiedereinführung zu empfehlen [6]). Denn wie ſich Leſſing gleich im Beginn auf die Seite Heinze's gegen Gottſched ſtellt [7]), ſo zeigen die „Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der Hoch-

1) Ebend. 10, 360. — 2) An Herder 10. Jan. 1779, Wke. 12, 521. — 3) Zuerſt veröffentlicht durch Fülleborn in Leſſing's Leben von K. G. Leſſing, Thl. 3, Berlin 1795, S. 220 fg. Vgl. Fülleborn's Anm. ebend. Vorr. S. XVI und Eſchenburg im Fünften Beytrag, Zur Geſch. und Litter. u. ſ. w. Braunſchweig 1781, S. 185. — 4) Leſſing's Wke. 11, 468. — 5) Leſſing's Wke 5, 297. Vgl. den 43. und 44. Litteraturbrief, in Leſſing's Wken. 6, 112 fg. — 6) Ebend 5, 298 fg. — 7) Briefe, die neueſte Litteratur betreffend, 65ſter, in Leſſing's Wken. 6, 177. S. o. S. 209.

deutſchen Mundart," die ſich in ſeinem Nachlaß fanden, daß er, bei aller kritiſchen Strenge am rechten Ort, eine freiere Anſicht von der deutſchen Sprache hatte, als jene Grammatiker. Ueberhaupt ſehen wir ihn faſt überall für das Echte und Tüchtige Partei nehmen. Selbſt für das Volkslied, das ſcheinbar ſeiner eigenen Art und Weiſe ſo fern liegt, gewinnt er früh den richtigen Geſichtspunkt. Bei Erwähnung eines lappländiſchen Liedes in den Literaturbriefen (1759) ſagt er: „Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsſtriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht geſitteter Völker ſind." Und zum Beweis deſſen theilt er dann einige litauiſche „Dainos oder Liederchen" mit, die ihn zu dem Ausruf veranlaſſen: „Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt!" [1]).

So ſehr nun aber Leſſing durch ſeinen unübertroffenen Verſtand und ſeine geſunde Natur auf die richtigen Wege geleitet wurde, ſo ſollte doch der tieferen Auffaſſung der Poeſie und der Sprache noch von einer ganz anderen Seite her die Bahn gebrochen werden. Es waren die epochemachenden Anſichten Hamann's und Herder's, die auch auf die Entwicklung der germaniſchen Philologie den größten Einfluß geübt haben. Wir können hier weder den Nachweis liefern, inwiefern ſich die Samenkörner zu manchen epochemachenden Herder'ſchen Werken ſchon bei Hamann finden, noch dürfen wir erörtern, wieſo Herder trotz dieſer Einflüſſe ein ſelbſtändiger, in Natur und Anſichten von Hamann weſentlich verſchiedener Geiſt war. In einer Geſchichte der germaniſchen Philologie müſſen wir uns begnügen, auf die tiefen Anregungen hinzudeuten, die von Hamann ausgiengen; wie er die Unmittelbarkeit an die Stelle der Reflexion ſetzt und der Phantaſie und der Leidenſchaft in Sprache und Poeſie ihr Recht verſchafft. Wo es ſich aber um eine unmittelbare und umfaſſende Einwirkung auf die Wiſſenſchaft der germaniſchen Philologie handelt, da haben wir uns vorzugsweiſe an Herder zu halten. Gleich in ſeiner erſten epochemachenden Schrift, in den Fragmenten über die neuere

1) Leſſing's Wke. 6, 75.

deutſche Literatur (1767) bricht der Geiſt mächtig hervor, durch welchen Herder auf die deutſche Literatur und Wiſſenſchaft eine unvergängliche Einwirkung gewinnen ſollte. Aus der Stubenluft eines verkünſtelten Zeitalters führt er den Leſer in die freie Natur und lehrt ihn ſtatt einer bloß papierenen, mit Scheere und Kleiſter gemachten Poeſie die wahrhaft naturwüchſige und urſprüngliche kennen. Nicht mit allgemeinen, aus einigen wenigen Proben abstrahierten Regeln haben wir an die Poeſie zu gehen, ſondern wir müſſen uns in die verſchiedenen Völker und die Perioden ihrer geiſtigen Entwicklung verſenken, um ihre Dichtung zu verſtehen. „Der Genius der Sprache iſt auch der Genius von der Litteratur einer Nation“ [1]). Die Sprache aber hat ihre verſchiedenen Alter, ſo wie der einzelne Menſch. „Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht, wie ein Kind, einſylbichte, rauhe und hohe Töne hervor“ [2]). „Das Kind erhob ſich zum Jünglinge.“ — „Und dieſes jugendliche Sprachalter war bloß das poetiſche; man ſang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur ſeine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus; die Sprache war ſinnlich, und reich an kühnen Bildern, ſie war noch ein Ausdruck der Leidenſchaft.“ „Die beſte Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter; jetzt ſangen die ἀοιδοι und ραψωδοι“ [3]). Der Jüngling wird zum Manne. „Eine Sprache in ihrem männlichen Alter iſt nicht eigentlich mehr Poeſie, ſondern die ſchöne Proſe“ [4]). „Das hohe Alter (endlich) weiß ſtatt Schönheit bloß von Richtigkeit“ [5]). „Die Grammatik und das Vernünfteln über die Sprache hat den Reichthum geſchwächt“ [6]). „Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt, erzogen iſt, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre ſind, mit einer Geläufigkeit, ungekünſtelten Beſtimmtheit und naiven Schönheit ſprechen, daß ſie gefällt“ [7]). „Ein Originalſchriftſteller im hohen Sinne der Alten, iſt, wenige Beiſpiele ausgenommen, be-

---

1) (Herder) Ueber die neuere Deutſche Litteratur. Erſte Sammlung von Fragmenten. 1767. S. 20. — 2) Ebend. S. 28. — 3) Ebend. S. 30 fg. — 4) Ebend. S. 31. — 5) Ebend. S. 33. — 6) Ebend. S. 59. — 7) Ebend. Dritte Sammlung, 1767, S. 53.

ſtändig ein Nationalautor. Ein Mann, deſſen Seele, von Gedanken ſchwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein aeſthetiſcher Regelnſchmid einſt an ihm ſitzen wird, um Beiſpiele des Ausdrucks zu ſeinen Schulgeſetzen auszuklauben, und es wird ihm alſo unmöglich, den Ausdruck abgeſondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er bildet ſich das Ganze des Gedankens in ſeinem Geiſte; — das Bild ſchaffet ſich in ſeinem Kopf und tritt, vollſtändig an Gliedmaßen und geſund an Farbe, mit glänzenden Waffen gerüſtet hervor und wird Ausdruck." „Die Groß- und Kleinmeiſter der Schreibart" mögen ihn dann „nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig verdammen" oder „nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig losſprechen;" er fragt nichts danach. „Er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck; mit dieſem hadert! Jura negat sibi data" [1]).

Was Herder in ſeiner erſten größeren Schrift fragmentariſch ausſpricht, bildet er dann in den folgenden Jahren immer tiefer und umfaſſender aus. In der „Abhandlung über den Urſprung der Sprache, welche den von der Königl. Academie der Wiſſenſchaften für das Jahr 1770 geſetzten Preis erhalten hat", Berlin 1772, iſt es nicht ſowohl die Zurückweiſung des göttlichen Urſprungs der Sprache, als vielmehr die Art, wie Herder den menſchlichen erweiſt, was für die germaniſche Philologie von unberechenbarem Einfluß geworden iſt. „Poeſie iſt älter geweſen, als Proſa. Denn was war die erſte Sprache, als eine Sammlung von Elementen der Poeſie?" [2]). „Ein Wörterbuch der Seele, was zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopee von den Handlungen und Reden aller Weſen iſt! Alſo eine beſtändige Fabeldichtung mit Leidenſchaft und Intereſſe! Was iſt Poeſie anders?" [3]). „Indem die ganze Natur tönt, ſo iſt einem ſinnlichen Menſchen nichts natürlicher, als daß ſie lebt, ſie ſpricht, ſie handelt." „Bei den

1) Ebend. Dritte Samml. 1767, S. 81. (Lies nata). Ich mache vorläufig auf die nahe Verwandtſchaft dieſer Anſichten mit denen J. Grimm's aufmerkſam. — 2) Herder, Ueber den Urſprung der Sprache, Berlin 1772, S. 87. — 3) Ebend. S. 87 fg.

Wilden von Nordamerika, z. B. iſt noch Alles belebt, jede Sache hat ihren Genius, ihren Geiſt; und daß es bei Griechen und Morgenländern eben ſo geweſen, zeugt ihr älteſtes Wörterbuch und Grammatik — ſie ſind, wie die ganze Natur dem Erfinder war, ein Pantheon! ein Reich belebter, handelnder Weſen“ [1])! „Nicht mit der einzigen kalten Abſtraktionsgabe der Philoſophen läßt ſich je Sprache erfinden.“ Sondern „je minder die Seelenkräfte noch entwickelt und jede zu einer eignen Sphäre abgerichtet iſt, deſto ſtärker wirken alle zuſammen, deſto inniger iſt der Mittelpunkt ihrer Intenſität.“ So „gebar ſich Sprache mit der ganzen Entwicklung der menſchlichen Kräfte“ [2]). „Es iſt für mich unbegreiflich, wie unſer Jahrhundert ſo tief in die Schatten, in die dunkeln Werkſtätten des Kunſtmäßigen ſich verlieren kann, ohne auch nicht einmal das weite, helle Licht der uneingekerkerten Natur erkennen zu wollen. Aus den größeſten Heldenthaten des menſchlichen Geiſtes, die er nur im Zuſammenſtoß der lebendigen Welt thun und äußern konnte, ſind Schulübungen im Staube unſrer Lehrkerker; aus den Meiſterſtücken menſchlicher Dichtkunſt und Beredſamkeit Kindereien geworden, an welchen greiſe Kinder und junge Kinder Phraſes lernen und Regeln klauben“ [3]). Wie hier nach der Seite der Sprache, ſo entwickelte Herder im darauf folgenden Jahr ſeine Gedanken in Bezug auf die Poeſie weiter in ſeinem „Auszug aus einem Briefwechſel über Oſſian und die Lieder alter Völker“, den er in der Schrift: „Von Deutſcher Art und Kunſt. Einige fliegende Blätter, Hamburg 1773,“ veröffentlichte. „Sie wiſſen aus Reiſebeſchreibungen“, ſagt er hier, „wie ſtark und feſt ſich immer die Wilden ausdrücken. Immer die Sache, die ſie ſagen wollen, ſinnlich, klar, lebendig anſchauend; den Zweck, zu dem ſie reden, unmittelbar und genau fühlend; nicht durch Schattenbegriffe, Halbideen und ſymboliſchen Letternverſtand (von dem ſie in keinem Worte ihrer Sprache, da ſie faſt keine abstracta haben, wiſſen) durch alle dies nicht zerſtreuet, noch minder durch Künſteleien, ſklaviſche Erwartungen, furchtſamſchleichende

1) Ebend. S. 82 fg. — 2) Ebend. S. 167 fg. — 3) 168 fg.

Politik und verwirrende Praemeditation verdorben, über alle dieſe Schwächungen des Geiſtes ſeligunwiſſend, erfaſſen ſie den ganzen Gedanken mit dem ganzen Worte, und dies mit jenem. Sie ſchweigen entweder, oder reden im Moment des Intereſſe mit einer unvorbedachten Feſtigkeit, Sicherheit und Schönheit, die alle wohlſtudierte Europäer allezeit haben bewundern müſſen, und müſſen bleiben laſſen. Unſere Pedanten, die Alles vorher zuſammenſtoppeln und auswendig lernen müſſen, um alsdenn recht methodiſch zu ſtammeln, — dieſe gelehrte Leute, was wären die gegen die Wilden? Wer noch bei uns Spuren von dieſer Feſtigkeit finden will, der ſuche ſie ja nicht bei ſolchen; unverdorbne Kinder, Frauenzimmer, Leute von gutem Naturverſtande, mehr durch Thätigkeit, als Speculation gebildet, die ſind, wenn das, was ich anführete, Beredſamkeit iſt, alsdenn die einzigen und beſten Redner unſrer Zeit. In der alten Zeit aber waren es Dichter, Skalden, Gelehrte, die eben dieſe Sicherheit und Feſtigkeit des Ausdrucks am meiſten mit Würde, mit Wohlklang, mit Schönheit zu paaren wußten; und da ſie alſo Seele und Mund in den feſten Bund gebracht hatten, ſich einander nicht zu verwirren, ſondern zu unterſtützen, beizuhelfen, ſo entſtanden daher jene für uns halbe Wunderwerke von ἀοιδοις, Sängern, Barden, Minſtrels, wie die größten Dichter der älteſten Zeit waren. Homer's Rhapſodien und Oſſian's Lieder waren gleichſam impromptus, weil man damals noch von nichts als impromptus der Rede wußte; dem letztern ſind die Minſtrels, wiewohl ſo ſchwach und entfernt, gefolgt; indeſſen doch gefolgt, bis endlich die Kunſt kam und die Natur auslöſchte" [1]). Dieſe Anſichten begründet Herder durch Beiſpiele, darunter aus der älteren Edda die Vegtamsquidha [2]) und „Der Webegeſang der Valkyriur" [3]) aus der Njalsſaga. Nach Mittheilung einer ſchottiſchen Romanze fährt er fort: „Sie glauben, daß auch wir Deutſchen wohl mehr ſolche Gedichte hätten, als ich mit der ſchottiſchen Romanze angeführet; ich glaube nicht allein, ſondern ich weiß es. In mehr als einer Provinz ſind mir Volkslieder, Provinziallieder, Bauer-

1) Von Deutſcher Art und Kunſt, Hamburg 1773, S. 39 fg. — 2) Ebend. S. 32. — 3) Ebend. S. 36.

lieder bekannt, die an Lebhaftigkeit und Rhythmus, und Naivetät und Stärke der Sprache vielen derſelben gewiß nichts nachgeben würden; nur wer iſt, der ſie ſammle? der ſich um ſie bekümmre? ſich um Lieder des Volks bekümmre?" [1]). Wenige Jahre nachher ſehen wir Herder ſelbſt der Erfüllung ſeines Wunſches nahe. Die gehaltreiche Abhandlung „Von Aehnlichkeit der mittlern engliſchen und deutſchen Dichtkunſt," die er im Jahrgang 1777 des Deutſchen Muſeums veröffentlicht, iſt zugleich eine Ankündigung ſeiner demnächſt erſcheinenden Volkslieder. Ausgehend von der Verwandtſchaft der Angelſachſen und der Deutſchen weiſt er die große Aehnlichkeit der alten engliſchen und deutſchen Dichtung nach und dringt darauf, daß wir uns mit Ernſt und Eifer auf die Erforſchung der altdeutſchen Dichtkunſt werfen ſollen. „Goldaſt, Schilter, Schatz [2]), Opitz, Eckard haben treffliche Fußſtapfen gelaſſen; Freher's Manuſcripte ſind zerſtreuet; einige reiche Bibliotheken zerſtreuet und geplündert; wenn ſammlen ſich einſt die Schätze dieſer Art zuſammen, und wo arbeitet der Mann, der Jüngling vielleicht im Stillen, die Göttin unſres Vaterlands damit zu ſchmücken und alſo darzuſtellen dem Volke"? [3]). Ein ſolcher müßte die reiche geſchriebene Dichtung des deutſchen Alterthums auf den europäiſchen Bibliotheken durchforſchen. „Rittergeiſt der mittlern Zeiten, in welchem Palaſte würdeſt du weben!" Aber „auch die gemeinen Volksſagen, Märchen und Mythologie gehören hieher. Sie ſind gewiſſermaßen Reſultate des Volksglaubens, ſeiner ſinnlichen Anſchauung, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht ſiehet, und mit der ganzen, unzertheilten und ungebildeten Seele wirket: alſo ein großer Gegenſtand für den Geſchichtſchreiber der Menſchheit, den Poeten und Poetiker und Philoſophen. Sagen Einer Art haben ſich mit den nordiſchen Völkern über viel Länder und Zeiten ergoſſen, jeden Orts aber und in jeder Zeit ſich anders geſtaltet; wie trifft das nun auf Deutſchland? Wo ſind die allgemeinſten und ſonderbarſten Volksſagen entſprungen? wie gewandert?

1) Ebend. S. 51. — 2) Scherz? — 3) Deutſches Muſeum, Bd. 2, Juli bis Dez. 1777, Leipzig, S. 423.

wie verbreitet und getheilet? Deutſchland überhaupt und einzelne Provinzen Deutſchlands haben hierin die ſonderbarſten Aehnlichkeiten und Abweichungen: Provinzen, wo noch der ganze Geiſt der Edda von Unholden, Zauberern, Rieſenweibern, Valkyriur ſelbſt dem Ton der Erzählung nach voll iſt; andre Provinzen, wo ſchon mildere Märchen, faſt Ovidiſche Verwandlungen, ſanfte Abenteuer und Feinheit der Einkleidung herrſchet. Die alte wendiſche, ſchwäbiſche, ſächſiſche, holſteiniſche Mythologie, ſofern ſie noch in Volksſagen und Volksliedern lebt, mit Treue aufgenommen, mit Helle angeſchaut, mit Fruchtbarkeit bearbeitet, wäre wahrlich eine Fundgrube für den Dichter und Redner ſeines Volks, für den Sittenbilder und Philoſophen" [1]). Aber vor allem iſt's nöthig, die einfachen Lieder des deutſchen Volkes zu ſammeln, wie Ramſay und Percy dies in Schottland und England gethan haben [2]). Aber nicht bloß unſre eignen Lieder ſollten wir Deutſche ſammeln, ſondern auch die der anderen Völker. Denn nichts läßt uns ſo tief in den Geiſt der Völker blicken [3]). Was Herder hier fordert, das ſucht er unmittelbar darauf zu verwirklichen durch ſeine „Volkslieder. Erſter Theil. Leipzig 1778." Zweiter Theil 1779. Seit Herder's erſtem Auftreten hatten ſeine Anſichten über Poeſie, Volkslied u. ſ. f. gewaltigen Lärm veranlaßt und neben manchem Beſſeren auch vieles Verkehrte zu Tage gefördert. Zum Bedeutendſten gehörte, was Bürger unter der Ueberſchrift „Aus Daniel Wunderlichs Buch" als einen „Herzensausguß über Volks Poeſie" im Jahrgang 1776 des Deutſchen Muſeums veröffentlichte [4]). Dieſer begeiſterte Aufſatz Bürger's veranlaßte Friedrich Nicolai zur Herausgabe ſeines: „Eyn feyner kleyner Almanach vol ſchönerr echterr liblicherr Volckslieder, luſtigerr Reyen vnndt kleglicherr Mordgeſchichte, geſungen von Gabriel Wunderlich weyl. Benkelſengernn tzu Deſſaw, herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schuſternn tzu Ritzmück ann der Elbe. Berlynn und Stettynn 1777." „Zweyter

1) Ebend. S. 424 fg. — 2) Ebend. S. 426 fg. — 3) Ebend. S. 432 fg. — 4) Deutſches Muſeum, Erſter Band, Jänner bis Junius 1776 S. 443 fg.

Jargang" 1778. Der ſchale Spott hatte die Wirkung, die Vorzüge des einfachen volksthümlichen Liedes nur noch glänzender an's Licht zu ſtellen und zugleich durch die Veröffentlichung der echten Volkslieder, welche der Almanach enthielt, Herder's und Bürger's Beſtrebungen Vorſchub zu leiſten. Die epochemachende Stellung, die Herder's Volkslieder in der Geſchichte der deutſchen Literatur einnehmen, iſt bekannt. Die feine, ſinnige Art, mit der ſeine Ueberſetzungen den Ton und die Seele des fremden Liedes wiedergeben, iſt muſtergültig für alle Zeiten, und die meiſterhafte Vorrede zum zweiten Band gehört zum Schönſten, was je über lyriſche Poeſie geſagt worden iſt. Auch die tiefere Auffaſſung und Erforſchung der deutſchen Poeſie fand hier die lebendigſte Anregung.

Um dieſelbe Zeit aber, in der Herder den Quellen der echten Poeſie nachgrub, ſollte die Poeſie ſelbſt in Deutſchland wieder erſtehen durch unſeren größten Dichter, und es war von den glücklichſten Folgen für beide Theile, daß Goethe in ein ſo nahes Verhältniß zu Herder geführt wurde. Was Goethe's Dichtung, wie allen geiſtigen Beſtrebungen, ſo insbeſondere auch der tieferen Erkenntniß unſrer Poeſie geworden iſt, dies zu ſchildern, gehört der Geſchichte der deutſchen Literatur an. Hier dürfen wir nur darauf hindeuten, wie Goethe in der erſten Periode ſeines Dichtens vorzugsweiſe deutſch war. Die tüchtigen Charaktere der alten deutſchen Zeit erfüllen ſeine Phantaſie und ergreifen ſein Herz. Götz von Berlichingen wird der Held ſeines erſten Dramas. Der forſchende Tiefſinn des deutſchen Volkes findet in den älteſten Fragmenten des Fauſt ſeinen genialſten Ausdruck, und die barbariſch geſcholtene Baukunſt des Mittelalters reißt unſern Dichter beim Anblick des Straßburger Münſters zu begeiſtertem Lobe hin. Aber auch die ältere deutſche Literatur findet an ihm einen warmen Verehrer, doch nicht ſowohl die damals noch wenig gekannte mittelalterliche, als die des ſechzehnten Jahrhunderts. Ueber „Hans Sachſens poetiſche Sendung" ſagt er (1776) das Schönſte, was je über dieſen Dichter geſagt worden iſt; und ſchon im Jahr 1771 ſammelt er auf Herder's Anregung im Elſaß deutſche Lieder aus

dem Munde des Volkes, die er „als einen Schatz an ſeinem Herzen trägt“ [1]).

Das Streben nach dem Unmittelbaren und Urſprünglichen, wie es von Hamann und Herder angeregt wurde und in Goethe begeiſterten Anklang fand, begegnete den Anſichten, die Juſtus Möſer auf dem Gebiet der Politik und Geſchichte vertrat. Ueberall iſt es der Zug aus dem Verkünſtelten und Gemachten zum Urſprünglichen und Naturwüchſigen. Nicht daß Möſer die ſpäter aufgegebene Abſicht hatte, „alle deutſche Poeten, welche bis zu Ende des 15. Jahrhunderts geſchrieben haben“, herauszugeben [2]), oder daß er in ſeinen Patriotiſchen Phantaſieen ein par niederdeutſche Minnelieder mittheilte [3]), gibt ihm ſeine bedeutende Stelle in der Geſchichte der germaniſchen Philologie, ſondern daß er in allen ſeinen Schriften, in der Osnabrückiſchen Geſchichte ſowohl, als in den Patriotiſchen Phantaſieen in die Sitte und Denkweiſe des Deutſchen Volkes alter und neuer Zeit tiefe und weithin anregende Blicke that. Dies macht ihn zum würdigen Genoſſen Herder's und Goethe's in der epochemachenden kleinen Schrift: Von Deutſcher Art und Kunſt. Einige fliegende Blätter. Hamburg 1773.

So ſchien in den ſiebziger Jahren des 18. Jahrhunderts Alles im beſten Zuge, um die germaniſche Philologie zu einer baldigen Blüthe zu fördern. Und wirklich ſehen wir auch in den beiden nächſten Jahrzehnten verſchiedene Gelehrte auftreten, welche die mächtigen Anregungen, die von unſern großen Schriftſtellern ausgiengen, und den ſich immer mehr anhäufenden gelehrten Stoff in Verbindung zu ſetzen ſuchen. In dieſer Weiſe war gegen das Ende unſerer Periode beſonders Friedrich David Gräter thätig. Geboren im J. 1768 in der freien Reichsſtadt Schwäbiſch Hall ſtudierte Gräter auf der Univerſität Erlangen Theologie, wurde

1) Goethe's Brief an Herder in: Aus Herders Nachlaß. Her. von H. Düntzer und F. G. von Herder Bd. I, S. 29. — 2) Möſer's Brief an Gleim vom 24. Juli 1756, in Möſer's Vermiſchten Schriften, Thl. II, 1798, S. 201. — 3) Möſer, Patriot. Phantaſieen, Thl. III, (4), S. 228 fg.

1789 Lehrer am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, 1804 Rector dieſer Anſtalt, 1818 wurde er Rector und Paedagogarch des Gymnaſiums zu Ulm, 1826 als Rector in Ruheſtand verſetzt, lebte er ſeit dieſer Zeit in Schorndorf und ſtarb daſelbſt am 2. Auguſt 1830 [1]). Gräter wurde zu ſeinen altdeutſchen Studien von den verſchiedenſten Richtungen der damaligen deutſchen Literatur aus angeregt. Klopſtock, Kretſchmann [2]) und Denis [3]) begeiſterten ihn für die altnordiſche Poeſie, und ſo trat er zuerſt (1789) in ſeinen „Nordiſchen Blumen" mit Ueberſetzungen aus dem Altnordiſchen, insbeſondere aus der älteren Edda auf. Dieſe Ueberſetzungen waren untermiſcht mit Abhandlungen, die mit vieler Wärme und nicht ohne Geſchick Gegenſtände der nordiſchen Mythologie behandeln [4]). Zugleich aber war Gräter ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Herder's [5]) und ſuchte an deſſen Hand die Kenntniß der Poeſie, insbeſondere auch die der deutſchen Volkspoeſie zu fördern. Für alle dieſe Beſtrebungen erſchien als das erwünſchteſte Organ eine Zeitſchrift, die den altdeutſchen Studien gewidmet wäre, und eine ſolche zu gründen, gelang Gräter im J. 1791 in Verbindung mit dem Archidiakonus Chriſtian Gottfried Böckh (geb. 1732 zu Näher-Memmingen bei Nördlingen, geſt. in Nördlingen den 31. Jan. 1792) [6]). Die Zeitſchrift erſchien vom J. 1791 bis 1802 in ſieben Bänden unter dem Titel: Bragur ein litterariſches Magazin der deutſchen und nordiſchen Vorzeit, vom vierten Bande (1796) mit dem Nebentitel: Braga und Hermode oder neues Magazin für die vaterländiſchen Alterthümer der Sprache Kunſt und

---

1) Neuer Nekrolog der Deutſchen VIII, 2, S. 969. — Meusel, Gel. Teutschland II, (5) S. 633. — H. Döring in Erſch. und Gruber, Allg. Encykl. I. Section, 78. Thl., S. 91 fg. — 2) Gräter, Idunna und Hermode I, S. 21. — 3) Mich. Denis Literar. Nachlass, her. von Retzer, II, Wien 1802, S. 188. — 4) Vgl. das Lob, das Finn Magnusſon dieſen Abhandlungen Gräter's ertheilt (Idunna und Hermode 1816, S. 116. 188). — 5) Vgl. Gräter's „Auf Herders Grab" in Wieland's Teutſchem Merkur 1804. Wieder abgedruckt in Gräter's Zerſtreuten Blättern, Erſte Sammlung, Ulm 1822, S. 287 fg. — 6) Meusel, Lexikon I, 456. — Bragur II, Vorr. Bl. 2; S. 461 fg.

Sitten [1]). In dieſer Zeitſchrift fanden die bisher vereinzelten Beſtrebungen für deutſches Alterthum einen Sammelpunkt. Vor allem war es Gräter um die Pflege der nordiſchen Literatur zu thun. Den bodenloſen Phantaſtereien gegenüber, die damals noch Glauben fanden, hatte in hiſtoriſcher Hinſicht Schlözer's Isländiſche Literatur und Geſchichte (1773) kritiſch aufgeräumt; aber die wichtigſte Seite dieſer Literatur, die poetiſch-mythologiſche, hatte dadurch zunächſt mehr verloren, als gewonnen, und Jakob Schimmelmann's (geb. zu Demmin 1712, preuß. Conſiſtorialrath in Stettin, geſt. 1778) hirnverbrannte Isländiſche Edda (1777) war nicht geeignet, die Sache auf den richtigen Weg zu bringen. Hier hat ſich nun Gräter das unbeſtreitbare Verdienſt erworben, ein beſſeres Verſtändniß der altnordiſchen Poeſie in Deutſchland anzubahnen. Nachdem Klopſtock's Hermann's Schlacht in dem Jüngling die Begierde nach „dem Eichenkranz des teutſchen Barden" geweckt hatte, ſuchte er ſich mit „den Liedern der alten Barden" bekannt zu machen. Lange war ſein Suchen vergeblich, bis er auf der Univerſitätsbibliothek zu Halle, die der Schwede Thunmann als deren Bibliothekar mit altſkandinaviſchen Büchern ausgerüſtet hatte, fand, wonach er ſich ſehnte. Er warf ſich nun mit großem Eifer auf das Studium der altgermaniſchen Sprachen, um die Lieder der alten Skalden in der Urſprache leſen zu können [2]). Seine Kenntniß der altnordiſchen Sprache war zwar keine philologiſch gründliche [3]), aber ſein poetiſcher Sinn, ſein raſtloſes Studium und vor allem ſeine genauere Bekanntſchaft mit den Arbeiten der ſkan-

1) Ueber einen 8. Band des Bragur, der den Nebentitel: Odina und Teutona, führte, ſ. Buch III, Kap. 2. — 2) Gräter, Idunna und Hermode I, S. 22. — 3) Dies beweiſen ſchon die Titel ſeiner Schriften: „Braga und Hermode", „Idunna und Hermode." Dazu das wiederkehrende „die Bragur" (Bragur II, Vorr. Nachſchrift, und S. 459). Vgl. auch Gräter's eigene Erklärung über ſeine Sprachſtudien, Idunna und Hermode I, S. 22. Bragur I, S. 288. Daß er übrigens in ziemlichem Umfang Altnordiſch verſtand, beweiſen trotz aller ihrer Mängel ſeine Ueberſetzungen und anderweitigen Arbeiten.

dinaviſchen Gelehrten verhalfen ihm zu beſſeren Einſichten. Trotz ſeines Zuſammenhangs mit den neudeutſchen Barden ſpricht er es unumwunden aus: „Barden hatten die Deutſchen nie“ [1]). „Den Skalden des Nordens horche alſo, wenn du den Geiſt der alten Deutſchen noch erhorchen willſt“ [2]). Wie für das Altnordiſche, ſo war die Zeitſchrift auch für die anderen Zweige der altdeutſchen Literatur durch Mittheilung von Originalen, Ueberſetzungen und Abhandlungen förderlich. Beſonders wurde nach Herder's Vorgang das deutſche Volkslied gepflegt, wie dies von einem der Mitarbeiter, Anſelm Elwert (geb. zu Dornberg bei Darmſtadt 1761) ſchon vorher in ſeinen Ungedruckten Reſten alten Geſangs (1784) geſchehen war. Gräter's eigene Abhandlung „über die teutſchen Volkslieder“ (1794) [3]) hat ſpäter noch die rühmende Anerkennung Arnim's gefunden [4]). Vom vierten Bande (1796) an zog die Zeitſchrift außer den „Alterthümern der Sprache“ auch die „der Kunſt und der Sitten“ in ihren Bereich, und wenn man Gräter's Vorrede zu dieſem Bande [5]) lieſt, wird man nicht läugnen, daß es hier ſchon ſo ziemlich auf dasſelbe abgeſehen war, was man jetzt unter dem Namen Culturgeſchichte zuſammenzufaſſen pflegt. Andrerſeits aber dürfen wir nicht verſchweigen, daß das Fundament aller philologiſchen Studien, eine gründliche Kenntniß der Sprache, bei den Beſtrebungen Gräter's und ſeiner Freunde noch ſehr zu kurz kam.

Auch für die Bearbeitung der deutſchen Literaturgeſchichte haben die letzten Jahrzehnte unſrer Periode manche tüchtige Arbeit aufzuweiſen. So die bibliographiſchen Werke des unermüdlichen Georg Wolfgang Panzer (geb. zu Sulzbach in der Oberpfalz

---

1) Bragur I, (1791) S. 52. — 2) Ebend. S. 53. Vgl. Bragur I, S. 95. 96. II, S. 57. Aber ſeltſam nimmt es ſich daneben aus, wenn Gräter ſelbſt ſpäterhin eine „Vorleſung über die Königsweiſe der Barden und Skalden“ mit den Worten beginnt: „Die Barden unſerer eignen Voreltern, der Teutſchen, ſind nicht mehr“ Idunna und Hermode I, (1812) S. 1. — 3) Bragur, Bd. III, S. 207—284. — 4) Wunderhorn I, (1806) S. 455.— 5) Vgl. beſonders S. XIX und S. XXII—XXVII.

1729, geſt. als Paſtor an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg den 9. Jul. 1805) [1]), vor allem ſeine „Annalen der ältern deutſchen Litteratur oder Anzeige und Beſchreibung derjenigen Bücher, welche von Erfindung der Buchdruckerkunſt bis MDXX. in deutſcher Sprache gedruckt worden ſind, Nürnberg — 1788“ [2]). C. F. Flögel (geb. 1729 zu Jauer, 1774 Profeſſor an der Ritterakademie zu Liegnitz, geſt. 7. März 1788) [3]) wandte in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur den altdeutſchen Schriften (1786) ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zu [4]). Von hervorragender Wichtigkeit aber waren die Leiſtungen Erduin Julius Koch's (geb. zu Loburg im Magdeburgiſchen 1764, 1786 Lehrer des Griechiſchen und Lateiniſchen am Paedagogium der Realſchule in Berlin, ſeit 1790 zugleich Prediger zu Stralau, 1795 an der Marienkirche zu Berlin [5]); ſeit 1815 im Arbeitshauſe zu Creuzburg in Schleſien, geſt. 21. Dec. 1834) [6]). Nach dem Muſter, das ſein von ihm verehrter Lehrer F. A. Wolf für die Geſchichte der römiſchen Literatur aufgeſtellt hatte [7]), gab er in ſeinem Compendium der deutſchen Literaturgeſchichte von den älteſten Zeiten bis auf Leſſing's Tod (Erſter Band 1790, 2. umgearb. Ausg. 1795, zweiter Band 1798) [8]) eine gedrängte, aber ſorgfältige und reichhaltige Ueberſicht über die damals bekannten Erzeugniſſe ſowohl der älteren, als der neueren deutſchen Literatur.

Aber wenn wir auch den Samen, den unſre großen Klaſſiker in den ſechziger und ſiebziger Jahren geſtreut hatten, allmählich aufgehen ſehen, ſo iſt doch die nächſte Folgezeit noch weit entfernt, den erregten Erwartungen zu entſprechen. Als in den Jahren 1782 — 85 die Meiſterwerke der altdeutſchen Dichtung: Die Nibelun-

---

1) Will, Nürnb. Gel.-Lex., fortgeſ. von Nopitſch, VII, 95. — 2) Fortſ. u. Zuſätze 1802—5. — 3) Jördens, Lexikon deutſch. Dicht. u. Proſaiſten I, 551—557. — 4) Vgl. die Vorrede zum dritten Band. — 5) Meusel, Gel. Teutſchl. IV (5) S. 175. — 6) Vgl. über Koch's Leben und Bedeutung Hoffmann von Fallersleben im Weimariſchen Jahrbuch für deutſche Sprache u. s. w. I, Hannover 1854, S. 58 fg. — 7) Koch, Compendium, Bd. I (2) Berlin 1795, S. II. — 8) Nebentitel: Grundriſs einer Geſchichte der Sprache und Literatur der Deutſchen.

gen, der Parzival, der Triſtan, im Druck erſchienen, giengen ſie an dem größten Theil auch unſrer geiſtvollſten und gebildetſten Landsleute faſt ſpurlos vorüber. Zwar machte der berühmteſte deutſche Hiſtoriker des 18. Jahrhunderts, Johannes Müller, eine Ausnahme von dieſer Gleichgültigkeit. Er berichtet über die einzelnen Theile der Myller'ſchen Sammlung gleich nach deren Erſcheinen in den Göttingiſchen Anzeigen und erkennt (1783) [1]) die hohe Bedeutung des Nibelungenliedes, das er mit Homer vergleicht, ohne doch die Vorzüge des Griechen zu überſehen. In ſeinem Hauptwerk, den Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, ſpricht er (1786) mit warmer Liebe und für ſeine Zeit großer Einſicht von den deutſchen Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts [2]). Aber erſt in der folgenden Periode ſollten Johannes Müller's Anregungen Frucht tragen. Unter ſeinen großen Zeitgenoſſen verhallt ſeine Stimme. Nur Schriftſteller untergeordneten Ranges äußern ſich eingehender über die geöffneten Schätze altdeutſcher Poeſie. So der Botaniker und hamburgiſche Bibliothekar Paul Dieterich Giſeke (geb. zu Hamburg 1741, † daſelbſt 1796) [3]) in einer anerkennenswerthen Schrift über das Nibelungenlied (1795) [4]). Die großen Genien unſres Volkes aber haben ſich theils anderen

1) Gött. Anzeigen 1783, S. 357. Anzeige der Eneidt eb. 1784, des Parcival 1785. Alle dieſe Anzeigen wieder abgedruckt in J. von Müller's ſämmtl. Werken, Bd. X, Tübingen 1811, S. 45 — 69. — 2) Der Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft Anderes Buch. Zweyter Theil, Leipz. 1786, S. 118—122. „S. was in den göttingiſchen Anz. 1784," heißt es hier S. 121 in Bezug auf das Nibelungenlied, „über dieſes vortreffliche alte Stück (und bey weitem nicht mit allem Gefühl, womit es der Verfaſſer der Anzeige geleſen) kurz angemerkt worden iſt." (In Müller's Werken etwas erweitert Bd. XX (1815) S. 212—215; Bd. XXV (1817) S. 307—311). — 3) H. Schröder, Lexikon der hamburgiſchen Schriftſteller II, 4 (1854) S. 496 fg. — 4) Ueber der Nibelungen Liet. An den Herrn Joh. Joach. Eschenburg, von G. Hamburg 1795. 4. Vielleicht iſt er auch der „G.", von dem die Probe einer Bearbeitung der Nibelungen im Deutſchen Muſeum 1783, II, S. 49—73 iſt. S. Fr. H. von der Hagen in der Nibelungen Lied, Berlin 1807, S. 483.

Beſtrebungen zugewendet, theils ſind ſie damals zum deutſchen Alterthum in ein geradezu feindſeliges Verhältniß gerathen. Herder geht nach Herausgabe der Volkslieder zu ſeinen umfaſſenderen geſchichtsphiloſophiſchen und theologiſchen Arbeiten über [1]). Er bewahrt zwar der altdeutſchen Poeſie ein warmes Intereſſe und ſpricht dies von Zeit zu Zeit aus; ſo in ſeinen nach beiden Seiten hin ſehr treffenden Bemerkungen über die nordiſche Mythologie und ihren Werth für die neuere deutſche Dichtung (1796. 1803) [2]), in ſeinem „Andenken an einige ältere deutſche Dichter" (1793) [3]), wo er unter Andrem eine Grammatik über Otfrids beneidenswerth reiche Flexionen wünſcht [4]) und die „fließende Anmuth und Süßigkeit der alten deutſchen Sprache" in den Minneſingern bewundert [5]). Aber doch hat es ihm „an Luſt und Muße gefehlt," „die langen epiſchen Gedichte" des Hohenſtaufiſchen Zeitalters zu leſen [6]). Das Entſcheidende aber war die Abwendung Goethe's von den Beſtrebungen ſeiner Jugend und ſeine immer ausſchließlichere Hingabe an das griechiſche und römiſche Alterthum. Dieſe Umwandlung des großen Dichters traf zuſammen mit dem Aufblühen der klaſſiſchen Philologie in Deutſchland. Der größte Philologe Europas: Friedrich Auguſt Wolf, ſollte erſt das klaſſiſche Alterthum von neuem erſchließen und den engen Verband unſrer Geiſtesbildung mit den Griechen und Römern für immer befeſtigen, bevor wir zu einem einſichtigen Verſtändniß unſrer eigenen deutſchen Vergangenheit gelangen konnten. Wir ſind weit entfernt, unzufrieden zu ſein mit dieſem Gang unſrer geiſtigen Entwicklung. Wie durch Winckelmann und Goethe in künſtleriſcher, ſo ſind in philologiſcher Beziehung durch F. A. Wolf und ſeine Nachfolger die Deutſchen die hauptſächlichſten Verwalter jenes nie genug zu preiſenden Schatzes alter Kunſt und Weisheit geworden, an welchem die Menſchheit

1) Vgl. die Nachſchrift zu den Volksliedern II (1779), S. 314 fg. — 2) In den Horen Bd. V (1796) S. 1—28, und in der Adraſtea Bd. V, Stück 2 (1803) S. 357—366. Beides in Herder's Wken, Zur ſchönen Liter. u. Kunſt, Thl. 18 (1830) S. 109—140. — 3) Zerſtreute Blätter. Fünfte Sammlung, Gotha 1793, S. 165—286. — 4) Ebend. S. 173. — 5) Ebend. S. 209. — 6) Ebend. S. 217.

ſich bilden und erfreuen wird, ſo lange ſie nicht in Barbarei verſinkt. Aber ſo viel wir auch von den Griechen zu lernen haben, ſo ſollte doch nicht das eitele und vergebliche Beſtreben, mit Verläugnung der eigenen Volksthümlichkeit Griechen zu werden, das Ziel unſrer Bemühungen ſein. Vielmehr ſollten wir gerade durch das hingebende Studium der Griechen zugleich auch unſre eigene Volksthümlichkeit tiefer erfaſſen lernen. So mußte jene Hinwendung zum klaſſiſchen Alterthum nicht nur unſrer Bildung überhaupt, ſondern gerade auch unſrer germaniſchen Philologie die reichſten Früchte tragen. Aber Beides konnte ſie nur dadurch, daß ſich gegen die einſeitige und zur Selbſtvernichtung führende Vergötterung des klaſſiſchen Alterthums ein heilſames Gegengewicht bildete.

Drittes Buch.

Vom Auftreten der Romantiker bis zum Erſcheinen von Grimm's Grammatik.

1797 bis 1819.

Erſtes Kapitel.

Die Romantiker.

Die Romantiker von 1797 bis 1806.

Wir ſchreiben hier nicht die Geſchichte der deutſchen Literatur, ſondern die der deutſchen Philologie. Es iſt deshalb nicht unſere Aufgabe, uns über die dichteriſchen Erzeugniſſe der Romantiker auszuſprechen und zu zeigen, wie ſie zwar weit zurückſtehen hinter den großartigen Schöpfungen Goethe's und Schiller's, wie ſie aber doch ihres eigenthümlichen Werthes nicht entbehren. Uns liegt hier vielmehr ob, darzuſtellen, in wie hohem Maß die Richtung und die Leiſtungen der Romantiker der Erforſchung unſrer eigenen älteren Poeſie und unſres deutſchen Alterthums überhaupt zu gute gekommen ſind.

Wir haben geſehen, wie unſer größter Dichter, Goethe, im Beginn ſeiner Laufbahn ſich mit Begeiſterung der deutſchen Vorzeit zuwandte und wie die Dichtungen ſeiner jüngeren Jahre aus dieſem Geiſt erwachſen ſind. Es iſt bekannt, welche Umwandlung in den Anſchauungen des Dichters insbeſondere durch ſeinen Aufenthalt in Italien vorgegangen iſt, wie er ſich mehr und mehr von

der deutschen Vorzeit ab und dem griechischen und römischen Alterthum zuwandte. Daß die hohe Vollendung der antiken Kunst den großen Dichter mit Bewunderung erfüllte, lag in der Natur der Sache, und wir verdanken diesem Verwachsen desselben mit dem alten Griechenthum einige seiner herrlichsten Werke. Eine Verkennung seiner selbst aber, seines Volkes und seiner Zeit war es, wenn er nun die Bewunderung der Griechen zu solcher Ausschließlichkeit trieb, daß neben ihnen Nichts mehr bestehen sollte. Die Reste antiker Baukunst mußten durch ihre innere Harmonie das Entzücken des gleichgestimmten Geistes erregen. Aber durfte er sich dadurch zu höhnischen Schmähungen der vaterländischen Meister hinreißen lassen [1]), für deren herrliche Werke er selbst wenige Jahre zuvor dem deutschen Volk die Augen geöffnet hatte? Es war ein ganz richtiges Gefühl, daß die Dichtung der Griechen in ihrer Art einen Grad innerer Vollendung erreicht hat, dessen sich kein anderes Volk rühmen kann. Aber wohin es führen mußte, wenn man sich dadurch verleiten ließ, deshalb nun einzig und allein die griechische Dichtung gelten zu lassen und alles davon Abweichende zu verwerfen, das zeigt gegen Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts Goethe's Theorie und Praxis gleichermaßen. Das gewaltigste und ursprünglichste Werk, das er geschaffen, das älteste Fragment seines Faust, behandelt er jetzt (1797) mit geringschätzigem Hohn. Er schämt sich fast, daß er sich mit diesen „Luftphantomen" wieder einläßt. Er thut es aber auch nur in Ermangelung eines Bessern. Sein eigentlicher Lebensplan geht auf eine wiederholte Reise nach Italien. „Sollte aus meiner Reise nichts werden," schreibt er am 1. Juli 1797 an Schiller, „so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt." Und damit meint er den Faust. Ja auch die köstlichen Dichtungen, die aus der lebensvollen Verbindung des Antiken und Deutschen hervorgegangen sind, finden jetzt keine Gnade mehr in seinen Augen. Mit seiner Iphigenie ist er durchaus nicht zufrieden. Er findet sie „ganz verteufelt human" [2]).

---

1) Vgl. den Brief aus Venedig vom 8. Oct. 1786 in der Italiänischen Reise, Goethe's Wke. 1840, Bd. 23, S. 100. — 2) Goethe an Schiller

Nach der Vollendung von Hermann und Dorothea wählt er ſich einen antiken Stoff: den Tod des Achilleus, zu epiſcher Bearbeitung. Er möchte nun Alles abſtreifen, was nicht ganz in der Weiſe des Homer iſt. „Soll mir ein Gedicht gelingen, das ſich an die Ilias einigermaßen anſchließt," ſchreibt er an Schiller (12. Mai 1798), „ſo muß ich den Alten auch darin folgen, worin ſie getadelt werden, ja ich muß mir zu eigen machen, was mir ſelbſt nicht behagt." Und was kommt auf dieſe Weiſe zu Stande? — Die Achilleis, ein Gedicht, von dem Gervinus mit Recht urtheilt, daß es keine Zeile enthalten ſollte, die Homer nicht geſchrieben haben könnte, und in der That keine enthält, die er hätte ſchreiben können [1]).

Dieſer ausſchließlichen Vergötterung der Griechen gegenüber regt ſich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Gefühl, daß die Poeſie nicht einem einzigen Volk und einem einzigen Zeitalter allein angehöre, daß ſie vielmehr ein Gemeingut der Menſchheit ſei, an welchem die verſchiedenen Völker jedes in ſeiner Weiſe Theil haben. Insbeſondere richtet dieſe Anſicht ihren Blick auf die Poeſie und Kunſt der Völker, die nach dem Untergang des alten Römerreiches die Geſchicke Europas beſtimmt haben. Es ſind die germaniſchen und romaniſchen Völker; und hier wieder iſt es vorzugsweiſe die Poeſie und Kunſt des Mittelalters und die des 16. und 17. Jahrhunderts, welcher die Vertreter der neuen Richtung ihre Liebe zuwenden. Man hat dieſer Richtung, im Gegenſatz zur klaſſiſchen, den Namen der romantiſchen gegeben. Ueber keine Erſcheinung unſrer Literatur aber hat ſich das Urtheil ſo ſehr in Extremen bewegt, wie über die ſo genannten Romantiker. Während man ſie von der einen Seite in den Himmel erhob, ſpricht man ihnen von der anderen nicht weniger als Alles ab. Weder Talent,

d. 19. Jan. 1802, verglichen mit Schiller's Antwort vom 20. Jan. S. auch Schiller an Körner den 21. Jan. 1802.

1) Gervinus, Geſchichte der deutſchen Dichtung, Bd. V, vierte Ausg. 1853, S. 434. — Vgl über die damalige Stellung Goethe's zum klaſſiſchen Alterthum: Hermann Hettner, die romantiſche Schule in ihrem inneren Zuſammenhange mit Göthe und Schiller, Braunſchweig 1850, S. 95 fg.

noch Charakter, weder Kenntniſſe, noch Urtheil ſollen ſie beſeſſen haben. Was aus alle dem zuvörderſt hervorgeht, iſt, daß wir es hier mit einer ſehr verwickelten Erſcheinung zu thun haben. Und wie könnte dies auch anders ſein bei einer ſo gründlichen Verſchiedenheit, wie wir ſie gleich vom Beginn an bei den einzelnen Häuptern der romantiſchen Schule wahrnehmen, und bei den tief greifenden Umwandlungen, welche mehrere von ihnen im Lauf der Zeit durchgemacht haben? Wie ganz anders geartet iſt im Grunde ſeines Weſens Tieck als Novalis, und wie weit ſtehen beide von den Brüdern Schlegel ab? Und auch dieſe wieder unter ſich bilden, wie ſich ſpäter gezeigt hat, einen Gegenſatz der Naturen. Und welche Wandlungen der Ueberzeugung hat Friedrich Schlegel, und in anderer Weiſe wieder Tieck durchgemacht! Man wird ſich deshalb zu hüten haben, nicht das Kind mit dem Bade auszuſchütten und das Gute mit dem Schlimmen zu verwerfen, oder umgekehrt das Schlimme mit dem Guten anzunehmen.

Was gleich von vorn herein die Stellung der Romantiker ſehr verwickelt macht, iſt ihr Verhältniß zu den beiden größten deutſchen Dichtern. Wir haben geſehen, daß die Romantik ſich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Gegenſatz zu Goethe's ausſchließlicher Hinwendung zu den Griechen entwickelt. Man würde aber ſehr irren, wenn man daraus ſchließen wollte, die Romantiker hätten die Griechen gering geſchätzt oder Goethe nicht geachtet. Goethe bildet vielmehr den Mittelpunkt ihrer höchſten Verehrung, und was die Griechen betrifft, ſo gehen gerade die Häupter der romantiſchen Kritik, die Brüder Schlegel, von dem eindringendſten Studium und der liebevollſten Bewunderung der Griechen aus. Wie zu Goethe, ſo nehmen die Romantiker auch zu unſerem zweiten großen Dichter, zu Schiller, eine doppelſeitige Stellung ein. Einerſeits hat man nicht mit Unrecht in Schiller's aeſthetiſchen Schriften den Ausgangspunkt für die Theorie der Romantiker gefunden, und andrerſeits ſteht ihnen wieder unſer größter Dramatiker weit ferner als Goethe.

Wie zu unſern beiden größten Dichtern, ſo ſtehen die Romantiker zu der Entwicklung, welche die deutſche Philoſophie gegen den

Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts nahm, in nächſter Beziehung. Aber auch hier ſind die Verhältniſſe nicht ſo einfach, daß man die Romantiker ohne weiteres als Mitglieder einer beſtimmten philoſophiſchen Schule bezeichnen dürfte. Fichte übt auf zwei ihrer Häupter: Friedrich Schlegel und Hardenberg (Novalis), den tiefſten Einfluß, während die beiden anderen: Tieck und A. W. Schlegel trotz des literariſchen und geſelligen Zuſammenhangs ihm innerlich ferner bleiben. Schelling's erſte Philoſophie ſteht in naher Verwandtſchaft mit den Anſichten der Romantiker; aber obwohl Schelling mit den Romantikern nah verbündet iſt, fühlen doch beide Theile den tief gehenden Unterſchied, der ſie von einander trennt. Wie nah in ſeiner ganzen Art und Weiſe ſteht Schleiermacher den Romantikern; und doch, wie weit ſind in der Folgezeit Schleiermacher's Bahnen von denen Friedrich Schlegel's abgegangen, mit dem er anfänglich ein Herz und eine Seele ſchien!

Wir durften dieſe Andeutungen über die allgemeine Stellung der Romantiker nicht übergehen, können ſie aber natürlich hier nicht weiter verfolgen. Wir wenden uns vielmehr zu einer Darſtellung deſſen, was die einzelnen Romantiker geleiſtet haben, um die Gründung der neueren deutſchen Alterthumswiſſenſchaft vorzubereiten. Denn als eine vorbereitende müſſen wir ihre Thätigkeit im weſentlichen bezeichnen, als ſolche aber nimmt dieſelbe in der Entwicklung unſerer Wiſſenſchaft, wie des deutſchen Geiſteslebens überhaupt, eine ſehr bedeutende Stelle ein. Was aber die Verirrungen der Romantiker betrifft, die wir ſo entſchieden verwerfen wie nur irgend einer ihrer Gegner, ſo werden wir im weiteren Verlauf unſrer Darſtellung ſehen, wie gerade auf dem Boden unſrer Wiſſenſchaft dieſe Verirrungen ihre poſitive Berichtigung und Widerlegung gefunden haben.

Ludwig Tieck. — W. H. Wackenroder.

Der dichteriſch begabteſte unter den Romantikern, Ludwig Tieck, nimmt auch durch ſeine die Gründung der deutſchen Philologie vorbereitende Thätigkeit eine der erſten Stellen ein. Geboren zu Berlin im Jahr 1773 wuchs Tieck dort in einer Zeit und Um-

gebung auf, deren proſaiſche Nüchternheit dem neuen Aufſchwung der deutſchen Poeſie feindſelig gegenüberſtand. Es waren die Epigonen Leſſing's, die damals in Berlin das große Wort führten, zum Theil ganz ehrenwerthe Männer, die manche tüchtige Seite ihres großen Meiſters geerbt hatten, nur die nicht, durch welche unſer größter Kritiker ſich mit unſren größten Dichtern berührt. In ſolcher Umgebung fühlte ſich Tieck tief vereinſamt, und eine an Verzweiflung gränzende Schwermuth ergriff ſein Gemüth. Was ihn in dieſer Stimmung aufrichtete, war die Poeſie, vor allem unſer größter deutſcher Dichter Goethe. „Die früheren Werke Goethe's," ſo erzählt er uns ſelbſt, „waren die erſte Nahrung meines Geiſtes geweſen. Ich hatte das Leſen gewiſſermaßen im Berlichingen gelernt. Durch dieſes Gedicht hatte meine Phantaſie für immer eine Richtung nach jenen Zeiten, Gegenden, Geſtalten und Begebenheiten bekommen" [1]). Goethe's Werke wurden, nach mancher Störung und Unterbrechung, immer wieder der Troſt und die Freude des Jünglings und des Mannes. Er verſenkte ſich immer mehr in deren geiſtige Schönheit. Vor allem waren es die Jugendwerke des großen Dichters, die den unauslöſchlichſten Eindruck auf Tieck machten [2]). Neben Goethe erfüllte bald Shakeſpeare die Seele des jugendlichen Dichters. Sein Studium vor allen und daneben das der Spanier, insbeſondere des Cervantes, betrieb er auf das eifrigſte, nachdem er das Gymnaſium abſolviert und um Oſtern 1792 die Univerſität zu Halle, im Herbſt desſelben Jahres die zu Göttingen bezogen hatte.

Wenn nun auch Tieck mit allen dieſen Studien gewiſſermaßen auf dem Wege war zur altdeutſchen Poeſie, ſo blieb ihm dieſelbe doch noch fremd, bis ein anderer Umſtand ihm den Zugang zu ihr erſchloß. Tieck's gleichgeſtimmter Jugendfreund W. H. Wackenroder war noch ein Jahr lang in Berlin geblieben, als Tieck um Oſtern 1792 die Univerſttät Halle bezog. In Berlin lebte damals

1) L. Tieck's Schriften. Bd. VI. Berlin 1828. Vorbericht S. VI. — 2) Vgl. Tieck's Einleitung zu den Geſammelten Schriften von Lenz Bd. I. Berlin 1828. S. XLIX.

der Prediger Erduin Julius Koch, von dessen „Compendium der deutschen Literaturgeschichte" wir früher gesprochen haben. Von diesem gelehrten Kenner ließ sich Wackenroder Vorlesungen über deutsche Literatur halten, die für seine ganze Richtung von großer Bedeutung wurden [1]). Wackenroder fand nämlich inniges Gefallen an der altdeutschen Poesie und erwähnte dies auch in den Briefen an seinen damals in Göttingen studierenden Freund Tieck. Von dem Collegium, das er beim Prediger Koch hört, schreibt er ihm am 4. December 1792: „Da hab' ich denn manche sehr interessante Bekanntschaft mit altdeutschen Dichtern gemacht und gesehn, daß dies Studium, mit einigem Geist betrieben, sehr viel Anziehendes hat." — „Schon Sprache, Etymologie und Wortverwandtschaften (besonders auch das Wohlklingende der alten Ostfränkischen Sprache) machen das Lesen jener alten Ueberbleibsel interessant. Aber auch davon abstrahiert, findet man viel Genie und poetischen Geist darin" [2]). Tieck, damals noch ausschließlich in den Shakespeare und die Spanier vertieft, muß in seiner Antwort seinen Freund vor den altdeutschen Studien gewarnt haben. Denn in einem folgenden Brief (im Januar 1793) schreibt ihm dieser: „Sei doch nicht bange, daß ich mit der altdeutschen Poesie meinen Geschmack verderbe. Was soll ich anders thun, als mich auf Dinge legen, die meinen Geist mit weniger erhabenen Ideen nähren!" — „Du kennst übrigens sehr wenig von der altdeutschen Literatur [3]), wenn du bloß die Minnesinger kennst. Ueberhaupt ist sie zu wenig bekannt. Sie enthält sehr viel Gutes, Interessantes und Charakteristisches und ist für die Geschichte der Nation und des Geistes sehr wichtig" [4]). Ostern 1793 bezogen die beiden Freunde die Universität Erlangen. Der Sommer, den Tieck hier zubrachte, ward für ihn epochemachend. Die schönen fränkischen Gegenden der Nachbarschaft boten reichen Naturgenuß, und vor allem erfüllte das oft besuchte Nürnberg Tieck und seinen Freund Wackenroder mit

1) Rudolf Köpke, Ludwig Tieck, Thl. I, Leipzig 1855, S. 125. — Briefe an L. Tieck, Bd. IV, Breslau 1864, S. 228. — 2) Briefe an L. Tieck IV, S. 228 fg. — 3) So wird zu lesen sein. — 4) Ebend. IV, S. 239.

Begeiſterung für alte deutſche Art und Kunſt. Hier wurden die Keime gelegt, die dann in den gemeinſamen Schriften der beiden Freunde, in den „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ (Berlin 1797), in den „Phantaſien über die Kunſt“ (Hamburg 1799) und in „Sternbalds Wanderungen“ (Berlin 1798) aufgiengen; die erſten beiden überwiegend von Wackenroder, der Sternbald von Tieck allein, aber noch in Wackenroder's letztem Lebensjahr von beiden Freunden gemeinſam entworfen [1]). Hier wurde nun in zwiefacher Weiſe Herz und Auge für die altdeutſche Kunſt geöffnet: durch die Aufhebung der Schranken, welche die Kunſt in den Bereich eines einzigen Volkes oder einer einzigen Geſchmacksrichtung einſchließen ſollten, und durch die warme Liebe zur deutſchen Kunſt. Die „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ erhoben ihre Stimme für „Allgemeinheit, Toleranz und Menſchenliebe in der Kunſt“ [2]). „Kunſt,“ heißt es dort, „iſt die Blume menſchlicher Empfindung zu nennen. In ewig wechſelnder Geſtalt erhebt ſie ſich unter den mannigfaltigen Zonen der Erde zum Himmel empor, und dem allgemeinen Vater, der den Erdball mit allem, was daran iſt, in ſeiner Hand hält, duftet auch von dieſer Saat nur ein vereinigter Wohlgeruch. Er erblickt in jeglichem Werke der Kunſt, unter allen Zonen der Erde, die Spur von dem himmliſchen Funken, der, von Ihm ausgegangen, durch die Bruſt des Menſchen hindurch in deſſen kleine Schöpfungen übergieng, aus denen er dem großen Schöpfer wieder entgegenglimmt. Ihm iſt der gothiſche Tempel ſo wohlgefällig als der Tempel des Griechen“ [3]). Und ſo wird dann mit warmer Liebe das Gefühl für die vaterländiſche Kunſt geweckt. Ein „Ehrengedächtniß unſers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers“ beginnt mit den Worten: „Nürnberg! Du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gaſſen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväteriſchen Häuſer und

1) Vgl. Rudolf Köpke, Ludwig Tieck, I, S. 225. — 2) Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, Berlin 1797, S. 97. — 3) Ebend. S. 100.

Kirchen, denen die feste Spur von unsrer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist! Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen sie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländischen Kunst warst, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunstgeist in deinen Mauern lebte und webte: — da Meister Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allen Albrecht Dürer mit seinem Freunde Wilibaldus Pirkheimer, und so viel andere hochgelobte Ehrenmänner noch lebten!" [1]). So wie in den genannten Schriften beide Freunde sich der bildenden Kunst der deutschen Vorzeit zuwandten, so richtete sich gleichzeitig Tieck's Aufmerksamkeit auf die so genannten deutschen Volksbücher. Auch andere neuere Schriftsteller vor ihm hatten deren Stoffe für ihren eigenen Gebrauch verwendet. Aber aus dem Gesichtspunkt der neueren Kultur und Weltansicht hatten sie dieselben in's Komische gezogen. Tieck dagegen erzählte in seinen „Volksmärchen herausgegeben von Peter Leberecht (Berlin 1797") „die Geschichte von den Heymons Kindern, in zwanzig altfränkischen Bildern" mit dem schlichten Ernst der alten Zeit, und er konnte späterhin mit Recht sagen: „Mein Versuch, die gute, alte Geschichte in einer ruhigen, treuherzigen Prosa, die sich aber nicht über den Gegenstand erheben oder ihn gar parodieren will, wieder zu erzählen, war damals der erste in Deutschland" [2]).

Wackenroder nahm auch das gelehrte Studium der altdeutschen Literatur sehr ernst. Er durchsuchte an seinen verschiedenen Aufenthaltsorten die Bibliotheken nach altdeutschen Schätzen und lieferte seinem Lehrer Erduin Koch zahlreiche Nachträge und Berichtigungen zu dessen Compendium der deutschen Literaturgeschichte [3]). Als er am 13. Februar 1798 starb, hinterließ er seinem Freund Tieck die Pflege der altdeutschen Kunst und Literatur als ein heiliges Vermächtniß. Tieck's eigene Poesie hatte sich dem Mittelalter zuge-

---

1) Ebend. S. 109 fg. — 2) L. Tieck's Schriften. Eilfter Band. Berlin 1828. Vorbericht, S. XLIII. — 3) Koch, Compendium der Deutschen Literatur-Geschichte, Bd. II, Berlin 1798, Vorr. S. III.

wendet und auf dieſem Boden duftende Blüthen getrieben [1]). Aber der aeſthetiſche Katholicismus, der ſich den großen und klaren Entwickelungen der neueren Jahrhunderte feindſelig gegenüberſtellte, war weder echte Religion, noch wahres Mittelalter. Er mußte deshalb zu mannigfachen gefährlichen Verirrungen führen, ſowohl im Leben, als in der Wiſſenſchaft. Aber ſo wenig er zu billigen war, ſo trug er doch in jener Zeit dazu bei, die Augen wieder auf die Denkmäler unſrer Vergangenheit zu lenken. Seit dem Jahre 1801 hatte ſich Tieck beſonders viel mit der altdeutſchen Poeſie beſchäftigt [2]). Eine Frucht dieſer Studien waren die „Minnelieder aus dem Schwäbiſchen Zeitalter neu bearbeitet und herausgegeben von Ludewig Tieck. Berlin 1803." Daß die Ueberſetzung Tieck's mit dem Maßſtab unſrer jetzigen Kenntniſſe gemeſſen ſehr mangelhaft iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber dieſen Maßſtab anzulegen, würden wir nur dann berechtigt ſein, wenn jemand jetzt noch die Tieck'ſchen Ueberſetzungen empfehlen oder die außerordentlichen Fortſchritte läugnen wollte, welche unſre Kenntniß des Altdeutſchen ſeit ſechzig Jahren gemacht hat. Daß aber in der damaligen Zeit die Tieck'ſchen Ueberſetzungen eine ſehr geachtete Stellung einnahmen, erſehen wir daraus, daß einer der gründlichſten damals lebenden Kenner, Bernhard Docen, das Urtheil fällt: „Dieſe Nachbildungen (Tieck's), kleine Untreuen abgerechnet, kommen den Originalen unter allen ähnlichen Verſuchen am nächſten" [3]). Der Ueberſetzung der Minnelieder ſchickte Tieck eine Einleitung voraus, in welcher er ſeine Anſichten über die altdeutſche Poeſie und ihr Verhältniß zur Poeſie anderer Völker und Zeiten niederlegte. „Sehn wir auf eine unlängſt verfloſſene Zeit zurück," heißt es da, „die ſich durch Gleichgültigkeit, Mißverſtändniſſe oder das Nichtbeachten der Werke der ſchönen Künſte auszeichnet, ſo müſſen wir

1) Wie ſich das ſpecifiſch katholiſierende Element erſt allmählich in Tieck's Poeſie einniſtete, hat H. Hettner, die romantiſche Schule u. ſ. w., Braunſchweig 1850, S. 36 fg. auseinandergeſetzt. — 2) L. Tieck's Schriften. Eilfter Band. Berlin 1828. Vorbericht S. LXXVIII. — 3) Docen im Neuen literariſchen Anzeiger 1807, 12. Mai, Sp. 295.

über die ſchnelle Veränderung erſtaunen, die in einem ſo kurzen Zeitraum bewirkt hat, daß man ſich nicht nur für die Denkmäler verfloſſener Zeitalter intereſſiert, ſondern ſie würdigt, und nicht nur mit einſeitigem und verblendetem Eifer bewundert, ſondern durch ein höheres Streben ſich bemüht, jeden Geiſt auf ſeine ihm eigene Art zu verſtehn und zu faſſen und alle Werke der verſchiedenſten Künſtler, ſo ſehr ſie alle für ſich ſelbſt das Höchſte ſein mögen, als Theile Einer Poeſie, Einer Kunſt anzuſchauen und auf dieſem Wege ein heiliges unbekanntes Land zu ahnden und endlich zu entdecken, von dem alle gerührten und begeiſterten Gemüther geweisſagt haben, und dem alle Gedichte als Bürger und Einwohner zugehören. Denn es gibt doch nur Eine Poeſie, die in ſich ſelbſt von den früheſten Zeiten bis in die fernſte Zukunft mit den Werken, die wir beſitzen, und mit den verlornen, die unſere Phantaſie ergänzen möchte, ſo wie mit den künftigen, welche ſie ahnden will, nur ein unzertrennliches Ganze ausmacht" [1]). Die alte Zeit erkläre die neue und umgekehrt. Unſere Kenntniß der italieniſchen, ſpaniſchen, deutſchen, engliſchen und nordiſchen Poeſie lehre uns auch das Alterthum richtiger faſſen; „eben wie es unſern Nachkommen vergönnt ſein wird, noch tiefer in das Geheimniß zu dringen, wenn die Lieder des Orients ihnen näher gekommen ſind" [2]). — „Erfreulich iſt es zu bemerken, wie dies Gefühl des Ganzen ſchon jetzt in der Liebe zur Poeſie wirkt. Wenigſtens iſt wohl noch kein Zeitalter geweſen, welches ſo viele Anlage gezeigt hätte, alle Gattungen der Poeſie zu lieben und zu erkennen (Individuen, die ſich oft beim erſten Anblick zu widerſprechen ſcheinen), und von keiner Vorliebe ſich bis zur Parteilichkeit und Nichterkennung verblenden zu laſſen" [2]). — „Unter dieſen günſtigen Umſtänden iſt es vielleicht an der Zeit, von neuem an die ältere deutſche Poeſie zu erinnern." Man habe zwar ſeit Opitz und noch häufiger ſeit Gottſched mannigfache Verſuche gemacht, die Aufmerkſamkeit auf die altdeutſche Poeſie zu lenken. Die Bemühungen Bodmer's,

1) Minnelieder — her. von L. Tieck, Berlin 1803, Vorr. S. I, fg. — 2) Ebend. S. III.

Leſſing's, Eſchenburg's, Myller's, Gräter's, Koch's ſeien nicht zu verkennen. Aber trotzdem ſei das größere Publicum immer noch mit der ältern deutſchen Zeit unbekannt geblieben. Die Darſtellung der altdeutſchen Poeſie, welche Tieck hierauf folgen läßt, zeigt trotz aller Unrichtigkeiten, die wir jetzt mit leichter Mühe nachweiſen können, wie tief ein verwandter Geiſt auch bei geringen Hülfsmitteln durch liebevolles Studium in das Weſen der alten Dichtung einzudringen vermochte. Mit richtigem Blick erkennt Tieck die beiden verſchiedenen Seiten der altdeutſchen Poeſie. „Wenn wir das ſogenannte Lied der Nibelungen," ſagt er, „und die Gedichte ausnehmen, welche zum Heldenbuche gerechnet werden müſſen, ſo waren ohne Zweifel die Dichter der Provence die Vorbilder der Deutſchen, Franzoſen und Italiener." — „Bei den Provenzalen und Franzoſen finden wir zuerſt die Gedichte vom Artus, welche die deutſchen Minneſänger bald darauf übertrugen und nachahmten." „Früher [1]), und zwar um mehrere Jahrhunderte, muß man das Erſte Gedicht von den Nibelungen ſetzen, bei welchem es eben ſo vergeblich ſein möchte, nach einem einzigen Verfaſſer zu fragen, als bei der Ilias oder Odyſſee. Die Nibelungen ſind ein wahres Epos, eine große Erſcheinung, die noch wenig gekannt und noch weniger gewürdigt iſt, ein vollendetes Gedicht vom größten Umfange. Das Heldenbuch und diejenigen Erzählungen, welche dazu gerechnet werden müſſen, haben noch Vieles vom Ton eines epiſchen Zeitalters; es zeigt ſich in ihnen eine Größe und Erhabenheit, die zuweilen ſich herabſtimmt und in ihren Schilderungen rauh und barbariſch erſcheint; viele Erzählungen erinnern an die Nibelungen, auch ſind manche wohl aus dieſen entſtanden, und wenn ſie ſich nicht zu der reinen Erhabenheit dieſes Gedichtes erheben, ſo tragen ſie doch noch viele Spuren einer alten Zeit und ergötzen durch eine ſtarke und männliche Fröhlichkeit, die durchaus dem Gegenſtande ihrer Darſtellung angemeſſen iſt" [2]). — Tieck's Minnelieder und beſonders die eben geſchilderte Vorrede dazu machten einen außerordentlichen

1) Als das 12. und 13. Jahrhundert. — 2) Ebend. S. VI fg.

Eindruck. Wir werden ſehen, wie ſie auch für den größten Gelehrten unſeres Faches, für Jacob Grimm epochemachend wurden.

Auguſt Wilhelm Schlegel. — Friedrich Schlegel.

Wenn Tieck durch die verwandte Art ſeiner eigenen Poeſie ſich zur altdeutſchen Dichtung hingezogen fühlte, ſo wurden die Brüder Schlegel durch ihr umfaſſendes Studium der geſammten Literatur auch dem deutſchen Alterthum zugeführt. Wir ſehen ſie in neuer Weiſe und mit ſehr vervollkommneten Mitteln die Richtung wieder aufnehmen, welcher Herder die Bahn gebrochen hatte. Der ältere der beiden Brüder, Auguſt Wilhelm (geboren zu Hannover 1767), war ſich dieſer Geiſtesverwandtſchaft wohl bewußt, wie wir aus ſeiner treffenden Schilderung Herder's ſehen [1]). Was er Herder nachrühmt, daß „ſeine Muſe gern eine geſellige Dolmetſcherin der Zeiten und Völker iſt, die allen Zungen nachzuſingen und jeden Ton zu treffen weiß“ [2]), das gilt in eminenter Weiſe von A. W. Schlegel ſelbſt. Schon in einer ſeiner erſten größeren Abhandlungen, in den „Briefen über Poeſie, Silbenmaß und Sprache,“ die er im Jahr 1795 in Schiller's Horen veröffentlichte, ſpricht er aus, worauf es abgeſehen war. Der Kunſtrichter ſoll „ſich bis zur Weltgeſchichte der Phantaſie und des Gefühls erheben.“ „Welch ein weiter Horizont iſt es,“ ruft er aus, „der alles uns bekannte Schöne der Poeſie, was jemals irgendwo unter den Menſchen erſchien, in ſich faßt!“ [3]). — Beide Brüder giengen aus von einem gründlichen Studium der griechiſchen und römiſchen Literatur. Auguſt Wilhelm hatte ſeine klaſſiſchen Studien unter Heyne in Göttingen gemacht; Friedrich war beſonders angeregt durch Friedrich Auguſt Wolf's Schriften, vor allem durch die im Jahr 1795 erſchienenen Prolegomena ad Homerum. An der griechiſchen Literatur und der geiſtvollen Behandlung, die ſie durch Wolf erfuhr, lernten ſie, die Literatur eines Volkes nicht als eine

1) 1797. A. W. von Schlegel's Werke, Leipzig 1846, Bd. X, S. 376 fg. — 2) Ebend. S. 410. — 3) A. W. von Schlegel's Werke, Bd. VII, S. 107.

zufällige Masse beliebiger Schriftwerke, sondern als das organische Erzeugniß des Volkes auffassen, das sie hervorgebracht hat. In diesem Sinn ist F. Schlegel's geistvolle „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer“ [1]) geschrieben. Neben dem Studium der Griechen und Römer war es den beiden Brüdern von Anfang an um eine richtige Würdigung der damals in ihrem höchsten Glanze stehenden neueren deutschen Literatur zu thun. In Goethe verehren sie den gebornen Herrscher auf dem Gebiet der deutschen Poesie und suchen sich in dessen Werke immer tiefer einzuleben. Von Schiller's aesthetischen Abhandlungen erfahren sie in ihren theoretischen Ansichten bedeutende Einwirkungen. Auf dem Gebiet der philosophischen Speculation treten sie mit Fichte, dann mit Schelling und Schleiermacher in nahe Beziehung, auf dem der Poesie mit den ihnen verwandten Bestrebungen Tieck's und Hardenberg's. Von den antiken Klassikern ausgegangen, breiten sie ihr Studium der Poesie zunächst auf die Literatur der romanischen Völker aus. Für Dante und Cervantes eröffnen sie ein Verständniß, wie es bis dahin in Deutschland nicht entfernt vorhanden gewesen war. Vor allen aber ist es ein germanischer Dichter: Shakespeare, dem August Wilhelm Schlegel's eifrigstes Studium sich zuwendet. Seine meisterhafte Uebersetzung hat den größten englischen Dichter auch zu einem deutschen Klassiker gemacht.

Alle diese Studien wiesen die Schlegel von verschiedenen Seiten auch auf die altdeutsche Literatur hin. Aber so selbstverständlich, wie heutzutage, muß man sich die Sache nicht denken; und so blieb ihnen denn auch eine eingehendere Beschäftigung mit unsrer eigenen älteren Literatur noch geraume Zeit fern, nachdem sie schon die umfassendsten Studien fremder Geisteswerke, alter wie neuer, gemacht hatten. Zwar einige Kenntniß der mittelhochdeutschen Dichter

1) Ersten Bandes erste Abtheilung. Berlin 1798. Ich kann natürlich hier auf diesen Gegenstand nicht näher eingehen und muß deshalb auch das Verhältniß von F. Schlegel's früherer Schrift: „Die Griechen und Römer. Erster Band. Neustrelitz 1797“ zu der „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer“ unerörtert lassen.

läßt ſich bei A. W. Schlegel ſchon ziemlich früh nachweiſen. In den „Betrachtungen über Metrik", die vor 1798 geſchrieben ſind, macht er die Bemerkung, daß „bei unſern Minneſängern, wenn wir ſie nach der heutigen Ausſprache leſen, häufig der Reim, der doch urſprünglich gewiß richtig war, verloren geht" [1]). Ebenſo beruft er ſich in ſeiner Beurtheilung der „Beyträge zur weitern Ausbildung der deutſchen Sprache", die 1797 in der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung erſchien, darauf, daß flexionsloſe Formen, wie „ein blutend Herz, ein ehern Band", „durch den guten, alten Beſitz der Dichter von den Zeiten der Minneſinger bis auf die unſrigen" ſich vertheidigen laſſen. Aber eine tiefere und eingehendere Beſchäftigung mit unſrer alten Literatur ſchreibt ſich bei den Brüdern Schlegel erſt aus der Zeit her, als ſie mit Tieck und Novalis in nähere Beziehung traten. Wie ſich bei ihnen voraus ſetzen läßt, greifen ſie nun die Sache weder als bloße Antiquare, noch als bloße Liebhaber an, ſondern mit der Wärme und dem Blick genialer Literaturforſcher. Wir ſehen dies gleich aus ihren erſten eindringenderen Aeußerungen, die dies Gebiet betreffen. Ein deutſcher Edelmann hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen Preis von hundert Ducaten auf die Entdeckung der alten Bardengeſänge geſetzt, welche Karl der Große hat aufzeichnen laſſen. A. W. Schlegel äußert ſich darüber im Athenäum 1799 [2]) in einer Weiſe, die von einer für die damalige Zeit nicht geringen Einſicht in den Gegenſtand zeugt. Es ſolle ſich niemand auf die vergebliche Mühe einlaſſen, ſagt er. „Fürs erſte haben die alten Germanier keine Barden

1) A. W. von Schlegel's Werke Bd. VII, S. 181. Daß dieſe „Betrachtungen über Metrik. An Friedrich Schlegel" vor 1798 geſchrieben ſind, ergibt ſich daraus, daß der Verf. ſie für das Geſpräch: „Die Sprachen," bereits benutzt hat, womit das erſte Heft des Athenäums (erſchienen zur Oſtermeſſe 1798) eröffnet wurde. Vgl. z. B. A. W. von Schlegel's Werke VII, S. 159 mit S. 211; oder S. 170 mit S. 217. — 2) Athenäum. Eine Zeitſchrift von A. W. Schlegel und F. Schlegel, Zweiter Band, Zweites Stück, Berlin 1799, S. 306 fg. Wieder abgedruckt in A. W. von Schlegel's Werken, Bd. XII, Leipzig 1847, S. 39 fg.

gehabt, folglich auch keine Bardengesänge. Das Wort Barde ist gallisch, und die heillose Verwirrung der gallischen Völkerschaften mit den germanischen unter der griechischen Benennung der Celten ist schon längst für ungültig erkannt." — „Aber wie, wenn der Inhalt der auf Karl's Befehl aufgeschriebnen Lieder, in einer späteren Bearbeitung wirklich auf uns gekommen, schon längst bekannt, und das Nachsuchen also doppelt vergeblich wäre? Das Lied der Nibelungen bezieht sich auf burgundische Geschichten aus dem fünften Jahrhundert; Johannes Müller (in der Beurtheilung der Müller'schen Ausgabe in den Götting. Anz. vom J. 1783) glaubt, die Grundlage der Fabel sei schon zu Karl's des Großen Zeiten vorhanden gewesen. Wirklich deutet die herbe Wildheit dieser kolossalischen Dichtungen auf hohes Alterthum; das eigentlich Ritterliche kann ihnen in der Behandlung aus dem Zeitalter der Minnesinger, die wir besitzen, erst angebildet sein." In der letzten Zeit seines Jenaer Aufenthalts und zu Berlin, wohin er im Jahr 1802 auf längere Zeit übersiedelte, beschäftigte sich A. W. Schlegel eifrig mit dem Studium der altdeutschen Literatur. Wir sehen dies aus den eingehenden und oft sehr treffenden Bemerkungen, die er in seinen Briefen an Tieck macht über dessen Minnelieder [1]), über das Metrum der Nibelungen, in welchem er „den längeren Vers am Schluß der vierten Zeile als durchaus wesentlich" erkennt [2]), über den lateinischen Walther von Aquitanien, dessen nahen Zusammenhang mit dem Nibelungenlied er sieht und von dem er sagt, daß er zwar nicht so alt sei, als der Herausgeber will, „aber immer noch viel älter als unser heutiger Text der Nibelungen." „Was aber mir das Wichtige dabei scheint", fügt er hinzu, „ist die über allen Zweifel einleuchtende Gewißheit, daß der lateinische Verfasser nach einem deutschen Gedicht im Styl und aus dem Zeitalter der Nibelungen gearbeitet und solches bloß mit Virgilischen Phrasen zugestutzt" [3]). Auf Grundlage dieser Studien hielt

1) Briefe an L. Tieck, her. von K. v. Holtei, Bd. III, Breslau 1864, S. 285 fg. — 2) Berlin 13. März 1804. Ebend. S. 292. — 3) Berlin d. 8. Febr. 1804. Ebend. S. 289.

A. W. Schlegel in den Jahren 1802 und 3 zu Berlin ſeine Vorleſungen über das Mittelalter [1]) und über Geſchichte der deutſchen Poeſie. Er erſtattete darin namentlich auch Bericht über das Lied der Nibelungen und machte damit einen bedeutenden Eindruck auf die ſehr zahlreiche Verſammlung. Unter den Zuhörern befand ſich auch Friedrich Heinrich von der Hagen, der nachherige Herausgeber der Nibelungen, der eben durch dieſen Vortrag Schlegel's zu ſeinem Unternehmen angeregt wurde [2]).

Friedrich Schlegel, der jüngere der beiden Brüder, (geboren zu Hannover 1772), machte ſich erſt etwas ſpäter mit der altdeutſchen Literatur bekannt, als ſein älterer Bruder. Seine früheſten Schriften zeigen noch eine vollſtändige Unkenntniß derſelben. Dann aber, im Bunde mit ſeinem Bruder, mit Tieck und Novalis wird er mächtig von der alten deutſchen Kunſt und Dichtung ergriffen. Unter ſeinen im Athenäum 1800 veröffentlichten „Ideen", die ſich durch Geiſt und Tiefſinn nicht weniger auszeichnen, als durch widerwärtige Paradoxien, findet ſich die Aeußerung: „Der Geiſt unſrer alten Helden deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft muß der unſrige bleiben, ſo lange wir Deutſche bleiben. Der deutſche Künſtler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Keppler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefſinnig iſt dieſer Charakter, dabei unſchuldig und etwas ungeſchickt. Nur bei den Deutſchen iſt es eine Nationaleigenheit, die Kunſt und die Wiſſenſchaft bloß um der Kunſt und der Wiſſenſchaft willen göttlich zu verehren" [3]). Und in dem „Geſpräch über die Poeſie", das ſich in demſelben Jahrgang des Athenäums findet, knüpft Friedrich Schlegel die größten Hoffnungen für die deutſche Poeſie daran, daß die Deutſchen „auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn und die alte Kraft, den hohen Geiſt wieder frei machen,

1) S. Deutſches Muſeum, her. von F. Schlegel, Bd. II, Wien 1812, S. 432 fg. — 2) A. W. Schlegel in F. Schlegel's Deutſchem Muſeum Bd. I, Wien 1812, S. 16. Vgl. Briefe an L. Tieck, Bd. III, S. 290. — 3) Athenäum, Band III, Stück 1, Berlin 1800, S. 25.

der noch in den Urkunden der vaterländiſchen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flemming und Weckherlin bis jetzt verkannt ſchlummert“ [1]).

Im Jahr 1802 unternahm Friedrich Schlegel eine Reiſe nach Paris. Seit dieſer Zeit vorzüglich wandte er der Literatur und Kunſt des Mittelalters, beſonders der altdeutſchen Poeſie und Sprache ſeine Aufmerkſamkeit und Liebe zu [2]). Im erſten Heft der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift „Europa“ ſchildert er uns die Eindrücke ſeiner Reiſe. Wir erkennen daraus, wie tief Schlegel von dem damaligen Elend des deutſchen Volkes ergriffen war und wie er den Blick auf deſſen ruhmvolle Vergangenheit richtete und aus ihr neue Hoffnung für die Zukunft ſchöpfte. Der wunderbar ſchöne Anblick der Wartburg ruft in ihm die Erinnerung an die Zeiten wach, „da die Poeſie hier in voller Blüte ſtand und durch ganz Deutſchland das allgemeine Element des Lebens, der Liebe und der Freude war. Nur der Rhein hat noch einen gleichen Eindruck auf mich machen können.“ — „Wenn man ſolche Gegenſtände ſieht, ſo kann man nicht umhin, ſich zu erinnern, was die Deutſchen ehedem waren, da der Mann noch ein Vaterland hatte“ [3]). Nach einem begeiſterten Preis des friſchen und poeſiereichen Lebens, das „die Ritter, die Alten, die Männer des herrlichen Landes“ auf Berges Höhen und in Waldesgrüne führten, fährt er fort: „Dieſe Poeſie iſt nun verſchwunden und auch die Tugend, die mit derſelben verſchwiſtert war. Statt des Furor Tedesco, deſſen in den italieniſchen Dichtern ſo oft erwähnt wird, iſt nun die Geduld unſere erſte Nationaltugend geworden und nebſt dieſer die Demuth zum Gegenſatz jener ehedem herrſchenden Geſinnung, wegen welcher noch zur Zeit Kaiſer Karl des Fünften ein Spanier, der mit ihm dieſes Land durchreiſte, die Deutſchen los fieros Alemanes nennt. Aber was uns betrifft, ſo wollen wir feſt halten an dem Bilde

---

1) Athenäum, Band III, Stück 1, Berlin 1800, S. 86. — 2) Fr. Schlegel, Geſchichte der alten und neuen Litteratur, Erſter Thl., Wien 1815, Vorr. S. XI. — 3) Europa. Eine Zeitſchrift. Herausgeg. von Friedrich Schlegel. Erſten Bandes Erſtes Stück. Frankfurt a. M. 1803. S. 7.

oder vielmehr an der Wahrheit jener großen Zeiten und uns nicht verwirren laſſen durch die gegenwärtige Armſeligkeit, unter welcher dieſes große Volk nicht weniger erliegt, wie andere minder bedeutende. Vielleicht wird der ſchlummernde Löwe noch einmal erwachen und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben ſollten, die künftige Weltgeſchichte noch voll ſein von den Thaten der Deutſchen" [1]). — In Paris ſind es hauptſächlich zwei Gegenſtände, die Friedrich Schlegel's Thätigkeit in Anſpruch nehmen. Erſtens und vor allem das Studium der orientaliſchen Sprachen und zweitens die Betrachtung und Erforſchung der mittelalterlichen Kunſt. Die epochemachenden Ergebniſſe von Schlegel's orientaliſchen Studien, die durch die Einführung des Sanskrit in den Kreis der deutſchen Wiſſenſchaft auch für die germaniſche Philologie von ſo tiefgreifender Bedeutung wurden, beſprechen wir ſpäter in einem beſonderen Abſchnitt. Aber auch die andere Seite von Schlegel's Beſtrebungen, die Erforſchung der mittelalterlichen Kunſt, die ihn nicht bloß während des Pariſer Aufenthaltes, ſondern auch in den folgenden Jahren in Anſpruch nahm, hat für die deutſche Geiſtesgeſchichte einen ſehr wichtigen Anſtoß gegeben. Die großartige Vereinigung von Kunſtſchätzen, die in jenen Jahren zu Paris ſtattfand, veranlaßte Schlegel, ſeine früheren Dresdner Kunſtſtudien wieder aufzunehmen. Er wandte ſich vorzüglich den älteren Italienern und dann mit wachſender Vorliebe den altdeutſchen Malern zu. Die Nachrichten von Gemälden in Paris, die er in ſeiner Europa gab, und die er dann in derſelben Zeitſchrift auch über die Niederlande und Köln ausbreitete, haben einen weſentlichen Antheil an der Gründung der ſeitdem ſo reich erblühenden deutſchen Kunſtgeſchichte. Schon lange zwar hatten die Antiquare ſich mit den deutſchen Kunſtalterthümern ſammelnd und beſchreibend abgegeben. Aber wenn es ſich um eine ſinnvolle Auffaſſung, um die künſtleriſche Würdigung und um die geſchichtliche Erforſchung der altdeutſchen Kunſt handelte, ſo konnte Schlegel damals (1803) mit Recht ſagen: Die altdeutſche Malerſchule iſt noch ſo gut als völlig

1) Ebend. S. 11.

unbekannt [1]). Schlegel verſenkte ſich mit gleicher Liebe in den „unergründlichen und verwickelten Tiefſinn“ des Albrecht Dürer, wie in die entwickelte Formvollendung des Holbein. Was aber vor allem epochemachend wurde in ſeinen kunſtgeſchichtlichen Betrachtungen, war, daß er die Größe Johann's van Eyck erkannte und ihn an die Spitze der deutſchen Malerei ſtellte, deren Geſchichte durch die „beſtimmte und äußerſt einfache Stufenfolge des Eyck, Dürer und Holbein“ bezeichnet werde. Neben Eyck wird hier zum erſtenmal dem deutſchen Publicum der Preis des „Hemmelink“ verkündet [2]). Eine neue wichtige Erweiterung bekommen dann Schlegel's Kunſtanſchauungen, als er in Köln die reichen Schätze der dortigen Malerſchule kennen lernt, und vor allem erhält das eben damals wieder auftauchende, jetzt ſo berühmte Dombild die höchſten Lobſprüche [3]). — Wie für die Malerei, ſo ſind für die altdeutſche Baukunſt Friedrich Schlegel's Anregungen von nachhaltiger Wirkung geweſen. Wir haben früher erzählt, wie unſer größter Dichter in ſeinen jüngeren Jahren der begeiſterte Verkünder unſrer alten Baukunſt und ihrer Herrlichkeit wurde. Wir haben aber auch geſehen, wie ſo ganz er in ſpäterer Zeit von dieſen Anſchauungen ſeiner Jugend zurückkam; und in dieſe Periode der ausſchließlichen Vergötterung des Griechiſchen von Seite der Weimariſchen Kunſtfreunde fällt die neue Wiederbelebung des Sinns für altdeutſche Baukunſt durch Friedrich Schlegel. Seine Anſichten darüber hat er ausgeſprochen in ſeinem Poetiſchen Taſchenbuch für das Jahr 1806. Die Stadt Köln mit ihren Kunſtdenkmälern aus einer langen Reihe von Jahrhunderten liefert ihm vor allen den Stoff zu ſeinen Betrachtungen. Wir können hier nicht näher eingehen auf Schlegel's Verſuche, die Formen der altdeutſchen Baukunſt zu deu-

---

1) Europa Band II. Stück 2, S. 2. — 2) Europa, Band II, Stück 2, S. 36 fg. Vgl. die ſchon frühere rühmende Erwähnung des „alten Maler Hemmerlink“ ebend. Band I, Stück 1, S. 154. — 2) Ebend. Bd. II, Stück, 2, S. 134. fg. — Einige ſtarke Uebertreibungen würde man dem erſten Enthuſiasmus noch lieber zu gute halten, wenn ſie nicht bereits mit irrigen Anſichten in naher Beziehung ſtünden.

ten und ihren Ursprung zu erklären. Die Hauptsache war, daß er von der großartigen Schönheit des Kölner Doms wirklich tief ergriffen war und seine Gefühle in begeisterten Worten aussprach.

In mehr als Einer Beziehung sehen wir die Einsicht in unsre deutsche Vorzeit auch durch besondre Forschungen A. W. und F. Schlegel's gefördert. Aber das Wichtigste an ihrer Thätigkeit war, daß sie den Sinn für unsre Kunst wecken halfen; daß sie, die gründlichen Kenner alter und neuer Literatur, die von den Meisten verachteten Reste unsrer Vorzeit in ihrer hohen Bedeutung anerkannten. — Wenn wir nun mit unbefangenem Blick die großen Verdienste der Brüder Schlegel hervorheben, so sind wir doch weit entfernt, ihre Mißgriffe und Verirrungen in Schutz nehmen zu wollen. Die Brüder Schlegel erkannten den hohen Werth der mittelalterlichen Literatur und Kunst und bekämpften mit überlegenem Geist die Vorurtheile, welche Unwissenheit und Seichtigkeit gegen die großen Erscheinungen des Mittelalters hegten. Aber sie übersahen oder verschwiegen die abschreckenden Schattenseiten des Mittelalters [1]) und verkannten die unschätzbaren Vorzüge, durch welche sich trotz aller ihrer Gebrechen die neuere Zeit vor dem Mittelalter auszeichnet. So versenkte sich endlich Friedrich Schlegel mit solcher Ausschließlichkeit in die Anschauungen des Mittelalters, daß er (1808) auch dessen religiösen Glauben annahm und auf kirchlichem, wie auf politischem Gebiet die Schöpfungen und Bestrebungen der neueren Jahrhunderte bekämpfte.

Ganz anders als sein Bruder Friedrich verhielt sich A. W. Schlegel zu den Erscheinungen des Mittelalters. In einer späteren Schrift: „Berichtigung einiger Mißdeutungen, Berlin 1828" [2]), hat er sich über sein Verhältniß zum Katholicismus ausgesprochen.

---

1) Wo sich eine Hindeutung auf die Schattenseiten des Mittelalters nicht vermeiden läßt, da wird sie doch möglichst gedämpft und durch das umgebende Licht überstrahlt. So z. B. in A. W. Schlegel's Vorlesung über das Mittelalter, gehalten im J. 1803 und abgedruckt in Fr. Schlegel's Deutschem Museum Bd. II, Wien 1812, S. 432 fg. Vgl. das. S. 458. — 2) Wieder abgedruckt in A. W. Schlegel's Werken, Bd. VIII, Berlin 1846, S. 220—284.

So manchen harten und ungerechtfertigten Ausspruch über die neuere Zeit, den er früherhin gethan, hat er hier zurückzunehmen. Was aber die Stellung zur mittelalterlichen Literatur und Kunst betrifft, die er in diesen später abgelegten Bekenntnissen einnimmt, so läßt sich nachweisen, daß sie schon in den Erzeugnissen seiner jüngeren Jahre wesentlich dieselbe war. Er lehnt nämlich die Zumuthung ab, daß man entweder den religiösen Glauben des Mittelalters annehmen oder die Kunsterzeugnisse, die aus diesem Glauben hervorgegangen sind, verwerfen müsse. Der Protestant befinde sich vielmehr den mittelalterlichen Kunstwerken gegenüber in einer ganz ähnlichen Stellung, wie der Christ überhaupt den Erzeugnissen des klassischen Alterthums. Hier falle es keinem ein, den Bewunderern der griechischen Plastik zuzumuthen, entweder die Werke der antiken Künstler zu verwerfen, oder zu den olympischen Göttern zu beten [1]). Ganz denselben Gedanken, den er hier im Jahr 1828 äußert, spricht A. W. Schlegel bereits einunddreißig Jahre früher in der Beurtheilung von Wackenroder's Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders aus, die er im Jahrgang 1797 der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung veröffentlichte. „Wenn wir," heißt es hier, „der Forderung gemäß, daß der Betrachter sich in die Welt des Dichters oder Künstlers versetzen soll, sogar den mythologischen Träumen des Alterthums gern ihr luftiges Dasein gönnen, warum sollten wir nicht, einem Kunstwerke gegenüber, an christlichen Sagen und Gebräuchen einen näheren Antheil nehmen, die sonst unsrer Denkart fremd sind?" [2]).

Die Niederwerfung Deutschlands durch die Franzosen in den Jahren 1805 und 1806 und das Erwachen der deutschen Gesinnung. Fichte. Arndt. Jahn.

Nachdem durch die Schlacht bei Austerlitz Oestreich, durch die bei Jena Preußen in den Staub geworfen und durch den Friedensschluß zu Presburg (1805) die Macht Oestreich's, durch den zu

1) Berichtigung einiger Mißdeutungen 1828. A. W. Schlegel's Werke VIII, S. 223—226. — 2) A. W. Schlegel's Werke X, S. 365 fg.

Tilsit (1807) die Macht Preußen's gebrochen war, schien jeder Widerstand gegen den französischen Unterdrücker für immer unmöglich gemacht. Aber gerade in dieser Zeit des schwersten Unglücks zeigte sich die unerschöpfte Lebenskraft des deutschen Volkes. Die Helden der Befreiungskriege schufen die Heere, mit denen sie dann den französischen Zwingherrn aus dem Felde schlugen, und der größte deutsche Staatsmann gab Preußen eine neue politische Grundlage. In dieser Zeit der größten Zerrissenheit und scheinbaren Vernichtung unsres Vaterlandes erwachte in den kräftigsten und edelsten Geistern unseres Volkes nur um so lebhafter das Gefühl der deutschen Gemeinsamkeit. Je trostloser aber die politische Gegenwart war, um so mehr mußte sich der Blick auf die gemeinsamen geistigen Güter richten, welche dem deutschen Volke noch geblieben waren und an welche sich die Hoffnung der künftigen Auferstehung knüpfen ließ. Vor allem ist es die deutsche Sprache, die man als das gemeinsame Band erkennt und preist, das alle deutschen Stämme umschlingt. Denn wäre sie nicht gewesen, woran hätten sich die Deutschen, die sich damals in erbittertem Kampfe gegenüberstanden, jemals wieder als Genossen Eines Volkes erkennen sollen? Zugleich aber richtete sich der Blick aus der trüben Gegenwart auf die großen Zeiten der deutschen Vergangenheit. Man erinnerte sich, was das deutsche Volk in früheren Tagen gewesen, welche Stellung es eingenommen, was es seit ältester Zeit für die Menschheit geleistet habe.

Unter den Männern, die in jener trüben Zeit das deutsche Volk durch ihr Wort aufgerichtet und ihm seine große Bestimmung in leuchtenden Zügen vorgehalten haben, sind in erster Linie zu nennen: Johann Gottlieb Fichte, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn. Wir haben hier nicht die Aufgabe, das Leben und die Thätigkeit dieser Männer zu schildern. Wir müssen uns vielmehr begnügen, darauf hinzuweisen, daß einerseits die Belebung des deutschen Sinnes auch unsrer Wissenschaft zu gute kam, und daß andrerseits gerade diese Herolde der deutschen Freiheit den unschätzbaren Werth der deutschen Sprache hervorhoben. In Fichte's Reden an die deutsche Nation handelt die vierte

vorzugsweiſe von der deutſchen Sprache; und ſo wenig wir auch ſo manche von Fichte's hier geäußerten Anſichten unterſchreiben können, ſo folgen wir doch mit Freude den lebendigen und tiefſinnigen Betrachtungen des genialen Mannes. Der Deutſche, meint er, rede eine bis zu ihrem erſten Ausſtrömen aus der Naturkraft lebendige Sprache, dagegen ſeien die neulateiniſchen Sprachen von den Völkern, die ſie ſprechen, nur angelernt und deshalb bloß auf der Oberfläche ſich regend, in der Wurzel aber todt. „Welchen unermeßlichen Einfluß auf die ganze menſchliche Entwicklung eines Volks," ſagt er, „die Beſchaffenheit ſeiner Sprache haben möge, der Sprache, welche den Einzelnen bis in die geheimſte Tiefe ſeines Gemüths bei Denken und Wollen begleitet, und beſchränkt oder beflügelt, welche die geſammte Menſchenmenge, die dieſelbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinſamen Verſtande verknüpft, welche der wahre gegenſeitige Durchſtrömungspunkt der Sinnenwelt und der der Geiſter iſt und die Enden dieſer beiden alſo in einander verſchmilzt, daß gar nicht zu ſagen iſt, zu welcher von beiden ſie ſelber gehöre; wie verſchieden die Folge dieſes Einfluſſes ausfallen möge, da wo das Verhältniß iſt wie Leben und Tod, läßt ſich im Allgemeinen errathen [1]).

Einen wie hohen Werth Arndt auf die Sprache eines Volkes legt, iſt zu bekannt, um einer näheren Erörterung zu bedürfen. In ſeinem berühmteſten Liede hat er ſeiner Anſicht den kürzeſten Ausdruck gegeben. „So weit die deutſche Zunge klingt," das iſt des Deutſchen Vaterland. So ſang Arndt in den erſten Monaten des Jahres 1813, zu einer Zeit, als Deutſchland von der Karte Europa's verſchwunden war. Die Sprache und ihre innige Verflechtung mit dem Daſein der Völker hat Arndt während des ganzen Verlaufs ſeiner langen Schriftſtellerlaufbahn immer von neuem beſchäftigt. Schon eine ſeiner früheſten Schriften waren die „Ideen über die höchſte hiſtoriſche Anſicht der Sprache (Roſtock 1805)." Aus der Zeit von Arndt's erfolgreichſter Thätigkeit wollen wir nur

1) Reden an die deutſche Nation durch Johann Gottlieb Fichte, Neue Aufl. Leipzig 1824, S. 108.

hinweiſen auf die treffenden Bemerkungen, die in ſeiner Schrift: „Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. 1813“ [1]), enthalten ſind. „So iſt jede Sprache der Ausdruck jedes Volkes,“ ſagt er hier [2]), „eine gleichſam in beweglichen Typen ausgedrückte leſerliche Geſchichte ſeines Lebens und Weſens. Auf dieſe Weiſe ſieht ſie der Erforſcher und Erkunder eines Volkes an. Das Volk ſelbſt aber muß ſeine Sprache als ſeine älteſte Ueberlieferung und als ſein heiligſtes Heiligthum ehren und bewahren: ſeine Sprache iſt auch ſeine früheſte Geſchichte und ſein früheſtes Leben, und ſein jüngſtes Leben kann nur ein würdiges und glückliches Leben werden, in wie fern es mit dem früheſten Geiſt dieſer ſeiner Sprache in Uebereinſtimmung iſt, ſo wie man nur denjenigen einen glückſeligen Mann nennen kann, deſſen Jugend und Mannesalter mit ſeiner Kindheit in Gleichmaß und Uebereinſtimmung fortgebildet ward.“ Nur Einen Zug in Arndt's Weſen möchte ich noch hervorheben, weil er gerade auch für die Art, wie Arndt auf die germaniſche Philologie eingewirkt hat, von Bedeutung war. Es iſt dies ſeine liebevolle Beſchäftigung mit den ſkandinaviſchen Völkern. Als ein genauer Kenner ihrer gegenwärtigen Zuſtände überſieht er die Verſchiedenheit zwiſchen ihnen und den Deutſchen nicht. Aber „verwandt,“ ſagt er, „ſind wir allerdings dem Norden ſehr durch die Sprache, worin ſich, wie in einer geiſtigen Kapſel, auch der gemeinſame Kern von Sinn, Art und Streben der Völker am ſicherſten zu bewahren pflegt“ [3]). Außer mit ſeinen lieben Deutſchen hat er ſich mit keinem Volke ſo zuſammengelebt wie mit den Nordgermanen der ſkandinaviſchen Halbinſel. Es iſt das Reingermaniſche, was ihn anzieht, und überdies der gemeinſame Proteſtantismus. „Es lag auch wohl von jeher ein gewiſſer Prote-

1) Ohne Ort. Wieder abgedruckt in E. M. Arndt's Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen. Erſter Theil, Leipzig 1845, S. 353—433, doch ohne die Beilagen der früheren Ausgabe. — 2) S. 33. Schriften I, S. 384. — 3) E. M. Arndt, Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte, Leipzig 1843, S. 329.

ſtantismus," meint er, „lange vor Doctor Martin in dem kühleren, ernſteren und freieren Sinn der nordiſchen Menſchen" [1]).

Friedrich Ludwig Jahn (geboren im Jahr 1778 zu Lanz in der Priegnitz, geſtorben 1852 zu Freiburg an der Unſtrut) hat nicht nur durch ſein Wort, ſondern mehr noch durch die That zur Kräftigung des deutſchen Volkes mitgewirkt, indem er der eigentliche Gründer des deutſchen Turnweſens wurde. Wir haben ihn und ſeine Gründung hier nur von Seiten ihrer Verbindung mit den deutſchen Sprach- und Alterthumsſtudien zu betrachten; aber gerade dieſe Seite iſt von nicht geringer Bedeutung. Jahn ſelbſt war von Hauſe aus Sprachforſcher. Als er während ſeiner Univerſitätsſtudien zu Halle (1796—1800) Mitglied von Friedrich Auguſt Wolf's philologiſchem Seminar war, pflegte dieſer Jahn's „Sprachinſtinkt" zu rühmen [2]). Schon bevor er Gründer des Turnweſens wurde, trat Jahn mit einer philologiſchen Schrift auf: „Bereicherung des Hochdeutſchen Sprachſchatzes verſucht im Gebiethe der Sinnverwandtſchaft, ein Nachtrag zu Adelung's und eine Nachleſe zu Eberhard's Wörterbuch von J. F. L. Ch. Jahn. Leipzig 1806," und durch ſeine ganze Schriftſtellerei, ſowohl durch das Deutſche Volksthum (Lübeck 1810) als die Deutſche Turnkunſt (Berlin 1816) und ſeine ſpäteren Schriften (Neue Runenblätter. Naumburg 1828. — Merke zum Deutſchen Volksthum. Hildburghauſen 1833) zieht ſich dieſe philologiſch-linguiſtiſche Ader. Wir kennen die ſo oft verſpotteten Seltſamkeiten und Schroffheiten Jahn's ſo gut, wie ein Anderer, und ſind weit entfernt, ſie in

1) Ebend. S. 344. Arndt's Bedeutung für die germaniſche Philologie beſteht nicht in ſeinen Leiſtungen auf dem Gebiet der Sprachforſchung, ſondern in ſeiner begeiſterten Erweckung des deutſchen Sinnes. Daß er als Sprachforſcher, trotz ſo manches tiefſinnigen und geiſtvollen Gedankens, doch im Ganzen die Art und Weiſe ſeiner Zeitgenoſſen theilte, das erſieht man aus ſeiner Abhandlung: „Fragen und Antworten aus teutſchen Alterthümern und teutſcher Sprache" im Jahrbuch der Preußiſchen Rhein-Univerſität. I. Bandes II. u. III. Heft. Bonn 1819. S. 99—158. — 2) Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Von Dr. Heinr. Pröhle. Berlin 1855. S. 9.

Schutz nehmen zu wollen; aber wir laſſen uns dadurch nicht blind machen für ſeine Tüchtigkeit. Jahn hat einen lebendigen Sinn für das Volk, ſeine Denkweiſe und ſeine Sprache. Schon im Deutſchen Volksthum (1810) dachte er an eine Sammlung der deutſchen Volksmärchen und Sagen. „Wer ſie erzählen will," ſagt er, „darf nicht mit Fremdheiten überladen, wie Muſäus; muß einfältig vortragen wie Stilling und hochgebildet ſein wie Goethe" [1]). Vortrefflich ſpricht Jahn in der Vorrede zur Deutſchen Turnkunſt (1816) über den Werth der Mundarten. Sie ſind „keineswegs für bloße Sprachbehelfe zu halten, für Ausdrucksweiſen von niederm Range, die nur annoch in einem Verſteck und Schlupfwinkel des Sprachreichs aus Gnade und Barmherzigkeit Duldung genießen. Im Gegentheil ſind ſie nach altem wohlhergebrachten Recht in irgend einem Gau auf Grund und Boden erb- und eingeſeſſen." „Ihre Wohlhabenheit iſt der wahre Sprachreichthum. Ihr beſchränkter Bereich iſt Samenbet, Gehäge und Schonung von kräftigem Nachwuchs." „Die Geſammtſprache hat hier Fundgruben und Hülfsquellen, die wahren Sparbüchſen und Nothpfennige des Sprachſatzes" [2]). — Jahn hat ſich in den deutſchen Schriftwerken der verſchiedenſten Jahrhunderte umgeſehen und vieles Treffende daraus ſeinem treuen Gedächtniß eingeprägt. Legt man aber an ſeine eigentlich linguiſtiſchen Anläufe den Maßſtab der ſtrengen Wiſſenſchaft, ſo wird man ſich vor allem zu erinnern haben, daß ſeine Bildung vor die Zeit des großen Umſchwungs fällt, den die germaniſche Sprachforſchung durch Grimm's Grammatik erfahren hat. In ſeinen ſpäteren Schriften hat Jahn die Trefflichkeit von Grimm's Leiſtungen nicht verkannt [3]), aber ſich in eine ganz neue Bahn zu finden, war ihm ſo wenig gegeben, wie ſeinem älteren Mitkämpfer Ernſt Moritz Arndt. Wir werden deshalb in Jahn's

1) Deutſches Volksthum, Lübeck 1810, S. 391. — 2) Die deutſche Turnkunſt, Berlin 1816, Vorbericht S. XLI fg. — 3) Neue Runen-Blätter, Naumburg 1828 Vorr. S. VII; obwohl ihm „der treffliche Grimm" in ſeinen grammatiſchen Kunſtwörtern „unnöthig und über Gebühr lateinenzet." Vgl. auch ebend. S. VI.

Etymologien nichts Anderes erwarten, als in denen ſeiner meiſten Altersgenoſſen: neben manchem geiſtreichen Blick ein regelloſes und willkürliches Taſten und Rathen. Aber durch alle Willkür ſeiner Sprachforſchung und durch alle Seltſamkeiten ſeiner eigenen Wortbildungen bricht öfters ein bewundernswerther Sprachſinn, der den Nagel auf den Kopf trifft. Eben deswegen haben ſich manche Ausdrücke Jahn's trotz aller dagegen erhobenen Einwendungen unaufhaltſam Bahn gebrochen. Weder politiſche, noch linguiſtiſche Bedenken haben vermocht, der von Jahn eingeführten Benennung „turnen" das Bürgerrecht zu entziehen. Und die Wörter: Volksthum, volksthümlich, Volksthümlichkeit, ſind bereits ſo feſt mit unſerem übrigen Sprachſchatz verwachſen, daß die Meiſten ſich wundern werden, wenn ſie hören, daß dieſe Wörter erſt in unſrem Jahrhundert von Jahn geſchaffen worden ſind. Und doch ſagt Jahn ſelbſt noch in ſeinem 1810 erſchienenen Deutſchen Volksthum [1]: „Uebrigens traue ich den deutſchen Zeitgenoſſen ſo viel zu von dem, was in den Neubildungen Volksthum, volksthümlich und Volksthümlichkeit liegt, daß ſie dieſe drei Verſuche nicht anſtößig finden" [2]. — Was Jahn's Thätigkeit eine ſo hohe Bedeutung gibt, war die innige Verbindung des Turnens mit der vaterländi-

1) S. 376. — 2) Grimm, Gramm. II, S. 491 erklärt die Bildung Volksthum für unorganiſch, und Manche haben ſich dadurch beſtimmen laſſen, Volkthum, volkthümlich zu ſagen. Aber Grimm ſelbſt kann nicht umhin, an der angeführten Stelle fortzufahren: »fürstenthum gilt aber allgemein für fürstthum.« Das heißt: Die Zuſammenſetzungen mit thum ſind zwar ſonſt eigentliche Compoſitionen, die den Stamm des erſten Worts mit dem zweiten verbinden (wie Herzogthum, Königthum u. ſ. w.); das Neuhochdeutſche bedient ſich aber des Wortes thum doch auch zu uneigentlichen Compoſitionen, d. h. ſolcher, in welchen dies Wort einem Caſus des vorangehenden Wortes angefügt iſt, ſo dem ſchwach declinierten der fürst, des fürsten. Fürsten-thum iſt gebildet, wie Fürsten-stuhl, Fürstenkind u. ſ. f. So wie nun hier ein ſchwacher Genetiv in einem Compoſitum mit thum ſteckt, ſo in Volks-thum ein ſtarker. Das Eine iſt nicht unorganiſcher, als das Andere; und wir haben mithin nicht nöthig, von der Form abzugehen, die der Schöpfer des Wortes ihm gegeben hat.

ſchen Geſinnung. Die Jugend rüſtig und wehrhaft zu machen zum Kampf für das Vaterland, das war ſein Ziel. Und ſo gut und echt preußiſch Jahn geſinnt war, ſo faßte er doch nicht ein beſchränkt preußiſches, ſondern das ganze deutſche Vaterland in's Auge. Bei aller Bewunderung der preußiſchen Heldenthaten, wie ſie die Geſchichte des 17. und 18. Jahrhunderts ſo glänzend verzeichnet, drang ſein Blick doch weiter zurück in die großartige Vergangenheit des deutſchen Volkes. Deutſche Jünglinge und Männer wollte er bilden rüſtig an Seele und Leib und erfüllt von Begeiſterung für das deutſche Vaterland. Wie er ſelbſt, ſo ſollten ſeine Turner ihr Vaterland kennen lernen in ſeiner thatenreichen Geſchichte, in ſeinen Sitten und Einrichtungen, in der uralten Herrlichkeit ſeiner Sprache und ſeiner Geiſteserzeugniſſe. Die Eröffnung des Berliner Turnplatzes im Frühling 1811 ſteht deshalb in engſter Beziehung zu der warmen Aufnahme, welche damals die altdeutſchen Studien in Berlin fanden. Schon die frühere Thätigkeit der Romantiker hatte den Boden bereitet. In Berlin hatte A. W. Schlegel in den Jahren 1802 und 3 ſeine Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters und über das Mittelalter gehalten; und hier trat an der eben gegründeten Univerſität im Jahr 1810 F. H. von der Hagen als Lehrer der altdeutſchen Sprache und Literatur auf. Friedrich Frieſen aus Magdeburg, Jahn's reichbegabter Genoſſe bei der Ausbildung des Turnweſens, war „bei Fichte ein fleißiger Zuhörer geweſen, und bei Hagen in der Altdeutſchen Sprache“ [1]). Als dann Hagen im Jahr 1811 nach Breslau verſetzt wurde, trat ſtatt ſeiner Auguſt Zeune (geb. zu Wittenberg 1778, † 1853) mit ſeinen Vorleſungen über das Nibelungenlied auf. Sein Hörſaal war gefüllt von Jahn's Turnern, und die kleine Handausgabe des Nibelungenliedes, die Zeune einige Jahre ſpäter (Berlin 1815) herausgab, iſt neben anderen „Richterſtimmen“ durch Jahn's Worte eingeführt: „Der Nibelungenhort iſt das Nibelungenlied“ [2]). Den wiſſenſchaftlichen Werth

1) Jahn, in der meiſterhaften Schilderung Frieſen's im Vorbericht zur Deutſchen Turnkunſt (Berlin 1816) S. VII. — 2) Auf der Rückſeite des Titelblattes

von Zeune's Ausgabe wird niemand hoch anſchlagen, ſo wenig als die erſten Anfänge der von Jahn, Zeune und Anderen 1815 geſtifteten Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache [1]); aber das war es auch nicht, worauf es damals ankam. Die lebendige Begeiſterung für Deutſchlands alte Herrlichkeit ſollte den Muth ſtählen für die Erkämpfung einer beſſern Zukunft. Max von Schenkendorf hat dieſer Stimmung Worte gegeben in ſeinem ergreifenden Lied vom Rhein.

Die Häupter der romaniſchen Schule und deren Thätigkeit auf dem Gebiet der germaniſchen Philologie in den Jahren 1806 bis 1819.

Erinnern wir uns deſſen, was wir über die Thätigkeit geſagt haben, welche die Romantiker in den Jahren 1797 bis 1806 für die Auferweckung unſrer alten Literatur und Kunſt entwickelten, ſo vergegenwärtigen wir uns leicht, wie ſehr dieſe Beſtrebungen in der Zeit der Unterdrückung zur Wiederbelebung des deutſchen Sinnes mitwirken mußten. Man hat den Romantikern bisweilen vorgeworfen, daß ſie die Kunſt ganz vom Leben getrennt hätten und daß ſie dadurch in bloß aeſthetiſchem Genießen aufgegangen ſeien. Hiebei iſt jedoch zu bemerken, daß die Romantiker jene Abwendung vom Leben der Nation, jenes Aufgehen in künſtleriſche Beſtrebungen mit den Heroen der Weimar'ſchen Epoche: mit Goethe und Schiller, gemein haben. Aber während Goethe ſich durchaus nicht in ſeiner olympiſchen Ruhe will ſtören laſſen und eben deswegen in den Jahren 1806 bis 1813 die klägliche Rolle ſpielt, die auch ſeine aufrichtigſten Bewunderer mit Widerwillen und Verdruß erfüllt [2]), ſehen wir die Romantiker von inniger Theilnahme an den Schickſalen des Vaterlands und von tiefem Schmerz über die Unter-

1) Die ſpäteren Leiſtungen dieſer Geſellſchaft dürfen übrigens keineswegs unterſchätzt werden. — 2) Daß ich weit entfernt bin, Goethe's Dichtergröße verkleinern oder etwa die dichteriſchen Erzeugniſſe der Romantiker neben die ſeinigen ſtellen zu wollen, brauche ich nicht erſt zu verſichern. Aber Goethe's Benehmen in den Jahren 1806—13 zu rechtfertigen, wird auch den beſtgemeinten Verſuchen nicht gelingen. Hätte das deutſche Volk in jenen Jahren die Stimmung Goethe's getheilt, ſo wäre das Joch des franzöſiſchen Gewalthabers auf uns laſten geblieben.

drückung des deutſchen Weſens ergriffen. Wir haben die Klagen gehört, in die ſich ſchon im Jahr 1802 Friedrich Schlegel über den Verfall Deutſchland's ergoß. Auch A. W. Schlegel ſpricht ſich bereits vor dem Zuſammenbruch Preußen's mit großer Klarheit und Entſchiedenheit über die Aufgabe der Poeſie in der jammervollen Lage des Vaterlands aus. In einem Brief an Fouqué vom 12. März 1806 ſchreibt er: „Die Poeſie, ſagt man, ſoll ein ſchönes und freies Spiel ſein. Ganz recht, in ſo fern ſie keinen untergeordneten, beſchränkten Zwecken dienen ſoll. Allein wollen wir ſie bloß zum Feſttagsſchmuck des Geiſtes? Zur Geſpielin ſeiner Zerſtreuung?“ — „Wir bedürften einer durchaus nicht träumeriſchen, ſondern wachen, unmittelbaren, energiſchen und beſonders einer patriotiſchen Poeſie.“ — „Vielleicht ſollte, ſo lange unſere nationale Selbſtändigkeit, ja die Fortdauer des deutſchen Namens ſo dringend bedroht wird, die Poeſie bei uns ganz der Beredſamkeit weichen“ [1]).

Wie ſchwer das Unglück des Vaterlands auf Tieck's Gemüth laſtete, das ſpricht der Schluß der ſchönen Reiſegedichte im Sommer 1806 aus. Krank an der Gicht war Tieck im Jahr 1805 nach Italien gegangen und hatte dort Geneſung und reichen geiſtigen Genuß gefunden. In einer Reihe lebensvoll anſchaulicher Gedichte ſpricht er uns die Eindrücke der in jeder Beziehung ſo beglückenden Reiſe aus. Aber das letzte dieſer Gedichte: „Dresden,“ iſt erfüllt von Sorge und Kummer um das bedrohte Vaterland. „Und nun der Heimat nahe,“ ſagt er, „Geſund und kräftig, Was könnt' ich klagen, Da Alles mir Freude bietet?“ — „O wäre Wahnſinn meine Furcht, Und Kleinmuth meine Angſt: — Was ſoll mir Kraft und Geſundheit, Wenn mein theures, innigſt geliebtes, Wenn mein Vaterland zum Tode erkrankt?“ [2]).

Friedrich Schlegel war bald nach ſeinem Uebertritt zur römiſchen Kirche nach Wien gegangen und hatte dort eine Stellung im öſtreichiſchen Staatsdienſt erhalten. Es war in dem für Oeſtreich

1) A. W. von Schlegel's ſämmtl. Werke, Bd. VIII, Leipzig 1846, S. 144 fg. — 2) Ludwig Tieck, Gedichte, Berlin 1841, S. 347.

ſo ruhmvollen Jahr 1809, und Schlegel wirkte nach Kräften mit an der begeiſterten Erhebung des Kaiſerſtaats. Man vergeſſe dabei nicht, wie damals noch die verſchiedenſten Elemente zur Abſchüttlung des franzöſiſchen Joches ſich die Hand reichten. Aber ſchon in den Jahren 1810 bis 15 ſehen wir Schlegel in Verhältniſſen, die zu ſeinen hochfliegenden Idealen von deutſcher Kraft und Herrlichkeit wenig paſſen wollen. Die geiſtvollen, wenn auch öfters einſeitigen Vorleſungen über Geſchichte der alten und neuen Literatur, die er im Jahr 1812 zu Wien gehalten hatte, widmet er bei ihrer Herausgabe im Jahr 1816 dem Fürſten von Metternich. Vollends nach Herſtellung des Friedens wird er immer mehr in die Netze des öſtreichiſchen Rückſchritts verſtrickt; und ſo mußte es den Anſchein gewinnen, als wenn die Begeiſterung für die mittelalterliche Größe des deutſchen Volkes, mit welcher Schlegel begonnen hatte, nur dahin führen könne, in religiöſer Hinſicht die Reformation der Kirche, in politiſcher die großen bürgerlichen Errungenſchaften der neueren Jahrhunderte zu bekämpfen. Es war deshalb von unſchätzbarem Werth für die Entwicklung unſrer Wiſſenſchaft, daß gerade in jenen Jahren (1807 bis 1819) eine neue Richtung in der Auffaſſung und Behandlung des deutſchen Alterthums ſich Bahn brach. Schon Görres, und in andrer Weiſe wieder Arnim und Brentano kamen, bei aller Verwandtſchaft mit der früheren Romantik, doch eigentlich aus einer anderen Gegend an das Studium des deutſchen Alterthums. Eine ganz neue Grundlage aber ſchaffen die Brüder Grimm.

Wir mußten dieſes Emporwachſen einer neuen Richtung um ſo mehr ſchon hier vorläufig berühren, als der Zeit nach die ſpäteren Leiſtungen der Romantiker (1806 bis 1819) mit den früheren der Brüder Grimm zuſammenfallen. Man muß ſich deshalb erinnern, daß die Arbeiten der Romantiker, von denen wir jetzt etwas nähere Rechenſchaft geben wollen, ſich durchkreuzen mit den Schriften von Hagen, Görres, Arnim, Brentano und den Brüdern Grimm, von denen wir erſt in den folgenden Abſchnitten handeln werden.

Ludwig Tieck verfolgte auch jetzt den Weg weiter, den wir ihn früherhin haben einſchlagen ſehen. Er richtete ſein Augenmerk

vorzüglich darauf, die deutſchen Dichtungen des Mittelalters durch Erneuerungen ſeinen Zeitgenoſſen zugänglich zu machen. Wie in der früheren Periode die Lyriker, ſo wollte er jetzt das großartigſte Epos der deutſchen Vorzeit: das Lied der Nibelungen, in's Neuhochdeutſche übertragen. Es handelte ſich aber dabei nicht um eine bloße Ueberſetzung, ſondern um eine förmliche Umdichtung, in welcher das alte Lied in neuhochdeutſcher Bearbeitung enthalten, zugleich aber an paſſenden Stellen von anderen Sagen durchflochten und ergänzt ſein ſollte. Tieck beſchäftigte ſich ſchon im Jahr 1805 mit der Herausgabe eines ſolchen Werks; aber es kam nur ein kleiner Theil davon zu Stande; und erſt nach Tieck's Tod, im Jahr 1853, wurde ein Bruchſtück davon durch von der Hagen veröffentlicht [1]). Aehnlich wie mit dem Nibelungenlied ergieng es Tieck mit ſeiner Uebertragung des König Rother. Während ſeines Aufenthalts in Rom im Jahr 1805 und 6 beſchäftigte er ſich eifrig mit den altdeutſchen Handſchriften der Vaticaniſchen Bibliothek. Vom König Rother nahm er eine Abſchrift, und aus dieſer Abſchrift iſt der erſte Druck des Gedichts, den von der Hagen beſorgte, gefloſſen [2]). Tieck's eigene Abſicht aber gieng auf eine Erneuerung, und von dieſer hat er nur einige Bruchſtücke in Arnim's Zeitung für Einſiedler (1808) [3]) erſcheinen laſſen. Eine vollſtändige Bearbeitung aber gab Tieck im Jahr 1812 vom Frauendienſt des Ulrich von Lichtenſtein heraus. Wie der Poeſie des Mittelalters, ſo wandte Tieck ſeine Bemühungen auch der Dichtung der darauf folgenden Jahrhunderte zu. Eine Frucht dieſer Studien war ſein 1817 erſchienenes „Deutſches Theater", eine Sammlung deutſcher Dramen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, begleitet von geiſtvollen und kenntnißreichen Bemerkungen über die Entwicklung der deutſchen Schaubühne.

1) Im Neuen Jahrbuch der Berliniſchen Geſellſchaft für Deutſche Sprache und Alterthumskunde. Her. durch F. H. von der Hagen, Bd. X, Leipz. 1853, S. 1—14, u. dort S. 14—16 auch Hagen's Bericht über Tieck's Unternehmen. — 2) Deutſche Gedichte des Mittelalters. Her. v. F. H. von der Hagen u. Büſching. Bd. I, Berlin 1808, Einleitung zum Rother S. XII. — 3) Nr. 3—5.

Von einigen der wichtigſten Arbeiten der Brüder Schlegel werden wir in ſpäteren Abſchnitten zu ſprechen haben. Sie erſchienen theils als beſondere Werke, ſo die epochemachende Schrift Friedrich Schlegel's über die Sprache und Weisheit der Indier, Heidelberg 1808; theils wurden ſie in Zeitſchriften veröffentlicht. Außer den Heidelberger Jahrbüchern war es vorzüglich das von Friedrich Schlegel 1812 und 1813 zu Wien herausgegebene Deutſche Muſeum, worin die Brüder jetzt ihre Anſichten niederlegten. Das Deutſche Muſeum ſtellte ſich recht eigentlich die Aufgabe, „deutſche Sprache und Geſchichte, deutſche Kunſt und Erkenntniß nach beſten Kräften zu befördern“ [1]). Und zwar war es ganz beſonders darauf abgeſehen, „daß man die vielfachen Schätze unſrer alten Sprache, Geſchichte und Kunſt immer mehr zu Tage fördern helfe; nicht bloß für die Gelehrten und einige Liebhaber, ſondern allgemein zugänglich und verſtändlich für alle, damit eine neue Belebung der geſammten deutſchen Sprache, Kunſt und Erkenntniß aus der urſprünglichen Quelle erfolge“ [2]). Im erſten Band des Deutſchen Muſeums veröffentlichte Friedrich Schlegel ſeine Abhandlung „Ueber nordiſche Dichtkunſt.“ Durch ſeinen ganzen Bildungsgang war er zu der Ueberzeugung hingeführt, daß Poeſie und Kunſt als Aeußerungen des nationalen Lebens der Völker zu betrachten ſeien. In dieſem Sinn gibt er einen Ueberblick über die Geſchichte der deutſchen Poeſie während des Mittelalters in den Vorleſungen, die er im Jahr 1812 zu Wien über die Geſchichte der alten und neuen Literatur hielt. Und von dieſem innigen Zuſammenhang der Poeſie mit dem Geiſt und der Entwicklung der Völker geht auch die Abhandlung über nordiſche Dichtkunſt aus. Die Sage und Heldendichtung iſt ihm „die Poeſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt ſelbſt.“ In der nordiſchen Edda findet er die urſprünglichſte Quelle der germaniſchen Poeſie: „Jenes alldurchdringende tiefe Naturgefühl, welches aus den germaniſchen Sitten und Einrichtungen des Lebens hervorleuchtet.“ „So viel auch der Einfluß des Chriſten-

1) Deutſches Muſeum, her. v. F. Schlegel, Zweiter Band, Wien 1812, S. 463. — Deutſches Muſeum, Bd. II, 1812, S. 272.

thums und mildere Sitten nachher daran geändert haben, es ist viel von jener alten Denkart und Gefühlsweise, wenn gleich in neuer verwandelter Gestalt geblieben. Durch die ganze Ritterzeit, durch alle Thaten und Sitten, alle Dichtungen und Gebilde des Mittelalters geht dieser Grundton gleichsam wie die nordische Ader hindurch, und noch schlagen diese Gefühle in den Herzen aller Völker deutscher Abkunft" [1]). Mit der Edda bringt Schlegel zunächst das Nibelungenlied in Beziehung, wobei wir uns zu erinnern haben, daß diese Abhandlung Schlegel's jünger ist als die früheren Arbeiten von Wilhelm Grimm, Hagen und Görres. Aber nicht nur das Nibelungenlied, sondern auch den Shakespeare verknüpft er mit der alten nordischen Dichtung. „Was das Wesentliche darin ist", sagt er, „der darin athmende freie Naturgeist, die in unser aller Herzen tief eingewurzelte und eigenthümliche nordische Gefühlsweise, das tritt uns viel näher noch im Shakespeare entgegen, greift unmittelbar ein in unsere Welt und wird wieder Leben und Gegenwart. Mit Recht ist er deshalb der Lieblingsdichter nicht bloß der Engländer, sondern überhaupt aller Völker von germanischer Abkunft" [2]).

Unter den Arbeiten A. W. Schlegel's aus dieser Periode werden wir die Untersuchungen über den Titurel (1811) und die Beurtheilung der Grimm'schen Altdeutschen Wälder später noch berühren. Hier beschränken wir uns auf einige Bemerkungen über die Bruchstücke, die A. W. Schlegel im Deutschen Museum 1812 „Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen" mittheilt. Schlegel ist begeistert von der Schönheit und Großartigkeit des Nibelungenlieds. Er setzt es weit über alle anderen deutschen Dichtungen des Mittelalters und stellt es unmittelbar neben den Homer. „Des bunten Schmuckes der homerischen Göttergestalten", sagt er, „mußte das Lied der Nibelungen freilich entbehren, weil es wesentlich ein christliches Gedicht ist; dagegen schildert es das Walten einer geheimnißvollen Vorsehung". — „Was aber die Hoheit der dargestellten menschlichen Gemüther

1) Deutsches Museum, Band I, (1812) S. 167. — 2) Ebend. S. 189.

überhaupt betrifft, da dürfte sich die Waage entschieden auf die Seite des altdeutschen Dichters neigen“ [1]). Schlegel fordert deshalb, daß das Nibelungenlied „in allen Schulen, die sich nicht kümmerlich auf den nothdürftigsten Unterricht einschränken, gelesen und erklärt werde“ [2]). „Lange“, sagt er, „habt ihr das heranwachsende Geschlecht mit süßlicher, aber markloser Nahrung kläglich verzärtelt: der Erfolg ist auch darnach ausgefallen. Versucht es einmal anders. Führt die Jugend in's Freie hinaus, an den halb verwitterten Urfels der Sage, wo der mit Eisen geschwängerte Quell der Heldendichtung noch lebendig hervorsprudelt. Da laßt sie einen frischen Trunk thun“ [3]). Seine Erörterungen über die Entstehung des Nibelungenliedes knüpft Schlegel an die Aussprüche Johann von Müller's an, indem er ihnen berichtigend entgegentritt. Er geht davon aus, „daß wir in unserm Text der Nibelungen nur die jüngste Umgestaltung vor uns haben, daß aber dieselbe Dichtung, der Gründlage nach, längst in andern Gestalten vorhanden war“ [4]). Solcher Gestaltungen nimmt Schlegel vier an, deren älteste schon bald nach den Zeiten Attila's und Theodorich's des Großen entstanden sei [5]). Von der jüngsten aber, dem Nibelungenlied, wie es auf uns gekommen, sagt Schlegel: „Es kann nicht früher als in den letzten Jahren des zwölften, nicht später als etwa in den ersten zehn Jahren des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt sein“ [6]). Daß es nicht älter sein könne, beweist Schlegel daraus, daß die Gedichte aus den früheren Theilen des 12. Jahrhunderts, wie der König Rother und andere, noch sehr ungenau in den Reimen seien, während des Nibelungenlied schon unter dem Einfluß der großen Umgestaltung stehe, welche die Verskunst etwa seit Veldeck's Eneidt erfahren habe. Daß aber unser Nibelungenlied „wenigstens im zweiten Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts schon vorhanden und bekannt war“, beweist Schlegel aus der Anspielung, die sich in Wolfram's Parzival auf unsere Nibelungen

---

1) Deutsches Museum, Band I, Wien 1812, S. 14. — 2) Ebend. S. 20. — 3) Ebend. S. 22. — 4) Ebend. S. 521. — 5) Ebend. S. 535. — 6) Ebend. S. 505.

findet [1]). Wolfram's Parzival aber sei noch bei Lebzeiten des Landgrafen Hermann von Thüringen geschrieben, der im Jahre 1215 starb [2]). Wie der Zeit, so weiß Schlegel auch der Gegend auf echt wissenschaftlichem Wege nahe zu rücken, in welcher unsere Nibelungen abgefaßt sein müssen. Er prüft nämlich zu diesem Behuf die geographischen Kenntnisse des Dichters, und diese Prüfung führt zu dem Ergebniß, „daß der Dichter genauere örtliche Kenntnisse vom südlichen als vom nördlichen, und in jenem wieder von der östlichen als von der westlichen Seite besaß" [3]). Bei der Schilderung der Jagd in den Gegenden des Rheins geräth er in offenbare Verwirrung; dagegen weiß er an der Donau sehr gut Bescheid. „Die genaue Kenntniß Oesterreich's beweist, daß der Dichter lange hier einheimisch war" [4]). Mit diesem wissenschaftlich nachgewiesenen Ergebniß aber wollte sich Schlegel nicht begnügen, sondern er gieng von da zu der Vermuthung über, der Dichter der Nibelungen möge wohl Heinrich von Ofterdingen gewesen sein [5]). A. W. Schlegel hattte im Sinn, eine vollständige kritische Ausgabe des Nibelungenliedes mit wort- und sacherklärenden Anmerkungen erscheinen zu lassen. Dieser Plan aber, den er im Juni 1812, im Deutschen Museum [6]), ankündigt, ist nicht zur Ausführung gekommen.

Zweites Kapitel.

Die altdeutschen Studien zur Zeit des Auftretens der Brüder Grimm.

Wir haben im vorigen Kapitel die Umwandlung geschildert, welche die Auffassung unsrer deutschen Vorzeit durch die Romantiker erfahren hat, und wir haben gesehen, wie die Häupter unsrer romantischen Dichtung sich auch selbst an der altdeutschen Forschung

1) Ebend. S. 514 fg. — 2) Ebend. S. 520. — 3) Deutsches Museum, Zweiter Band, Wien 1812, S. 14. — 4) Ebend. S. 17. — 5) Ebend. II, S. 19 fg. — 6) Ebend. II, S. 366.

betheiligten. Gleichzeitig aber nimmt die altgermaniſche Specialgelehrſamkeit ihren weiteren Verlauf, erſt unabhängig von den Romantikern, bald aber von ihrem Einfluß durchdrungen. Die Gelehrten, die wir am Ende der vorigen Periode auf dem Gebiet der altdeutſchen Sprache und Literatur beſchäftigt ſahen, ſetzen ihre Thätigkeit auch in der gegenwärtigen fort. Vor allen der unermüdliche Gräter. Die letzten Bände ſeines Bragur [1]) fallen ſchon in unſeren Zeitabſchnitt. Dem achten Bande desſelben (1812) gibt er den Nebentitel: „Odina und Teutona“ [2]). In dieſem Bande veröffentlicht Gräter (1812) zum erſtenmal das mittelniederländiſche Gedicht Van den vos Reinaerde, das er in der Comburger Handſchrift entdeckt und (vor 1806) als das Orginal des niederdeutſchen Reineke Vos erkannt hatte [3]). Zugleich mit der Herausgabe des 8. Bandes des Bragur beginnt Gräter noch eine neue Zeitſchrift „Idunna und Hermode“, die es in den Jahren 1812 bis 16 auf fünf Jahrgänge bringt. Auch hier wieder hat er es in Verbindung mit ſeinen Mitarbeitern ſowohl auf die literariſche, als auf die anderen Seiten des germaniſchen Alterthums abgeſehen. Vor allem aber iſt es ihm um den Zuſammenhang mit dem ſkandinaviſchen Norden zu thun. Er überſetzt und erläutert nicht nur mehrere Lieder der älteren Edda, ſondern er iſt auch durch ſeine Ausgabe der „Helga-Quida Haddingia-Scata“, die 1811 zu Schwäbiſch Hall erſchien, der erſte Deutſche, der ein altnordiſches Denkmal „zuerſt und ohne Vorgänger zu entziffern gewagt hat“ [4]). Im Gefühl ſeiner Verdienſte weiß er ſich dann freilich nicht darein zu finden, daß Männer von überlegener Begabung auf den Plan treten, und verſcherzt namentlich durch ſeine vornehme Behandlung der Brüder Grimm [5]) für eine Zeit lang die Anerkennung des Ver-

1) S. o. S. 285. — 2) Dieſe „Odina und Teutona“ hat einen dreifachen Titel, nämlich: 1) Bragur. Achter Band. 2) Braga und Hermode. Fünfter Band. 3) Odina und Teutona. Erſter Band. — 3) Bragur, Bd. VIII, S. 274. — 4) Idunna und Hermode 1812 S. 16. In Odina und Teutona, Breslau 1812. S. 211 ließ Gräter ſeine Ausgabe der Helga-Quida noch einmal abdrucken. — 5) Idunna und Hermode 1812, Nr. 17.

dienſtes [1]), das er ſich um die Förderung der deutſchen Alterthumsſtudien wirklich erworben hat.

Wie Gräter vorzugsweiſe für das Altnordiſche thätig war, ſo für das Gothiſche Wilh. Friedr. Herm. Reinwald (geb. zu Waſungen 1737, geſt. den 6. Aug. 1815 als Bibliothekar zu Meiningen) [2]) und Joh. Chriſtian Zahn (geb. zu Halberſtadt 1767, ſeit 1798 Pfarrer zu Delitz bei Lützen, geſt. 25. Mai 1818) [3]). Der letztere gab im J. 1805 zu Weißenfels die damals bekannten Ueberreſte des Ulfilas heraus auf der Grundlage von Fulda's Arbeiten, doch ſo, daß er ſelbſt Fulda's gothiſche Sprachlehre vielfach berichtigte, während Reinwald deſſen gothiſches Gloſſar umarbeitete. Wie für die älteren, ſo geſchah auch für die jüngeren germaniſchen Sprachen des Mittelalters in jener Zeit ſo Manches: für das Niederdeutſche durch P. J. Bruns [4]) († 1814; Gedichte in altplattdeutſcher Sprache 1798); für das Mittelhochdeutſche durch F. W. Oetter († 1824; Wernher's Maria 1802); für das ältere Neuhochdeutſche durch G. W. Panzer, G. Beeſenmeyer und Andere. Aber alle dieſe Bemühungen hatten zunächſt nur die Bedeutung,

---

18. Ebend. 1816, Literar. Beyl. S. 39. In der Ueberſicht deſſen, was bis 1812 auf dem Gebiet der altdeutſchen Literatur geſchehen iſt (Bragur VIII, XIV fg.) nennt Gräter die Brüder Grimm nicht einmal. Doch ſagt er in demſelben Bande (S. 275): „die Herrn Grimm, die ſich durch ſeltenen Eifer für das Studium der nordiſchen ſowohl als altteutſchen Literatur auszeichnen." — 1) Um J. Grimm's ſtrenges Urtheil (Deutsche Mythol. (1) Zuschrift an Dahlmann S. XXIX) zu verſtehen, muß man vergleichen, in welchem Maß Gräter in ſeinen Zeitſchriften ſein eigenes Lob ausbreitet. Vgl. Bragur I, 21. 24. III, 552. Idunna und Hermode I, S. 22. Ebend. Anzeiger 19. Dec. 1812. Ebend. III und IV, Lit. Beyl. S. 11. — 2) (Hall.) Allg. Literatur-Zeitung 1815, Nr. 232. — 3) Hoffmann, Die deutsche Philol. S. 17. — 4) Ich führe hier auch gleich an die gegen Ende unſres Zeitabſchnitts erſchienenen Ausgaben des Annoliedes von G. A. F. Goldmann (1816) und des Koloczaer Codex von Joh. Nep. Grafen Mailáth und J. Paul Köffinger (Peſth 1817), ſo wie die gelegentlichen Beiträge zur Kenntniß der althochdeutſchen Quellen in Ildefons von Arx Geſchichten des Cantons St. Gallen, Bd. I, (1810).

daß durch ſie das Material für die Wiſſenſchaft der germaniſchen Philologie ſich etwas vermehrte. Die Entwicklung dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt wurde durch eine Reihe eigenthümlicher Erſcheinungen bis zu dem Punkte fortgeführt, wo ſie durch die Brüder Grimm eine neue Geſtalt bekam, und dieſe Erſcheinungen wollen wir nun zunächſt in ihren Trägern und deren Leiſtungen ſchildern.

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Hagen's und Büſching's Leben.

Friedrich Heinrich von der Hagen wurde geboren am 19. Februar 1780 zu Schmiedeberg in der Ukermark. Nach Abſolvierung des Lyceums zu Prenzlau widmete er ſich auf der Univerſität Halle der Rechtswiſſenſchaft. Zugleich aber zogen ihn dort die Vorleſungen des großen Meiſters der klaſſiſchen Philologie Friedrich Auguſt Wolf [1]) an und nährten ſeine Liebe zu philologiſchen Studien. Im Jahr 1803 trat er zu Berlin als Referendar in den Staatsdienſt. Es waren die Jahre, in denen durch die Häupter der romantiſchen Schule ſich in Berlin die Liebe zu unſerer altdeutſchen Dichtung verbreitete. Als A. W. Schlegel im Jahr 1803 dort ſeine Vorleſungen über Geſchichte der deutſchen Poeſie hielt, befand ſich Hagen unter ſeinen Zuhörern und wurde hier zuerſt zur Herausgabe des Nibelungenlieds angeregt [2]). Schon früher war er durch Johannes Müller auf dasſelbe aufmerkſam gemacht worden [3]), und dieſer, der in den Jahren 1804 bis 1807 eine anſehnliche Stellung in Berlin einnahm, förderte nun auch vor allen Hagen's Beſtrebungen [4]). Nach einigen Jahren verließ Hagen den praktiſchen Staatsdienſt und widmete ſich von da an ganz dem Studium der älteren deutſchen Literatur. Als im Jahr 1810 die neugegründete Univerſität Berlin eröffnet wurde, erhielt

---

1) Vgl. die Widmung der Hagen'ſchen Ausgabe des Nibelungenlieds vom J. 1810 an F. A. Wolf. — 2) A. W. Schlegel in Fr. Schlegel's Deutſchem Muſeum Bd. I, Wien 1812, S. 16. — 3) F. H. von der Hagen, Briefe in die Heimat, Bd. II, S. 338. — 4) Vgl. die Widmung der Hagen'ſchen Ausg. des Nibelungenlieds vom J. 1807 an Johann von Müller.

er an derſelben eine außerordentliche Profeſſur der deutſchen Sprache und Literatur und führte ſo das Altdeutſche in die Reihe der Univerſitätsſtudien ein. 1811 wurde er an die Univerſität Breslau verſetzt. Von hier unternahm er in den Jahren 1816 und 17 eine Reiſe durch Süddeutſchland, die Schweiz und Italien, um die Bibliotheken dieſer Länder für die altdeutſchen Studien auszubeuten. In ſeinen „Briefen in die Heimat aus Deutſchland, der Schweiz und Italien", (4 Bände, Berlin 1818— 1821) gibt er uns ein reichhaltiges Bild von den Eindrücken dieſer Reiſe, ſo wie von ihren gelehrten Ergebniſſen. Im Jahr 1821 wurde er ordentlicher Profeſſor an der Univerſität Berlin, wo er nach einer langjährigen Wirkſamkeit am 11. Juni 1856 geſtorben iſt [1]).

In naher Verbindung mit F. H. von der Hagen ſtand Johann Guſtav Büſching. Er war ein Sohn des Geographen Anton Friedrich Büſching und wurde am 19. September 1783 zu Berlin geboren. Nachdem er ſich auf den Univerſitäten Erlangen und Halle dem Studium der Rechtswiſſenſchaft gewidmet hatte, wurde er im J. 1806 als Regierungsreferendar in Berlin angeſtellt. Aber ſeine Neigung zog ihn zum Studium der deutſchen Alterthümer hin. Er übernahm daher im J. 1810 das Commiſſorium, die ſaeculariſierten Klöſter Schleſien's zu bereiſen und deren Handſchriften und Kunſtgegenſtände zu verzeichnen und zu übernehmen. Im J. 1811 wurde er Archivar zu Breslau. Seit 1816 war er zugleich Privatdocent, ſeit 1817 außerordentlicher und ſeit 1823 ordentlicher Profeſſor der Alterthumswiſſenſchaften an der dortigen Univerſität und iſt am 4. Mai 1829 daſelbſt geſtorben [2]). Büſching erwarb ſich ſowohl in ſeiner amtlichen Stellung, als durch einen großen Theil ſeiner Schriften beſondere Verdienſte

1) Die vorſtehenden Angaben über Hagen's Leben ſind, wo keine andere Quelle angeführt iſt, aus der Brockhaus'ſchen Real-Encyklopädie, 11. Aufl., Bd. VII, Leipzig 1866. S. 562, entnommen. — 2) Die obigen Angaben ſind einem Nekrolog Büſching's entnommen, den der Neue Nekrolog der Deutſchen, Siebenter Jahrgang 1829, Thl. I, S. 409 fg. aus der Bresl. Ztg. 1829. Nr. 108 abdruckt.

um die Alterthümer Schleſien's. Seine wichtigſten Leiſtungen auf dem Gebiet der germaniſchen Philologie unternahm er in Gemeinſchaft mit F. H. von der Hagen. Unter den Schriften, die er allein herausgab, erwähnen wir die „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geſchichte, Kunſt und Gelahrtheit des Mittelalters“ (1817—1819), das Leben des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen von ihm ſelbſt aufgeſetzt (1820 fg.) und „Ritterzeit und Ritterweſen“ (1823).

Friedrich Heinrich von der Hagen's Arbeiten vom Jahr 1805 bis zum Jahr 1819.

Nicht nur durch äußere Anregungen, durch ſeine Beziehungen zu A. W. Schlegel und Ludwig Tieck, ſondern auch ſeiner natürlichen Anlage nach, war F. H. von der Hagen ein Sprößling unſerer Romantik. Der Geiſt des deutſchen Mittelalters, wie er ſich in Kunſt und Dichtung, in Denkweiſe und Sitte ausſpricht, zog ihn mächtig an. Im Anſchluß mehr an Tieck, als an die Schlegel, wollte er die altdeutſche Poeſie unmittelbar genießen. Die Sprache war ihm hiezu nur Mittel zum Zweck; die Sprachforſchung an ſich zog ihn weniger an. Wie die Häupter der Romantik richtete Hagen ſein Augenmerk keineswegs bloß auf Literatur und Sprache, ſondern ebenſo auch auf die bildenden Künſte des Mittelalters, insbeſondere auf die Baukunſt. Seine „Briefe in die Heimat aus Deutſchland, der Schweiz und Italien“ verfolgen mit gleicher Liebe alle Spuren alter und neuer deutſcher Kunſt, wie ſie uns den Verfaſſer als eifrigen Leſer der altdeutſchen Handſchriften auf den Bibliotheken zeigen. In dieſem umfaſſenden Sinn gründete Hagen in Verbindung mit Docen und Büſching das „Muſeum für Altdeutſche Literatur und Kunſt“, deſſen erſter Band 1809 zu Berlin erſchien und bei deſſen zweitem Bande (erſtes Heft, Berlin 1811) ſich die Herausgeber noch durch den Zutritt Bernhard Hundeshagen's ergänzten. „Muſik, Bildnerei, Baukunſt, öffentliches und häusliches Leben“, ſagen die Herausgeber in der Vorrede zum erſten Band, „und was man gewöhnlich unter dem Namen der Alterthümer begreift, ſind daher nicht von unſerer Betrachtung ausgeſchloſſen,

ſondern werden, zum Theil erneut und verjüngt, auch hier noch eine Zierde oder anſchauliche Vorſtellung gewähren. Unſer Hauptgegenſtand wird jedoch immer die Sprache, Poeſie, kurz, die geſammte Literatur und ihre Geſchichte bleiben; ſowohl wegen unſeres vorzüglich nur darauf gerichteten Studiums, als auch wegen ihres reichen, die obigen Gegenſtände auf gewiſſe Weiſe ſchon in ſich ſchließenden Umfanges." Dieſer Ankündigung entſpricht dann auch der Inhalt der Zeitſchrift, jedoch mit einer einzigen charakteriſtiſchen Ausnahme. Obwohl nämlich unter den Hauptgegenſtänden der Zeitſchrift die Sprache an erſter Stelle genannt wird, enthält dieſelbe doch keine der Sprachforſchung angehörige Arbeit. Die übrigen Fächer aber ſind durch werthvolle Beiträge der Herausgeber vertreten. Unter den wenigen ſonſtigen Mitarbeitern findet ſich auch Jacob Grimm. Als eine Fortſetzung des Muſeums kann man die von denſelben Herausgebern unternommene „Sammlung für Altdeutſche Literatur und Kunſt" betrachten, die aber trotz manches werthvollen Beitrags nicht über das Erſte Stück des Erſten Bandes, Breslau 1812, hinausgediehen iſt.

Das Herausgeben altdeutſcher und altnordiſcher Texte und das Sammeln literariſcher Nachweiſungen bildet das gelehrte Hauptverdienſt von der Hagen's. Einer kleinen „Sammlung Deutſcher Volkslieder, — Berlin 1807", folgten 1808 die wichtigen „Deutſchen Gedichte des Mittelalters, — Erſter Band [1]), Berlin 1808." Sie enthalten unter Anderen den erſten Druck des Königs Rother. Beide Sammlungen unternahm Hagen in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Büſching. — Unter allen altdeutſchen Dichtungen aber zog keine von der Hagen in ſo hohem Maß an, wie die Nibelungen. Von ſeinem erſten Eintritt in die Literatur bis zum Ausgang ſeines Lebens widmet er den Nibelungen und der mit ihnen verwandten altdeutſchen und altnordiſchen Heldendichtung den beſten Theil ſeiner Thätigkeit. „Und wahrlich nicht, um mich hiermit zu rühmen", ſagt er 1819, „— denn ich weiß, wie wenig ich noch geleiſtet, wie manchmal geirrt habe — aber ich darf es wohl bekennen: ich

1) Mehr iſt nicht erſchienen.

habe den beſten Theil meines Lebens an dies Werk geſetzt und habe es gern und freudig gethan und thue es noch, weil ich muß, und darin einen früh geſuchten Mittelpunkt alles meines Thuns und Tagewerkes, eine unendliche Aufgabe und meinen liebſten Beruf gefunden zu haben glaube. In der ſchmachvollſten Zeit des Vaterlandes war es mir, mit vielen Freunden, ein großer Troſt, eine wahre Herzſtärkung und eine hohe Verheißung der Wiederkehr deutſcher Weltherrlichkeit, die uns nicht getäuſcht hat" [1]). Mit der Probe einer Bearbeitung des Nibelungenlieds in der Zeitſchrift Eunomia (März 1805) trat Hagen zuerſt vor die Oeffentlichkeit. Darauf folgte: Der Nibelungen Lied herausgegeben durch F. H. von der Hagen, Berlin 1807. Es war dies keine Ausgabe des mittelhochdeutſchen Grundtextes, aber auch keine Ueberſetzung in die Sprache der Gegenwart, ſondern ein Mittelding zwiſchen beiden. Die mittelhochdeutſchen Wörter werden meiſtens ſtehen gelaſſen, aber ihre Laute in's Neuhochdeutſche umgeſchrieben. Oefters aber werden auch die Wörter ſelbſt mit anderen vertauſcht, bald mit noch gebräuchlichen, bald mit anderen veralteten, die der Verfaſſer für verſtändlicher hält, als die im Grundtext vorgefundenen. Gewiß war dies ganze Verfahren ein verkehrtes, nnd Wilhelm Grimm [2]) hatte vollkommen Recht, wenn er es ſtreng verurtheilte. Aber wir müſſen uns erinnern, daß Hagen's Vorbilder, Ludwig Tieck in den Minneliedern und A. W. Schlegel in den Proben mittelhochdeutſcher Dichtungen, die er dann und wann ſeinen Abhandlungen einflicht, ein verwandtes Verfahren eingeſchlagen hatten. Und ſo gut es war, daß dieſer Zwittergattung ein raſches Ende bereitet wurde, ſo dürfen wir doch nicht verkennen, daß derartige Werke auf die Zeitgenoſſen einen nicht geringen Eindruck gemacht haben.

Schon für die eben beſprochene Bearbeitung der Nibelungen vom Jahr 1807 hatte ſich Hagen einen beſſeren Grundtext hergeſtellt als den der Müller'ſchen Sammlung, theils durch Conjectur,

---

1) F. H. von der Hagen, Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer, Breslau 1819, S. 196. — 2) S. unten.

theils durch Benutzung der Prunn-Münchener Handschrift [1]). Drei Jahr später erschien dann: Der Nibelungen Lied in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften herausgegeben durch F. H. von der Hagen Zu Vorlesungen Berlin 1810. Diese Ausgabe ist F. A. Wolf gewidmet und sollte „nach bestem Wissen und Vermögen eine wirklich und durchaus kritische sein, in der Art, wie wir sie von den Werken des griechischen und römischen Alterthums haben" [2]). Aber der Herausgeber war nicht glücklich in der Herstellung seines Textes. Tieck hatte ihm mündlich die ganz richtige Mittheilung gemacht, daß der vordere Theil des Müller'schen Abdrucks nicht aus dem St. Galler Codex genommen sein könne, weil er sich wesentlich von diesem unterscheide. Der Anfang einer Abschrift des St. Galler Codex, die Hagen von Prof. Scheitli erhielt, bestätigte Tieck's Mittheilung. Da nun jene vordere Hälfte des Müller'schen Abdrucks, nach Hagen's eigener Angabe, auch mit den Bruchstücken, die Bodmer aus der Hohenemser Handschrift mittheilt, durchaus nicht stimmt, so folgte mit Nothwendigkeit, daß jene vordere Hälfte des Müller'schen Drucks aus einer dritten Handschrift herrühren müsse. Dennoch meint Hagen, es sei am Ende doch das Wahrscheinlichste, daß es mit der Angabe, der Müllerische Druck rühre aus der Hohenemser Handschrift her, im Ganzen seine Richtigkeit habe, und demgemäß legt er den Müller'schen Text zu Grunde, in der Meinung, daß er in diesem die „älteste und echteste Handschrift", nämlich die von ihm vorausgesetzte einzige Hohenemser vor sich habe [3]). Die Frage war freilich verwickelt genug und wie gemacht, auch die besseren Köpfe zu verwirren. Kurze Zeit nach Veröffentlichung seiner kritischen Ausgabe erhielt Hagen Aufklärung über das wahre Sachverhältniß. Anfangs November 1810 theilte ihm Professor J. Horner in Zürich den Brief Bodmer's an Prof. Müller vom 1. Mai 1781 mit, aus welchem sich ergab, daß Bodmer zwei verschiedene Hohenemser Handschriften benutzt hatte, und daß er Chriemhilden Rache 1757 aus der

1) Lachmann's D. Vgl. den Anhang zu Hagen's Nib. von 1807, S. 489 fg. — S. 596. — 2) Vorr. S. VII. — 3) S. X. XI.

einen (Lachmann's C), dagegen die an Müller geſchickte Abſchrift des vorderen Theils aus der anderen Hohenemſer Handſchrift (Lachmann's A) genommen hatte [1]). In denſelben Jahren kamen auch die beiden koſtbaren Handſchriften, die aus Hohenems verſchwunden und den Augen der Forſcher entrückt worden waren, wieder zum Vorſchein. Die letzte Beſitzerin, eine Gräfin Harrach, hatte ſie (1807) ihrem Advocaten, dem Dr. Schuſter in Prag geſchenkt. Dieſer überließ die eine (Lachmann's A) durch Tauſch der Bibliothek in München, die andere (Lachmann's C) verkaufte er an einen Hrn. Frikart in Wien, und von dieſem erwarb ſie, mit Hülfe der Fürſtin Eliſe von Fürſtenberg, (1816) der Frhr. Joſeph von Laßberg [2]), mit deſſen Bücherſchätzen ſie (1855) in die Fürſtenbergiſche Bibliothek in Donaueſchingen kam.

Im Jahr 1816 erſchien die zweite Auflage der eben beſprochenen Hagen'ſchen Ausgabe des Nibelungenlieds unter dem Titel: Der Nibelungen Lied zum erſtenmal in der älteſten Geſtalt aus der St. Galler Handſchrift mit Vergleichung der übrigen Handſchriften herausgegeben durch F. H. von der Hagen. Zweite mit einem vollſtändigen Wörterbuche vermehrte Auflage. Breslau 1816. — Hagen ſelbſt bezeichnet in der Vorrede dieſe Ausgabe als „ein ganz neues Buch" gegenüber der Ausgabe von 1810, und er darf dies auch mit voller Wahrheit thun. Hier hat er nämlich Gebrauch gemacht von den oben erzählten Aufſchlüſſen, die ſich inzwiſchen über die Haupthandſchriften der Nibelungen ergeben hatten. Er kommt zu dem Ergebniß, daß die eine Hohemſer [3]), die St. Galler und die Münchner Handſchrift [4]) „die Nibelungen in einer gemeinſamen Darſtellung enthalten" und mit „„der Nibelungen Noth"" ſchließen [5]). Ihnen gegenüber ſtehe „eine bedeutend abweichende Darſtellung" in der anderen Hohenemſer Handſchrift [6]). Sie ent-

1) Sammlung für Altdeutſche Literatur und Kunſt. Her. von F. H. v. der Hagen u. ſ. w. I. Band, 1. Stück, Breslau 1812, S. 1 — 14. — 2) So wird wohl der von Dr. Barack (Pfeiffer's Germ. X, 505) mitgetheilte Bericht des Frhrn. v. Laßberg zu verſtehen ſein. — 3) Lachmanns A. — 4) Lachmann's D. — 5) Vorrede S. VIII. — 6) Lachmann's C.

halte nicht nur eine Menge von Stanzen, die den anderen fehlen, sondern ändere auch grundsätzlich, um den Charakter Chriemhild's in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen [1]). Die Nibelungen zeigten sich hier zwar in einer mehr ansprechenden, motivierten, gebildeten Gestalt. „Aber", fährt er fort, „es ist dadurch offenbar auch die ältere strenge Einfachheit, das Kühne, oft mehr nur Andeutende und Rhapsodische oder vielmehr Romanzenartige des deutschen Volks- und Heldenliedes verwischt" [2]). Unser Nibelungenlied „verläugnet" nämlich nach Hagen's Ansicht „seinen Ursprung aus älteren und anderweitigen Volksliedern nicht" [3]). Aber „es rührt in dieser Gestalt nur von Einem her, und zwar von einem der größten und herrlichsten seiner Zeit, in welchem sich der neue Ritter- und Minnesang auf's innigste mit dem alten Volksliede verquickte und es mit allem neuen Glanze erhob und verklärte, wie nirgend anderswo" [4]). Hagen ist geneigt, mit A. W. Schlegel auf Heinrich von Ofterdingen als Verfasser unsres Nibelungenlieds zu rathen, wenn sich dies auch nicht zur Gewißheit erheben lasse [5]). Lange bevor unser Nibelungenlied von diesem Einen gedichtet wurde, habe es übrigens seinen Durchgang durch die lateinische Aufzeichnung gemacht, die der Passauer Bischof Pelegrin († 991) aus mündlicher Ueberlieferung durch seinen Schreiber, Meister Conrad, von dieser großen Geschichte hatte abfassen lassen [6]). Die „echteste und älteste Urkunde" jener herrlichen einheitlichen deutschen Dichtung bietet uns nach Hagen's Ansicht die St. Galler Handschrift und nächst ihr die kürzere Hohenemser und die Münchner. „Die St. Galler Handschrift ist also fast wörtlich und buchstäblich abgedruckt" [7]). Aus den übrigen Handschriften sollen die Strophen, die wirkliche Zusätze enthalten, mit einem Sternchen bezeichnet eingeschaltet werden. Was nun die Ausführung seines Unternehmens betrifft, so ist Hagen auch hier noch sehr weit entfernt von dem, was wir jetzt von einer Ausgabe des Nibelungenlieds fordern.

---

1) Vorrede S. IX. — 2) Vorrede S. X. — 3) Vorrede S. XX. — 4) Vorrede S. XVI. — 5) Vorrede S. XX. — 6) Vorrede S. X — 7) Vorrede S. XXV.

Aber der Ausgabe von 1810 gegenüber bezeichnet dieſe neue einen bedeutenden Fortſchritt. Der Abdruck einer der beſten Handſchriften war ohne Frage ſehr dankenswerth. Und auch was Hagen für die Berichtigung ſeines Textes und für deſſen Ausſtattung mit einem Wörterbuch gethan, gab dieſer Ausgabe der Nibelungen trotz vieler Mängel entſchiedene Vorzüge vor allen bisherigen. Insbeſondere iſt hervorzuheben, daß Hagen hier bereits „das Grundgeſetz" der altdeutſchen Metrik „andeutet" [1]), und dadurch ſelbſt einem Forſcher wie Benecke voraus iſt. Hagen ſpricht zwar auch noch von jambiſchem, daktyliſchem, anapäſtiſchem Sylbenfall und ſo fort, erkennt aber, daß „die Miſchung aller dieſer durcheinander zugegeben werden muß." „Die Grundregel", ſagt er, „iſt (für den Nibelungenvers), daß ein ſechsfacher Hauptaccent mit ungefähr eben ſo viel minder betonten Sylben abwechſelt" [2]). Und auch das entgeht ihm nicht, daß „in der Nibelungen-Stanze die letzte Halbzeile meiſt um einen Fuß länger iſt" [3]). Ueberhaupt wandte Hagen dem altgermaniſchen Versbau nicht ohne Erfolg ſeine Aufmerkſamkeit zu, wie er denn bereits im J. 1809 die Alliteration im altſächſiſchen Heliand richtig erkannte [4]).

Seiner Uebertragung des Nibelungenliedes wollte Hagen eine ähnliche Bearbeitung der anderen Gedichte aus dem Kreis der deutſchen Heldenſage folgen laſſen. „Der Helden Buch herausgegeben durch F. H. von der Hagen. Erſter Band. Berlin 1811" blieb aber ohne Fortſetzung. Es war keine Wiederholung des alten Heldenbuchs, ſondern eine Sammlung der deutſchen Heldengedichte aus den älteſten dem Herausgeber zugänglichen Handſchriften und Drucken [5]), und zwar nach denſelben Grundſätzen bearbeitet, wie das Nibelungenlied von 1807 [6]).

Hagen's Thätigkeit für die deutſche Heldenpoeſie beſchränkte

---

1) Worte Lachmann's in der Jen. Literatur-Zeitung 1817, Juli Sp. 127. — 2) Der Nibelungen Lied, her. durch F. H. von der Hagen, 1816, Vorr. S. XXVIII. — 3) Ebend. S. XXIX. — 4) Hagen's Anzeige von Docen's Miſcellaneen in der Jen. Literatur-Zeitung 1809, 27. Juli. — 5) Vorr. S. VIII. — 6) Ebend. S. X.

ſich nicht auf die deutſchen Werke, ſondern ſie erſtreckte ſich mit gleichem Eifer auf die ſkandinaviſchen Dichtungen dieſes Sagenkreiſes. Dahin gehören: Lieder der älteren oder Sämundiſchen Edda. Zum erſtenmal herausgegeben durch F. H. von der Hagen. Berlin 1812 [1]). Dann: Die Edda-Lieder von den Nibelungen zum erſtenmal verdeutſcht und erklärt durch F. H. von der Hagen. Breslau 1814. Ferner: Altnordiſche Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören. Herausgegeben durch F. H. von der Hagen. Breslau (ohne Jahr); und endlich: Nordiſche Heldenromane, Breslau 1814—16, enthaltend die Ueberſetzung der Wilkina-, Niflunga-, Völſunga-, Ragnar Lodbroks- und Nornageſts-Saga.

In dem erſten der hier genannten Bücher hat Hagen die Lieder der alten Edda, deren Inhalt der deutſchen Heldenſage angehört, zum erſtenmal durch den Druck veröffentlicht. „Die Art der Herausgabe dieſer Lieder anlangend", ſagt er, „ſo ſind ſie genau nach der Abſchrift der alten von Müller (über die Aſalehre, S. 73) in's dreizehnte Jahrhundert geſetzten Handſchrift der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen abgedruckt, welche ich der Güte Nyerup's verdanke" [2]). Hagen erwarb ſich durch dies Buch das Verdienſt und die Ehre, den Text dieſer eddiſchen Heldenlieder zuerſt durch den Druck zugänglich gemacht zu haben. Für das Verſtändniß derſelben that er hier noch nichts. Die Lieder ſind faſt ohne Interpunktion abgedruckt. Nur am Schluß der Strophen ſteht ein Punkt, und dazwiſchen findet ſich ganz vereinzelt hin und wieder ein Fragezeichen. Dem Ganzen aber iſt eine ausführliche Einleitung vorausgeſchickt über die Geſchichte und das Verhältniß dieſer nordiſchen und deutſchen Dichtungen und über die Literatur der

1) So lautet der zweite Titel. Voran geht ein Haupttitel: Altnordiſche Lieder und Sagen, welche zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören. Mit einer Einleitung über die Geſchichte und das Verhältniß dieſer Nordiſchen und Deutſchen Dichtungen durch F. H. von der Hagen. Berlin 1812. — 2) Lieder der älteren — Edda. Her. durch F. H. von der Hagen, Berlin 1812. Vorr. S. VIII. fg.

beiden Edden. Das hier Verabsäumte sollte die zwei Jahre später erschienene Verdeutschung und Erklärung eines Theiles dieser Edda-Lieder nachholen. Die Uebersetzung ist stabreimend. Sie ist nicht ohne Geschick gemacht, und wenn man den Stand der damaligen Hülfsmittel [1]) bedenkt, wird man die Sprachkenntniß des Uebersetzers nicht unterschätzen. An Mißgriffen konnte es natürlich bei einem so schwierigen Unternehmen nicht fehlen, und man würde unrecht thun, sie dem Verfasser zu hoch anzurechnen. Aber charakteristisch und keineswegs zu billigen ist es, daß auch hier wieder die Anmerkungen fast ausschließlich sachlicher Natur sind, und daß der Verfasser oft auch bei den größten Schwierigkeiten nicht das Bedürfniß empfindet, sich und den Lesern Rechenschaft zu geben über seine Auffassung des Textes. Er verdeckt vielmehr öfters die Schwierigkeit durch irgend einen allgemeinen Ausdruck oder läßt auch wohl das dunkele Wort stillschweigend ganz aus [2]). — In Bezug auf den von Hagen herausgegebenen Grundtext altnordischer Sagen bemerken wir nur, daß er die Völsunga-, die Ragnar Lodbroks- und die Nornagests-Saga aus Biörner abdruckt, die Blomsturvalla-Saga aber, nach einer Abschrift, die ihm Nyerup besorgte, zum erstenmal veröffentlicht [3]).

Mehr als irgendetwas Anderes erfüllten die Nibelungen Hagen's Gemüth. Seine Gedanken darüber faßte er zusammen in der Schrift: Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819. Hagen ergießt sich hier in ein begeistertes Lob der Nibelungen, indem er neben manchem Ueberschwänglichen vieles Wahre und richtig Empfundene sagt. Zugleich aber sucht er auch seinen Gegenstand nach allen Seiten hin tiefer zu ergründen. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß Hagen bei

1) Vgl. die Vorrede S. XXII. — 2) Vgl. z. B. die schwierigen Strophen Sigurdarkvida II, 3 u. 4, bei denen Hagen nur eine einzige und zwar sachliche Bemerkung macht. Oder Sigurdarkv. I, (Gripisspâ) 19, wo Hagen das skala mit „nicht sollt du" übersetzt, ohne auch nur eine Bemerkung dazu zu machen. Oder ebend. Str. 8, wo Hagen das Wort gegn ohne weiteres ausläßt. — 3) Vorr. S. V.

dieſer im Jahr 1819 erſchienenen Schrift die früher veröffentlichten Arbeiten von J. und W. Grimm, von Görres, Friedrich Schlegel und Lachmann ſchon vor ſich hat. Auf das Verhältniß zu Lachmann kommen wir in einem ſpäteren Abſchnitt zurück. Hier wollen wir nur noch des Zuſammenhangs gedenken, in welchen Hagen das Nibelungenlied mit der ſkandinaviſchen Mythologie ſetzt. Siegfried's Leben und Tod iſt, nach ſeiner Anſicht, nichts Anderes als das Leben und der Tod Baldur's des Guten [1]), und der Nibelunge Noth iſt der Untergang aller Götter in der Götterdämmerung [2]): „alſo, jener unter mancherlei Namen und Geſtalten überall vorkommende Ur-Mythus von Leben, Tod und Wiedergeburt, von Schöpfung, Untergang und Wiederkehr der Zeiten und Dinge überhaupt“ [3]). Hagen begnügt ſich in ſeinen mythologiſchen Deutungen nicht mit dem Erweisbaren, ſondern er ſchweift auf der Spur Kanne's in's unbegrenzt Phantaſtiſche. Da iſt Siegfried nicht bloß Baldur, ſondern zugleich auch „Nimrod, Nibelot“ und Orion [4]). Etzel iſt Atli, aber „zugleich der uralte Atlas“ [5]). Und „im Nordiſchen heißt auch ein Ring ſelber Orm, unſer Wurm, von welchem, der Sage nach, Worms den Namen hat, —, von dem Ur-Worte Ur, welches Anfang und Ende, Tod und Leben umſchließt“ [6]). Wir machen natürlich Hagen keinen beſonderen Vorwurf daraus, daß er auf einer Bahn wandelt, auf der wir ſelbſt Jacob Grimm in jüngeren Jahren treffen werden. Aber es war ein eigener Unſtern für Hagen, daß er dieſe Dinge gerade noch in demſelben Jahr zum beſten geben mußte, in welchem das Erſcheinen von Grimm's Grammatik dieſem Unweſen ein Ende machte.

Noch haben wir eins der bedeutendſten Werke Hagen's zu beſprechen, nämlich den von ihm in Gemeinſchaft mit Büſching herausgegebenen Literariſchen Grundriß der Geſchichte der Deutſchen Poeſie von der älteſten Zeit bis in das ſechzehnte Jahrhundert (Berlin 1812). Hier führt Hagen, dem die Ausarbeitung des

1) F. H. von der Hagen, die Nibelungen: ihre Bedeutung u. ſ. f. S. 37. 60. — 2) Ebend. S. 37. 85. — 3) Ebend. S. 37. — 4) Ebend. S. 72. — 5) Ebend. S. 89. — 6) Ebend. S. 66.

Buchs allein angehört [1]), weiter aus, was er in der Einleitung zu den Deutſchen Gedichten des Mittelalters 1808 begonnen hatte: Ein möglichſt vollſtändiges Verzeichniß aller bis dahin bekannten Handſchriften und Drucke altdeutſcher Dichtungen. Natürlich hat ſich ſeit jener Zeit unſre Kenntniß ſehr vermehrt, unſer Urtheil vielfach berichtigt. Wir mögen es deshalb immerhin als einen Beleg anführen, wie niedrig Hagen's kritiſches Urtheil noch ſtand, wenn er den Otnit, Hug- und Wolf-Dietrich dem Wolfram von Eſchenbach zuſchreibt [2]). Aber das vermindert nicht das Lob, das Hagen's reichhaltige und grundlegende Arbeit verdient, und das ihr ſelbſt von Jacob Grimm, ſonſt einem ſtrengen Beurtheiler von Hagen's Leiſtungen, trotz mancher Ausſtellungen zu Theil geworden iſt [3]).

Docen.

Weit mehr als von der Hagen war ein anderer gelehrter Vorläufer Grimm's und Lachmann's auf eigentlich grammatiſch-philologiſche Thätigkeit angelegt, wenn ſich auch der Umfang ſeiner Wirkſamkeit mit der Hagen's nicht vergleichen läßt, nämlich Bernhard Joſeph Docen. Geboren zu Osnabrück am 1. Oct. 1782 als der dritte von fünf Söhnen des dortigen erſten Canzlei-Secretärs Philipp Docen, beſuchte er in ſeiner Vaterſtadt mit Auszeichnung das katholiſche Gymnaſium (Carolinum), dem damals, ſeit die Jeſuiten aufgehoben worden waren, Franciskaner-Mönche aus Bielefeld vorſtanden. Er war fleißig und entzog ſich, um zu ſtudieren, den Spielen ſeiner Geſchwiſter und Kameraden. Seiner Neigung für Literatur, die ſchon ſehr lebendig war, genügte aber dieſe Schule ſo wenig, daß er beim Rector des proteſtantiſchen Gymnaſiums Fortlage Unterricht im Griechiſchen nahm. Im Jahr 1799 bezog er, um Medicin zu ſtudieren, die Univerſität Göttingen. Bald aber brachte ihn das anatomiſche Theater von dieſer Lebensrichtung ab, und nun gab er ſich ganz ſeinem Hange zur Literatur und

1) Hagen, Literar. Grundriß Vorr. S. XVIII. — 2) Hagen, Liter. Grundriß S. 6. — 3) Heidelb. Jahrbücher der Litteratur 1812, Bd. II, S. 849 fg.

Archäologie hin. Auf der göttingen'schen Bibliothek war er bald so einheimisch wie Einer und er beschwerte sich scherzweise über die Masse von Büchertiteln, die er im Kopf herumtrage. Von Heyne wurde er sehr geschätzt, und er rechnete nicht ohne Grund darauf, durch diesen Gelehrten zu einer passenden Anstellung empfohlen zu werden. Im Jahr 1802 ging er nach Jena. Nach Vollendung des akademischen Cursus wandte er sich nach dem Süden, und es scheint, daß er selbst eine Reise nach Italien beabsichtet habe, die noch späterhin einer seiner oft wiederkehrenden und nie erfüllten Wünsche geblieben war. Indessen muß gerade um diese Zeit schon seine Vorliebe für vaterländische ältere Literatur entschieden gewesen sein; denn bereits im Sommer 1803, wo er in Nürnberg und Altdorf erschien, stand er in Verkehr mit E. J. Koch in Berlin, dem Herausgeber des Compendiums der altdeutschen Literatur, beschäftigte sich, von Panzer, Siebenkees, Kiesshaber, Nopitsch und Anderen begünstigt, mit altdeutschen Handschriften der Ebner'schen Bibliothek, und war, wahrscheinlich durch Heyne empfohlen, in brieflicher Verbindung mit Baron Christoph von Aretin, damaligem Vorsteher der Hofbibliothek in München. Diesem war, als Docen im Spätherbst 1803 nach München kam, dessen Mitwirkung bei seinen vielen literarischen Unternehmungen und bibliothekarischen Arbeiten sehr willkommen. Andrerseits mußte es Docen anziehend finden, so viele durch die Säcularisation in München zusammenströmende literarische Schätze, besonders des deutschen Alterthums, zuerst untersuchen und bekannt machen zu können [1]). Wir werden später sehen, welche Verdienste Docen sich in dieser Beziehung erworben hat. Vom Juni 1804 an arbeitete er regelmäßig auf der kurfürstlichen Hofbibliothek an einer Recension ihrer deutschen, französischen und anderen Handschriften. Im Jahr 1806 wurde er als Scriptor an dieser Bibliothek angestellt und rückte 1811 zum

1) Die biographischen Angaben über Docen sind (zum Theil wörtlich) der Biographie Docen's von Schmeller entnommen [im Neuen Nekrolog der Deutschen (Sechster Jahrgang, 1828. Zweiter Theil. Ilmenau 1830).]

Cuſtos derſelben vor. Docen war ein muſterhafter Bibliothekar; überall zu Hauſe wußte er auf die ſpeciellſten Fragen ſicheren Beſcheid zu geben. Dabei war er ſehr gefällig und ſogar wenn Objecte berührt wurden, die er gewiſſermaßen ſich ſelbſt vorbehalten hatte, verſtand er einer gewiſſen unwillkürlichen Aengſtlichkeit Meiſter zu werden. Eine Liebhaberei Docen's war die bildende Kunſt. Auch als Dichter hat er ſich verſucht, und zwar nicht bloß in hochdeutſcher, ſondern auch in niederdeutſcher Sprache [1]). Im Jahr 1811 wurde Docen Adjunct, 1821 außerordentliches und 1827 ordentliches Mitglied der Münchner Akademie der Wiſſenſchaften. Er ſtarb am 21. November 1828 an der Abzehrung.

Docen's wiſſenſchaftliche Thätigkeit war eine ſehr ausgebreitete. Er hat jedoch kein größeres vollendetes und in ſich zuſammenhängendes Werk hinterlaſſen, ſondern ſeine Entdeckungen, Forſchungen und Anſichten in einer Unzahl kleinerer und größerer Abhandlungen niedergelegt, die nur zum geringſten Theil einzeln gedruckt, der Mehrzahl nach in den verſchiedenſten Zeitſchriften zerſtreut ſind. So in Kiefhaber's Quartalſchrift (1803 fg.), in der Aurora (München 1804 – 7), in Aretin's Beiträgen, im Neuen Literariſchen Anzeiger (München 1806 — 8), im Muſeum für Altdeutſche Literatur und Kunſt, das er in Verbindung mit F. H. von der Hagen und Büſching 1809 — 1811 herausgab, und in der ſich (1812) daran anſchließenden „Sammlung für Altdeutſche Literatur und Kunſt," in Schelling's Allgemeiner Zeitſchrift für Deutſche 1813 und vielen anderen [2]). Einmal hat er ſelbſt den Verſuch gemacht, ſeine kleinen Arbeiten zu einem größeren Ganzen zuſammenzufaſſen, in ſeinen Miscellaneen zur Geſchichte der teutſchen Literatur, neuaufgefundene Denkmäler der Sprache, Poeſie und Philoſophie unſrer

---

1) Ueber ſeine hochdeutſchen Gelegenheitsgedichte ſ. den Nekrolog der Deutſchen a. a. O. S. 808. In plattdeutſcher Sprache iſt z. B. ein Epilog zu Schiller's Muſen-Almanachen in ſechs Stanzen (abgedruckt in der Aurora, Münch. 1804) u. eine „Neue Vorſtellung des Abſoluten, in plattdeutſchen Reimen" (In den Miscellaneen II, 258). — 2) S. das Verzeichniß in Docen's Leben im Neuen Nekrolog der Deutſchen, Sechſter Jahrgang, II, S. 806.

Vorfahren enthaltend (Bd. I und II, München 1807). Im Jahr 1809 erſchien eine erneuerte Ausgabe, deren erſtem Bande der Verfaſſer einen Anhang, Zuſätze zu beiden Theilen enthaltend, beifügte. — Ueberblickt man dieſe weithin zerſtreute literariſche Thätigkeit Docen's, ſo könnte man verſucht ſein, ihm Zerſplitterung ſeiner Kräfte vorzuwerfen. Man würde aber unrecht daran thun. Denn Docen's Thätigkeit entſprach nicht nur ſeiner beſonderen Naturanlage, ſondern ſie diente auch in höchſt dankenswerther Weiſe gerade dem damaligen Stadium unſrer Wiſſenſchaft. Die reichen verborgenen Schätze aufzuſchließen und ſie den Forſchern in Nord und Süd zugänglich zu machen, Vorurtheile zu zerſtreuen, irrige Meinungen zu berichtigen, neue Unterſuchungen anzuregen, darauf kam es in jener Zeit beſonders an. Nach allen dieſen Richtungen, namentlich nach der zuerſt genannten, hat Docen in höchſt verdienſtlicher Weiſe gewirkt. Und hat er auch, wie wir ſpäter ſehen werden, gerade in manchen ſeiner Hauptarbeiten geirrt, ſo iſt nichtsdeſtoweniger auch da ſein redlich und fleißig verfolgter Irrthum der Anlaß geworden, daß größere Meiſter das Richtige entdeckt haben.

Docen gehörte keineswegs zu den Gelehrten, die in den kleinen Einzelheiten ihrer Wiſſenſchaft aufgehen, ohne den Blick zu dem großen Ganzen zu erheben, das dem Vereinzelten erſt ſeinen Werth verleiht. Er beklagte, „daß man bisher faſt durchgängig fragmentariſch und viel zu unbeſtimmt unter den Denkmälern der früheren Zeiten umhergeſchwärmt und jede Kleinigkeit, die eben hervorgezogen wurde, ſchon als bedeutenden Gewinn angeſehen habe; dieſes aber einzig aus dem Grunde, weil man bei jener unfruchtbaren Geſchäftigkeit die unendlich wichtigeren ſchon vorhandenen oder leicht zu erhaltenden Werke vernachläſſigte, und weil ſich nirgends ein deutliches Hinſtreben zu Einem Ganzen, zu einer wahrhaft hiſtoriſchen Einſicht bemerken ließ“ [1]). Man dürfe weder, wie das bisher oft geſchehen, ſich ohne Kenntniß des Einzelnen in allgemeinem Theoretiſieren ergehen, noch dem unerſättlichen literäriſchen Mikrologis-

1) Docen, Miscellaneen, Bd. I, München 1807, Vorr. S. IX.

mus fröhnen und den jetzt ſchon ſo überladenen Wuſt untauglicher Notizen noch mehr anhäufen. „Um beide Abwege zu vermeiden, gibt es kein ſicheres Mittel, als ſich von den übergebliebenen Werken der früheren Zeiten, die wie die Ruinen eines großen Tempels ohne Ordnung und oft verſteckt genug noch daliegen, eine ſo viel möglich vollſtändige Kenntniß zu erwerben, um die zerſtreuten Bruchſtücke in den ununterbrochenen Umkreis des Ganges der teutſchen Bildung, jedes an den ihm zukommenden Ort zurückzuführen“ [1]).

Betrachten wir Docen's Thätigkeit nach ihren verſchiedenen Seiten, ſo tritt uns zuerſt der Herausgeber bis dahin theils noch gar nicht, theils nur mangelhaft bekannt gemachter altdeutſcher Denkmäler entgegen. Dazu bot ihm ſeine Stellung an der Münchener Bibliothek, in welche damals die unerſchöpflichen handſchriftlichen Schätze der ſäculariſierten Klöſter und mancher anderen bayeriſchen Bibliotheken zuſammenfloſſen, die erwünſchteſte Gelegenheit. Wir können hier natürlich kein Verzeichniß aller von Docen bekannt gemachten Stücke geben, ſondern müſſen uns begnügen, einige der hauptſächlichſten hervorzuheben. Dahin gehört z. B. die Mittheilung eines Abſchnitts aus dem Bamberger Codex des Heliand (1806) [2]). Dann die kleinen althochdeutſchen Stücke, die Docen im erſten Band der Miſcellaneen Handſchriften der Münchner Bibliothek entnimmt, darunter das Lied auf den heiligen Petrus und der freiſinger Text der Exhortatio ad plebem christianam [3]). Die Miſcellaneen bringen ferner die erſte Kunde vom Windberger Pſalter und die erſte Mittheilung daraus. Sein beſonderes Augenmerk wandte Docen der Menge von althochdeutſchen Gloſſen zu, welche die Münchner Handſchriften enthalten. Er ſah in ihnen mit Recht einen der vorzüglichſten Beiträge zu einem gründlichen deutſchen Wörterbuch [4]). Er verkannte nicht, daß die Methode, Gloſſen

1) Ebend. S. X. — 2) Miscellaneen II, (1807), S. 3 fg. — 3) Der Fuldaer Text war ſchon von Hottinger in der Hist. Ecclesiast. N. T. bekannt gemacht und von J. G. Eccard in der Catechesis theotisc. S. 74 wiederholt worden. — 4) Docen, Miſcell. I, 184.

in ihrer urſprünglichen Folge bekannt zu machen, viel für ſich habe, aber für die damalige Zeit ſchien es ihm nützlicher, die von ihm durchgearbeiteten Gloſſen aus Münchner Handſchriften als ein alphabetiſch geordnetes Glossarium theotisco-latinum ſeinen Miſcellaneen einzuverleiben [1]). Hier finden ſich die erſten Mittheilungen aus den reichhaltigen Tegernſeeer Gloſſen, die den Abdruck der Monſeeer Gloſſen in Pez Thesaurus Anecdotorum in unzähligen Fällen ergänzen und berichtigen. Docen entdeckte den Muſpilli [2]), wenn er auch nicht dazu gekommen iſt, ihn herauszugeben. Wie für die althochdeutſche Zeit, ſo boten Docen's Veröffentlichungen auch für die mittelhochdeutſche den erwünſchteſten Zuwachs. Bis dahin noch nicht gedruckte Lieder aus der Blüthezeit der mittelhochdeutſchen Lyrik, darunter zwei von Wolfram's Tageliedern [3]) —, den erſten Druck der zahlreichen Strophen des Wartburgſtreits, welche die Jenaer Handſchrift mehr enthält als die ſ. g. Maneſſiſche [4]), und vieles Andere verdanken wir Docen. Sein wichtigſter Fund aber auf mittelhochdeutſchem Gebiet waren die Bruchſtücke des Wolfram'ſchen Titurel, die er in einem Münchner Codex fand und in ſeinem Erſten Sendſchreiben über den Titurel, auf das wir ſpäter noch einmal zurückkommen werden, im Jahr 1810 veröffentlichte. Aber auch auf die ſpätere Zeit erſtreckte ſich ſein Intereſſe, und beſonders war es das deutſche Volkslied des 16. Jahrhunderts, das er in treuen Abdrucken zugänglich machte [5]). Docen beſchränkte ſich aber nicht auf die bloße Veröffentlichung alter Schriften, ſondern er lieferte auch ſorgfältige eigene Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Literatur. Seine „Marginalien zu Hrn. Fr. Adelung's Nachrichten von altteutſchen Gedichten, welche aus der Heidelbergiſchen Bibliothek in die Vatikaniſche gekommen ſind" [6]), ſeine „Zu-

1) I, 153 — 246. — 2) Conr. Hofmann in den Sitzungsberichten der Münchener Akad. 1866, 3. Nov. — 3) Miſcellan. I, 100. »Den morgenblic bî wahters sange erkôs« (Wolfram, her. v. Lachmann 1833, S. 3) und 102: Sîne klâwen durh die wolken sint geslagen (eb. S. 4). — 4) Miscellan. I, 113. — 5) Miscellan. I, 247. II, 239. — 6) Zuerſt im Neuen Literar. Anzeiger 26. Aug. und 16. Sept. 1806. Dann erweitert in den Miscellaneen II, 124.

ſätze und Berichtigungen zu E. J. Koch's Compendium der deutſchen Literatur Geſchichte“ [1]), ſein „Alphabetiſches Verzeichniß der altteutſchen Lieder Dichter aus dem ſchwäbiſchen Zeit Puncte“ [2]), ſeine „Gallerie altdeutſcher Dichter“ [3]), ſein „Verſuch einer vollſtändigen Literatur der älteren Deutſchen Poeſie“ [4]), ſeine Aufſätze „Zur Literatur und Kritik altdeutſcher Gedichte“ [5]), ſeine ausführliche Beurtheilung der Hagen-Büſching'ſchen Sammlung deutſcher Gedichte des Mittelalters [6]) haben die Kenntniß unſrer alten Literatur weſentlich gefördert. Auf ſeine Erörterungen über den Unterſchied der Minne- und Meiſter-Sänger, bei denen er zwar Jacob Grimm gegenüber den Kürzeren zog, aber doch eben zu deſſen durchſchlagenden Unterſuchungen den Anſtoß gab, kommen wir ſpäter zurück.

Docen hatte ſehr richtige Anſichten über das, was der altdeutſchen Philologie noth thue. Vor allem müſſe man dafür ſorgen, daß die altdeutſchen Werke in kritiſcher Weiſe herausgegeben würden. „Die Herausgabe eines altdeutſchen Gedichts“, ſagt er (1813), „wird durch faſt alle jene Erforderniſſe bedingt, welche bei der Darſtellung des Textes eines griechiſchen oder römiſchen Auctors von Seiten der exegetiſchen und kritiſchen Einſicht nun unter uns, ſeitdem man in Italien die Werke der Alten durch den Druck bekannt machte, anerkannt und befolgt werden. Von einem Denkmale des deutſchen Alterthums, was Jemand nicht in allen ſeinen Theilen verſteht, wird er nie eine genügende Ausgabe zu liefern vermögend ſein — denn hier ſo wenig wie bei den Alten, gibt es auch nur Eine Handſchrift, die wir als den zuverläſſigen Originaltext anerkennen könnten“ [7]). Die Ausübung dieſer kritiſchen Thätig-

1) Angefangen in den Literariſchen Blättern 27. Oct. 1804, weiter geführt in den Miscellan. I, 64, im Neuen Literar. Anzeiger 13. Jan. 1807 und in Aretin's Beiträgen Bd. VI, (1806) S. 176; Bd. VII, (1806) S. 310. — 2) Neuer Literar. Anzeiger 12. Mai 1807. — 3) Muſeum für Altdeutſche Literatur und Kunſt Bd. I, (Berlin 1809) S. 37 fg. — 4) Ebend. S. 126 fg. — 5) Ebend. Bd. II, (1811) S. 245 fg. — 6) Allgemeine Zeitſchrift von Deutſchen für Deutſche, her. von Schelling, Bd. I, Nürnberg 1813, S. 196—264 und S. 334—422. — 7) Docen's Beur-

keit fordere nicht nur einen großen Fonds an Sprach- und Alterthumskenntniſſen, ſondern „das Wiſſen wäre hier unwirkſam, ohne durch einen hohen Grad von Scharfſinn, Divinationsgabe und das feinſte Gefühl des Paſſenden belebt zu ſein.“ „Nach den hier aufgeſtellten Grundſätzen“, fügt er dann hinzu, „iſt freilich noch kein Denkmal des deutſchen Alterthums herausgegeben worden“ [1]). In der Beurtheilung von Hagen's und Büſching's Sammlung deutſcher Gedichte des Mittelalters, welcher die obenſtehenden Ausſprüche Docen's entnommen ſind, gibt er eine große Menge Berichtigungen der mitgetheilten Texte, und ſo ſehr er das Verdienſt der Herausgeber anerkennt, kommt er doch zu dem Ergebniß, daß „die Herausgeber für die vervielfältigte, treue Mittheilung durch den Druck ſehr viel, für die Lieferung eines richtigen lesbaren Textes aber überaus wenig gethan haben“ [2]).

Wie wir hier in Docen einen Vorläufer Lachmann's kennen gelernt haben, ſo hat er bereits im Jahr 1807 eine Ahnung von dem, was dann zwölf Jahre ſpäter Jacob Grimm in ſo großartiger Weiſe verwirklicht hat. „Die Geſchichte der teutſchen Sprache“, ſagt er in der Vorrede zum zweiten Band der Miſcellaneen, „verlangt eine durchaus neue Bearbeitung. So gewiß es iſt, daß keine wahre, gründliche Kenntniß unſrer heutigen teutſchen Sprache möglich ſei, ohne die ältere, die die Wurzeln und den Stamm derſelben umſchließt, erforſcht zu haben: ſo gewiß iſt auch, daß, wenn überhaupt das Syſtem der Sprache auf eine geiſtvollere und würdigere Art dargelegt werden kann, wie in den gewöhnlichen Grammatiken, in denen die lebendige Erkenntniß ganz untergegangen, geſchieht, daß, ſage ich, für eine ſolche ſinnvollere Behandlung ein noch faſt ganz unbebautes Feld vor uns daliege“ [3]). Er ſelbſt hatte im Sinn, „grammatiſche Vergleichungstafeln“ [4]) und eine „Theorie der älteren deutſchen Sprache“ [5]) herauszugeben. Aber

---

theilung der Hagen-Büſching'ſchen Sammlung in Schelling's Allgemeiner Zeitſchrift I, (1813) S. 201. — 1) Ebend. S. 203. — 2) Ebend. S. 356. — 3) Docen, Miscellaneen (1807) Vorrede S. VII. — 4) Ebend. I, Vorr. S. XII. — 5) Erſtes Sendſchreiben über den Titurel (1810) S. 63.

wie auf dem Gebiet der Textkritik von Lachmann, ſo wurde auf dem der geſchichtlichen deutſchen Grammatik von Jacob Grimm das weit überboten, was Docen hätte leiſten können. Es gereicht ihm nicht zum Tadel, daß noch begabtere Männer das erreichten, was er erſtrebte, ſondern wir müſſen rühmend anerkennen, daß er einer der erſten war, welche die Forderungen der deutſchen Philologie richtig beurtheilten.

Die Auffindung des älteren Titurel durch Docen. Docen's und A. W. Schlegel's Anſichten über denſelben.

Zu den ſchönſten Entdeckungen jener Jahre gehört die Auffindung des älteren Titurel durch Docen. Bis zum Jahr 1810 kannte man nur den jüngeren Titurel, wie er in dem Drucke von 1477 vorliegt. Da fand im erſten Jahrzehend unſeres Jahrhunderts Docen auf der Münchner Bibliothek in einer Handſchrift des Parzival auf vier angebundenen Blättern eine Reihe Strophen, deren Inhalt mit Capitel [1]) 5, 6, 7 und 10 des jüngeren Titurel übereinſtimmt, deren Darſtellung aber in Ausführung, Sprache und Versbau ſich weſentlich von dieſem unterſcheidet. Docen gab dieſe Bruchſtücke mit Erläuterungen und einer vorausgeſchickten Unterſuchung über ihren Urſprung heraus unter dem Titel: „Erſtes Sendſchreiben über den Titurel, enthaltend: Die Fragmente einer Vor-Eſchenbachiſchen Bearbeitung des Titurel. Berlin und Leipzig 1810." Mit richtigem Gefühl erkannte Docen die Vortrefflichkeit dieſer Strophen. „Jeder Kunſtfreund", ſagt er, „der, was der deutſche Genius in alter und neuer Zeit gebildet, ſeiner Theilnahme werth achtet, wird dieſe Bruchſtücke mit beſonderm Wohlgefallen betrachten. Wem auch könnte dieſer ſüdliche Glanz und Wärme, dieſe Pindariſch fortſtrömende, lyriſche Sprache, und dieſe Großheit der Behandlung unbemerkt bleiben? Wer wird nicht in dieſen Fragmenten ein vorzügliches Zeugniß von dem hohen Genius und der wahrhaft poetiſchen Bildung der alten Sprache wahrnehmen

1) So bezeichnet der Druck von 1477 im Regiſter die einzelnen Abſchnitte.

und anerkennen?“ [1]). „In unſerm Fragment“, ſagt Docen an einer anderen Stelle, „herrſcht mehr Jugendlichkeit und Friſche, wie in den ſtreng geſchloſſenen, regelmäßigen Strophen des größeren Gedichts“ [2]). Wie nahe ſcheint uns Docen hier der Entdeckung des wahren Sachverhalts zu ſein, uns, die wir jene Bruchſtücke als das echte Werk Wolfram's, den jüngeren Titurel dagegen als ein ſpäteres mittelmäßiges Produkt kennen. Und wirklich war Docen auch beim erſten Anblick der Meinung, dieſes Fragment ſei „ein früherer Verſuch von Eſchenbach ſelbſt“ [3]). Bald aber kam er von dieſer Anſicht zurück, und in der That war ſie auch in der eben angeführten Faſſung in ſich ſelbſt widerſprechend. Docen hielt nämlich, wie damals noch alle ſeine Mitforſcher, den jüngeren Titurel für ein Werk des Wolfram von Eſchenbach. Und von dieſer unrichtigen Grundlage aus führte er den Beweis, daß jene älteren Fragmente nicht vom Verfaſſer des jüngeren Titurel und mithin nicht von Wolfram von Eſchenbach ſein könnten [4]). Daß er dieſelben in das Jahr 1189 verlegte [5]), beruhte überdies auf einer irrigen Berechnung [6]).

Docen widmete das angeführte Sendſchreiben, in welchem er die Bruchſtücke des älteren Titurel veröffentlichte, Auguſt Wilhelm Schlegel, „mit dem Wunſch, eine lange Hochachtung gegen den gebildeteſten Kritiker der Modernen zu beurkunden.“ Schlegel ſchrieb eine ausführliche Beurtheilung von Docen's Sendſchreiben in den Heidelbergiſchen Jahrbüchern der Literatur vom Jahr 1811 [7]). Er iſt hoch erfreut über Docen's Entdeckung und läßt deſſen Scharfſinn und Gelehrſamkeit alle Gerechtigkeit widerfahren; aber mit Docen's Grundanſicht über das Verhältniß der aufgefundenen Bruchſtücke zum bisher bekannten Titurel kann er ſich nicht einverſtanden erklären. Zwar, daß dieſe Bruchſtücke älter ſind als der

1) Docen, Erſtes Sendſchreiben über den Titurel (1810) S. 11 fg. — 2) Ebend. S. 5. — 3) Ebend. S. 4. — 4) Ebend. S. 7 — 10. — 5) Ebend. S. 12. — 6) Lachmann's Ausgabe des Wolfram, Vorrede S. XXVII, Anm. — 7) Wieder abgedruckt in A. W. von Schlegel's ſämmtlichen Werken. Her. von Böcking. Bd. XII, Leipzig 1847, S. 288—321.—

andere Titurel, ſteht auch ihm feſt. Aber, daß ſie „Vor-Eſchenbachiſch" ſeien, beſtreitet er. „Wir müſſen hier mit der Vermuthung hervortreten", ſagt er, „die vielleicht Manchem gewagt erſcheinen wird, der ältere Titurel ſei unmittelbar von Eſchenbach's Hand, und der zweite, der bisher allgemein für den ſeinigen gegolten, ſei nur eine Umarbeitung von zwei ſpäteren Meiſtern. Wir glauben in dem Bruchſtücke die ganze Eigenthümlichkeit des Dichters, ja ſogar ſeine Seltſamkeit zu erkennen, allein wir wollen uns auf greifliche hiſtoriſche Gründe ſtützen" [1]). Und nun verſucht Schlegel den Beweis, daß Wolfram ſeinen Titurel ſpäteſtens zwiſchen den Jahren 1210 und 1220 gedichtet habe, und daß wir in den neu aufgefundenen Bruchſtücken Theile dieſes Wolfram'ſchen Titurel beſitzen. „Schwerlich wurde vor ſeinem Tode an eine Umarbeitung gedacht, die nach den erſten neun Geſängen wieder funfzig Jahre lang liegen blieb. Dies würde alſo die Vollendung unſeres Titurel ganz nahe gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hinrücken, und bloß nach innern Gründen zu urtheilen, ſcheint uns deſſen Text nicht älter zu ſein" [2]). Dieſe Umarbeiter des Wolfram'ſchen Werks haben, nach Schlegel, nicht bloß deſſen vierzeilige Strophe in eine ſiebenzeilige umgewandelt und „dabei bald die hinzugefügten Reime mit ſichtbarem Zwange herbeigeführt, bald ſchöne Züge weggelaſſen und dagegen müßige und nur nicht gar Flickwörter geſetzt", ſondern „viele paraphraſtiſche Erweiterungen, viele abſchweifende Betrachtungen, worüber dem Leſer der Faden der Erzählung entſchlüpft, ſcheinen erſt bei der Umarbeitung in das Gedicht gekommen zu ſein" [3]). Hat ſich Schlegel auch darin geirrt, daß er dem jüngeren Titurel ein vollſtändiges Wolfram'ſches Original zu Grunde liegen läßt; ausgemacht bleibt, daß er der Erſte geweſen iſt, der erkannt hat, daß der uns in der Ausgabe von 1477 und allen bis jetzt bekannt gewordenen Handſchriften vorliegende in ſiebenzeiligen Strophen verfaßte Titurel kein Werk Wolfram's iſt. Wie bedeu-

1) Heidelb. Jahrbb. 1811, S. 1094 fg. (A. W. Schlegels Wke. XII, S. 307). — 2) Heidelb. Jbb. S. 1098 (Schlegel's Wke. XII, 310). — 3) Heidelb. Jbb. S. 1087 (Schlegel's Wke. XII, 300).

tend aber dieſer Fortſchritt in unſerer Kenntniß eines der größten altdeutſchen Dichter war, das tritt uns recht klar entgegen, wenn wir ſehen, wie mit allen Uebrigen nicht bloß Docen, ſondern auch Jacob Grimm vor Schlegel's Erörterungen nicht den mindeſten Zweifel hegt, daß der jüngere Titurel von Wolfram von Eſchenbach herrühre [1]). Was die äſthetiſche Würdigung betrifft, ſo ſchlägt zwar Schlegel, trotz ſeiner Entdeckung, den Werth des jüngeren Titurel immer noch ſehr hoch an [2]), aber er iſt nicht blind gegen deſſen Schwächen, er bezeichnet ausdrücklich die Weitſchweifigkeit als deſſen Hauptfehler; er erkennt klar die gewaltige Ueberlegenheit der echten Bruchſtücke [3]) und iſt von ihrer Schönheit entzückt. Nachdem er eine Anzahl Proben, darunter die ergreifende Stelle, in welcher Sigune Herzelöuden ihre Sehnſucht nach dem abweſenden Geliebten klagt, mitgetheilt hat, fährt er fort: „So hohe und zarte Schönheiten bedürfen keiner weitläuftigen Zergliederung und ertragen ſie nicht. In jedem Laute athmet ſtolze Kraft und innige Lebensfülle, und die begleitenden Rhythmen ſind wie jauchzende Pulſe, die das friſche Heldenblut durch jede Ader des Geſanges hinſtrömen“ [4]).

Die Einführung des Sanskrit in den Kreis der deutſchen Forſchung durch Friedrich Schlegel.

Es kann natürlich hier nicht unſre Abſicht ſein, eine Geſchichte des Sanskritſtudiums zu ſchreiben. Vielmehr wird es in den Abſchnitten, in denen wir uns mit dem Sanskrit beſchäftigen, bloß darauf ankommen, die Einwirkung zu ſchildern, welche das Studium des Sanskrit auf die germaniſche Sprachforſchung in Deutſchland geübt hat. Wir bemerken daher nur beiläufig, daß der erſte Europäer, der eine Sanskritgrammatik herausgegeben hat, ein Deutſcher war, der Carmeliter Johann Philipp Wesdin, der unter ſeinem Ordensnamen Paulinus a Sancto Bartholomaeo im Jahr

1) J. Grimm, Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang, Göttingen 1811, S. 59 fg. Vgl. auch S. 83. 179. — 2) Heidelb. Jbb. S. 1109 (Schlegel's Wke. XII, 319). — 3) Heidelb. Jbb. S. 1087 (Schlegel's Wke. XII, 300). — 4) Heidelb. Jbb. S. 1108 (Schlegel's Wke. XII, 319).

1790 eine Grammatica Samscrdamica veröffentlichte, daß aber der großartige Aufſchwung der indiſchen Studien, der eine der merkwürdigſten Seiten der neueren europäiſchen Wiſſenſchaft bildet, hauptſächlich von dem Engländer William Jones († 1794) und der Gründung der Aſiatiſchen Geſellſchaft zu Calcutta im Jahr 1784 ausgegangen iſt [1]). In Deutſchland knüpft ſich der Anſtoß zu den indiſchen Studien an einen der Namen, die uns ſchon in einem früheren Abſchnitt als bedeutſam für die Entwicklung der germaniſchen Philologie begegnet ſind. Friedrich Schlegel gieng im Jahr 1802 nach Paris und warf ſich dort auf das Studium der orientaliſchen Sprachen, erſt des Perſiſchen, dann im Jahr 1803 unter der Leitung des Engländers Alexander Hamilton [2]) auf das des Sanskrit. Hatte ihn ſchon am Perſiſchen die große Aehnlichkeit mit dem Deutſchen überraſcht, ſo wurde er von der Formvollendung, dem Reichthum und der Wichtigkeit des Sanskrit für das ganze Sprach- und Alterthumsſtudium wahrhaft bezaubert. „Anfangs", ſchreibt er am 15. Sept. 1803 aus Paris an Tieck, „hat mich die Kunſt und die perſiſche Sprache am meiſten beſchäftigt. Allein jetzt iſt alles dies vom Sanskrit verdrängt. Hier iſt eigentlich die Quelle aller Sprachen, aller Gedanken und Gedichte des menſchlichen Geiſtes; alles, alles ſtammt aus Indien ohne Ausnahme. Ich habe über Vieles eine ganz andre Anſicht und Einſicht bekommen, ſeit ich aus dieſer Quelle ſchöpfen kann" [3]). Im

1) Vgl. Max Müller, Lectures on the Science of Language, fourth ed. London 1864, p. 161 fg. — 2) S. F. Schlegel's Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier, Vorr. S. IV. Daß F. Schlegel während des Friedens von Amiens in England geweſen ſei, wie man hin und wieder angegeben findet, ſteht im Widerſpruch mit den fortlaufenden Berichten, die er in ſeinen Briefen an Schleiermacher (Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Dritter Band) und Tieck (Briefe an L. Tieck, Bd. 3, Breslau 1864) über ſein Leben und ſeine Studien gibt. Vielmehr hielt ſich Hamilton im Jahr 1803, als Schlegel deſſen Unterricht genoß, in Paris auf. Vgl. A. W. Schlegel, Indiſche Bibliothek, Erſter Band, Bonn 1820, S. 6; Zweiter Band, Bonn 1827, S. 383 fg. — Nouvelle Biogr. générale, Tome 23, Paris 1858 s. n. Hamilton (Alexandre). — 3) Briefe an L. Tieck, Bd. 3, Breslau 1863, S. 329.

Jahr 1808 veröffentlicht er als Frucht seiner Studien die Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte“ [1]). Im ersten Buch dieser Schrift handelt er von der Sprache, im zweiten von der Philosophie, im dritten endlich fügt er allgemeine historische Ideen hinzu. In Bezug auf die Sprache zeigt er zuerst an einer Reihe von Beispielen die nahe Verwandtschaft, in welcher das Sanskrit mit dem Lateinischen, Griechischen, Germanischen und Persischen steht, und sucht zugleich den Beweis zu führen, daß die indische Form die ältere sei [2]). In seinen etymologischen Vergleichungen bestrebt er sich, dem Vorwurf phantastischer Willkür zu entgehen. „Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Versetzungsregel der Buchstaben, sondern fordern völlige Gleichheit des Worts zum Beweise der Abstammung. Freilich, wenn sich die Mittelglieder historisch nachweisen lassen, so mag giorno von dies abgeleitet werden, und wenn statt des lateinischen f im Spanischen so oft h eintritt, das lateinische p in der deutschen Form desselben Wortes sehr häufig f wird, und c nicht selten h, so gründet dies allerdings eine Analogie auch für andre nicht ganz so evidente Fälle. Nur muß man, wie gesagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie historisch nachweisen können; nach Grundsätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinstimmung muß schon sehr groß und einleuchtend sein, um auch nur geringe Formverschiedenheiten gestatten zu dürfen“ [3]). Wir sehen hier einen großen Fortschritt gegenüber dem phantastischen, hin- und herratheuden Etymologisieren. Zugleich aber bezeichnet uns diese Stelle, wie weit im Jahr 1808 selbst ein Mann wie Friedrich Schlegel noch entfernt war von der Einsicht, die wir Rask und Grimm verdanken, daß eben jene Regeln der Umwandlung die Grundlage der Etymologie bilden, so daß oft gerade die Ungleichheit, nicht die Gleichheit des Lautbestandes für die Identität der Wörter spricht.

---

1) Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. — 2) F. Schlegel, Ueber Sprache und Weisheit der Indier. S. 15. — 3) Ebend. S. 6 fg.

Ein noch größeres Gewicht als auf die Aehnlichkeit der Wurzeln legt Schlegel auf die Uebereinstimmung des grammatischen Baues. Nachdem er im zweiten Kapitel eine Anzahl von Wörtern zusammengestellt hat, welche sich einerseits im Sanskrit, andrerseits im Lateinischen, Griechischen, Germanischen oder Persischen finden, beginnt er das dritte, „Von der grammatischen Structur" überschriebene Kapitel mit dem Einwurf: „Könnte man aber nicht vielleicht diesen ganzen Beweis umkehren und sagen: Die Verwandtschaft ist auffallend genug und mag zum Theil gegründet sein, woraus folgt aber, daß die indische unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinschaftlicher Ursprung sei? Kann sie nicht eben so gut erst durch Mischung der andern entstanden sein, oder doch dadurch diese Aehnlichkeit erhalten haben?" „Nicht zu erwähnen, antwortet Schlegel, daß Vieles von dem schon Angeführten und auch manche andre Wahrscheinlichkeit dagegen spricht, so werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entscheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypothese, welche, was sich in Indien Griechisches findet, von den Seleuciden in Baktrien herleiten zu können meint, nicht viel glücklicher sein als die, welche die ägyptischen Pyramiden für natürliche Krystallisationen ausgeben wollte. Jener entscheidende Punkt aber, der hier Alles aufhellen wird, ist die innere Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat" [1]).

Wenn nun auch bei der Durchführung im Einzelnen Schlegel Richtiges und Falsches mischt, so hat er doch in den angeführten Worten einen der fruchtbarsten Grundgedanken der ganzen neueren Sprachforschung ausgesprochen, und auch in der weiteren Ausführung finden wir vieles Treffende. „Mit der griechischen und römischen Grammatik," sagt er [2]), „stimmt die indische so sehr überein,

1) Ebend. S. 27 fg. — 2) Ebend. S. 35.

daß ſie weder von der einen noch von der andern mehr verſchieden iſt, als dieſe beiden es unter ſich ſind." In Bezug auf die germaniſchen Sprachen erkennt Schlegel ganz richtig, daß ſie den Formen des Indiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen immer näher rücken, je weiter wir in ihr Alterthum hinaufſteigen. Nachdem er einige grammatiſche Aehnlichkeiten des Deutſchen und des Indiſchen beſprochen hat, fährt er fort: „Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothiſchen und Angelſächſiſchen für den deutſchen, des Isländiſchen für den ſkandinaviſchen Zweig unſrer Sprache, ſo finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechiſchen und Indiſchen, einen Dualis, genauere Geſchlechts- und Verhältnißbeſtimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verloren, ſondern auch viele andre Flexionen, die jetzt ſchon etwas abgeſtumpft und weniger kenntlich ſind; die dritte Perſon im Singularis und Pluralis der Zeitworte zum Beiſpiel zeigen ſich wieder vollſtändig und in vollkommner Uebereinſtimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieſer alten Denkmahle der germaniſchen Sprache nicht der mindeſte Zweifel übrig bleiben, daß ſie ehedem eine ganz ähnliche grammatiſche Structur hatte, wie das Griechiſche und Römiſche" [1]). Ich führe aus dem Beſonderen, was Schlegel über die deutſche Sprache ſagt, nur eine Stelle an, weil ſie uns zugleich hinüberleitet zu einer allgemeineren Betrachtung. „Wird in einer andern (Gattung) das Imperfectum durch ein angefügtes t gebildet, ſo iſt dies freilich eine beſondre Eigenthümlichkeit, eben ſo wie das b im römiſchen Imperfectum; das Princip aber iſt immer noch dasſelbe, daß nämlich die Nebenbeſtimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältniſſen nicht durch beſondre Worte oder von außen angehängte Partikeln geſchieht, ſondern durch innre Modification der Wurzel" [2]). Dieſe Stelle bietet uns den Uebergang zu dem Verſuch, den Schlegel in den folgenden Kapiteln macht, ſämmtliche Sprachen unter gewiſſe Hauptgeſichtspunkte zuſammenzufaſſen.

---

1) Ebend. S. 33 fg. Vgl. die Bemerkung über das Zugrundelegen der älteſten Mundart S. 81. — 2) Ebend. S. 33.

Die Geſammtheit der Sprachen zerfällt ihm in zwei große Klaſſen. „Entweder", ſagt er, „werden die Nebenbeſtimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion, oder aber jedesmal durch ein eigens hingefügtes Wort, was ſchon an und für ſich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und dieſe beiden einfachſten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle ſind bei näherer Anſicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieſer Gegenſatz auch das ganze in Rückſicht auf die Mannigfaltigkeit der Wurzeln unermeßliche und unbeſtimmbare Gebiet der Sprache umfaßt und völlig erſchöpft" [1]). Wie Schlegel ſich das Weſen der Flexion denkt, ergibt ſich ſchon aus der oben über das deutſche Imperfectum angeführten Stelle. Jede Wurzel iſt in den flectierenden Sprachen „wahrhaft das, was der Name ſagt, und wie ein lebendiger Keim." [2]). Dieſer Keim entfaltet ſich „durch innere Veränderung" [2]) zur Bezeichnung der verſchiedenen Verhältnißbegriffe der Zeit, des Raums, der Beziehungen aller Art. Schlegel findet das, was er Flexion nennt, nur in den indogermaniſchen Sprachen. Dieſe bilden daher die eine Hauptgattung der ganzen Sprachwelt, während ſämmtliche andere Sprachen der zweiten Gattung angehören. Schlegel rechnet dahin nicht nur die einſylbigen Sprachen, wie das Chineſiſche, und die „eben ſo ſchweren als ſonderbaren amerikaniſchen Sprachen," zu deren Studium ihm Alexander von Humboldt Hülfsmittel verſchafft [3]), ſondern auch die ſemitiſchen Sprachen. Was er von dieſen, im Gegenſatze zu den flectierenden indogermaniſchen Sprachen, ſagt, läßt uns einen beſonders klaren Blick in Schlegel's Anſicht von der Flexion thun. „Zwar, meint er, kann ein Schein von Flexion entſtehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptwort zuſammenſchmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabiſchen und in allen, die ihr verwandt ſind, die erſten und weſentlichſten Verhältniſſe, wie die der Perſon

1) Ebend. S. 45. — 2) Ebend. S. 50. — 3) Ebend. S. 46.

an Zeitwörtern, durch Anfügung von für sich schon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis sich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man sicher annehmen, daß das Gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden habe, wo sich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr so deutlich unterscheiden läßt; kann wenigstens sicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieser Hauptgattung gehöre, wenn sie gleich im Einzelnen durch Mischung oder kunstreiche Ausbildung zum Theil schon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte" [1]). Der Stufengang der nicht flectierenden Sprachen ist nach Schlegel dieser: Auf der untersten Stufe steht das Chinesische. Im Baskischen und Koptischen „fangen die angefügten Partikeln schon an, mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalescieren. Noch mehr ist dies der Fall im Arabischen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem größern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieser Gattung gehören, während doch manches Andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da sich sogar schon eine einzelne Uebereinstimmung mit der Grammatik durch Flexion zeigt" [2]). Die arabische und hebräische Sprache „stehen wohl unstreitig auf dem höchsten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der sie übrigens nicht so ausschließend angehören, daß sie sich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern sollten. Daß aber diese Kunst ihnen später, ja zum Theil gewaltsam, auf den alten rohen Stamm angebildet sein möge, haben die vertrautesten Kenner dieser Sprachen oft geäußert" [3]). Insofern sie ihre Formen durch Affixa bilden, stehen die semitischen Sprachen sammt allen übrigen im unbedingten Gegensatz zu den (indogermanischen) flectierenden Sprachen, die ihre Formen nicht durch Affixa, sondern durch innere Umwandlung der Wurzel selbst bilden [4]). Die älteste unter den Sprachen dieser Klasse ist die indische. „Daß die indische Sprache älter sei als die griechische und römische, geschweige

1) Ebend. S. 48. — 2) Ebend. S. 49 fg. — 3) Ebend. S. 55. — 4) Vgl. auch ebend. S. 56.

denn die deutſche und perſiſche, ſcheint aus allem Angeführten [1]) wohl mit Gewißheit hervorzugehen. In welchem Verhältniß, als die älteſte der abgeleiteten, ſie aber eigentlich zu der gemeinſchaftlichen Urſprache ſtehe, darüber wird ſich vielleicht dann etwas Näheres beſtimmen laſſen, wenn wir die Vedas in echter Geſtalt ſammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verſchiedenheit der Sprache in den Vedas ſelbſt vom Samſkrit ſchon in frühen Zeiten nothwendig machte" [2]).

An das Aufblühen der indiſchen Studien in Europa knüpft Friedrich Schlegel die größten Erwartungen. „Möchte das indiſche Studium, ſagt er in der Vorrede [3]) zu ſeinem Werk, nur einige ſolche Anbauer und Begünſtiger finden, wie deren Italien und Deutſchland im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert für das griechiſche Studium ſo manche ſich plötzlich erheben und in kurzer Zeit ſo Großes leiſten ſah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums ſchnell die Geſtalt aller Wiſſenſchaften, ja man kann wohl ſagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indiſchen Studiums ſein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen und in den Kreis der europäiſchen Kenntniſſe eingeführt würde."

Ich glaube, daß das Angeführte die außerordentliche Bedeutung von Friedrich Schlegel's Buch hinreichend darthut. Wir haben unſre Mittheilungen ſo gewählt, daß ſie zugleich auch von den ſchwachen Seiten Schlegel's eine deutliche Anſchauung gewähren. Im Gegenſatz zu dieſen ſchwachen Seiten werden wir die Sprachforſchung insbeſondere durch Franz Bopp eine neue Geſtalt gewinnen ſehen. Ueberhaupt gibt Schlegel nur allgemein ausgeſprochene Gedanken. Die beweiſende Durchführung fehlt entweder, oder ſie iſt, wo Schlegel ſie verſucht, voll von Mißgriffen. Wir würden daher die Mängel von Schlegel's Buch noch ſtärker hervortreten ſehen, wenn es uns hier geſtattet wäre, mehr in die Einzel-

---

1) Siehe oben. — 2) S. 66 fg. — 3) S. X.

heiten der Ausführung einzugehen. Aber trotz alle dem wird man die epochemachende Bedeutung dieſer kleinen, aber inhaltsſchweren Schrift nicht in Abrede ſtellen [1]).

Arnold Kanne.

Es währte noch eine Reihe von Jahren, bis das von Friedrich Schlegel in Deutſchland angeregte Studium des Sanskrit geſunde wiſſenſchaftliche Früchte trug. Eine geraume Zeit noch wirkte das Licht aus dem Orient mehr blendend und verwirrend, als erleuchtend und aufklärend. Einen Beleg für dieſe Thatſache liefern die Schriften Arnold Kanne's. Es iſt hier nicht der Ort, das abenteuerliche Leben dieſes merkwürdigen Mannes ausführlich zu erzählen. Geboren im Jahr 1773 zu Detmold ſtudierte er unter Heyne in Göttingen klaſſiſche Philologie, zugleich mit den orientaliſchen Sprachen beſchäftigt, lebte dann kümmerlich von ſeiner Feder, bald als gelehrter, bald als humoriſtiſcher Schriftſteller, diente dazwiſchen als öſtreichiſcher Soldat, wurde befreundet mit Jean Paul, nahm im Jahr 1806 preußiſche Kriegsdienſte, ward franzöſiſcher Kriegsgefangener, entſprang und trat dann abermals in öſtreichiſchen Kriegsdienſt. Auf Jean Paul's Verwendung ward er endlich durch Friedrich Heinrich Jacobi losgekauft und erhielt im Jahr 1809 eine Stelle als Profeſſor der Geſchichte am Realinſtitut in Nürnberg. Im Jahr 1817 wurde er Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an der Univerſität Erlangen und ſtarb daſelbſt am 17. December 1824. Dieſer ſo bewegte äußere Lebenslauf Kanne's iſt durchtobt von noch weit größeren inneren Stürmen und Kämpfen, die ihn zwiſchen hochgehenden wiſſenſchaftlichen Planen und ſtiller chriſtlicher Entſagung hin und herwerfen, bis er endlich in einem ernſten myſtiſch beſchaulichen Chriſtenthum Ruhe findet [2]).

---

1) Vgl. Max Müller, Lectures on the Science of Language, IV. ed., p. 168 sq. — Theod. Benfey, Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft, 1869, S. 357 fg. — 2) Vgl. die Selbſtbiographie Kanne's in: Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Chriſten von J. A. Kanne, Erſter Thl. Bamberg u. Leipz. 1816, S. 263 fg., und den Neuen Nekrolog der Deutſchen, Jahrg. II, S. 1240 fg.

Kanne's Schriften liegen großentheils nicht auf unſerem Boden, aber einige derſelben ſind auch für die Geſchichte der germaniſchen Philologie von nicht geringer Bedeutung. Im Jahr 1804 gab er eine Schrift heraus „Ueber die Verwandtſchaft der griechiſchen und teutſchen Sprache.“ In dieſer Schrift hält ſich der Verfaſſer, abgeſehen von einigen allgemeineren Anſichten über die geſchichtliche Entſtehung der Laute, ſtreng an die Sache, indem er vor allem die wichtigſten Lautübergänge zwiſchen dem Griechiſchen und Deutſchen nachzuweiſen ſucht, und hier gelingt es ſeinem Scharfſinn, einen großen Theil der Lautwechſel darzuthun, auf denen das Grimm'ſche Lautverſchiebungsgeſetz beruht. Kein Sprachforſcher vor Raſk iſt dieſer großen Entdeckung Grimm's ſo nahe geweſen, als bereits im Jahr 1804 Arnold Kanne [1]). Wäre Kanne auf dieſem Wege weiter gegangen, hätte er auf ſolche Weiſe die orientaliſchen Sprachen in den Bereich ſeiner Forſchung gezogen, ſo würde er ohne Zweifel eine der vorzüglichſten Stellen unter unſren wiſſenſchaftlichen Sprachforſchern einnehmen. Statt deſſen ließ er ſich von der damals herrſchenden titanenhaften Ueberſchätzung der vorhandenen Kräfte nicht nur hinreißen, den Zuſammenhang aller Sprachen und Mythen in Einem Anlauf erobern zu wollen, ſondern er glaubte auch, auf dieſe Weiſe die Einſicht in den tiefſten Zuſammenhang der Sprache mit den Dingen, ja in den idealen Zuſammenhang der Dinge ſelbſt erlangen zu können. In dieſem Sinn ſchrieb er: Erſte Urkunden der Geſchichte oder allgemeine Mythologie. Zwei Bände. Mit einer Vorrede von Jean Paul. Baireuth 1808. Dann: Pantheum der älteſten Naturphiloſophie, die Religion aller Völker. Tübingen 1811. Endlich: Syſtem der indiſchen Mythe, oder Chronus und die Geſchichte des Gottmenſchen in der Periode des Vorruckens der Nachtgleichen. Leipzig 1813. Das Ganze hatte ſeine Krönung finden ſollen in einem Pangloſſum, in welchem Kanne die oben bezeichneten Erwartungen vollends zu befriedigen hoffte. Er vernichtete aber die Handſchrift dieſes Werkes, als

1) Man vgl. in der oben angeführten Schrift S. 111. 122 fg. 205 fg. 209 fg. 230 fg. 237 fg. 241 fg.

ſich ſeiner die Ueberzeugung bemächtigte, daß dieſe Art, die Wiſſenſchaft zu betreiben, dem Chriſtenthum widerſtreite. — Im Anſchluß an Schelling's Naturphiloſophie hat Kanne in den angeführten Schriften manchen geiſtvollen Gedanken ausgeſprochen. Es fehlte ihm nicht an einer ausgebreiteten linguiſtiſchen und mythologiſchen Gelehrſamkeit und einer unerſchöpflichen Combinationsgabe [1]). Aber von beſonnener Forſchung, wie ſie allein zu haltbaren Ergebniſſen führen kann, iſt keine Rede. Mythen und Sprachen aller Völker, wie ſie dem Verfaſſer mittelbar oder unmittelbar gerade zu Gebote ſtehen, werden in wild phantaſtiſcher Weiſe durcheinandergeworfen. Wir dürfen in Kanne's Bücher nur beliebig hineingreifen, um uns zu überzeugen, wohin dieſe Art von etymologiſcher Willkür führte, und weil es für die richtige Schätzung des hohen Werthes, den ſich die wiſſenſchaftliche Etymologie durch Grimm und Bopp erworben hat, ſehr wichtig iſt, ſich ein anſchauliches Bild von dem Zuſtand zu machen, in welchem ſich die Etymologie vor dem Erſcheinen von Grimm's Grammatik und Bopp's Schriften befand, will ich wenigſtens ein Beiſpiel von Kanne's Verfahren mittheilen. In „Erſte Urkunden der Geſchichte oder allgemeine Mythologie 1808 S. 573" heißt es wörtlich: „Denn mit Daume, plattd. Dume, iſt verwandt דָּם dam das Blut, אדם adam rothe Erde, erſter Menſch, *Πυρρα*, - *δῆμος* Fett, urſprüngl. Fleiſch, *δημος* Volk, *δειμω* bauen, *δεμας* Leib, *δημιουργος* Weltſchöpfer, *δυμω* gebären, zeugen, wovon noch *διδυμος* ein Zweigeborner, Zwilling, Ei-dam Schwiegerſohn (wie gener von *γενω*), Dame die Frau, dama der zeugende Hirſch, *δαιμων* Gott, urſprüngl. Schöpfer, דמן domen stercus, hier, wie immer, von Worten der Zeugung und Befruchtung, davon abdomen." So war die Sprachforſchung beſchaffen, welche damals die Geiſter beherrſchte, und nicht bloß Männer wie Görres, wie Friedr. Heinr. von der Hagen, ſondern auch Jacob Grimm in der erſten Periode

1) Mit beſonderer Beziehung auf das Germaniſche hat Kanne von dieſen Gaben Gebrauch gemacht in ſeiner Abhandlung: Germaniſche Trümmer, in Fouqué's Muſen, Jahrgang 1814, S. 1 — 63.

ſeiner Thätigkeit haben von Kanne's Schriften einen unverkennbaren Einfluß erfahren [1]).

Joſeph Görres.

Der Mann, deſſen Verhältniß zur germaniſchen Philologie wir jetzt ſchildern wollen, gehört nur mit einem Theil ſeiner Lebensthätigkeit in unſeren Bereich, der größere Theil ſeiner Wirkſamkeit liegt auf anderen Gebieten. Natürlich müſſen wir uns hier auf das beſchränken, was ſich auf die von uns behandelte Wiſſenſchaft bezieht. Geboren zu Koblenz im Jahr 1776 hatte ſich Görres mit Begeiſterung den Ideen der franzöſiſchen Revolution angeſchloſſen. Reifere Einſicht aber und die Entwicklung der franzöſiſchen Republik zum Napoleon'ſchen Kaiſerthum brachten ihn von den franzöſiſchen Sympathien ab. Er warf ſich nun eine Reihe von Jahren hindurch mit ganzer Kraft auf wiſſenſchaftliche Studien. Schelling's Philoſophie, der er ſich zwar nicht unbedingt anſchloß, von welcher er aber die tiefſten Anregungen erhielt [2]), bildete ihm das verknüpfende Band zwiſchen ſeinen naturwiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Studien. Von dieſem Ausgangspunkt aus vertiefte er ſich in die Urgeſchichte und Mythologie der Völker. Vor allem aber zog ihn das deutſche Alterthum an. Im Leben des deutſchen Volkes, in ſeiner Dichtung, ſeiner Geſchichte, ſeinen alten Sitten und Einrichtungen bot ſich ihm die Verbindung dar zwiſchen ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen und ſeinen neuen politiſch-vaterländiſchen Beſtrebungen. Im Jahr 1806 gieng er nach Heidelberg und hielt dort Vorträge über aſiatiſche Mythen-

1) Aus dem letzten Lebensjahr Kanne's (1823—24), das ſchon jenſeits der oben geſchilderten Periode (bis 1819) liegt, beſitzt die Univerſitätsbibliothek zu Erlangen handſchriftlich den Anfang einer Neubearbeitung des vierzehn Jahre vorher unternommenen Pangloſſums, die in ſolcher Weiſe ausgeführt iſt, wie ſie der Verfaſſer vor ſeiner ſtreng chriſtlichen Ueberzeugung verantworten zu können glaubte. — 2) Vgl. die im Jahr 1802 geſchriebenen (mit neuem Titel: Koblenz 1804, zum zweitenmal ausgegebenen) Aphorismen über die Kunſt von J. Görres S. 1 u. Vorr. S. IX.

geſchichte. Hier trat er auch in nahen freundſchaftlichen Verkehr mit Arnim und Brentano und durch dieſe mit den Brüdern Grimm in Kaſſel. Es war die Zeit ſeines lebendigſten Antheils an den altdeutſchen Studien. Sie waren ihm nicht bloß ein Gegenſtand der Gelehrſamkeit, ſondern ein Troſt in trüber Zeit. Ohne ſich deshalb von ihnen abzuwenden, warf ſich dann Görres in den Jahren der Befreiung ganz auf eine vaterländiſch publiciſtiſche Thätigkeit. Sein „Rheiniſcher Merkur" (1814 — 1816) iſt ein unvergängliches Denkmal ſeiner politiſchen Beredſamkeit. Bald nach dieſer Zeit findet der thätige Antheil, den Görres an den altdeutſchen Studien nahm, ſeinen Abſchluß, und es ſteht uns deshalb hier nicht zu, die Schickſale dieſes merkwürdigen Mannes weiter zu verfolgen. Wir bemerken nur noch, daß er nach ſehr mannigfachen inneren und äußeren Erfahrungen im Jahr 1827 als Profeſſor an die neu gegründete Univerſität München berufen wurde und daſelbſt am 27. Januar 1848 ſtarb [1]).

Die Zeit, aus welcher die Schriften zur altdeutſchen Literatur herrühren — die Jahre 1806 bis 1817 —, war die ſchönſte in dem Leben des reich begabten Mannes. Den unklaren kosmopolitiſchen Schwindel ſeiner Jugendjahre hat er hinter ſich gelaſſen, und obwohl wir die Keime der ſpäteren römiſch katholiſchen Richtung ſich bereits bilden ſehen, treten ſie doch noch zurück gegen die warme deutſche Geſinnung, die ihn beſeelt. Die erſte Frucht ſeiner Beſchäftigung mit der älteren deutſchen Literatur war die Schrift: Die teutſchen Volksbücher. Nähere Würdigung der ſchönen Hiſtorien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unſere Zeit erhalten hat. Von J. Görres. Heidelberg 1807. — In einer allgemeinen Einleitung beſpricht Görres das Weſen der Bücher, von denen er hier handeln will. Es ſind die Schriften, an denen ſich die ganze Maſſe des Volkes ſeit Jahrhunderten erfreut. Die wichtigſten und älteſten unter dieſen Volksbüchern ſind die erzählenden. Die „in-

1) Ueber Görres' Leben finden ſich die thatſächlichen Angaben in dem Artikel „Görres" in dem von Wetzer und Welte herausgegebenen Kirchen-Lexikon, Bd. IV, Freiburg 1850, S. 575 fg.

nere im Volke wach gewordene Poeſie" „hat ſich auf zwiefach verſchiedene Weiſe im Volke ſelbſt geäußert" [1]). Einmal im Volkslied. „Eintretend in die Welt, wie der Menſch ſelbſt in ſie tritt, ohne Vorſatz, ohne Ueberlegung und willkürliche Wahl, das Daſein ein Geſchenk höherer Mächte, ſind ſie keineswegs Kunſtwerke, ſondern Naturwerke wie die Pflanzen; oft aus dem Volke hinaus, oft auch in dasſelbe hineingeſungen, bekunden ſie in jedem Falle eine ihm einwohnende Genialität, dort productiv ſich äußernd und durch die Naivität, die ſie in der Regel charakteriſiert, die Unſchuld und die durchgängige Verſchlungenheit aller Kräfte in der Maſſe, aus der ſie aufgeblüht, verkündigend; hier aber durch ihre innere Trefflichkeit den feinen Takt und den geraden Sinn bewährend, der ſchon ſo tief unten wohnt und nur von dem Beſſeren gerührt nur allein das Beſſere ſich aneignet und bewahrt" [2]). Zweitens aber äußerte ſich der Volksgeiſt in den Volksſagen. „In den früheſten Zeiten entſtanden die meiſten dieſer Sagen, da wo die Nationen, klare, friſche Brunnen der quellenreichen, jungen Erde eben erſt entſprudelt waren; da wo der Menſch gleich jugendlich wie die Natur mit Enthuſiasmus und liebender Begeiſterung ſie anſchaute und von ihr wieder die gleiche Liebe und die gleiche Begeiſterung erfuhr; wo beide noch nicht alltäglich ſich geworden, Großes übten und Großes anerkannten: in dieſer Periode, wo der Geiſt noch keine Anſprüche auf die Umgebung machte, ſondern allein die Empfindung, wo es daher nur eine Naturpoeſie und keine Naturgeſchichte gab, mußten nothwendig in dieſem lebendigen Naturgefühle die vielfältig verſchiedenen Traditionen der mancherlei Nationen hervorgehen, die kein Lebloſes anerkannten und überall ein Heldenleben, große, gigantiſche Kraft in allen Weſen ſahen, überall nur großes, heroiſches Thun in allen Erſcheinungen erblickten und die ganze Geſchichte zur großen Legende machten" [3]). In alter Zeit wandelten dieſe Sagen lebendig als Geſänge im Leben um. Mit der Erfindung der Schreibkunſt und ſpäter der Buchdruckerei aber „büßten ſie die äußere poetiſche Form

1) Die teutſchen Volksbücher von J. Görres S. 14. — 2) Ebend. S. 15. — 3) Ebend. S. 16 fg.

ein, die man als bloßes Hülfsmittel des Gedächtniſſes jetzt unnütz geworden wähnte und daher mit der gemeinen proſaiſchen verwechſelte“ [1]). So ſind aus jenen Sagen die meiſten Volksbücher hervorgegangen. Von viel geringerem Werth ſind die lehrenden unter den Volksbüchern, die „eben ihres innern reflectierenden Charakters wegen durchaus modern ſind“ [2]). Der Verfaſſer charakteſiert darauf die einzelnen Volksbücher, ſo weit ſie ihm Clemens Brentano's reiche Privatbibliothek darbot [3]). Wie in der allgemeinen Schilderung, ſo wird man auch im Einzelnen das Lob, das Görres ſpendet, übertrieben, ſeine Urtheile bisweilen verfehlt finden. Aber man wird nicht läugnen können, daß er meiſt einen ſehr richtigen Takt zeigt. Seine vorzügliche Aufmerkſamkeit ſchenkt er der Hiſtorie vom gehörnten Siegfried und der von den vier Heymonskindern [4]), und mit beſonderer Ausführlichkeit und Ehrfurcht geht er dem Alter und der Verbreitung der Sieben weiſen Meiſter nach [5]). Das Ganze: Einleitung, Ueberſicht und rückblickender Schluß, iſt mit wunderbarer Friſche geſchrieben. „An ſich, ſagt Jacob Grimm gegen F. H. von der Hagen, mag man über dieſes ausgezeichnete Werk immer urtheilen, daß es zu früh conſtruieren und aus ungleicher Grundlage mit gleicher Sicherheit folgern wolle, welches Vielen eine ängſtliche und manchmal unangenehme Empfindung verurſachen kann.“ Nur habe Hagen ſeinen Tadel von der ganz verkehrten Seite angebracht. „Das iſt vielmehr, fährt J. Grimm fort, das Verkehrteſte mit in der Zeit, daß ſie das Treffliche nicht rein ehren kann, ſondern ihren Tadel daran für weit höher hält. Ohne vollſtändige hiſtoriſche Ergründung, die ihm in der kurzen Zeit ohne alle Vorarbeiten nicht möglich war, iſt Görres in die Wahrheit alter Poeſie hineingedrungen. Andere hätten vermuthlich durch eine Menge von Citaten und Noten noch nicht ſo hell auf den Grund geſehen“ [6]).

---

1) Ebend. S. 18. — 2) Ebend. S. 19. — 3) Ebend. S. 308. — 4) Vgl. ebend. S. 93 und 99 mit S. 310, wo der Verf. gerade von dieſen ſagt, daß ſie „noch ſehr weiterer Beleuchtung bedürfen.“ — 5) Ebend. S. 154—173. — 6) Jacob Grimm in der Anzeige von Hagen's u. ſ. f.

An die „Teutschen Volksbücher" schloß sich eine Anzahl von Abhandlungen an, die Görres unter der Ueberschrift: „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen", in der von Arnim herausgegebenen Zeitung für Einsiedler (April und Mai 1808) veröffentlichte. Hier untersucht er den Zusammenhang unsrer Nibelungen mit dem skandinavischen Norden und gelangt zu dem Ergebniß, daß unsre Heldendichtung auf gothischem [1]) und fränkisch-burgundischem [2]) Boden erwachsen ist, und daß sie den Stürmen der deutschen Völkerwanderung ihre Entstehung verdankt [3]). Die nordische Wilkinasaga, deren Hauptheld Dietrich von Bern ist, ruht auf deutschen Gedichten [4]) und ebenso die Heldenlieder der Edda [5]). Diese ganze Sage, zu welcher auch das lateinische Carmen de rebus gestis Waltharii gehört [6]), gründet sich nicht „auf eine Reihe nur lose untereinander verbundener Romanzen," sondern „es steigt die Wahrscheinlichkeit in uns auf, daß ein großes colossales Gedicht ihr unterliege, in dem die Nibelungen nur ein Gesang gewesen sind, während Trümmer der andern im Heldenbuche und sonstwo sich erhalten haben" [7]). „Behalte unbestritten der Norden seine Mythe, Teutschland sein Epos; jene ruht ebenso unbezweifelbar auf nordischer Natur, wie dies auf gothischteutscher Historie" [8]). Ist auch jene Annahme eines „colossalen Gedichts" verfehlt, so sehen wir doch im übrigen hier Görres mit genialem Scharfblick die ersten Schritte zur richtigen Auffassung unsrer deutschen Heldensage thun. Er bleibt aber dabei nicht stehen, sondern sucht sofort in den Ursprung aller Poesie einzudringen. „Im Urbeginn, sagt er, war eine Poesie und eine Fabel, die bildete im Fortschritte jedes Volk auf eigene Weise sich und seinen Thaten an" [9]). „Der Ursprung der nationellen Poesie fällt zusammen mit dem

---

Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst. Heidelb. Jahrbb. 1811, I. S. 157.

1) Zeitung für Einsiedler 1808 Sp. 38. 59. — 2) Ebend. Sp. 166. — 3) Ebend. Sp. 38. S. aber auch weiter unten. — 4) Ebend. Sp. 89. — 5) Ebend. Sp. 90. — 6) Ebend. Sp. 160 fg. — 7) Ebend. Sp. 90. — 8) Ebend. Sp. 95. — 9) Ebend. Sp. 95.

Urſprung der Nation; wo ihre Geſchichte aus der Naturgeſchichte hervorgebrochen, da iſt der Faden angeknüpft, und ſie nehmen ihn durch alle Gänge ihrer Entwicklung mit“ [1]). So führt uns die germaniſche Poeſie nach Aſien, in den Urſitz der Völker hinüber. „In der That geht ein Geſchlecht von Sagen im Orient um, das, in gerader Linie von denſelben Vorvätern abgeſtammt, den gleichen Familiencharakter mit den nordiſchen Traditionen trägt“ [1]). Vor allen ſind es die Perſer, deren Heldendichtung in Ferdouſſi's Schach Nameh und ſonſt „am meiſten nordiſche Phyſionomie angenommen hat“ [3]). „Dort ſehen wir alle die Hauptmomente der occidentaliſchen Poeſie gleichſam vorbildlich angelegt“ [2]).

Die Ausgabe des Lohengrin, die Görres, nach Ferd. Glockle's [3]) Abſchrift, Heidelberg 1813, veranſtaltete und den Brüdern Grimm zueignete, war als erſter Druck des Gedichts ein erwünſchter Beitrag zur altdeutſchen Literatur. Ueber den Text bemerkt der neueſte Herausgeber des Lohengrin, Heinrich Rückert, mit Recht, daß derſelbe völlig unbrauchbar ſei [4]). Man wird ſich aber bei deſſen Beurtheilung zugleich des Zuſtands zu erinnern haben, in welchem ſich die altdeutſche Philologie damals überhaupt noch befand. Die ausführliche Einleitung, welche Görres dem Gedicht vorausſchickte, enthält neben vielem Willkürlichen und Ueberſchwenglichen manche treffende Bemerkung. Gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Lohengrin entwarf Görres den Plan zu einer „Bibliotheca Vaticana Altteutſcher Dichtungen“, in welcher er in Gemeinſchaft mit Ferdinand Glöckle die Schätze der vaticaniſchen Bibliothek zugänglich machen wollte [5]). Aber das Unternehmen kam nicht zu Stande.

Den Abſchluß von Görres' thätiger Theilnahme an den altdeutſchen Studien bildeten die Altteutſchen Volks- und Meiſterlieder

---

1) Ebend. Sp. 91. — 2) Ebend. Sp. 92. — 3) So ſchreibt Görres hier den Namen, oder auch (Einl. S. XCIII. XCIV) Glökle. — 4) Lohengrin, her. von Heinr. Rückert, Quedlinburg u. Leipzig 1858. Vorr. S. V. Vgl. ebend. S. 207. — 5) S. Görres' geiſtvolle Ankündigung in Gräter's Idunna und Hermode 1812, Anzeiger vom 8. Oktober.

aus den Handſchriften der Heidelberger Bibliothek. Herausgegeben von J. Görres (1817). Der Sammler hat es nicht auf eine kritiſche Ausgabe abgeſehen. Er hat vielmehr, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, „die alte Rechtſchreibung", in der That aber auch die alte Sprache der neueren möglichſt gleich gemacht. In der ſchönen und reichhaltigen Einleitung nimmt er die Unterſuchungen über den Gang der mittelalterlichen Poeſie wieder auf, die er in ſeinen Teutſchen Volksbüchern begonnen hatte. Wir wollen unter vielem Anderen nur auf die großentheils treffenden Bemerkungen hinweiſen, die Görres hier über das Verhältniß der provenzaliſchen Lyrik zur altdeutſchen macht [1]).

Wir haben bisher den unmittelbaren Antheil geſchildert, den Görres durch ſeine Arbeiten an der altdeutſchen Philologie genommen hat. Wir würden aber ein unvollſtändiges und unrichtiges Bild von dieſem Gelehrten geben, wenn wir nicht wenigſtens mit einigen Worten auch die allgemeinen Anſichten desſelben berührten. Natürlich müſſen wir uns auf das Nothwendigſte beſchränken, da die Schriften, die wir hier in den Kreis unſrer Betrachtung ziehen, größtentheils ganz anderen Gebieten angehören als dem unſrigen. Es ſind vor allem die Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt (1810) und die Schrift über Glauben und Wiſſen (1805). Görres hat durch dieſe Schriften, gleichzeitig mit Kanne und Creuzer, für eine tiefere Auffaſſung der heidniſchen Religionen gewirkt. Zugleich aber zeigt ſich bei ihm, wie bei ſeinen Genoſſen, das vergebliche Bemühen, durch willkürliches Conſtruieren über Dinge zum Abſchluß zu gelangen, die man bei weitem noch nicht genügend erforſcht hat. Der Grundgedanke, von dem Görres ausgeht, iſt: „Ein Dienſt und eine Mythe war in uralter Zeit, es war eine Kirche und auch ein Staat und eine Sprache" [2]). Und am Schluß ſeiner Unterſuchungen ſagt er: „So hat es ſich denn von allen Seiten bewährt befunden, was wir im Anfange vorahnend verkündigten, eine Gottheit nur wirkt im ganzen Weltall, eine Religion auch

1) Einleitung S. LI fg. — 2) Mythengeſchichte der aſiat. Welt von J. Görres, Bd. I, S. 11.

nur herrſcht in ihm, ein Dienſt und eine Weltanſchauung in der Wurzel, ein Geſetz und eine Bibel nur durch alle, aber ein lebendiges Buch wachſend wie die Geſchlechter, und wie die Gattung ewig jung" [1]). Um ſeinen Satz zu erweiſen, hat Görres in ſeiner Art umfaſſende Studien gemacht, und mancher geiſtvolle Blick thut ſich ihm auf. Aber wir können uns jetzt kaum mehr in die Stimmung verſetzen, in der man ſolche Probleme mit ſo dürftigen Mitteln löſen zu können glaubte, wie ſie Görres zu Gebote ſtanden. Wir wiſſen jetzt, daß alle mythologiſchen Unterſuchungen ohne ſtrenge und gründliche Sprachforſchung auf Sand bauen; und Görres, der ein Hauptgewicht auf die indiſche Mythe legt, glaubt, in dieſe Mythe eindringen zu können, ohne ein Wort Sanskrit gelernt zu haben! Die nordiſche Mythologie iſt ihm ein Hauptgegenſtand des Studiums, um ſo mehr, da ſie ſeine allgemeinen Mythenforſchungen mit ſeinen Anſichten über die altdeutſche Poeſie verbindet; aber von der altnordiſchen Sprache verſteht er ſo gut wie nichts! [2]) Tritt nun zu dieſem Mangel an gründlichen Sprachkenntniſſen nicht bloß eine Vernachläſſigung, ſondern eine abſichtliche Verachtung aller nüchternen und klaren hiſtoriſchen Kritik, ſo kann man ſich denken, auf welche Abwege phantaſtiſcher Willkür dieſe Art von Forſchung gerathen muß. Was aber Görres ſchon damals in paradoxer Verhöhnung aller geſunden hiſtoriſchen Kritik zu leiſten vermochte, dafür liefert ſeine Abhandlung über Hunibald's Chronik [3]) den ſchlagenden Beweis.

Achim von Arnim und Clemens Brentano.

Haben wir im vorigen Abſchnitt einen Naturphiloſophen und

1) Ebend. Bd. II, S. 649. — 2) Man muß es lobend anerkennen, daß er die Lieder der Edda meiſt nur in der lateiniſchen Ueberſetzung der Kopenhagener Ausgabe anführt. Die Stelle über Rudbeck's Atlantis (Mythengeſch. der aſiat. Welt I, 209) oder das Citat aus der „Hialmarſage" ebend. II, 573 fg., noch dazu ſo, wie es da gedruckt ſteht, beweiſen zur Genüge, daß die altnordiſche Sprache Görres unbekannt war. — 3) In Fr. Schlegel's Deutſchem Muſeum Bd. III, (1813) S. 319—345. 503—516. Bd. IV, (1813) S. 321—349. 357—375.

Politiker als einen feurigen Vertreter der altdeutſchen Studien kennen lernen, ſo ſoll uns der gegenwärtige zwei nah befreundete Dichter vorführen, die ſich mit warmer Liebe der Wiederbelebung der älteren deutſchen Poeſie annahmen. Ludwig Achim von Arnim (geboren zu Berlin d. 26. Januar 1781, geſtorben zu Wiepersdorf in der Mark d. 21. Jan. 1831) [1]) und Clemens Brentano (geboren im Thal Ehrenbreitſtein den 8. Sept. 1778, geſt. zu Aſchaffenburg den 28. Juli 1842) [2]), waren in manchen Beziehungen verwandte Naturen, ſo verſchieden ſie bei näherer Betrachtung in anderen erſcheinen. Mit einem überſtrömenden Reichthum von dichteriſcher Phantaſie und Empfindung ausgeſtattet, ſchloſſen ſie ſich gegen Ende des 18. Jahrhunderts der damals herrſchenden romantiſchen Schule an. Sie theilten mit deren Häuptern die ſchwärmeriſche Verehrung Goethe's [3]) und die Liebe zur älteren deutſchen Poeſie. Aber von dem bloß literariſchen Treiben und der äſthetiſchen Kritik fühlten ſie ſich mehr abgeſtoßen als angezogen. Sie wandten ſich vielmehr bald dem wirklichen Volksleben zu und der Poeſie, die dieſes durchdringt. Am nächſten noch ſtand ihnen in dieſer Beziehung unter den Häuptern der Romantik Ludwig Tieck, deſſen Volksmärchen Arnim's wärmſte Anerkennung fanden [4]). In der Freude am Volksthümlichen begegneten ſich Arnim und Brentano, und beide ſammelten auf ihren Hin- und Herzügen in Deutſchland eifrig alte und neue Volkslieder. In den Jahren 1805 bis 8 [5]) lebten die beiden Dichter zeitweilig zuſam-

---

1) Neuer Nekrolog der Deutſchen, Neunter Jahrgang 1831, Thl. I, S. 88 fg. — Gelehrtes Berlin im J. 1825. Berlin 1826. — 2) Biographiſches über Clemens Brentano in Cl. Brentano's Geſammelten Schriften, Bd. VIII, Frankfurt a. M. 1855, S. 1—98. — 3) S. u. A. Arnim's Lehrgedicht, in der Zeitung für Einſiedler 1808, 31. Mai, Sp. 144; und die Auszüge aus Brentano's Godwi im oben angeführten Biogr. über Cl. Brentano S. 19. — 4) Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1806, S. 450. — 5) Arnim's Nachſchrift zum erſten Theil des Wunderhorns iſt unterzeichnet: Heidelberg im Juli 1805. Der Brief Arnim's an Tieck in: Briefe an L. Tieck, Bd. I, Breslau 1864, S. 14: Heidelberg, Ende November 1808. In

men in Heidelberg in nahem freundschaftlichen Verkehr mit Görres. Dort in Heidelberg kam das einflußreichste Werk der beiden Dichter: Des Knaben Wunderhorn, zum Abschluß, und von ebenda gieng das Unternehmen aus, durch welches sie die Freunde der alten deutschen Art unter Eine Fahne sammelten: Die Zeitung für Einsiedler. Heidelberg war wohl dazu gemacht, ein dichterisches Gemüth mit alter deutscher Freude zu erfüllen und zugleich mit dem Schmerz über den Verlust einer großen deutschen Vergangenheit. Es ist uns bei den Schriften von Görres, von Arnim und Brentano bisweilen, als hörten wir den Neckar rauschen und sähen die Trümmer des alten Schlosses über die prachtvollen Bäume herabblicken.

Durch Brentano's verwandtschaftliche Beziehungen erweiterte sich der Kreis der Heidelberger Freunde weit über Heidelberg hinaus in epochemachender Weise. Im Jahr 1804 nämlich hatte Savigny, der große Rechtslehrer zu Marburg, Brentano's Schwester Kunigunde geheirathet, und so knüpfte sich die Freundschaft an, die bald Brentano und dessen geistvolle Schwester Bettina mit Savigny's reichbegabten Schülern Jacob und Wilhelm Grimm verband. Besonders fühlten sich die Grimm von Brentano's Freund Arnim angezogen. Ihn und Bettina Brentano, die im Jahr 1811 seine Gattin wurde, verband die innigste Freundschaft mit den Brüdern Grimm.

Im J. 1806 erschien zu Heidelberg: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano [1]). Es war die Frucht von Arnim's und Brentano's regem Sammeleifer. Das Werk ist Goethe gewidmet und schließt mit einer Abhandlung Arnim's: „Von Volksliedern. An Herrn Kapellmeister Reichardt". Im J. 1808 folgte ein zweiter und dritter Band und ein Heft „Kinderlieder" als „Anhang zum Wunderhorn" [2]). Die Abhandlung Arnim's, unterzeichnet „Berlin

Brentano's Gesammelten Schriften, Bd. VIII, S. 129 u. 131 finden sich Briefe Brentano's aus Heidelberg d. 14. Jan. 1805 und 20. Mai 1806. — 1) So der Vortitel. Auf dem Haupttitel ist das „gesammelt von" weggelassen und „Achim" ausgeschrieben. — 2) Die weiteren Schicksale des Buchs be-

im Januar 1805", mit einer „Nachſchrift an den Leſer" aus „Heidelberg im Juli 1805", iſt beſtimmt, die Grundanſichten der Herausgeber mitzutheilen. Arnim thut dies in ſeiner geiſtvollen Weiſe, die bald das Tiefſinnigſte mit wunderbarer Klarheit ausſpricht, bald wieder in die ſeltſamſten Grillen verfällt und in geſtaltloſen Nebel ſich auflöſt. Das Fortleben des Volkslieds vergleicht Arnim mit den Wäldern unſrer Berge. „Iſt der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, ſagt er, ſo treibt der Regen die Erde hinunter, es wächſt da kein Holz wieder. Daß Deutſchland nicht ſo weit verwirthſchaftet werde, ſei unſer Bemühen" [1]). Trefflich ſpricht er über den einfachen, ſeelenvollen Geſang: „Mit großer Bravur, ſagt er, können wohl dieſe vortrefflichen Kunſtſänger ihren Kram ausſchreien und ausſtöhnen, man verſuche ſie nur nicht mit einem Volksliede, da verfliegt das Unechte; laßt ſie auch nicht mit einander reden, ſie ſingen wohl noch mit einander, aber mit dem Sprechen geht der Teufel los." — „Wollt ihr Sänger uns mit der Inſtrumentalität eurer Kehle durch Himmel und Hölle ängſtigen, denkt doch daran, daß dicht vor euch ein großes phyſikaliſches Kabinet von geraden und krummen hölzernen und blechernen Röhren und Inſtrumenten ſteht, die alle einen höheren, helleren, dauerndern, wechſelndern Ton geben als ihr, daß aber das Abbild des höchſten Lebens oder das höchſte Leben ſelbſt, Sinn und Wort vom Ton menſchlich getragen, auch einzig nur aus dem Munde des Menſchen ſich offenbaren könne" [2]). Dem Volke ſelbſt ſucht Arnim abzulauſchen, was deſſen Gemüth erfüllt, deſſen Seele bewegt. Hier begegnet er ſich mit Clemens Brentano. Denn obwohl dieſer Katholik war, Arnim Proteſtant, wollten doch beide

---

rühren uns hier nicht. Wir wollen nur kurz bemerken, daß im J. 1819 eine zweite Ausgabe des erſten, im J. 1845 eine dritte des erſten und 1846 eine zweite Ausgabe des 2. und 3. Bandes erſchien. Endlich im J. 1854 wurde durch Ludwig Erk ein vierter Band hinzugefügt. Vgl. Hoffmann von Fallersleben „Zur Geſchichte des Wunderhorns" in: Weimariſches Jahrbuch für deutſche Sprache u. ſ. f. Her. von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade. II. Bd. Hannover 1855, S. 280 fg. — 1) Wunderhorn I (1806) S. 428. — 2) Ebend. S. 432 fg.

nichts wiſſen von dem bloß äſthetiſchen Chriſtenthum, das damals Mode wurde, ſondern giengen den Spuren ſchlichter Frömmigkeit nach. Und „ein Streit des Glaubens, ſagt Arnim, wird der Begeiſterung Wahnſinn, weil da der Streit aufhört, wo der Glaube anfängt“ [1]). Später hat ſich dann freilich die tiefgehende Verſchiedenheit beider Männer immer mehr herausgeſtellt. Denn Brentano war, trotz aller zeitweiſen Abirrungen, dennoch ein guter Katholik, Arnim aber, ſo wenig er von ſeinem religiöſen Glauben Weſens machte, durch und durch ein ſchlichter Proteſtant [2]). Ihr damaliges gemeinſames Streben faßte Arnim in die Worte zuſammen: „Wir wollen wenigſtens die Grundſtücke legen, was über unſre Kräfte andeuten, im feſten Vertrauen, daß die nicht fehlen werden, welche den Bau zum Höchſten fortführen, und Der, welcher die Spitze aufſetzt allem Unternehmen“ [3]). Und als er nun das Buch vor ſich liegen ſieht, ſagt er in der Nachſchrift an den Leſer: „Von dieſer unſrer Sammlung kann ich nur mit ungemeiner Neigung reden; ſie iſt mir jetzt das liebſte Buch, was ich kenne, nicht was mein Freund Brentano und ich dafür gethan, ungeachtet es gern geſchehen, ſondern was innerlich darin iſt und weht, die friſche Morgenluft altdeutſchen Wandels“ [4]).

Das Wunderhorn wurde von dem beſten Theil des deutſchen Publicums mit ungemeinem Beifall begrüßt. Ganz dem Geiſt jener Zeit entſprechend, waren hier die Beſtrebungen Herder's, die dieſer dem Volkslied der ganzen Menſchheit zugewandt hatte, im vaterländiſchen Sinn wieder aufgenommen. Auch der Altmeiſter Goethe ſpendete dem Unternehmen in der Jenaer Literaturzeitung ſein Lob. „Von Rechtswegen, ſagt er, ſollte dieſes Büchlein in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Fenſter, unterm Spiegel, oder wo ſonſt Geſang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ſein“ [5]). Andrerſeits aber wurde das Wunderhorn auch

---

1) Wunderhorn I. (1806) S. 452. — 2) Vgl. Arnim's Vorrede zu den Predigten des Matheſius, Berlin 1818. — 3) Wunderhorn I, (1806) S. 463. — 4) Ebend. I, (1806) S. 464. — 5) Jenaiſche Allgem. Literatur-Zeitung d. 31. Jan. 1806, Sp. 137.

auf das heftigſte angegriffen, am grimmigſten von Joh. Heinr. Voß im Cotta'ſchen Morgenblatt [1]). Er nennt dasſelbe einen „zuſammengeſchaufelten Wuſt, voll muthwilliger Verfälſchungen, ſogar mit untergeſchobenem Machwerk." Dieſer Angriff gab Veranlaſſung zu einem ſehr unerquicklichen literariſchen Streit, der ſich in Erklärungen und Gegenerklärungen bis in das Jahr 1810 hinein fortſetzte. Blicken wir jetzt unbefangen auf das Werk zurück, ſo können wir freilich vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus Arnim's und Brentano's Verfahren nicht billigen. Sie gehen mit den Texten der von ihnen mitgetheilten Lieder auf das willkürlichſte um, laſſen aus und dichten hinzu, begehen in ihren Quellenangaben die wunderlichſten Mißgriffe und ſind in ihrer Auswahl nichts weniger als muſtergültig. Dennoch iſt das Wunderhorn ein epochemachendes Buch. Es iſt der erſte Vorläufer der bahnbrechenden Unternehmungen zur Erforſchung der deutſchen Volksdichtung, wie ſie dann in den Werken der Brüder Grimm und Ludwig Uhland's ihren wiſſenſchaftlichen Ausdruck erhalten [2]).

Im Beginn des Jahres 1808 unternahm Arnim in Verbindung mit ſeinen Freunden die Herausgabe eines periodiſchen Blattes, das unter dem Titel: „Zeitung für Einſiedler", vom 1. April bis zum 30. Auguſt 1808 bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erſchien. Das Ganze erhielt dann den Geſammttitel: Tröſt Einſamkeit, alte und neue Sagen und Wahrſagungen, Geſchichten und Gedichte. Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim. — Heidelberg — 1808. Das Blatt blieb auf einen nur kleinen Leſerkreis beſchränkt, aber es iſt eine der reichſten Fundgruben für die Anfänge der neuen deutſchen Alterthumsſtudien. Hier gab J. Görres ſeine oben beſprochenen Unterſuchungen über den gehörnten Siegfried und die Nibelungen, hier werden wir die Brüder Grimm

---

1) 1808. Nr. 283. 284. — 2) Schon Docen urtheilte nach beiden Seiten hin ſehr verſtändig über das Wunderhorn (S. deſſen Zuſätze zu den Miſcellaneen 1809). Vor allem aber vgl. man das Urtheil eines der erſten Kenner des Volksliedes, Hoffmann's von Fallersleben, in dem oben angeführten Aufſatz über das Wunderhorn.

einen Theil ihrer Erſtlingsarbeiten niederlegen ſehen; hier begegnet uns zuerſt ein Mann mit dichteriſchen Beiträgen, der ſpäter als Dichter und als Forſcher eine der erſten Stellen einnehmen ſollte: Ludwig Uhland. Und das Alles reiht ſich hier unmittelbar an die altdeutſchen Beſtrebungen der älteren Romantiker an. Denn hier theilt auch wieder Tieck, den Arnim hoch verehrt [1]), die Bruchſtücke ſeiner Bearbeitung des Königs Rother mit. Den Uebergang der alten in die neue Zeit bezeichnet ein Wort Arnim's: „Der blinde Streit zwiſchen ſogenannten Romantikern und ſogenannten Claſſikern endet ſich; was übrig bleibt, das lebt Unſre Blätter werden ſich mit beiden und für beide beſchäftigen. Man lernt das Eigenthümliche beider Stämme wie in einzelnen Individuen erkennen, achten, und ſich gegenſeitig erläutern und in ſeiner Entwickelung erkennen“ [2]).

Drittes Kapitel.

Das Leben und die Arbeiten der Brüder Grimm bis zum Jahr 1819.

I. Das Leben der Brüder Grimm bis zum Jahr 1819.

Kein Name ſteht ſo epochemachend in der Geſchichte der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft, wie der Name der Brüder Grimm. Die Werke Jacob Grimm's bilden die Grundlage dieſer Studien, und Wilhelm, ſein Bruder, hat nicht nur ſelbſt durch eine Reihe muſtergültiger Arbeiten unſere Wiſſenſchaft bereichert, ſondern ſein ganzes Daſein iſt mit dem des älteren Bruders ſo innig verwachſen, daß ſich auch deſſen Erſcheinung ohne die Gemeinſchaft mit ihm gar nicht denken läßt. — Ueber das Leben der beiden Brüder ſind wir durch ſie ſelbſt unterrichtet. Jeder von ihnen hat nämlich ſeine eigene Lebensbeſchreibung in die „Grundlage zu einer Heſſiſchen

1) Zeitung für Einſiedler 1808, 14. Mai, Sp. 100. — 2) Zeitung für Einſiedler 1808, 26. April, Sp. 58.

Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830 von K. W. Justi, Marburg 1831" geliefert; und außerdem besitzen wir von dem überlebenden älteren Bruder eine leider unvollendet gebliebene „Rede auf Wilhelm Grimm" [1]) und von beiden Brüdern noch manche andere gelegentliche Mittheilung über ihre Erlebnisse.

Wenn bei allen Menschen mehr, als die Meisten wissen, auf die Eindrücke der Kindheit ankommt, so war dies in ganz besonderem Maß bei den Grimm der Fall. Ihr ganzes Wesen, ihre ganze Lebensaufgabe wurzelte in den Eindrücken und Erinnerungen ihrer Jugend. „Ich bin der zweite Sohn meiner Eltern, so erzählt uns Jacob (Ludwig Karl) Grimm [2]), und zu Hanau 4. Jan. 1785 geboren. Mein Vater wurde, als ich ohngefähr sechs Jahre alt war, zum Amtmann nach Steinau an der Straße, seinem Geburtsort, ernannt, und in dieser wiesenreichen, mit schönen Bergen umkränzten Gegend stehen die lebhaftesten Erinnerungen meiner Kindheit. Aber allzufrühe schon, den 10. Jan. 1796, starb der Vater." „Er war ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann; seine Stube, sein Schreibtisch und vor allem seine Schränke mit ihren sauber gehaltnen Büchern, bis auf die roth und grünen Titel vieler einzelnen darunter sind mir leibhaft vor Augen. Wir Geschwister wurden alle, ohne daß viel davon die Rede war, aber durch That und Beispiel streng reformiert erzogen; Lutheraner, die in dem kleinen Landstädtchen mitten unter uns, obgleich in geringerer Zahl, wohnten, pflegte ich wie fremde Menschen, mit denen ich nicht recht vertraut umgehen dürfte, anzusehen, und von Katholiken, die aus dem eine Stunde weit entlegenen

1) Herausgegeben von Herman Grimm mit der Rede über das Alter. Berlin 1863. Wieder abgedruckt in: Kleinere Schriften von Jac. Grimm, I, Berlin 1864, S. 163 fg. Ebend. I, 1 fg. Jac. Grimm's Selbstbiographie. Ich citiere nach den ersten Ausgaben. — 2) Justi S. 148. Wo ich im weiteren Verfolg dieses Abschnitts Jacob oder Wilhelm Grimm's Worte anführe ohne Hinzufügung eines Citats, sind dieselben aus Justi S. 148—183 genommen.

Salmünſter oft durchreiſten, gemeinlich aber ſchon an ihrer bunteren Tracht zu erkennen waren, machte ich wohl mir ſcheue, ſeltſame Begriffe. Und noch jetzt iſt es mir, als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformierter Weiſe eingerichteten Kirche recht von Grund andächtig ſein könnte; ſo feſt hängt ſich aller Glaube an die erſten Eindrücke der Kindheit, die Phantaſie weiß aber auch leere und ſchmuckloſe Räume auszuſtatten und zu beleben, und größere Andacht iſt nie in mir entzündet geweſen, als wie ich an meinem Confirmationstage nach zuerſt empfangenem heiligem Abendmahl auch meine Mutter um den Altar der Kirche gehen ſah, in welcher einſt mein Großvater auf der Kanzel geſtanden hatte. Liebe zum Vaterland war uns, ich weiß nicht wie, tief eingeprägt; denn geſprochen wurde eben auch nicht davon, aber es war bei den Eltern nie etwas vor, aus dem eine andere Geſinnung hervorgeleuchtet hätte. Wir hielten unſern Fürſten für den beſten, den es geben könnte, unſer Land für das geſegnetſte unter allen. — Mit einer Art von Geringſchätzung ſahen wir z. B. auf Darmſtädter herab."

Ein Jahr ſpäter als Jacob, am 24. Februar 1786 wurde gleichfalls noch in Hanau ſein jüngerer Bruder Wilhelm (Karl) geboren. Die beiden Knaben, an Alter ſo wenig unterſchieden, wuchſen in innigſter Gemeinſchaft auf. Ihren erſten Unterricht erhielten ſie von einer älteren Schweſter ihres Vaters, einer kinderloſen Wittwe, die in ihrer Nähe wohnte. Die Tante, eine verſtändige, wohlmeinende, aber ernſte und ſehr entſchiedene Frau, hatte eine Vorliebe für Jacob, ohne jedoch minder theilnehmend für die übrigen Geſchwiſter zu ſein. Jacob äußerte ſeine natürlichen Anlagen auffallend früh. Er konnte ſchon leſen, bevor andere Kinder anfangen zu lernen. Aber in dem kleinen Steinau war für den Unterricht der Knaben nur wenig zu holen. Das Vermögen der Mutter war ſchmal und ſie hätte die ſechs Kinder, die ihr Mann ihr hinterließ, als er am 10. Jan. 1796 ſtarb, nur ſchwer aufziehen können, wenn nicht eine ihrer Schweſtern, die bei der damaligen Landgräfin von Heſſen erſte Kammerfrau war, ſie treulich unterſtützt hätte. Dieſe ließ Jacob und Wilhelm im Jahr

1798 [1]) nach Kaſſel kommen und in Koſt geben, damit ſie ſich auf dem dortigen Lyceum ausbildeten. Die Schule hatte damals einige nicht untüchtige Lehrer, erhob ſich aber doch nicht über eine gewiſſe Mittelmäßigkeit. „Der Unterricht, wie er damals auf dieſer gutfundierten Schule im Ganzen ertheilt wurde, ſagt Jacob Grimm, iſt mir hernach in mancher Beziehung mangelhaft vorgekommen. Es wurde viel Zeit mit Stunden über Geographie, Naturgeſchichte, Anthropologie, Moral, Phyſik, Logik und Philoſophie (was man Ontologie nannte) meiſt nach Erneſti initia doctrinae solidioris verthan und dem philologiſchen und hiſtoriſchen Unterricht, welche die Seele aller Jugenderziehung auf den Gymnaſien ſein müſſen, abgebrochen.“ Zu den täglichen ſechs Unterrichtsſtunden auf der öffentlichen Schule traten dann noch täglich vier bis fünf Privatſtunden: eine kaum zu ertragende Arbeitslaſt. Beide Brüder zeigten ſchon auf der Schule einen eiſernen und höchſt erfolgreichen Fleiß. Aber die übermäßige Arbeit wirkte nachtheilig auf Wilhelm's Geſundheit. In dem blühenden, raſch aufgewachſenen Jüngling entwickelte ſich ein beängſtigendes Bruſtleiden, das ihn zeitlebens nicht wieder verließ. Aber „unmittelbar in der Schwächung des Leibs fühlte ſich ſein Geiſt gekräftigt und früher als gewöhnlich reifend, Geduld und Gleichmuth fachten ſeine Lebenshoffnung unausgeſetzt an, gaben ſeinen Gedanken Schwung und flößten ihm Feinheit des Nachſinnens, Takt der Beobachtungen ein. Was er damals dachte oder niederſchrieb, würde er auch ſpäter noch ebenſo gedacht und geſchrieben haben, ſeiner Ausbildung war aller Sprung benommen und ein förderndes Ebenmaß verliehen. Um dieſe Zeit las er nicht allein zur Schonung und Erleichterung, ſondern aus

1) 1799 nach Wilhelm's Angabe (Juſti S. 169), nach Jacob (Juſti S. 149) 1798. Aber trotzdem, daß Wilhelm ſeine Biographie ſpäter geſchrieben und dabei die Jacob's vor Augen gehabt hat (Juſti S. 169), verdient Jacob's Bericht den Vorzug, da ſonſt alle folgenden von Jacob bis in's Einzelnſte verzeichneten Angaben verrückt und das Ganze mit dem feſtſtehenden Endpunkt: Savigny's Reiſe nach Paris im Sommer 1804, nicht ſtimmen würde.

innerem Trieb unſere großen Dichter und war gleich entſchieden Goethen zugewandt, während ich, der weniger anhaltend im Zuſammenhang leſen konnte, erſt mehr von Schiller eingenommen, nach und nach auch von jenem ergriffen wurde“ [1]).

Im Frühjahr 1802 bezog Jacob Grimm die Univerſität Marburg, ein Jahr früher als Wilhelm, der um dieſe Zeit lange und gefährlich kränkelte. „Die Trennung von ihm, ſagt Jacob, mit dem ich ſtets in einer Stube gewohnt und in einem Bett geſchlafen hatte, gieng mir ſehr nahe; allein es galt, der geliebten Mutter, deren Vermögen faſt zuſammengeſchmolzen war, durch eine zeitige Beendigung meiner Studien und den Erfolg einer gewünſchten Anſtellung einen Theil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Theil der großen Liebe, die ſie uns mit der ſtandhafteſten Selbſtverläugnung bewies, erſetzen zu können. Jura ſtudierte ich hauptſächlich, weil mein ſeliger Vater ein Juriſt geweſen war und es die Mutter ſo am liebſten hatte.“ „Zu Marburg mußte ich eingeſchränkt leben; es war uns, aller Verheißungen ungeachtet, nie gelungen, die geringſte Unterſtützung zu erlangen, obgleich die Mutter Wittwe eines Amtmanns war, und fünf Söhne für den Staat groß zog.“ „Doch hat es mich nie geſchmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumſtände empfunden. Dürftigkeit ſpornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerſtreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtſein des Selbſtverdienſtes, gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte ſogar die Behauptung allgemeiner faſſen und Vieles von dem, was Deutſche überhaupt geleiſtet haben, gerade dem beilegen, daß ſie kein reiches Volk ſind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen ſich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerſtraße wandeln.“

In Marburg hörte Jacob Grimm die gewöhnlichen juriſtiſchen und einige philoſophiſche Collegia. Die freiere Art des Studierens, die damals noch auf den deutſchen Univerſitäten herrſchte, ſagte ihm

1) Jacob Grimm, Rede auf Wilhelm Grimm, Berlin 1863, S. 34 fg.

ſehr zu. Auch in ſpäteren Jahren hat er ſich gegen das viele Eingreifen des Staats in die Aufſicht der Schulen und Univerſitäten erklärt. „Es entſpringt aus den vielen Studienvorſchriften, ſagt er, wenn ſie durchzuſetzen ſind, einförmige Regelmäßigkeit, mit welcher der Staat in ſchwierigen Hauptfällen doch nicht berathen iſt.“ „Im Durchſchnitt betreten jetzt die Schüler die Akademie mit gründlicheren Kenntniſſen, als vormals; aber im Durchſchnitt geht dennoch daraus eine gewiſſe Mittelmäßigkeit der Studien hervor. Es iſt Alles zu viel vorausgeſehn und vorausgeordnet, auch im Kopf der Studierenden. Die Arbeit des Semeſters nimmt unbewußt ihre Richtung nach dem Examen.“

Unter den Profeſſoren, bei denen Jacob Grimm in Marburg hörte, zog ihn der muntere und gelehrte Vortrag des Romaniſten Weis an. Aber nicht mit den Anderen zu vergleichen und geradezu epochemachend in Grimm's Leben war ſeine Begegnung mit Savigny. Wir werden den erſt allmählich reifenden Einfluß, den der große Gründer der hiſtoriſchen Juriſtenſchule auf Grimm's gelehrte Arbeiten gehabt hat, ſpäter noch im Beſonderen darlegen. Hier ſprechen wir nur von den perſönlichen Beziehungen zwiſchen den beiden ausgezeichneten Männern. Savigny, geboren im Jahr 1779, alſo kaum ſechs Jahr älter als Jacob Grimm, ſtand damals in den friſchen Anfängen ſeiner großartigen Lehrthätigkeit. „Was kann ich aber, heißt es in Jacob Grimm's Selbſtbiographie, von Savigny's Vorleſungen anders ſagen, als daß ſie mich auf's gewaltigſte ergriffen und auf mein ganzes Leben und Studieren entſchiedenſten Einfluß erlangten? Ich hörte bei ihm Winter 1802 bis 1803 juriſtiſche Methodologie, ſowie Inteſtaterbfolge (das im Sommer 1802 von ihm geleſene teſtamentariſche Erbrecht wurde aus Heften anderer Studenten abgeſchrieben und nachgeholt); Sommer 1803 römiſche Rechtsgeſchichte, Winter 1803—4 Inſtitutionen und Obligationenrecht. Im Jahr 1803 war das Buch über den Beſitz erſchienen, welches begierig geleſen und ſtudiert wurde.“ Nachdem faſt ein halbes Jahrhundert ſeit jener erſten Begegnung verfloſſen war, im October 1850, ſchildert uns Grimm in der Feſt-

ſchrift, die er zu Savigny's fünfzigjährigem Doctorjubiläum ſchrieb, ſein Marburger Verhältniß zu ſeinem großen und geliebten Lehrer. Er hebt da zwei Bilder aus ihrem Zuſammenleben heraus, das eine aus der frühſten Marburger, das andere, das uns hier noch nicht berührt, aus der ſpäteſten Berliner Zeit. „Das erſte Bild, ſagt er, fällt in irgend einen Sommertag des Jahrs 1803. Zu Marburg muß man ſeine Beine rühren und Treppe auf, Treppe ab ſteigen. Aus einem kleinen Hauſe der Barfüßer Straße führte mich durch ein ſchmales Gäßchen und den Wendelſtieg eines alten Thurms der tägliche Weg auf den Kirchhof, von dem ſich's über die Dächer und Blütenbäume ſehnſüchtig in die Weite ſchaut, da war gut auf und ab wandeln, dann ſtieg man an der Mauerwand wieder in eine höherliegende Gaſſe vorwärts zum Forſthof, wo Profeſſor Weis noch weiter hinauf wohnte. Zwiſchen deſſen Bereich und dem Hofthor unten, mitten an der Treppe, klebte wie ein Neſt ein Nebenhaus, in dem Sie Ihr heiteres, ſorgenfreies und der Wiſſenſchaft gewidmetes Leben lebten. Ein Diener, Namens Bake, öffnete und man trat in ein nicht großes Zimmer, von dem eine Thür in ein noch kleineres Gemach mit Sopha führte. Hell und ſonnig waren die Räume, weiß getüncht die Wände, tännen die Dielen, die Fenſter gaben in's Gießer Thal, auf Wieſen, Lahn und Gebirg duftige Ausſicht, die ſich zauberhafter Wirkung näherte, in den Fenſterecken hiengen eingerahmt Kupferſtiche von J. G. Wille und Bauſe, an denen ich mich nicht ſatt ſehen konnte, ſo freute mich deren ſcharfe und zarte Sauberkeit. Doch noch viel größeren Reiz für mich hatten die im Zimmer aufſtrebenden Schränke und in ihnen aufgeſtellten Bücher, deren ich bisher außer Schulbüchern und des Vaters Hinterlaſſenſchaft nur wenige kannte. Einzelne Reihen folgten unſrer gewöhnlichen Ordnung, bei andern war ſie umgekehrt, wie man hebräiſch ſchreibt von der Rechten zur Linken, und ich hörte Sie die Verdrehung, deren Nothwendigkeit mir nicht einleuchten wollte, erklären und vertheidigen. Man durfte auf die Leiter ſteigen und näher treten. Da bekamen meine Augen zu ſchauen, was ſie noch nie erblickt hatten. Ich entſinne mich,

von der Thür eintretend an der Wand zur rechten Hand ganz hinten fand ſich auch ein Quartant, Bodmer's Sammlung der Minnelieder, den ich ergriff und zum erſtenmal aufſchlug, da ſtand zu leſen 'her Jacob von Warte' und 'her Kristan von Hamle', mit Gedichten in ſeltſamem, halb unverſtändlichem Deutſch, das erfüllte mich mit eigner Ahnung, wer hätte mir damals geſagt, ich würde dies Buch vielleicht zwanzigmal von vornen bis hinten durchleſen und nimmer entbehren. Bei Ihnen prangte es unnütz auf dem Brett, Sie haben es ſicher nie geleſen, damals aber getraute meine keimende Neigung noch nicht, es von Ihnen zu entleihen; doch blieb es ſo feſt in meinen Gedanken, daß ich ein paar Jahr hernach auf der Pariſer Bibliothek nicht unterließ, die Handſchrift zu fordern, aus welcher es gefloſſen iſt, ihre anmuthigen Bilder zu betrachten und mir ſchon Stellen auszuſchreiben. Solche Anblicke hielten die größte Luſt in mir wach, unſere alten Dichter genau zu leſen und verſtehn zu lernen. Was rede ich aber von den Büchern, nicht von dem Mann, dem ſie gehörten, deſſen Worte mich noch mehr ermahnten und heimlich ermunterten als was ich leſen konnte? Groß war er gewachſen, damals noch ſchlank, trug grauen Oberrock, braune blauſtreifige Seidenweſte, ſein dunkles Haar hieng ihm ſchlicht herunter, das heute noch die Farbe hält, während meine braunen krauſen Locken ſich ſchon gebleicht haben. Dieſes lehrenden Mannes freundliche Zurede, handbietende Hülfe, feinen Anſtand, heiteren Scherz, freie ungehinderte Perſönlichkeit kann ich nie vergeſſen, wie ſtand er vor uns auf dem Katheder, wie hiengen wir an ſeinen Worten. Meine erſte eingelieferte ſchriftliche Arbei hatte einen Fall der Collation bei der Inteſtaterbfolge zu behandeln, wollen Sie wiſſen, wie die Worte lauteten, mit welchen Sie mich beurtheilten? Ich kann ſie immer noch auswendig: 'nicht nur vollkommen richtig entſchieden, ſondern auch ſehr gut dargeſtellt.' So günſtig hat mich nachher kein andrer Recenſent loben mögen. Wenn ich friſchen Athem bei Ihnen geſchöpft hatte, und ich mich, ich wußte kaum wie, aus den Schranken gehoben fühlte, in denen meine ganze Art vorhin befangen war, ſchritt ich frohgemut, über Stock und Stein ſpringend die Stufen hinab nach Haus

in mein kleines Stübchen. Damals lag meine Seele offen vor Ihnen, ich hätte Ihnen Alles vertrauen können" [1]).

Ein Jahr, nachdem er selbst die Universität bezogen hatte, holte Jacob Grimm seinen Bruder Wilhelm nach Marburg ab. Beide Brüder besuchten so ziemlich die gleichen Collegia, und auch Wilhelm erfuhr einen tief greifenden Einfluß von Savigny's Lehre und Umgang. — Im Januar 1805 machte Savigny, der auf der Pariser Bibliothek mit den Vorstudien für sein berühmtes Werk über die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter beschäftigt war, Jacob Grimm den Vorschlag, ungesäumt nach Paris zu kommen, um ihm dort bei seinen literarischen Arbeiten zu helfen. Grimm besann sich nicht lange. Nachdem er die Erlaubniß zur Reise bei seiner Mutter brieflich eingeholt, traf er Anfangs Februar glücklich in Paris ein. Die Mutter machte sich manche Sorge. „Ich befand mich aber, sagt Jacob Grimm, vortrefflich aufgehoben, und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmste und lehrreichste Weise. Was ich von Savigny empfieng, überwog bei weitem die Dienste, die ich ihm leisten konnte, durch eine öffentliche Anerkennung derselben in der Vorrede zum ersten Bande der Geschichte des römischen Rechts hat er mir viele Jahre nachher die größte Freude zubereitet. Auch ist ein ununterbrochen fortgesetzter Briefwechsel die Folge unserer näheren Bekanntschaft gewesen. September 1805 wurde die Heimreise angetreten und Ende des Monats traf ich mit Wilhelm, den ich zu Marburg mitgenommen hatte, gesund und vergnügt bei der Mutter in Kassel ein, die unterdessen, damit sie ihr Alter in ihrer Kinder Mitte ruhig verleben könnte, aus Steinau nach Kassel gezogen war. Um meine Anstellung wurde sich nun noch denselben Winter beworben. Ich wünschte Assessor oder Secretär bei der Regierung zu werden, aber Alles war versperrt, und mit genauer Noth erlangte ich endlich den Acceß beim Secretariat des Kriegscollegiums und 100 Rthlr. Gehalt (ohngefähr Januar 1806). Die viele und geistlose Arbeit

1) Das Wort des Besitzes, eine linguistische Abhandlung von D. J. Grimm. (In: Kleinere Schriften von J. Grimm, Erster Bd. S. 115 fg.)

wollte mir wenig ſchmecken, wenn ich ſie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete, und gegen die neumodiſche Pariſer Kleidung mußte ich in ſteifer Uniform mit Puder und Zopf ſtecken. Dennoch war ich zufrieden und ſuchte alle meine Muße dem Studium der Literatur und Dichtkunſt des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Anſicht einiger Handſchriften, ſo wie durch den Ankauf ſeltner Bücher angefacht worden war. Auf dieſe Weiſe verſtrich nicht völlig ein Jahr, als ungeahnte Stürme über unſer Vaterland hereinbrachen, die auch mich betreffen und aus dem kaum betretenen Wirkungskreiſe ſtoßen ſollten." Das Jahr 1806 lieferte das heſſiſche Land in die Hände der Franzoſen. Im Frühjahr 1806 [1]) hatte auch Wilhelm ſein Examen beſtanden und wahrſcheinlich hätte er im Laufe des Jahrs eine Anſtellung erhalten, wenn nicht das Land von den Franzoſen wäre überzogen worden.

Auch in Jacob's Schickſal griffen die Stürme, die im Herbſt 1806 über Norddeutſchland hereinbrachen, entſcheidend ein. „Gleich nach der feindlichen Occupation, ſo erzählt er uns, verwandelte ſich das Departement des Kriegscollegiums, wobei ich den Dienſt zu verſehen hatte, in eine für's ganze Land errichtete Truppenverpflegungscommiſſion. Mit der franzöſiſchen Sprache konnte ich mir beſſer als die Uebrigen helfen, und ein großer Theil der läſtigen Geſchäfte fiel auf meine Schultern, ſo daß ich ein halbes Jahr lang weder Tag noch Abend Ruhe hatte. Müde, mich mit den franzöſiſchen Commiſſärs und Verwaltungsbeamten, die uns damals überſchwemmten, länger zu befaſſen, und feſt entſchloſſen, bei der neubevorſtehenden Organiſation um keinen Preis in dieſem Fach angeſtellt zu bleiben, nahm ich, ſo bald es angieng, meine Entlaſſung, fand mich nun aber eine Zeitlang wieder außer Dienſten und unfähiger als vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geſchwiſter beizutragen. Ich glaubte um einen Poſten bei der öffentlichen

1) W. Grimm in ſeiner Selbſtbiographie (bei Juſti S. 171) ſagt: 1807. Aber der ganze Zuſammenhang ergibt, daß es 1806 heißen muß.

Bibliothek in Kaſſel werden zu können, da ich mich theils in das Leſen von Handſchriften eingeübt, theils durch Privatſtudien mit der Geſchichte der Literatur vertrauter gemacht hatte, auch wohl fühlte, daß ich in dieſem Fache größere Fortſchritte thun würde, während mir die Erlernung des franzöſiſchen Rechts, in das ſich unſere Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ganz verhaßt war. Allein die gewünſchte Stelle wurde einem Andern zu Theil, und nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit ſtets getäuſchten Ausſichten begonnen war, hatte ich bald den tiefſten Schmerz zu empfinden, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27. Mai 1808 ſtarb, erſt 52 Jahr alt, die beſte Mutter, an der wir alle mit warmer Liebe hiengen, und nicht einmal mit dem Troſt, eins ihrer ſechs Kinder, die traurig ihr Sterbebett umſtanden, verſorgt zu wiſſen. Hätte ſie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde ſie ſich meiner verbeſſerten Lage erfreut haben! Ich war durch Joh. von Müller's Empfehlung dem damaligen Cabinetsſecretär des Königs Couſin de Marinville bekannt und als tauglich zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelmshöhe aufgeſtellt war, vorgeſchlagen worden. Es muß an andern begünſtigten Mitbewerbern gefehlt haben, ſonſt wäre mir ſchwerlich eine ſolche Stelle, wie es den 5. Juli 1808 wirklich geſchah, zu Theil geworden. Meine Fähigkeit dazu war von Niemand geprüft. Die ganze Inſtruction des königlichen Cabinetsſecretärs beſtand in den Worten: Vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi. Ich hatte nun alsbald 2000 Franken Gehalt, der ſich nach einigen Monaten, vermuthlich weil man mit mir zufrieden war, auf 3000 erhöhte. Nachdem wieder einige Zeit verfloſſen war, kündigte mir eines Morgens der König ſelbſt an, daß er mich zum Auditeur au Conseil d' État ernannt habe, doch ſolle ich die Bibliothekſtelle daneben und hauptſächlich bekleiden (17. Febr. 1809). Das Amt eines Auditors beim Staatsrathe galt damals für ein beſonderes Glück und führte leicht zu höheren Stufen. Da es überdem meine Beſoldung um 1000 Fr. mehrte, ſo genoß ich nun einen Gehalt von über 1000 Reichsthaler, der ich ein Jahr zuvor keinen Pfennig bezogen

hatte, und alle Nahrungssorgen verschwanden. Dabei war mein Amt als Bibliothekar keineswegs lästig, ich hatte mich bloß einige Stunden in der Bibliothek oder im Cabinet aufzuhalten, konnte auch während diesen nach Besorgung des neu Einzutragenden ruhig für mich lesen oder excerpieren. Bücher oder Nachsuchungen von Büchern wurden vom König nur selten verlangt, an Andere wurde aber gar Nichts ausgeliehen. Die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte sie fast unverkümmert auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache." Der Staatsrath machte so gut wie gar keine Mühe. Der König benahm sich jederzeit anständig und freundlich gegen Grimm. Manche widrige Zufälle, welche die kleine Grimm unterstellte Bibliothek betrafen, wurden leicht von ihm verwunden. Auch Wilhelm lebte in jenen Jahren mit dem Bruder vereint in Kassel.

Während so die Brüder in der Stille fortarbeiteten und nur von Zeit zu Zeit durch kleinere oder größere Veröffentlichungen Kunde von ihren gründlichen Forschungen gaben, knüpfte sich manche für ihr geistiges Leben sehr wichtige Verbindung. Wir haben schon früher erzählt, wie die Brüder Grimm mit Arnim und Brentano, den Herausgebern des Wunderhorns und der Einsiedlerzeitung, und mit deren Freunden in einen regen geistigen Verkehr traten [1]). Bald sollten sie durch die Gediegenheit ihrer Studien der wissenschaftliche Kern dieses ganzen Kreises werden.

Nach der Rückkehr des alten Kurfürsten gegen Ende des Jahres 1813, die einen unbeschreiblichen Jubel erregte, wurde Jacob Grimm am 23. December 1813 zum Legationssecretär ernannt, um den hessischen Gesandten, einen Grafen Keller, in's große Hauptquartier der verbündeten Heere zu begleiten. So kam Grimm, nachdem er vom Januar an die Hin- und Herzüge des diplomatischen Hauptlagers mitgemacht hatte, im April 1814 zum zweitenmal nach Paris. „Unterwegs, erzählt er, hatte ich nicht versäumt, alle Bibliotheken zu besuchen, und jeder freie Augenblick in Paris wurde genutzt, um in den Handschriften zu arbeiten." „Im Som-

1) S. o. S. 374.

mer trat ich die Rückreiſe nach Kaſſel an und rüſtete mich bald von neuem zu der Fahrt nach dem Wiener Congreß. In Wien brachte ich zu von October 1814 bis Juni 1815, eine Zeit, die auch für meine Privatarbeiten nicht nutzlos verſtrich und mir Bekanntſchaft mehrerer gelehrten Männer verſchaffte. Von beſonderem Vortheil für meine Studien war, daß ich mich damals auch mit der ſlaviſchen Sprache anfieng bekannt zu machen." „Kaum war ich zu den Geſchwiſtern nach Kaſſel heimgekehrt, als mich, und diesmal eine Requiſition der preußiſchen Behörde, in das zum zweitenmal eroberte Paris rief, ich ſollte die aus einigen Gegenden Preußen's geraubten Handſchriften ermitteln und zurückverlangen, nebenbei auch einige Geſchäfte des Kurfürſten beſorgen, der in dem Augenblick keinen Bevollmächtigten dort hatte. Zwar jener Auftrag brachte mich in ein unangenehmes Verhältniß zu den Pariſer Bibliothekaren, die mich früher ſehr gefällig behandelt hatten. Jetzt aber wurde einmal Langlès, den ich beſonders drängte, ſo bitter, daß er mir nicht mehr geſtatten wollte, auf der Bibliothek zu arbeiten, was ich in Nebenſtunden immer zu thun fortfuhr; nous ne devons plus souffrir ce Mr. Grimm, qui vient tous les jours travailler ici et qui nous enlève pourtant nos manuscrits, ſagte er öffentlich. Ich machte die Handſchrift, die ich eben auszog, zu, gab ſie zurück, und gieng nicht mehr hin, um zu arbeiten, ſondern nur um zu beendigen, was mir aufgetragen worden war." „Erſt im December giengen meine Geſchäfte glücklich zu Ende, und ich empfieng ſpäter zu Kaſſel ein Schreiben des Fürſten von Hardenberg (31. Auguſt 1816), das mir die Zufriedenheit mit meiner Verrichtung bezeugte." Nach ſeiner Rückkehr erreichte Jacob Grimm einen ſchon lange gehegten Wunſch, er wurde (den 16. April 1816) zum zweiten Bibliothekar an der Kaſſeler Bibliothek ernannt, an der ſein Bruder Wilhelm bereits ſeit dem 15. Febr. 1814 als Bibliotheksſecretär angeſtellt war.

II. Die Arbeiten der Brüder Grimm in der erſten Periode ihrer Thätigkeit 1807 bis 1819.

Wir haben geſehen, wie die Brüder Grimm, Jacob der ältere

und Wilhelm der jüngere, in inniger Herzensgemeinschaft mit einander aufwuchsen, wie sie dann beide auf der Universität Marburg dem Studium der Rechtswissenschaft oblagen und von dem größten Rechtslehrer seiner Zeit, Savigny, tiefgehende Anregungen empfiengen, und wie sie endlich auch nach Vollendung ihrer Universitätsjahre mit geringen Unterbrechungen in Kassel zusammen lebten und zusammen arbeiteten. Und es war nun nicht mehr bloß das Zusammenleben sich herzlich liebender Brüder, sondern sie waren zugleich verbunden durch die gemeinsame Lebensaufgabe, die ihr ganzes Dasein erfüllte: Die Erforschung des deutschen Alterthums. Von gleicher Liebe zu diesen Studien waren Beide ergriffen und Einer arbeitete dem Anderen in die Hände; ja es herrschte eine solche Gemeinschaft des Geistes und Herzens zwischen ihnen, daß sie einen großen Theil ihrer Arbeiten gemeinsam als „die Brüder Grimm" vollendeten und der Oeffentlichkeit übergaben. Bei mehr untergeordneten, auf bereits geebneter Straße einherschreitenden Leistungen hat man ein solches Zusammenarbeiten wohl öfter gesehen; aber bei wahrhaft bahnbrechenden und schöpferischen Werken zeugt es nicht nur von einer Gemeinsamkeit der Gesinnung, sondern auch von einer Reinheit des Herzens, wie man sie selten findet.

So nahe sich nun aber durch Verwandtschaft der Begabung und des Strebens die beiden Brüder standen, und so sehr sie diese Gemeinsamkeit durch das herzlichste wechselseitige Wohlwollen pflegten, so zeigt sich doch andrerseits gleich von ihrem ersten Auftreten an auch die große Verschiedenheit ihrer Naturen. Wir werden später, wenn wir die beiden Männer in ihrer vollen Reife vor uns sehen, diesen Gegensatz zu schildern suchen und weisen hier nur vorläufig auf denselben hin, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß die Brüder auch in dieser ersten Periode ihres Auftretens einem richtigen und gesunden Gefühl folgten, wenn sie die Gemeinsamkeit nicht für alle ihre Arbeiten zu erzwingen suchten, sondern nur einen Theil derselben gemeinsam, andere dagegen getrennt und jeder für sich ausführten.

Jacob Grimm's Arbeiten von 1807 bis 1811. Das erste öffentliche Auftreten Jacob Grimm's.

Mehrere Jahre schon bevor Jacob Grimm sein erstes Buch veröffentlichte, betheiligte er sich als Beurtheiler fremder Leistungen und mit kurzen selbständigen Abhandlungen an gelehrten Zeitschriften. Es waren zwei süddeutsche Blätter, in denen er seine gründlichen Bemerkungen niederlegte: Der zu München erscheinende Neue literarische Anzeiger und die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur. Und zwar hat das genannte Münchner Blatt die Ehre, die erste Arbeit Jacob Grimm's in seinen Spalten veröffentlicht zu haben. Im Jahrgang 1806 des Neuen literarischen Anzeigers hatte Docen aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit „Marginalien" geliefert zu dem früher erwähnten [1]) Buch des jüngeren Adelung über die altdeutschen Gedichte, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vaticanische gekommen sind [2]). Anknüpfend an diese Marginalien Docen's gibt der zwei und zwanzigjährige Jacob Grimm in dem Blatt vom 17. März 1807 des Neuen literarischen Anzeigers „Bemerkungen" über Fr. Adelung's angeführtes Buch. Mit dem berechtigten Selbstbewußtsein und der vollen Ueberlegenheit, welche den künftigen Meister ahnen läßt, tritt er in die Bahn. Docen, meint er, hätte ein bestimmteres Urtheil aussprechen sollen über dies unkritische Buch, das zu einem lebhaften Muster dienen könne, wie man Manuskripte nicht zu benutzen hat. Und an diesen geharnischten Eingang knüpft sich dann eine Reihe von Berichtigungen und Zusätzen zu dem Adelung'schen Buch, die sofort den gründlichen Gelehrten und scharfsinnigen Forscher verrathen.

Eine zweite größere Arbeit: „Ueber das Nibelungen Liet", die J. Grimm im Neuen literarischen Anzeiger vom 14. und 21. April 1807 veröffentlichte, führt ihn mitten in eine der wichtigsten Fragen unserer ganzen Literaturgeschichte, indem sie zuerst

---

1) S. o. S. 263. — 2) Neuer literar. Anzeiger 26. Aug. und 16. Sept. 1806. Wieder abgedruckt und vervollständigt in Docen's Miscellaneen, Bd. II, München 1807, S. 124—170.

eine kritiſche Unterſuchung über den Text unſeres größten Epos anbahnt. Die einzige damals vorhandene vollſtändige Ausgabe des Nibelungenliedes war die Myller'ſche. Grimm's Urtheil über dieſe Ausgabe lautet dahin: „Der Myller'ſche Text iſt zuſammengeſetzt aus zwei Manuſcripten, ohne kritiſchen Werth, mit vielen Defecten und Nachläſſigkeiten abgedruckt; was aber alles Myller nicht gewußt hat.“ Den erſten Theil hat Myller, nach ſeiner eigenen Notiz, aus der Hohenemſer Handſchrift erhalten, das Uebrige aber abdrucken laſſen aus Bodmer's Ausgabe von Chriemhilden Rache, „doch ſpricht er ſo, als ob das eine Handſchrift wäre.“ Aber Bodmer habe dieſe Hälfte des Nibelungenlieds aus dem St. Galliſchen Codex genommen [1]). „Wird gefragt, welche Handſchrift die ältere, ſo dürfte für die Hohenemſiſche [2]) zu entſcheiden ſein, da, ſo weit eine Vergleichung angeht, die Erzählung der andern weitläuftiger und mehr in's Anmuthige gehalten iſt. Freilich iſt dieſe vollſtändiger“ [3]). Nachdem dann Grimm eine Anzahl einzelner Defecte und Mißgriffe der Myller'ſchen Ausgabe namhaft gemacht hat, berichtigt er die grundfalſchen Vorſtellungen über das Nibelungenlied, die damals noch gang und gäbe waren, weil ſie ſich ſelbſt in ſonſt ſo achtungswerthen Büchern fanden, wie Koch's Compendium. So insbeſondere die Annahme, Konrad von Würzburg ſei der Verfaſſer des Nibelungenlieds. „Demnach“, ſchließt Grimm ſeine bündige Widerlegung, „wäre der Verfaſſer des Nibelungen Liets unbekannt, wie es gewöhnlich bei allen Nationalgedichten iſt und ſein muß, weil ſie dem ganzen Volke zugehören, und alles Subjective zurückſteht“ [4]). Ueber eine Textausgabe, wie

---

1) Nicht aus dem St. Galliſchen, ſondern aus dem anderen Hohenemſer Codex (Lachmann's C) hat Bodmer die zweite Hälfte des Nib. genommen. Da von dem Daſein dieſes Codex um 1807 niemand eine Ahnung hatte, ſo konnte natürlich auch Grimm nicht darauf kommen. Erſt im J. 1812 hat F. H. v. der Hagen die Sache hiſtoriſch aufgehellt. S. oben S. 336 fg. — 2) D. h. die jetzt auf der Bibliothek zu München befindliche, ehemals Hohenemſiſche; Lachmann's A. — 3) Neuer liter. Anzeiger 1807, Sp. 227. 4) Ebend. Sp. 230 fg.

man ſie wünſchen müſſe, ſpricht Grimm ſchon hier ſich ſo aus: „Bei den Mängeln der Myllerischen Ausgabe iſt es vor allem nöthig, einen kritiſch berichtigten Text zu liefern. Der Codex von Hohenems ſcheint der älteſte; er iſt aber defect, und am beſten legte man den zu St. Gallen zum Grunde. Aber höchſt intereſſant, faſt nothwendig iſt es, von andern Manuſcripten Varianten, wo ſie beutend ſind, zu liefern. Es iſt für die Geſchichte der Poeſie äußerſt lehrreich, zu ſehen, wie dasſelbe Gedicht in dem Fortgange der Zeit modificiert und verändert wurde, eine Rückſicht, die man vernachläſſigt und geglaubt hat, daß das älteſte Manuſcript geradezu alle andern unnütz mache“ [1]).

Eine eingehende Beurtheilung von Hagen's und Büſching's Deutſchen Gedichten des Mittelalters, die J. Grimm im Jahrgang 1809 der Heidelberger Jahrbücher lieferte, zeigt uns, wie er ſchon damals Hagen's Art und Weiſe gegenüber ſeine Stellung nahm. Er verſagt zwar der Gelehrſamkeit und den anderweitigen Verdienſten der Herausgeber ſeine Anerkennung nicht, zugleich aber deckt er auch die ſchwachen Seiten ihrer Leiſtung mit aller Schärfe auf [2]). Er führt dabei nicht nur die Unterſuchung über die Quellen der von Hagen und Büſching herausgegebenen Gedichte weſentlich weiter, ſondern er zeigt namentlich auch in Bezug auf die Behandlung der Texte ſeinen überlegenen Scharfſinn. Es tritt uns gleich hier die verſchiedene Anſicht entgegen, die Grimm von der Aufgabe des Herausgebers altdeutſcher Texte hegt. Die weitläufigen Beſchreibungen aller Aeußerlichkeiten der Handſchriften weiſt er zurück. Dafür aber fordert er eine ſorgfältige und einſichtige Behandlung der Texte, wozu die bloße Aufzeichnung aller Schreibfehler und Nachläſſigkeiten der zufällig auf uns gekommenen jungen und ſchlechten Handſchrift nicht genügt. Insbeſondere weiſt Grimm nach, daß der Herausgeber das eigenthümliche Versmaß in dem „zweiten, hier mit Unrecht vorangedruckten Theil des Morolf“ nicht erkannt hat, und zeigt, welche Vortheile zur Herſtellung eines verdorbenen Textes die Stellung der Reime in der Strophe bietet.

1) Ebend. Sp. 241. — 2) Heidelb. Jahrbücher der Lit. 1809, Fünfte Abtheilung, Zweiter Band, S. 148—164. 210—224. 249—259.

Jacob Grimm's Streit mit Docen und Fr. H. von der Hagen über die Minnesänger und Meistersänger.

Gleich in seiner ersten veröffentlichten Arbeit, den Bemerkungen zu Adelung's Nachrichten im Neuen literarischen Anzeiger, hatte Jacob Grimm den Wunsch ausgesprochen, daß der Text des Wartburgkriegs „einmal kritisch constituiert nnd mit Begleitung eines Commentars herausgegeben würde", und zugleich den Gedanken hingeworfen, daß man dabei „vortreffliche Gelegenheit haben würde, die so verbreitete, als ungründliche, zum wenigsten ungründlich aufgefaßte Unterscheidung zwischen Minne- und Meistergesang von Grund aus zu widerlegen" [1]). Nicht lange darauf am 9. Juni 1807 veröffentlichte er in demselben Blatt einen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Etwas über den Meister- und Minnegesang" [2]). Dieser kurze, kaum drei Spalten füllende Aufsatz ist höchst charakteristisch für Grimm's ganzes Wesen. „Es ist nicht viel länger, so beginnt er, als ein Jahr, daß ich mich mit dem Studium der altdeutschen Poesie und deren Geschichte (welcher genauere Kenntniß und Einsicht den Aufwand vieler Jahre erfordert) abgegeben habe; was mir aber darin unter andern besonders aufgefallen ist, war der unbestimmte, schwankende Unterschied, den man zwischen Minne- und Meistergesang zu machen pflegt, und der sich in Compendien und bei jeder anderen Gelegenheit wieder findet. Ich dachte anfangs, es ließe sich eine festere Grenzlinie zwischen beiden Arten ziehen, bin aber darüber auf ganz andere Untersuchungen und Resultate gerathen. Und da neulich anderswo darauf gedeutet worden ist, so halte ich es nicht für unschicklich, mich jetzt darüber, wenn gleich kurz und ohne Beifügung der Beweise auszulassen und zu allenfallsigen Widersprüchen aufzufodern. Auch — so wie es Bilder gibt, welchen man wohl, ohne weitere Wissenschaft vom abgebildeten Gegenstande, ihre Wahrheit ansehen kann, so bin ich fast der Meinung, man werde das hier Behauptete so

1) Neuer Literar. Anzeiger 1807, 24. März. — 2) Ebend. 1807, 9. Juni.

wenig unwahrſcheinlich finden, daß ſich ſelbſt in Jedes eigenem Studium überraſchende Beſtätigungen dazu ergreifen laſſen mögen. Sonſt eigne ich mir überdem bei dieſer Anſicht, ob ich ſie ſchon für neu halte, ein deſto geringeres Verdienſt an, als ſie mir gar nicht ſchwer geworden iſt, ſondern nach einigen angeſtellten Bemühungen plötzlich und lebhaft vor Augen geſtanden hat, gleich einer Sache, die lang verkannt geweſen, wozu ich zwar nachher genug Belege gefunden, ſie ſelbſt aber nicht aus zuſammengetragenen Beweiſen, wie ein mühſames Reſultat gezogen habe. Ich behaupte alſo: Der gemachte Unterſchied zwiſchen Minne- und Meiſtergeſang iſt null und nichtig und (vielleicht alle) Minneſänger ſind ſelbſt und recht eigentliche Meiſterſänger geweſen." Dies iſt der Kern von Grimm's Anſicht. Aus dem Folgenden heben wir nur noch hervor, was Grimm gleich hier über die relative Berechtigung jener Unterſcheidung äußert. „Wenn alſo der Unterſchied zwiſchen Minnegeſang und Meiſtergeſang wegfällt, ſagt er, ſo kann man dennoch treffend genug die beiden zur Bezeichnung zweier Perioden in der Geſchichte der Poeſie fortgebrauchen, indem die erſte ein Beſtreben umfaßt, die Natur und Wirkung der Liebe auf das menſchliche Gemüth und das Ritterthum in den künſtlichſten Formen und bis zum Ermüden zu ſchildern (worin der völlige Verfall einer epiſchen Zeit war, und eines epiſchen Charakters der Poeſie: ſelbſt die erzählenden Gedichte durch dieſen Hang voll lyriſcher Epiſoden), die zweite hingegen ſich allein an den zwangvollen Formen genügen ließ. Nur muß man nicht glauben, daß wie in der zweiten jener Inhalt untergieng, in der erſten auch dieſe Kunſt der Reime gefehlt hätte, und daß die erſte Periodiſierung vom Inhalt hergenommen, die zweite aber von der Form entlehnt ſei. Kurz, ein jeder Minneſänger iſt auch ein Meiſterſänger, aber man kann nicht umkehren."

Dies ſind die Grundzüge der Anſichten J. Grimm's über das Verhältniß des Minne- und Meiſtergeſangs, und an dieſe zuerſt nur kurz und ohne Beweisführung hingeworfenen Gedanken hat ſich dann eine mehrjährige wiſſenſchaftliche Fehde angeknüpft, an welcher ſich die namhafteſten damaligen Vertreter der altdeut-

ſchen Studien: Grimm, Docen, Hagen, Büſching, betheiligten. Der Gegenſtand der Fehde iſt ſchon an ſich von nicht geringem Intereſſe. Es handelt ſich um ein halbes Jahrtauſend aus der Geſchichte unſerer Poeſie. Es fragt ſich, wie ſind die Lyriker des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts anzuſehen, und in welchem Verhältniß ſtehen ſie zu den Meiſterſängern des fünfzehnten und ſechzenten. Der Streit gewinnt aber an Intereſſe durch die kämpfenden Perſönlichkeiten. Zwiſchen den ſchon anerkannten, ja raſch berühmt gewordenen Vertretern der altdeutſchen Studien, ſehen wir einen anfänglich noch faſt ganz unbekannten „Kriegsſecretär Grimm in Kaſſel“ auftauchen, und es dauert nicht lange, ſo muß jeder Einſichtige, mag er über den Gegenſtand ſelbſt denken, wie er will, ſich überzeugen, daß hier der Mann auf den Plan getreten iſt, deſſen weit überlegener Begabung die Zukunft gehört. Denn das iſt die weit über den ſpeciellen Gegenſtand hinausgehende Bedeutung dieſes Streites, daß ſich an die Erörterung der beſonderen Frage über den Minne- und Meiſtergeſang die Darlegung der Anſichten knüpft, die Jacob Grimm über Volkspoeſie und Kunſtpoeſie und über das Verhältniß beider zur Sage hegte.

Was aber den Eifer betrifft, mit welchem die ſich gegenüberſtehenden Gelehrten ſo manchen einzelnen, uns jetzt vielleicht weniger wichtig ſcheinenden Punkt durchgeſtritten haben, ſo wollen wir an die Worte erinnern, die damals der gründliche und ehrliche Docen in einer ſeiner Erwiderungen ausgeſprochen hat. „Freilich wird es nicht an ſolchen fehlen, ſagt er, die dieſe umſtändlichen Unterſuchungen für überflüſſig, die Frage überhaupt für unbedeutend halten. Dieſe bedenken nicht, daß nur durch das lebhafte Beſtreben, alles Einzelne zu erforſchen und in unſere Gewalt zu bringen, wir zu jener gründlicheren Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums gelangen konnten, die auf alles Treffliche, was unſere neuere Literatur beſitzt, ſo vielfältigen Einfluß gehabt hat; daß wir alſo eben dieſen Weg nicht ſcheuen dürfen, um von unſerm eignen Alterthum eine beſſere Kunde zu erhalten, der ein gleich wohlthätiger Einfluß aufbehalten zu ſein ſcheint. Vorübergehend zwar wird mancher Streit und manche Arbeit auf dieſem Wege ſein, aber nicht fruchtlos;

was mühſam nach und nach gewonnen worden, ſtellt nachher ſich frei, zuverläſſig und belehrend für Alle dar; des leichten Beſitzes freut ſich Jeder, und Keiner fühlt mehr die Schwierigkeiten, die man der Erringung auch einer mäßigen Einſicht opfern mußte“ [1]).

Nachdem J. Grimm ſeine gedrungenen Sätze über Minne- und Meiſterſänger hingeworfen hatte, gab gleich in der folgenden Numer des neuen literariſchen Anzeigers vom 16. Juni 1807 Docen eine Entgegnung. Er weiſt auf den völlig ſchwungloſen, kläglichen Mechanismus der handwerksmäßigen Meiſterſängerei des 14. bis 16. Jahrhunderts hin und ſtellt ihnen die echte und edle Kunſt der Dichter des 13. Jahrhunderts gegenüber. Da er aber nicht in Abrede ſtellen kann, daß auch dieſe Dichter ſchon als „Meiſter“ bezeichnet werden, ſo macht er den Vorſchlag, die Meiſter des 13. Jahrhunderts „Meiſter-Singer“, die ſpäteren dagegen „Meiſter-Sänger“ zu nennen. So wunderlich und unbrauchbar dieſe Namengebung erſcheint, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß Docen gerade in dieſem Theil ſeiner Abhandlung vieles Richtige vorbringt. „Ueber ihre (der Meiſter-Singer) nachherige Ausartung, ſagt er, hier nur Folgendes: Nachdem das Intereſſe an der Kunſt, ſo wie ihre innere Kraft bald nach dem Anfange des 14. Jahrhunderts verſchwand, ſo erbte ſich die Form auf den Handwerksſtand über; hier erzeugten ſich nun alle jene grellen Erſcheinungen, die jede Production menſchlicher Weisheit endlich hervorzubringen pflegt, nachdem Geiſt und Leben ihres kräftigeren Daſeins entwichen iſt; man denke an die reichsſtädtiſchen Formalitäten, und, wie jedem beliebt, an viele andere ähnliche Dinge im Leben und in der Kunſt“ [2]). Ganz mit Recht verwahrt ſich dann Docen gegen die Folgerungen, die man aus dem Namen, „Minneſinger“ ziehen könnte. Dieſer Name ſei erſt von Bodmer aufgebracht worden, und zwar ſehr mit Unrecht. Denn in der von ihm und Breitinger herausgegebenen „Sammlung von Minneſingern“ „komme

1) Docen im Muſeum für Altdeutſche Literatur und Kunſt her. von Hagen, Docen und Büſching, Bd. I, Heft 2, Berlin 1810, S. 489 fg. — 2) Docen im Neuen liter. Anzeiger 1807, Sp. 372.

keineswegs bloß die in aller Welt beſungene Liebe, ſondern faſt jede andere Seite der Menſchennatur (die in jenem Zeitalter eine Anregung fand) zum Vorſchein" [1]). So weit ſpricht Docen im Weſentlichen richtige und für die damalige Zeit keineswegs überflüſſige Anſichten aus. Aber wie er nun im weiteren Verlauf der Abhandlung dazu kommt, ſich bei einer ſolchen Auffaſſung der Sache in einen Gegenſatz zu Grimm zu ſtellen, das iſt auf den erſten Blick nicht leicht einzuſehen. „Herrn Grimm's Anſicht, ſagt er, lehrt, der angenommene Unterſchied zwiſchen beiden [den Minne- und Meiſterſängern] in Rückſicht der Form ihrer Gedichte ſei null und nichtig; (vielleicht alle) Minneſänger ſeien recht eigentliche Meiſterſänger geweſen" [2]). Aber dagegen ſei zuvörderſt zu erinnern, daß Hr. Grimm „durch die Nichtachtung der mannigfaltigen Verſchiedenheit der Gegenſtände (des Minne- und Meiſtergeſangs) ſich ſelbſt den Weg verbaut hat. Hieraus entſtand der zweite ungleich größere Fehler, daß von Seiten der Form die Sache ohne alle nähere Prüfung von der Hand gelaſſen wurde" [3]). Darauf antwortet nun Grimm in der Numer vom 27. October des Neuen literariſchen Anzeigers mit ſeiner Abhandlung: „Beweis, daß der Minneſang Meiſtergeſang iſt." Hier tritt Grimm den Beweis an für ſeine früher nur als Axiome aufgeſtellten Behauptungen. Wir gehen nicht näher auf den hier gelieferten Beweis ein, weil derſelbe dann einige Jahre ſpäter in Grimm's Buch über den altdeutſchen Meiſtergeſang viel umfaſſender ausgeführt worden iſt. Die Redaction des Neuen literariſchen Anzeigers, welcher Docen nahe ſtand, behandelte Grimm's Zuſendung mit gebührender Achtung. „Die Redaction, heißt es in einer vorausgeſchickten Bemerkung, hielt es für zweckmäßig, dieſen intereſſanten Aufſatz des Hrn. Grimm ungeachtet ſeiner Länge gleich vollſtändig dem Publicum mitzutheilen." Docen's hinzugefügte kurze Entgegnungen ſind nicht ohne Bitterkeit [4]), aber doch merkt er recht wohl, von

1) Ebend. Sp. 373. — 2) Ebend. Sp. 374. — 3) Ebend. in der durch Zufall verſpäteten Fortſetzung Sp. 535. — 4) Vgl. z. B. Sp. 686 die Anm. 4.

welchem Schlag ſein Gegner iſt. Nicht ſo Friedrich Heinrich von der Hagen. In Nr. 6 vom 9. Februar 1808 des Neuen literariſchen Anzeigers miſcht er ſich in den Streit mit einer Abhandlung: „Minnelied und Meiſtergeſang.“ „Ohne mir ein ſchiedsrichterliches Anſehen anzumaßen in dem hierüber erhobenen Streit, ſo beginnt er, wird es doch vergönnt ſein, in dieſer für die Geſchichte der altdeutſchen Poeſie wichtigen Sache auch meine unvorgreifliche Stimme anzugeben. Ich werde mehr nur meine gegenwärtige Vorſtellung darlegen; das Urtheil über die Mitſtreiter wird dadurch von ſelbſt herausfallen.“ Hierauf holt dann Hagen ſehr weit aus, von den „gewiß echt deutſchen“ Barden kommt er zu den Skandinaviern und endlich zu den „Minneſingern, bei welchem Namen in ihrer ſchönen poetiſchen Zeit, wo Minne, ob die irdiſche, geiſtige oder himmliſche (caritas), das Alles bewegende Princip war, es bewenden muß“ [1]), und endlich auf den Meiſtergeſang. Wir wollen durchaus nicht läugnen, daß Hagen manches Wahre vorbringt. Aber nicht nur der hohe Ton, den er Grimm gegenüber anſchlägt [2]), macht jetzt auf uns einen ſeltſamen Eindruck, wenn wir auf die geiſtige Kraft beider Männer und ihre geſammten Leiſtungen zurückblicken, ſondern auch das theilweiſe Richtige in Hagen's Aeußerungen iſt mit einem Uebermaß von Schiefem gepaart. Sein endliches Ergebniß iſt: „Der Meiſtergeſang iſt ganz etwas Neues und Eigenes. Der frühere Minnegeſang war ſchon ganz verſchollen und für jenen ſo gut wie gar nicht vorhanden, und iſt und bedeutet in der That und Wahrheit, im innerſten Geiſt und Form, ſo wie in der äußeren Erſcheinung und Umgebung, durchaus etwas Anderes, Höheres“ [3]).

---

1) Neuer lit. Anzeiger 1808, Sp. 83. — 2) Vgl. z. B. außer dem oben mitgetheilten Eingang Sp. 84 u.: — „ſo heißt das die Frage in Nichts verflüchtigen, und beſſer wäre geſchwiegen.“ Vgl. auch den Brief Hagen's an Docen im Muſeum für Altdeutſche Lit. und Kunſt I, S. 76, Anm. — 3) Ebend. Sp. 101 fg. — Ich darf meine Auszüge aus Hagen's Abhandlung nicht weiter ausdehnen, bemerke deshalb nur beiläufig noch, daß auch in dem Sp. 99 über das Volkslied Geſagten ein Stück Wahrheit zwiſchen

Noch gab im Neuen literariſchen Anzeiger Hagen's Freund Büſching dankenswerthe thatſächliche Bereicherungen zur Kenntniß des Meiſtergeſangs, beſonders aus den beiden Meiſterliederhandſchriften des Profeſſor Rüdiger in Halle [1]). Dann aber zog ſich der Streit in eine andere Zeitſchrift hinüber, nämlich in das von Hagen, Docen und Büſching herausgegebene Muſeum für Altdeutſche Literatur und Kunſt. Hier veröffentlichte Docen ſeine ausführliche Entgegnung auf Grimm's Annahmen in der Abhandlung: „Ueber den Unterſchied und die gegenſeitigen Verhältniſſe der Minne- und Meiſterſänger. Ein Beitrag zur Charakteriſtik der früheren Zeitalter der deutſchen Poeſie“ [2]). Docen geht mit mehr Gründlichkeit zu Werke, als Hagen; aber es iſt oft ſchwer zu ſagen, was er eigentlich bezweckt, ob eine Widerlegung Grimm's, oder den Nachweis, daß er gleich von Anfang an dasſelbe geſagt habe, wie Grimm. In einigen Punkten bringt er Grimm entſchieden in's Gedränge, und wir werden ſehen, daß Grimm ſich da genöthigt ſieht, ſeine Anſichten zurückzunehmen oder doch einzuſchränken. So wenn Grimm ſchon die Dichter des 13. Jahrhunderts in dem Sinn als Meiſterſänger aufgefaßt hatte, daß ſie „eine gewiſſe Geſellſchaft“ gebildet hätten „mit mancherlei Uebereinkunft und Befugniſſen“ [3]). Ganz beſonders anzuerkennen iſt der anſtändige und achtungsvolle Ton, mit dem Docen ſeinen Gegner behandelt.

---

dem Irrigen ſteckt, und daß Hagen überhaupt mit Docen die Eigenthümlichkeit theilt, was er in dem einen Satz behauptet, in dem nächſten ganz oder theilweiſe zurückzunehmen. — 1) Neuer lit. Anz. 1808 Sp. 183 fg. — 2) Muſeum für Altdeutſche Lit. und Kunſt, her. von Hagen, Büſching und Docen, Bd. I, Heft 1, Berlin 1809, S. 73—125, und Heft 2, Berlin 1810, S. 445—490. — 3) J. Grimm im Neuen liter. Anz. 1807, 27. Oct. — Nur in der Anmerkung führe ich an, daß Docen (Muſeum für Altdeutſche Lit. u. Kunſt I, 1 S. 100) eine Stelle aus Adelung's Magazin für die Deutſche Sprache (II, 3, S. 6) beibringt, worin dieſer die „Schwäbiſchen Dichter“ für identiſch mit den ſpäteren Meiſterſängern erklärt. (S. o. S. 236). Docen ſelbſt fügt hinzu, daß Grimm ſeine Anſicht ohne Zweifel nicht von Adelung entlehnt habe, und allerdings heißt es hier, wenn irgendwo: Duo quum faciunt idem, non est idem.

„Grimm wird daher, ſagt Docen am Schluß, im Fall ihm die fernere Behauptung ſeiner Meinung am Herzen liegt, ſich nothwendig nach anderen Beweiſen umſehen müſſen. Hätte ich ihn, wider Wiſſen und Willen, irgendwo nicht recht verſtanden oder mißdeutet: ſo möge er mit neuer und größerer Klarheit und Beſtimmtheit dieſe Seiten ſeiner Anſicht wieder darlegen. Allein ich müßte mich ſehr irren, wenn er ſie gegenwärtig nicht mehr zu begränzen, auszubilden und der geſchichtlichen Wahrheit näher zu bringen veranlaßt werden würde. Auch ich habe ſeit der Erſcheinung des Grimmiſchen Beweiſes das Unrichtige meiner erſten Widerlegung einſehen gelernt, und bin nunmehr weit entfernt, dieſe als mein endliches Urtheil in unſerer ſtreitigen Frage anzuerkennen. Ein Tag lehrt den andern, gilt von jedem Studium, und wo möchte dieſes Wort wohl mehr an ſeinem Platze ſein, wie in dem noch ſo unbekannten Gebiet der altdeutſchen Literatur?“ [1]).

Jacob Grimm's erſte ſelbſtändig erſchienene Druckſchrift: „Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang.“ Unterſcheidung von Natur- und Kunſtpoeſie.

Was Docen am Schluß ſeiner ſo eben beſprochenen Abhandlung gefordert hatte, das leiſtete J. Grimm in ſeinem erſten ſelbſtändig erſchienenen Buch, das von ſeiner Seite den Abſchluß dieſer ganzen literariſchen Fehde bildet. Er hatte deſſen Inhalt urſprünglich für von der Hagen's Muſeum beſtimmt; da aber zufällige Umſtände die Antwort der Berliner Herausgeber verſpäteten, hatte Grimm inzwiſchen mit der Dieterichſchen Buchhandlung in Göttingen die ſelbſtändige Publication verabredet [2]). So erſchien zu Göttingen mit der Jahrzahl 1811 (die Vorrede iſt unterzeichnet am 19. Auguſt 1810): „Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang. Von Jacob Grimm.“ Hier gibt nun Grimm über das, was er zuerſt nur ohne Beweis hingeſtellt, dann bloß kurz und abgeriſſen geſtützt hatte, ausführliche und eindringende Rechenſchaft. Eine

1) Docen im Muſ. für Altdeutſche Lit. und Kunſt Bd. II, Heft 2, Berlin 1810, S. 489. — 2) J. Grimm, Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang, Vorr. S. 3.

Einleitung, welche den Verlauf des geführten Streits darlegt, eröffnet das Ganze. Dann folgt eine „Ueberſicht der Meiſterkunſt von Anfang bis zu Ende." Darauf gibt der Verfaſſer die inneren Beweiſe für ſeine Anſicht und widerlegt eingehend die ihm gemachten Einwendungen; und daran ſchließen ſich in ähnlicher Art die äußeren Beweiſe. Im nächſten Abſchnitt beſpricht Grimm das Verhältniß des Meiſtergeſangs zur übrigen altdeutſchen Poeſie, und zwar erſtens zur Volkspoeſie und zweitens zu den erzählenden und Spruchgedichten. Endlich thut er noch einen Ausblick auf die Poeſie anderer europäiſcher Völker, nämlich die der Provenzalen, Franzoſen, Niederländer, Skandinaven und Engländer.

In dieſer Ausführung ſehen wir nun in den tiefen Born, aus dem die erſten Gedanken Grimm's ſo plötzlich und unvermittelt hervorbrachen. Der ganzen Anſicht über den Meiſtergeſang liegt die Unterſcheidung von Natur- und Kunſtpoeſie zu Grunde. „Ich habe einigemal, ſagt Grimm hier in der Vorrede, den Unterſchied zwiſchen Natur- und Kunſtpoeſie beſtimmt vorausgeſetzt. Die Verſchiedenheit deſſen, was unter dem ganzen Volk lebt, von allem dem, was durch das Nachſinnen der bildenden Menſchen an deſſen Stelle eingeſetzt werden ſoll, leuchtet über die Geſchichte der Poeſie, und dieſe Erkenntniß allein verſtattet es uns, auf ihre innerſten Adern zu ſchauen, bis wo ſie ſich flechtend in einander verlaufen. Es iſt, als ziehe ſich eine große Einfachheit zurück und verſchließe ſich in dem Maße, worin der Menſch nach ſeinem göttlichen Treiben ſie aus der eigenen Kraft zu offenbaren ſtrebt. Da nun die Poeſie nichts anders iſt, als das Leben ſelbſt, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache, (welche in ſo fern mit Recht eine himmliſche genannt und der Proſa entgegengeſtellt werden darf), ſo theilt ſie ſich in die Herrſchaft der Natur über alle Herzen, wo ihr noch Jedes als einer Verwandtin in's Auge ſieht, ohne ſie je zu betrachten; und in das Reich des menſchlichen Geiſtes, der ſich gleichſam von der erſten Frau abſcheidet, als deren hohe Züge ihm nach und nach fremd und ſeltſam däuchen. Man kann die Naturpoeſie das Leben in der reinen Handlung ſelbſt nennen, ein lebendiges Buch wahrer Geſchichte voll, das man auf jedem Blatt

mag anfangen zu leſen und zu verſtehen, nimmer aber ausliest, noch durchverſteht. Die Kunſtpoeſie iſt eine Arbeit des Lebens und ſchon im erſten Keim philoſophiſcher Art. In den Heldengeſängen reicht nur noch ein Zweig aus der alten Naturpoeſie in unſer Land herüber, die Freude, das Eigenthum des Volks an ſeinen geliebten Königen und Herren muß ſich, ſo zu ſagen, von ſelber an und fortgeſungen haben. Ueber der Art, wie das zugegangen, liegt der Schleier eines Geheimniſſes gedeckt, an das man Glauben haben ſoll. Denn die Läugner, die ſich dafür lieber mit einer dürren Wahrſcheinlichkeit behelfen wollen, bringen Syſteme auf, welche man mit Wahrheit widerlegen kann und nach denen ihnen Nichts übrig bleibt“ [1]). „Die Poeſie iſt kein Eigenthum der Dichter und das zu keiner Zeit weniger geweſen als in der epiſchen, da ſie, ein Blut, den ganzen Leib des Volks durchdrungen. Niemand weiß von Dichtern, geſchweige daß es die Nachwelt erfahren ſollte, aber die Sänger ziehen in Haufen herum, und wem eine tönende Stimme zu Theil geworden, oder wer in ein treueres Gedächtniß alte Lieder und Sagen niederlegen kann, da ihm das Licht der Augen entzogen worden, der tritt hin vor König und Volk und ſingt für Ehre und Gaben“ [2]). Wenn nun auch unter dieſen Sängern „Erbſchaft und Lehre das Amt des Geſanges fortpflanzten“, ſo kam doch mit dem Kunſtgeſang der Lyriker etwas Neues auf. „Daß in dem erblühenden Minneſang, ſagt Grimm, eine eigenthümliche Kunſt zu walten anfange, habe ich mich zu zeigen bemüht und eben damit den Urſprung des Meiſtergeſangs geſetzt“ [3]). Der Anfänger dieſes Meiſtergeſanges iſt Heinrich von Veldeck [4]); und von da ab verläuft derſelbe in drei „Epochen.“ Die erſte Epoche bilden die Lyriker des 13. Jahrhunderts. „Die zweite Epoche iſt ſchon viel früher vorbereitet, erſt im vierzehnten Jahrhundert beſonders hervorgegangen“ [5]). „Die Fürſten ermüden der Minnelieder nach und nach, das Volk kann ſie nicht brauchen.“ „Der Meiſter kehret ſich ganz

1) J. Grimm, Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang, S. 5 fg. — 2) Ebend. S. 7. — 3) Ebend. S. 8. — 4) Ebend. S. 30. — 5) Ebend. S. 31.

ſeinem Gemüth zu, die Luſt, große Romane zu reimen, verliert ſich, aber die Luſt, den Weltlauf zu ergründen, die göttlichen und menſchlichen Dinge zu betrachten, wird immer reger" [1]). „In der dritten Epoche, welche ich vom funfzehnten Jahrhundert bis an's Ende rechne, wies es ſich nun noch deutlicher aus, daß für die Meiſterpoeſie die Zeit des Hoflebens und Wanderns vorüber." „Dagegen gerieth die Kunſt in den Bürgerſtand allmählich herab, nicht als ob vorher keine Bürger derſelben theilhaftig geweſen, ſondern weil jetzo eine Menge aus dieſem Stand ſie umfaßten und blühender als je machten, wenn man auf die Anzahl der Ausübenden ſieht„ [2]). Das, was dieſe drei Perioden auf das engſte verbindet, iſt die Gemeinſamkeit der metriſchen Form. „Ich wende mich nun zu dem, ſagt Grimm, wo er auf die Unterſuchung der Metra übergeht, was ich für den beſten Leitſtern unſerer Unterſuchung, für das Charakteriſtiſche des Meiſterſangs halte, um dadurch, wofern es der früheren und ſpäteren Zeit auf gleiche Art zukommt, meine Vorſtellung zu rechtfertigen" [3]). Die „Regel", die Grimm in dem ganzen Verlauf des Meiſtergeſangs wiederfindet, iſt die Dreitheiligkeit der Strophe. „In allen Meiſterſängen ſagt er, ſowohl in den Minneliedern als in denen der mittleren und letzten Periode erkenne ich folgenden Grundſatz: Die ganze Strophe, oder das ganze Geſätz, hat drei Theile, davon ſind ſich die zwei erſten gleich und ſtehen in nothwendigem Band, der dritte ſteht allein und iſt ihnen ungleich" [4]). Dieſen Satz führt dann Grimm gegen alle vorgebrachten Einwendungen durch und beſeitigt damit ein für allemal die Anſicht, die Leſſing hingeworfen und noch Hagen feſtgehalten hatte, als ſei die Dreitheiligkeit der Strophe eine Beſonderheit der Meiſterſänger des 15. und 16. Jahrhunderts, die ihnen direct aus dem Griechiſchen zugekommen ſei. Im Verlauf ſeiner metriſchen Unterſuchungen ſetzt Grimm hier beiläufig auch das Weſen eines von der Dreitheiligkeit ausgenommenen Metrums: des Leichs, in's Klare [5]). Auch ſpricht Grimm in dieſer Schrift

1) Ebend. S. 32. — 2) Ebend. S. 33. — 3) Ebend. S. 40. — 4) Ebend. S. 43. — 5) Ebend. S. 63 fg.

zuerſt den Gedanken aus, „daß die Alliteration urſprünglich ihren Sitz in der ganzen Poeſie des deutſchen Sprachſtamms gehabt hat“ [1]). — Ebenſo hebt Grimm hier zuerſt den für die altdeutſche Poeſie ſo wichtigen Unterſchied zwiſchen Singen und Sagen hervor [2]).

Was die äußeren Beweiſe für die Zuſammengehörigkeit der älteren Minne- und der ſpäteren Meiſterſänger betrifft, ſo hält Grimm zwar an der Annahme feſt, daß eine gewiſſe Verbindung auch unter den früheren Meiſtern beſtanden habe, erklärt aber zugleich, „eine ſo förmliche Geſellſchaft, als ſpäter daraus geworden, in dieſer Frühe anzunehmen, ſei ihm nie in den Sinn gekommen“ [3]). Was den Namen betrifft, ſo kommt Grimm zu dem Ergebniß: „Unſere Dichter haben ſchon im Anfang Meiſter geheißen, die Zeit zu beſtimmen, wenn ſie ſich den Namen ganz zu eigen gemacht, fällt aber unmöglich“ [4]). — Den verſchiedenen Charakter der Perioden, die ſein einer Meiſtergeſang durchlaufen hat, wußte übrigens Grimm recht wohl zu unterſcheiden. „Dritte Periode, ſagt er in einem der früheren Aufſätze, bloßer Meiſtergeſang, bloße leere in langweiligen Allegorien beſchäftigte Form“ [5]). In unſerer Schrift wahrt er nun zwar dem ſpäteren Meiſtergeſang mit Recht ein gewiſſes ſittliches Verdienſt [6]), ihn aber an poetiſchem Werth mit dem alten Minne- und Meiſtergeſang des 13. Jahrhunderts zu vergleichen, fällt ihm nicht ein. Vielmehr ſchildert er dieſen mit den ſchönen Worten: „Dieſe Dichter haben ſich ſelbſt Nachtigallen genannt, und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß, als das des Vogelſangs, ihren überreichen, nie zu erfaſſenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen. An der jugendlichen friſchen Minnepoeſie hat alle Kunſt ein Anſehen der Natürlichkeit gewonnen, und ſie iſt auf gewiſſe Weiſe auch nur natürlich; nie hat vorher, noch nachher eine ſo unſchuldige, liebevolle, unge-

1) Ebend. S. 166. — 2) Ebend. S. 137. — 3) Ebend. S. 76 fg. Vgl. auch S. 113. — 4) Ebend. S. 101. — 5) J. Grimm im Neuen literar. Anzeiger 1807, Sp. 676. — 6) Altdeutſche Meiſtergeſang S. 9.

heuchelte Poesie die Brust des Menschen verlassen, um den Boden der Welt zu betreten, und man darf in Wahrheit sagen, daß von keinem dichtenden Volk die geheimnißvolle Natur des Reims in solcher Maße erkannt und so offenbar gebraucht worden" [1]).

Als einer der schwierigsten Punkte erscheint Grimm selbst das Verhältniß dieser kunstreichen und doch so natürlichen Lyrik zur Volkspoesie. Unter den einfachsten Liedern besonders der ältesten Minnesänger finden sich manche, die sich unmittelbar an die Formen des Volksgesangs anschließen. „Man dürfte kühnlich, sagt Grimm, einzelne Strophen der einfachen vierzeiligen Lieder in der Manessischen Sammlung in die Nibelungen einschalten, wo sie nicht stören würden" [2]). Da aber Grimm annimmt, auch die altdeutsche Kunstpoesie sei auf einheimischem Boden und keineswegs „aus fremder Quelle oder Anregung entsprungen" [3]), so kann er sich die Sache in folgender Weise erklären. „Da ich annehme, sagt er, daß der Meistersang nicht allein die Sitte der Volksdichter beibehalten, sondern auch sein eigenes Princip aus dem Volksgesang geschöpft und nur äußerlich aufgestellt und fortgeführt hat, so finde ich es ganz natürlich, daß die Form dieser einfachen Lieder an den Volksgesang erinnere" [4]).

Ueberall zieht es Jacob Grimm zum Volksthümlichen, Einfachen, und wir sehen ihn bei einem großen Theil dieser Erstlingsschrift weit mehr mit strenger Gewissenhaftigkeit, als mit hingebender Neigung arbeiten. „Dieser Gegenstand, erklärt er gleich in der Vorrede, ist einer der trockensten und verwickeltsten in der altdeutschen Poesie überhaupt und in keiner Hinsicht dem schon in der Arbeit überall erfreuenden und im Resultat viel reicher lohnenden Studium der poetischen Sagen an Seite zu setzen, welchem ich meine hauptsächlichste Neigung zugewendet" [5]).

---

1) Ebend. S. 37 fg. — 2) Ebend. S. 141 Anm. — 3) Ebend. S. 142. — 4) Ebend. S. 48. — 5) Ebend. S. 4.

Jacob Grimm über die Sage und ihr Verhältniß zur epiſchen Poeſie und zur Geſchichte.

Jacob Grimm's eigentliches Lieblingsſtudium: die Erforſchung der Sage und ihres Verhältniſſes zur epiſchen Poeſie, hat in dem erſten Abſchnitt ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, vom Jahr 1807 bis zum Jahr 1811, noch zu keiner umfaſſenderen Arbeit geführt. Vielmehr ſehen wir ihn emſig beſchäftigt, die Quellen der altdeutſchen Kunſtpoeſie: des Minne- und Meiſtergeſangs, nach allen Seiten hin durchzuarbeiten. Es wird aber nicht bloß der Zufall geweſen ſein, der ihn zunächſt gegen ſeine eigentliche Neigung auf dieſe Bahn trieb und ſo lange darauf feſthielt. Vielmehr hat es den Anſchein, als habe er das Bedürfniß gefühlt, ſich mit dieſer ganzen Seite der Poeſie gründlich abzufinden, um ſich dann deſto ſicherer und ungeſtörter ſeiner wirklichen Liebe: der Erforſchung der alten Sage, hingeben zu können. Aber wenn auch auf dieſem Hauptgebiet Jocob Grimm's jetzt noch keine größere Arbeit zu Stande kommt, ſo beſitzen wir dafür aus jener Zeit bereits einige um ſo werthvollere kleine, die in dem Reichthum ihrer genialen Gedrungenheit die Samenkörner zu der folgenden Thätigkeit des großen Forſchers darbieten. Schon im Sept. 1807, bald nach ſeinem erſten Auftreten, veröffentlichte J. Grimm im Münchner Neuen literariſchen Anzeiger einen kurzen Aufſatz: „Von Uebereinſtimmung der alten Sagen“ [1]). Im folgenden Jahr theilte er in der „Zeitung für Einſiedler“, in den Blättern vom 4. und 7. Juni 1808 „Gedanken, wie ſich die Sagen zur Poeſie und Geſchichte verhalten“, mit. Aus dieſen beiden Aufſätzen, zuſammengenommen mit manchen anderen gelegentlichen Aeußerungen, z. B. in der Anzeige von Hagen's und Büſching's Deutſchen Gedichten des Mittelalters im Jahrgang 1809 der Heidelberger Jahrbücher, ſehen wir, wie früh ſchon ſich bei J. Grimm die Anſichten entwickelt hatten, die wir dann ſpäter in einigen ſeiner berühmteſten Werke weiter gebildet finden. „Die Geſchichte der alten Poeſie, ſagt Grimm, ſoll

1) Neuer lit. Anzeiger 1807, 8. Sept., Sp. 568—570.

nichts Anders vorhaben, als die verſchiedene Geſtalt zu erläutern und zu beſchreiben, worin die Sage erſchienen iſt, und ſie ſo weit als möglich auf ihren Urſprung zurückzuführen“ [1]). „In der erſten Zeit der Völker ſtrömen Poeſie und Geſchichte in einem und demſelben Fluß; und wenn Homer von den Griechen mit Recht ein Vater der Geſchichte geprieſen wird, ſo dürfen wir nicht länger Zweifel tragen, daß in den alten Nibelungen die erſte Herrlichkeit deutſcher Geſchichte nur zu lange verborgen gelegen habe“ [2]). „Treue iſt in den Sagen zu finden, faſt unbezweifelbare, weil die Sage ſich ſelber ausſpricht und verbreitet, und die Einfachheit der Zeiten und Menſchen, unter denen ſie erhallt, wie aller Erfindnng an ſich fremd, auch keiner bedarf. Daher Alles, was wir in ihnen für unwahr erkennen, iſt es nicht, inſofern es nach der alten Anſicht des Volkes von der Wunderbarkeit der Natur gerade nur ſo erſcheinen und mit dieſer Zunge ausgeſprochen werden kann. Und in allen den Sagen von Geiſtern, Zwergen, Zauberern und ungeheuern Wundern iſt ein ſtiller, aber wahrhaftiger Grund vergraben, vor dem wir eine innerliche Scheu tragen, welche in reinen Gemüthern die Gebildetheit nimmer verwiſcht hat und aus jener geheimen Wahrheit zur Befriedigung aufgelöſet wird“ [3]). „In den Sagen hat das Volk ſeinen Glauben niedergelegt, den es von der Natur aller Dinge hegend iſt, und wie es ihn mit ſeiner Religion verflicht, die ihm ein unbegreifliches Heiligthum erſcheint voll Seligmachung“ [4]). „Wenn nun Poeſie nichts Anders iſt und ſein [5]) kann, als lebendige Erfaſſung und Durchdringung des Lebens, ſo darf man nicht erſt fragen, ob durch die Sammlung dieſer Sagen ein Dienſt für die Poeſie geſchehe. Denn ſie ſind ſo gewiß und eigentlich ſelber Poeſie, als der helle Himmel blau iſt; und hoffentlich wird die Geſchichte der Poeſie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die ſämmtlichen Ueberreſte unſerer altdeutſchen Poeſie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut ſind und der Maßſtab

---

1) Heidelb. Jahrbb. 1809, Fünfte Abtheilung, Zweiter Band, S. 155. — 2) Zeitung für Einſiedler 1808, 7. Juni, Sp. 153. — 3) Ebend. Sp. 153 fg. — 4) Ebend. Sp. 154 fg. — 5) Es ſteht: ſagen.

der Beurtheilung ihres eigenen Werthes darauf gerichtet werden muß, ob ſie dieſem Grund mehr oder weniger treulos geworden ſind“ [1]). „Ewig nämlich iſt unter allen Länder- und Völkerſchaften ein Unterſchied gegründet zwiſchen Natur- und Kunſtpoeſie.“ Im Epos hallen die Thaten und Geſchichten durch das ganze Volk fort. In der Kunſtpoeſie dagegen gibt ein menſchliches Gemüth ſein Inneres bloß [2]). „Es iſt ungereimt, ein Epos erfinden zu wollen, denn jedes Epos muß ſich ſelbſt dichten, von keinem Dichter geſchrieben werden. Beweis ſind die Menge mißlungener Arbeiten in allen Nationen. Aus dieſer Volksmäßigkeit des Epos ergibt ſich auch, daß es nirgends anders entſprungen ſein kann, als unter dem Volke, wo ſich die Geſchichte zugetragen hat“ [3]).

So wie im Verlauf der Zeit die Kunſtpoeſie der Sage und der aus ihr fließenden Naturpoeſie gegenübertrat, ſo ſcheidet ſich andrerſeits Poeſie und Geſchichte. „Nachdem die Bildung dazwiſchen trat und ihre Herrſchaft ohne Unterlaß erweiterte, ſo mußte, Poeſie und Geſchichte ſich auseinander ſcheidend, die alte Poeſie aus dem Kreis ihrer Nationalität unter das gemeine Volk, das der Bildung unbekümmerte, flüchten, in deſſen Mitte ſie niemals untergegangen iſt, ſondern ſich fortgeſetzt und vermehrt hat, jedoch in zunehmender Beengung und ohne Abwehrung unvermeidlicher Einflüſſe der Gebildeten“ [4]). Sage und Geſchichte ſtehen im Gegenſatz zu einander. Die Sage ſchaltet frei mit Namen, Zeit und Ort; „an jedem Orte vernimmt man ſie ſo nen, Land und Boden angemeſſen, daß man ſchon darum die Vermuthung aufgeben muß, als ſei die Sage durch eine anderartige Betriebſamkeit der letzten Jahrhunderte unter die entlegnen Geſchlechter getragen worden“ [5]). „Das iſt die wahre

---

1) Ebend. Sp. 155. — 2) Vgl. ebend. 4. Juni, Sp. 152. — 3) J. Grimm im Neuen lit. Anzeiger 1807, 8. Sept., Sp. 571, wo dann zugleich Docen's Anſicht, als gehöre der Sagenkreis von Karl dem Großen nicht Frankreich, ſondern Italien an, widerlegt wird, mit Hinweiſung auf die „vorhandenen altfranzöſiſchen Romane, wovon das Wenigſte bekannt und unterſucht iſt.“ — 4) J. Grimm in der Zeitung für Einſiedler, 7. Juni 1808, Sp. 153. — 5) Ebend. Sp. 154.

Bedeutung des Epiſchen, daß es durchaus volksmäßig ſein, in der ganzen Nation fortleben, und ſich, indem es bloß die Sache ergreift und feſthält, mit Vernachläſſigung der Zeiten und Benennungen, bei derſelben Grundlage in einer Mannigfaltigkeit von Geſtaltungen dargeben müſſe“ [1]). Dem gegenüber dringt die Geſchichte auf „Sicherheit.“ „Das kritiſche Princip, welches in Wahrheit, ſeit es in unſere Geſchichte eingeführt worden, gewiſſermaßen den reinen Gegenſatz zu dieſen Sagen gemacht und ſie mit Verachtung verſtoßen hat, bleibt an ſich, obſchon aus einer unrechten Veranlaſſung ſchädlich ausgegangen, unbezweifelt; allein nicht zu ſehen, daß es noch eine Wahrheit gibt außer den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das iſt höchſt unkritiſch.“ Die Sagen ſollen nun nicht mit der Geſchichte vermengt werden. „Es würde thöricht ſein, die ſo mühſam und nicht ohne große Opfer errungene Sicherheit unſerer Geſchichte durch die Einmiſchung der Unbeſtimmtheit der Sagen in Gefahr zu bringen.“ Aber die Geſchichte ſoll ihre Dürre und Lauheit aufgeben und ſich die innere Lebendigkeit der Sage und der epiſchen Poeſie zum Vorbild nehmen, „als die Bewahrerin alles Herrlichen und Großen, was unter dem menſchlichen Geſchlecht vorgeht [2]), und ſeines Siegs über das Schlechte und Unrechte, damit jeder Einzelne und ganze Völker ſich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, berathen, tröſten, ermuthigen und ein Beiſpiel holen“ [3]).

Wilhelm Grimm's Arbeiten von 1807 bis 1811.

Wilhelm Grimm's erſte Arbeiten 1807 bis 1810.

Wie Jacob Grimm, ſo begann auch Wilhelm ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit mit kleineren und größeren Abhandlungen, die er in Zeitſchriften veröffentlichte. Auch ſeine frühſten Arbeiten enthält der Münchner Neue literariſche Anzeiger. Zuerſt ein par

---

1) J. Grimm im Neuen liter. Anzeiger 1807, 8. Sept., Sp. 568. — 2) Es ſteht: vergeht. — 3) So glaube ich die etwas dunkle Anknüpfung der Stelle in der Zeitung für Einſiedler Sp. 156 verſtehen zu dürfen.

kleine: „Einige Bemerkungen zu dem altdeutſchen [1]) Roman Wilhelm von Oranſe“ in der Numer vom 26. Mai 1807, und: „Ueber die Originalität des Nibelungenlieds und des Heldenbuchs“ [2]); dann eine größere: „Beitrag zu einem Verzeichniß der Dichter des Mittelalters“ [3]). Charakteriſtiſch für Wilhelm Grimm's Weſen ſind die Worte, mit denen er dieſe etwas umfangreichere Arbeit beginnt: „Die Geſchichte der deutſchen Poeſie des Mittelalters geht ungefähr mit dem 15. Jahrhundert zu Ende. Wenn es nun wahr iſt, daß erſt eine völlige Durchdringung und Beherrſchung des Details möglich macht, gedeihliche Reſultate aufzuſtellen, (wobei auch keineswegs braucht befürchtet zu werden, daß ſich die Anſicht für das Ganze verliere) ſo kann Niemand die Sorgfalt, auch das Geringere und unbedeutend Scheinende in dieſer Periode zu berückſichtigen, verwerflich finden; Eins ſteht mit dem Andern in Verbindung und klärt ſich gegenſeitig auf.“ Im darauf folgenden Jahr 1808 betheiligte ſich Wilhelm Grimm an der Zeitung für Einſiedler durch die erſte Veröffentlichung von ihm überſetzter altdäniſcher Heldenlieder und Romanzen [4]).

In den Heidelbergiſchen Jahrbüchern der Literatur vom Jahr 1809 [5]) lieferte W. Grimm eine ausführliche Beurtheilung der Hagen'ſchen Ausgabe des Nibelungenlieds vom Jahr 1807. Dieſe Kritik iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß W. Grimm hier ſeine Anſichten über das Romantiſche und über Weſen und Werth der verſchiedenen mittelhochdeutſchen Dichtungen niederlegt. „Zuerſt alſo, ſagt er, diejenigen Gedichte, die man unter dem Namen der Romantiſchen vernünftiger Weiſe begreifen kann, ſind die aus dem Romanzo überſetzten, und hier müſſen wir aufrichtig geſtehen, daß wir ſolche keineswegs für jene unübertrefflichen Rittergedichte halten, für die ſie häufig ausgegeben werden“ [6]). „Eine unbeſchreibliche

1) Die Schreibung „alttentſchen“ wird von der Redaction herrühren; ich habe ſie deshalb nicht beibehalten. — 2) 1807, d. 28. Juli. — 3) 1807, den 24. Nov. — 4) Zeitung für Einſiedler 1808, 20. April. 7. Mai. 15. Juni. 18. Juni. 12. Juli. — 5) Heidelb. Jahrbücher, 1809, Fünfte Abtheilung, Erſter Band, S. 179—189 u. 238—252. — 6) Ebend. S. 180.

Geſchwätzigkeit drängt ſich durch die Geſchichte und treibt ſie, mit Vernichtung jedes Intereſſe, nach allen Seiten hin, wie Laune oder Zufall will. Ja, man hat durchgehends den Eindruck, als ſei die Darſtellung der Geſchichte das Außerweſentliche, bloß vorgenommen, um darüber reden zu können" [1]). Dieſer romantiſchen Poeſie ſteht gegenüber als ein Weſen völlig andrer Art „das Wichtigſte und Größte in der altdeutſchen Poeſie": das Nibelungenlied. „Wenn man die Müllerſche Sammlung zur Hand nimmt und lieſt das Lied der Nibelungen neben den andern, ſo erſtaunt man, wie es in dieſe Geſellſchaft gekommen, das ſo groß und ſo unendlich viel höher ſteht, daß ihm Nichts von der romantiſchen Poeſie an die Seite geſetzt oder nur verglichen werden kann." „In ihm wurde erhalten, was nicht wieder erſetzt werden konnte, das Bild einer vergangenen Zeit, in welcher ein großes Leben frei, herrlich und doch wieder ſo menſchlich erſcheint" [2]).

Verglichen mit dieſen Grundanſichten über die altdeutſche Poeſie, wie ſie W. Grimm hier dann weiter auch im Einzelnen entwickelt, iſt ſein ſpecieller Tadel des Hagen'ſchen Nibelungenlieds jetzt von geringerem Intereſſe. Aber für die Fortentwicklung der Wiſſenſchaft war dieſer vernichtende Angriff von ſehr großem Werth. Grimm erklärt ſich nämlich auf das entſchiedenſte gegen die Art von Moderniſieren, wobei „die alten Formen bloß in neue ſollen verwandelt werden, ſonſt aber das Ganze unverändert bleibt." Denn „jedes Gedicht iſt als ſolches ein organiſches Ganzes, jeder Ausdruck, jedes Wort iſt Abdruck der zum Grunde liegenden Idee und darf durchaus nicht weggenommen werden oder durch Fremdartiges erſetzt, ohne dieſe zu zerſtören, ohne einen Widerſpruch mit dem Andern; kurz dieſes Moderniſieren iſt ein heilloſes Zertrennen und Auflöſen" [3]). Die Sprache, die ſich Hagen für ſeine Moderniſierung des Nibelungenlieds geſchaffen, „iſt eine ſolche, wie ſie zu keiner Zeit gelebt hat" [4]). „Es iſt eine Moderniſierung, die ſchlechter iſt als das Original, und doch nicht modern" [5]). Nicht

1) Ebend. S. 180. — 2) Ebend. S. 183. — 3) Ebend. S. 185. — 4) Ebend. S. 240. — 5) Ebend. S. 238

eine ſolche Ueberſetzung, ſondern eine kritiſche Ausgabe des Textes zu beſorgen, ſei jetzt an der Zeit, da der Abdruck in der Müller'ſchen Sammlung bekanntlich incorrect und defect ſei [1]). Uebrigens erkennt W. Grimm die Gelehrſamkeit Hagen's vollkommen an. Was Hagen nebenbei für Verbeſſerung des Textes geleiſtet, ſei „bei weitem die glänzendſte Seite des ganzen Werks"; und obwohl er auch die Art von Erläuterungen, wie ſie Hagen gibt, ohne rechtes Princip findet, ſchließt Grimm doch ſeine ausführliche Recenſion mit den Worten: „Hiermit ſoll aber Nichts gegen die Gelehrſamkeit des Verfaſſers geſagt ſein, das Buch iſt überall mit Gründlichkeit und Neigung bearbeitet und verdient in dieſer Hinſicht alle Achtung."

Im Anſchluß an dieſe Beurtheilung des Hagen'ſchen Nibelungenliedes veröffentlichte W. Grimm eine ſeiner bedeutendſten Arbeiten in den von Daub und Creuzer herausgegebenen Studien, nämlich die Abhandlung: „Ueber die Entſtehung der altdeutſchen Poeſie und ihr Verhältniß zu der nordiſchen" [2]). Hier wird das dort Geſagte weiter ausgeführt und durch eingehende Unterſuchungen über das Verhältniß der volksthümlichen deutſchen Poeſie zur nordiſchen begründet. Wilhelm Grimm geht hier bereits im Jahr 1808 von ganz ähnlichen Anſichten über die urſprüngliche Vereinigung von Poeſie und Hiſtorie aus, wie wir ſie früher aus Jacob Grimm's Buch über den altdeutſchen Meiſtergeſang mitgetheilt haben [3]), und daraus entwickelt er ſeine Anſicht über die Entſtehung

1) Ebend. S. 249. — 2) Studien. Her. v. C. Daub u. F. Creuzer Jahrg. 1808, Heidelb. 1808, S. 75—121 u. 216—288. Man muß ſich durch die Jahrzahl 1808, verglichen mit der Jahrzahl 1809 des betreffenden Jahrgangs der Heidelb. Jahrbücher an dem wahren Sachverhältniß nicht irre machen laſſen. In der Vorrede, welche die Verlagshandlung dem Erſten Heft des Jahrgangs 1808 der Studien vorausſchickt, wird ausdrücklich geſagt: „Die zweite Abhandlung dieſes Heftes über die Entſtehung der altdeutſchen Poeſie ſteht mit der in den Heidelbergiſchen Jahrbüchern (2r Jahrg. Fünfte Abtheil. 1r Band) eingerückten Beurtheilung des v. Hagen'ſchen Nibelungenliedes in genauer Berührung und liefert zu dem, was dort kurz angedeutet iſt, den vollſtändigern Beweis." — 3) S. o. S. 403 fg. u. vgl. damit W. Grimm in den Studien a. a. O. S. 75—77.

des deutſchen Heldengeſangs und insbeſondere unſeres Nibelungenlieds. „Bei jeder Nation blickt der Moment einer neuen Grundbildung, eines neuen Entſtehens durch.“ An dieſen Moment knüpft ſich die Entſtehung ihrer Heldendichtung, ſo in Frankreich an Karl den Großen, in Spanien an den Cid. „Groß und welterregend, wie noch Alles, was aus dem Leben dieſer Nation durchbrechen konnte, hat ſich jener Punkt bei den Germanen gezeigt.“ Es iſt die gewaltige europäiſche Völkerwanderung, an welche ſich die Entſtehung der deutſchen Heldendichtung knüpft. „Wenig haben die Geſchichtſchreiber von den Thaten jener Zeiten aufbewahrt.“ „Aber die Poeſie bewahrte es auf. Was Fremden oder Geiſtlichen mit fremder Bildung, nicht mehr zur Nation gehörig, in ihre trocknen Bücher aufzuſchreiben unmöglich war, das lebte fort in dem Munde und dem Herzen eines Jeden unter dem Volk. Sie erzählten ſich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entſtand eine gewiſſe Klaſſe, die ganz eigends ſich dieſem Geſchäfte widmete: die Sänger. Sie waren gerade nicht die Dichter dieſer Lieder [1]) und nahmen ſie auch nicht zu ausſchließendem Beſitze dem Volke ab, aber ſie waren beſonders fähig zu dem Abſingen derſelben“ [2]). Zum Beweis des Geſagten beginnt dann Grimm, die Zeugniſſe zu ſammeln für das Vorhandenſein der deutſchen Heldendichtung in den verſchiedenen Jahrhunderten von den Zeiten der Völkerwanderung an, und legt ſo die Keime, aus denen allmählich das wichtigſte Werk ſeines Lebens erwachſen iſt. Von der deutſchen Heldenpoeſie ſelbſt iſt uns aus der früheren Periode nur Zweierlei übrig geblieben: „Die Erzählung im altſächſiſchen Dialekt von Hildebrand, wahrſcheinlich ein ſolches Volkslied, deſſen Inhalt unrhythmiſch vielleicht zur Uebung aufgezeichnet wurde“, und das ganz nach römiſchen Muſtern umgebildete lateiniſche Gedicht de prima Attilae expeditione. „Bei dem Volk indeſſen lebten die Geſänge fort. In Unwiſſenheit und Unſchuld entfaltete ſich die Poeſie immer mehr und zog an ſich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube

1) „Ein Volkslied dichtet ſich ſelbſt“, ſagt W. Grimm S. 245, Anm. — 2) Ebend. S. 79 fg.

u. ſ. w. Großes und Reizendes darbot, Alles vermiſchend und verwechſelnd. An jedem Ort mußte ſie nach und nach einheimiſch ſein und darum brachte ſie das Entfernte herbei und ſetzte die Nähe in geheimnißreiche Ferne, Gegenden, Zeit und Völker umtauſchend“ [1]). Als nun im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Schrift ſchon allgemeiner wurde, „fiengen die Sänger an, die Gedichte, deren Umfang ſich immer mehr erweiterte, aufzuzeichnen, und wie ſie jetzt lebten und ausgeſprochen wurden, nach den Veränderungen vieler Jahrhunderte hindurch, ſo wurden uns dieſe Geſänge älteſter Zeit erhalten. Dies iſt unſere Anſicht von der Entſtehung des Nibelungen-Lieds“ [2]). „Die urſprüngliche Form der Nibelungen, wie überhaupt einer jeden Nationalpoeſie, war das kurze Lied, oder mit einem uneigentlichen Ausdruck die Romanze. Wen innere Luſt und Kraft dazu antrieb, d. h. wer Dichter war, der beſang die Helden der Nation, und weil er ſich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewiſſen Takt, nach einem ordnenden Geſetz. So erzeugte ſich das Lied mit Rhythmus und Reim“ [3]). „Die bald ſich bildende Klaſſe von Sängern erweiterte ſolche Lieder und verband ſie zu einem größeren Ganzen; etwa wie Herder in richtigem Sinn die Romanzen vom Cid“ [4]). „Wie die Lieder des Volks, ſo dauerten auch dieſe größeren Gedichte fort, ſtets mit dem Fortgange der Zeit in veränderter Geſtalt. Niemals ſtanden ſie in irgend einer feſt, und es iſt eine falſche Anſicht, die das Nibelungen-Lied im Ganzen eben ſo, wie wir es jetzt haben, gleich anfangs und auf einmal, wie das Werk eines Einzelnen entſtehen läßt“ [5]). Dies war „die Entſtehung der deutſchen, das heißt aus deutſchem Geiſt entſprungenen Poeſie.“ Einem ganz anderen Boden aber gehört die romantiſche Poeſie des Mittelalters an. Dieſe lernten die Deutſchen von den Franzoſen. „Man ſagt gewöhnlich ſchön: damals klang eine Poeſie durch die ganze Welt; welches aber nur auf diejenigen gezogen werden darf, welche ſich im Ausland damit bekannt gemacht hatten, auf die Nation nicht; eine jede hat ſich ihrer eigen-

1) Ebend. S. 82. — 2) Ebend. S. 84. — 3) Ebend. S. 88. — 4) Ebend. S. 89. — 5) Ebend. S. 90.

thümlichen, bei ihr einheimiſchen erfreut“ [1]). „So entſtand die romantiſche Poeſie des Mittelalters in einer geſchloſſenen Geſellſchaft mehr Gebildeter, Adlicher, zu denen ſich auch wohl Fürſten geſellten, weil es ehrenvoll ſchien, ſolch edle Kunſt zu treiben.“ Nun iſt zwar „Kunſtpoeſie, d. h. mit Bewußtſein und Abſicht gedichtete, in ihrer Idee eben ſo vortrefflich, als Natur- oder National-Poeſie; denn wenn ſie echt iſt, ſetzt ſie dieſe nur fort, das heißt, wo dieſe untergeht und ſich nicht mehr neu erzeugt, da bildet ſie z. B. durch Beleſenheit erworbenen Stoff in dem Geiſt der Nation mit all dem, was ihr eigenthümlich iſt, um, damit es einheimiſch werden kann. Hans Sachs iſt in dieſem Sinn Kunſtdichter und Nationaldichter zugleich“ [2]). Aber nicht ſo war es mit den deutſchen romantiſchen Gedichten des Mittelalters. „Abgeſehen, daß eine Kunſtpoeſie überflüſſig war, wo die Nationaldichtung noch lebendig lebte, ſo war dieſe romantiſche Poeſie nicht nur Kunſtpoeſie, ſondern auch Manier, ganz außer dem Geiſt des Volks.“ Die langen unrhythmiſchen Rittergedichte „ſtanden in einem reinen Gegenſatz zu der Nationaldichtung. Das Volk behielt ſeine Lieder von Dieterich von Bern und den Helden“ [3]). „Verſchieden, daß es mehr nicht ſein kann, iſt die Darſtellung der romantiſchen Poeſie und des Nibelungen-Lieds. Wie ein großer Geiſt, ruhig, aber mit tiefbewegter Bruſt erzählt es, was geſchehen, Alles läuternd in reinem Aether der Dichtung“ [4]).

Wie verhält ſich nun zur deutſchen Poeſie die nordiſche? Wir müſſen uns vor allem erinnern, daß „dieſelbe Sage bei den verſchiedenen Völkern einer Hauptnation ſich verſchieden ausbildete, mit andern mannigfach verwebte und Namen und Orte verwechſelte“ [5]). Dies weiſt Grimm beiſpielsweiſe an der Dichtung von König Ermanaricus eingehend nach [6]). Auf dieſe Art iſt der größte Theil deſſen zu erklären, was der nordiſchen und der deutſchen Poeſie gemeinſam iſt. Das Verhältniß der nordiſchen Poeſie zur deutſchen iſt nämlich im Ganzen betrachtet dies: „Skandinavien hat nicht

1) Ebend. S. 109. — 2) Ebend. S. 110. — 3) Ebend. S. 111. — 4) Ebend. S. 119. — 5) Ebend. S. 91 fg. — 6) Ebend. S. 92—99.

nur eine ihm allein eigenthümliche, ſondern auch eine mit Germanien gemeinſchaftlich erworbene; jedem Volk gebührt derſelbe Anſpruch darauf, und wenn daher eine Sage bei beiden angetroffen wird, ſo berechtigt dies nicht, auf ein Erborgen von einer Seite zu ſchließen. Indeſſen mag zur Verwirrung der Umſtand beigetragen haben, daß in ſpäterer Zeit wirklich deutſche Nationalgedichte in das Skandiſche überſetzt wurden" [1]). Die nordiſchen Sagen theilt Grimm in hiſtoriſche und poetiſche.. Die hiſtoriſchen braucht er nur beiläufig zu erwähnen, da ſie dem Norden ausſchließlich angehören. Was dagegen die poetiſchen betrifft, ſo ſind die dem Norden allein zukommenden „von denen zu unterſcheiden, die auch wieder in Deutſchland gefunden werden. Unter den letzten ſind diejenigen gemeint, die aus den Zeiten der Völkerwanderungen ihre Entſtehung herleiten, wo ein allſeitiges Drängen die Völker vermiſchte, unter denen auch nordiſche Helden ſtanden. Für ihre Thaten blieb ihnen billig der Ruhm in den Geſängen ihres Volks" [2]). Zu dieſem alten Gemeingut der Skandinavier und der Deutſchen rechnet W. Grimm den Theil der Heldenlieder der älteren Edda, der ſich auf die Völſungen und Giukungen bezieht, damals aber noch nicht gedruckt war; dann die Völſunga und „die Norna Geſters Saga." „Dieſes ſind die Sagen, welche den Heldenkreis ausführlich behandeln, aber auch durch andere zieht die Erinnerung daran in mannigfachen Anklängen" [3]). „Wie bei uns, ſo wurzelt auch hier die Dichtung in vaterländiſchem Boden, und Alles iſt eigenthümlich entfaltet" [4]). „Bei ſo ganz einheimiſcher Geſtaltung der Poeſie, die nicht die herüberpflanzende Kunſt eines Einzelnen geben kann, iſt es ſchon unmöglich, an ein Abborgen zu denken. Dann aber ſind in dem Norden, wie in Germanien, die frühen Spuren von der Exiſtenz dieſer Gedichte gezeigt, daß man den Moment des Entleihens bis in die Zeit ihrer Entſtehung zurückſchieben müßte [5]). „Vielmehr darf man es ſo betrachten, daß beide Völker durch Heerzüge und Kriege vereinigt eine gemeinſame Poeſie erwarben."

1) Ebend. S. 220. — 2) Ebend. S. 236. — 3) Ebend. S. 239. — 4) Ebend. S. 240. — 5) Ebend. S. 241.

Dahin gehören nun auch die däniſchen Volkslieder, „die unter dem Titel Kiämpe Viiſer (Kämpfer Lieder) bekannt ſind“ [1]), ſo weit ſie mit der deutſchen Sage in Zuſammenhang ſtehen. Sie ſind, mit vereinzelten Ausnahmen, keine Ueberſetzungen aus dem Deutſchen, ſondern uralte Heldenlieder, wie ſie früherhin ſowohl die Deutſchen, als die Skandinavier beſeſſen, aber allein die Skandinavier erhalten haben [2]).

Von dieſen urgemeinſamen Dichtungen unterſcheidet Grimm die aus dem Deutſchen in das Nordiſche überſetzten. Dahin gehört vor allem die Wilkina Saga, deren Urſprung und Zuſammenſetzung Grimm eine ausführliche Unterſuchung widmet [3]). Ueber manche andere Sagen, z. B. die Blomſturvalla, kann er kein Urtheil fällen, da ſie noch nicht gedruckt waren. Die zweite Klaſſe von nordiſchen Ueberſetzungen, welche der romantiſchen Poeſie angehört, behandelt Grimm nur beiläufig, bemerkt aber bereits, daß vielleicht manches Verlorene aus dieſen Kreiſen ſich durch die nordiſchen Ueberſetzungen ergänzen laſſen werde [4]). Am Schluß hebt er in nachdrücklichen Worten die hohe Wichtigkeit hervor, die das Studium der ſo überaus reichen nordiſchen Poeſie habe. „Wir können kaum etwas mehr von Bedeutung dagegen ſtellen, als das Nibelungen-Lied, wobei es nur erfreulich, daß gegen die Vollendung und Herrlichkeit desſelben dort Nichts gehalten werden kann.“ Eine Anzahl von Ueberſetzungen aus dem Altnordiſchen und Däniſchen ſind der epochemachenden Abhandlung als Beilagen hinzugefügt.

Wilhelm Grimm's erſtes ſelbſtändig erſchienenes Werk: Altdäniſche Heldenlieder 1811.

Im Jahr 1811 erſchien zu Heidelberg Wilhelm Grimm's erſtes ſelbſtändiges Werk: Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Märchen, überſetzt von Wilhelm Carl Grimm. Das Buch ſtellt

---

1) Ebend. S. 243. — 2) Ebend. S. 247. — 3) Ebend. S. 249—257. — 4) Als Beiſpiel führt W. Grimm S. 259 die Erecks Saga an, die bekanntlich ſeitdem auch in Hartmann's mittelhochdeutſcher Dichtung wieder aufgefunden worden iſt.

ſich eine doppelte Aufgabe. Es will einerſeits der Verbreitung echter und volksthümlicher Dichtung dienen und wendet ſich in dieſem Sinn an alle, die Luſt und Freude an der Poeſie haben. Andrerſeits iſt ihm die Poeſie und ihre Geſchichte ein Gegenſtand der Forſchung, und inſofern ſetzt es die Unterſuchungen fort, die in der oben beſprochenen Abhandlung über das Verhältniß der altdeutſchen Poeſie zur nordiſchen begonnen waren. Die Dänen beſitzen einen großen Schatz an Volksliedern, theils Heldenliedern, theils Liebesliedern. Die erſteren waren ſchon von Sörenſen Vedel im Jahr 1591 und dann vollſtändiger von Peter Syv im Jahr 1695 unter dem Titel Kämpe-Viſer herausgegeben worden; die letzteren erſchienen im J. 1657 unter dem Titel: Elskovs Viſer (Liebeslieder) [1]). Grimm wählte aus dieſen Sammlungen vierzehn „Heldenlieder" und ein und neunzig „Balladen und Märchen" aus und bot ſie hier dem deutſchen Publicum in möglichſt treuer Nachbildung dar. In einer ausführlichen Vorrede und einem Anhang gelehrter Anmerkungen unterſucht er das Verhältniß der altdäniſchen Volkslieder zu den nordiſchen und deutſchen, ſo wie zu den Dichtungen anderer Völker und zur Poeſie überhaupt. Am wichtigſten ſind ihm die altdäniſchen Heldenlieder wegen ihres augenfälligen Zuſammenhangs mit dem Sagenkreis unſeres Nibelungenliedes. Die Unterſuchung ergibt ihm das auffallende Reſultat, daß dieſe Lieder mit der urſprünglich nordiſchen Dichtung, wie ſie in der Völſunga, Nornageſtur Saga und in der Edda vorliegt, faſt gar keine Aehnlichkeit haben [2]), dagegen die größte Verwandtſchaft mit den deutſchen Dichtungen dieſes Sagenkreiſes zeigen. Dennoch aber hält ſie Grimm für echte däniſche Originale, weil ſie durchaus keine Kennzeichen von Ueberſetzung an ſich tragen, wie ſich um ſo deutlicher ergibt, wenn man ſie mit dem wirklich aus dem Deutſchen überſetzten Lied vom alten Hildebrand vergleicht [3]). Solche einzelne Heldenlieder hat auch das deutſche Volk einſt beſeſſen. Sie haben ſich in den

1) W. Grimm's Vorr. zu den Altdäniſchen Heldenliedern S. VIII fg. — Vgl. o. S. 101. — 2) Altdän. Heldenlieder S. 427. — 3) Ebend. S. 428.

deutſchen Nibelungen vereinigt, aber die einzelnen Lieder, die dieſem vorangiengen, ſind in Deutſchland verloren. Die altdäniſchen Heldenlieder zeigen uns das Verlorene in einer verwandten Geſtalt [1]).

Eine andere Seite des vorliegenden Buches bilden die unter der Ueberſchrift: „Balladen und Märchen", zuſammengefaßten Lieder. Hier berührt ſich Grimm's Sammlung mit dem, was Arnim und Brentano im Wunderhorn für das deutſche Volkslied leiſten wollten. Selbſt das Aeußere des Buchs mit ſeinem in Kupfer geſtochenen Titel, der von Randzeichnungen in Dürer's altdeutſcher Weiſe eingefaßt iſt, erinnert an dieſe Verwandtſchaft. „Dieſe Balladen und Märchen, ſagt Grimm, werden den Meiſten näher ſtehen (als die Heldenlieder), nicht nur wegen ihrer Mannigfaltigkeit, ſondern auch weil es unmöglich iſt, daß dieſe Poeſie nicht für jedes Gemüth einen Punkt habe, der es berühre und erfreue" [2]). „In den Märchen iſt eine Zauberwelt aufgethan, die auch bei uns ſteht, in heimlichen Wäldern, unterirdiſchen Höhlen, im tiefen Meere, und den Kindern noch gezeigt wird" [3]). „Dieſe Märchen verdienen eine beſſere Aufmerkſamkeit, als man ihnen bisher geſchenkt, nicht nur ihrer Dichtung wegen, die eine eigene Lieblichkeit hat, und die einem jeden, der ſie in der Kindheit angehört, eine goldene Lehre und eine heitere Erinnerung daran durch's ganze Leben mit auf den Weg gibt; ſondern auch, weil ſie zu unſrer Nationalpoeſie gehören, indem ſich nachweiſen läßt, daß ſie ſchon mehrere Jahrhunderte durch unter dem Volk gelebt" [4]).

Was die Verwandtſchaft der altdäniſchen Balladen mit benachbarter Poeſie betrifft, ſo bemerkt Grimm ihre auffallende Aehnlichkeit mit den engliſchen, „ſowohl an Tiefe und Weltanſicht, als in der äußerlichen Darſtellung. Nur ſcheint es, als ob die engliſchen, als ſpäter geſammelt, ausgebildeter, aber auch breiter wären" [5]). „Weniger bemerkbar iſt eine Uebereinſtimmung der däniſchen Lieder mit den deutſchen. Dieſe erſcheinen in ihrer

1) Ebend. Vorr. S. XXII. — 2) Ebend. Vorr. S. XXIV. — 3) Ebd. Vorr. S. XXVI. — 4) Ebend. Vorr. S. XXVI fg. — 5) Ebend. Vorr. S. XXXI.

Sammlung mannigfacher durch die verſchiedenſte Art und Manier der Dichtung, während jene ſämmtlich eine gewiſſe nationale Eigenthümlichkeit und Familienähnlichkeit haben. Wir zweifeln aber nicht, daß dieſe Mannigfaltigkeit der Deutſchen durch den Beitrag ſpäterer Jahrhunderte, die verſchiedene fremdartige Einflüſſe empfangen, entſtanden ſei, wodurch ihre Reinheit geſtört und ihre urſprüngliche Natur verſteckt worden" [1]). „Wenn man aus der deutſchen Sammlung (dem Wunderhorn) diejenigen Lieder herausſcheidet, von welchen man vermuthen darf, daß ſie mit den däniſchen von gleichem Alter, mithin vor dem 17. Jahrhundert ſchon da geweſen ſind, und die, wenn man vergleichen will, allein dürfen dagegen gehalten werden, ſo zeigt ſich eine unleugbare Verwandtſchaft in dem Geiſt der Dichtung" [2]).

Die gemeinſamen Arbeiten der Brüder Grimm 1812 bis 1816.

Wir ſind den Arbeiten Jacob Grimm's und denen ſeines Bruders Wilhelm bis zu dem Zeitpunkt gefolgt, in welchem die „Brüder Grimm" [3]) mit ihrer erſten gemeinſamen Leiſtung vor die Oeffentlichkeit traten. Während ſie in den bisher beſprochenen Arbeiten jeder in ſeiner eigenthümlichen Weiſe der Erforſchung des deutſchen Alterthums dienten, hatten ſie in der Stille gemeinſam die Plane gefaßt, die Sammlungen angelegt, durch welche die Aufgaben gelöſt werden ſollten, von denen ſie in ihren bisherigen Schriften gewiſſermaßen das Programm gegeben hatten. Die deutſchen Märchen und die deutſchen Sagen wurden geſammelt, mit der Herausgabe altdeutſcher und altſkandinaviſcher Dichtungen ein Anfang gemacht und eine Zeitſchrift gegründet, die allen dieſen Zwecken und der deutſchen Alterthumsforſchung überhaupt nach ihren verſchiedenen Seiten hin dienen ſollte.

---

1) Ebend. Vorr. S. XXXIII. — 2) Ebend. Vorr. S. XXXIV fg. — 3) In der erſten Zeit ihres gemeinſamen Auftretens nannten ſich Jacob und Wilh. Grimm „Gebrüder Grimm." So unterzeichnen ſie z. B. die Ankündigung ihrer Edda-Ausgabe in Gräter's Anzeiger zu Idunna und Hermode vom 18. Jan. 1812. Auf dem Titel der Eddalieder ſelbſt (1815) nennen ſie ſich „Brüder Grimm."

Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Etwa um das Jahr 1806 [1]) begannen die Brüder Grimm, die Sammlung von Märchen anzulegen, die dann nach sechs Jahren veröffentlicht wurde unter dem Titel: „Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1812." In der Vorrede, unterzeichnet „Cassel, am 18. October 1812", sprechen sich die Brüder über Art und Zweck ihrer Sammlung aus. Was sie selbst geben, ist der mündlichen Ueberlieferung entnommen. „Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen, heißt es in der Vorrede, fast nur in Hessen und den Main- und Kinziggegenden in der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt; darum knüpft sich uns an jedes Einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenig Bücher sind mit solcher Lust entstanden, und wir sagen gern hier noch einmal öffentlich Allen Dank, die Theil daran haben" [2]). Das Streben der Brüder gieng dahin, die Märchen ganz so zu geben, wie sie durch den Volksmund überliefert sind. „Wir haben uns bemüht, sagen sie, diese Märchen so rein als möglich war aufzufassen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Versen unterbrochen finden, die sogar manchmal deutlich alliterieren, beim Erzählen aber niemals gesungen werden, und gerade diese sind die ältesten und besten. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiscenz zu vergrößern, sie sind unerfindlich. In diesem Sinne existiert noch keine Sammlung in Deutschland, man hat sie fast immer nur als Stoff benutzt, um größere Erzählungen daraus zu machen, die willkürlich erweitert, verändert, was sie auch sonst werth sein konnten, doch immer den Kindern das Ihrige aus den Händen rissen, und ihnen Nichts dafür gaben." „Wären wir so glücklich gewesen, sie in einem recht bestimmten Dialekt erzählen zu

---

1) Kinder- und Haus-Märchen, Berlin 1812, Vorr. S. VI. — 2) Ebend. S. VI fg.

können, ſo zweifeln wir nicht, würden ſie viel gewonnen haben; es iſt hier ein Fall, wo alle erlangte Bildung, Feinheit und Kunſt der Sprache zu Schanden wird, und wo man fühlt, daß eine geläuterte Schriftſprache, ſo gewandt ſie in allem Andern ſein mag, heller und durchſichtiger, aber auch ſchmackloſer geworden, und nicht mehr feſt an den Kern ſich ſchließe" [1]). Wo ihnen ein Märchen in einem „recht beſtimmten Dialekt" mitgetheilt wird, da halten ſie an der Mundart feſt. So in dem Märchen „Von den Fiſcher und ſiine Fru" [2]), „welches der ſelige Runge aus der pommerſchen Mundart trefflich niedergeſchrieben" und das Arnim den Grimm „im Jahr 1809 freundſchaftlich mittheilte" [3]); und ebenſo geben ſie „das wunderſchöne Märchen" „Van den Machandel-Boom", das ſie von Runge erhielten, plattdeutſch. Aber wo die Mittheilung nicht in einer „recht beſtimmten" Mundart geſchah, da machen ſie die Sprache ſchriftdeutſch; und ſie thun dies in der bewundernswerthen Weiſe, die alle mundartlichen Formen abſtreift und dabei doch die ganze Einfachheit beibehält, durch welche ſich die Volksſprache von der Schriftſprache unterſcheidet. Die Sprache, deren die Grimm ſich zu dieſem Zweck bedienen, iſt dadurch das Vorbild für alle ähnlichen Unternehmungen geworden.

Den Kindern und dem Volk ihre ſchönen Märchen erzählen und erhalten wollen die Grimm durch ihre Sammlung. „Es war vielleicht gerade Zeit, dieſe Märchen feſtzuhalten, ſagen ſie, da diejenigen, die ſie bewahren ſollen, immer ſeltner werden; freilich, die ſie noch wiſſen, wiſſen auch recht viel, weil die Menſchen ihnen abſterben, ſie nicht den Menſchen" [4])." „Wo dieſe Märchen noch da ſind, da leben ſie ſo, daß man nicht daran denkt, ob ſie gut oder ſchlecht ſind, poetiſch oder abgeſchmackt, man weiß ſie und liebt ſie, weil man ſie eben ſo empfangen hat, und freut ſich daran ohne einen Grund dafür: ſo herrlich iſt die Sitte, ja auch das hat dieſe Poeſie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr ſelbſt gegen einen andern Willen geneigt ſein muß." „Wir wollen in

1) Ebend. S. XVIII fg. — 2) Nr. 19, S. 68. — 3) Anhang S. X. — 4) Vorr. S. VII.

gleichem Sinn hier die Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: jenes bloße Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre, den ein kleines, zusammenhaltendes Blatt gefaßt hat, so schimmert er doch in dem ersten Morgenroth." In diesem Sinn bestimmen die Grimm ihr Buch den Kindern und dem Volke. „Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, so schließen sie ihre Vorrede, dabei denken wir überhaupt an die segnende Kraft, die in diesen liegt, und wünschen, daß denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge."

Aber mit dieser unmittelbar praktischen Seite ist der Zweck, den die Brüder Grimm bei ihrem Märchensammeln verfolgen, nicht erschöpft. Die Märchen sind ihnen zugleich ein Gegenstand ernster Forschung, der mit ihren Untersuchungen über die Sage, den Mythus und die Poesie der Völker in nächster Beziehung steht. „In ihrer äußern Natur, heißt es in der Vorrede, gleichen diese Dichtungen aller volks- und sagenmäßigen: nirgends feststehend, in jeder Gegend, fast in jedem Munde sich umwandelnd, bewahren sie treu denselben Grund." Die Grimm suchen nun, diese Märchen bis in das tiefste Alterthum des Volkes zurückzuverfolgen, indem sie dieselben „mit dem großen Heldenepos und der einheimischen Thierfabel" in Zusammenhang bringen. Ebenso berufen sie sich auf deren weite Verbreitung unter den verschiedenartigsten Völkern. Die Märchen „erreichen hierin nicht bloß die Heldensagen von Siegfried dem Drachentödter, sondern sie übertreffen diese sogar, indem wir sie, und genau dieselben, durch ganz Europa verbreitet finden, so daß sich in ihnen eine Verwandtschaft der edelsten Völker offenbart" [1]). In diesem Sinn nun ziehen die Grimm in der Vorrede und in einem besonderen Anhang am Schluß des Buchs Alles

1) Vorr. S. XIII fg.

heran, was ſie an Märchen anderer Völker auftreiben können. Natürlich kommt ihnen auch hier nur das in Betracht, was ihrer Anſicht nach einen wirklich volksmäßigen Stempel trägt. So für Frankreich Charles Perrault (geboren 1633, geſtorben 1703); für Italien die Nächte des Straparola, beſonders aber der Pentamerone des Baſile. Man erſieht aber aus dem bisher Erörterten zugleich, daß die Grimm mit ihren Vorgängern auf deutſchem Boden nicht viel anfangen konnten. „Muſäus und Naubert, ſagen ſie, verarbeiten meiſt, was wir vorhin Localſage nannten, der viel ſchätzbarere Otmar nur lauter ſolche; eine Erfurter Sammlung von 1787 iſt arm, eine Leipziger von 1799 gehört nur halb hierher, wiewohl ſie nicht ganz ſchlecht zu nennen, eine Braunſchweiger von 1801 unter dieſen die reichſte, obgleich mit ihnen in verkehrtem Ton. Aus der neuſten Büſchingiſchen war für uns nichts zu nehmen, ausdrücklich aber muß noch bemerkt werden, daß eine vor ein paar Jahren von einem Namensverwandten A. L. Grimm unter dem Titel: Kindermärchen, zu Heidelberg herausgekommene, nicht eben wohl gerathene Sammlung mit uns und der unſrigen gar nichts gemein hat“ [1]). Im Gegenſatz zu ihren Vorgängern behandeln die Grimm ihre Texte mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und ſchließen ihnen in den Anmerkungen die ſorgfältigſten Erörterungen über abweichende Darſtellungen desſelben Märchens und über die Verwandtſchaft mit den Märchen anderer Völker an.

Kaum zwei Jahre nach der Herausgabe ihrer Kinder- und Haus-Märchen konnten die Grimm einen „Zweiten Band“ als Fortſetzung erſcheinen laſſen [2]). Das Glück war ihrem warmen

1) Vorr. S. XIX Anm. Ebenda werden auch die 1813 in Jena bei Voigt in neuer Titelausgabe erſchienenen Wintermärchen vom Gevatter Johann mit Ausnahme des ſechſten und zum Theil des fünften für werthlos erklärt. — 2) Ich bemerke, daß die erſte im Jahr 1812 erſchienene Sammlung noch nicht die Bezeichnung: Erſter Band, hat. Der Zweite Band trägt zwar auf dem Titel die Jahrzahl 1815, aber die Vorrede iſt unterzeichnet: „Caſſel, am 30. September 1814.“ Da nun die Vorrede der erſten Sammlung „am 18. October 1812“ unterzeichnet iſt, ſo ergibt ſich, daß zwiſchen dem Abſchluß der erſten und der zweiten Sammlung noch nicht ganz zwei Jahre liegen.

Eifer entgegengekommen. Weſtfäliſche Freunde hatten plattdeutſche Märchen aus dem Fürſtenthum Paderborn und Münſter beigeſteuert. Beſonders wichtig aber war die Bekanntſchaft mit einer Bäuerin aus dem nahe bei Kaſſel gelegenen Dorfe Zwehrn, die den Grimm eine Menge von echt heſſiſchen Märchen erzählte [1]). So konnten ſie jetzt die Nachweiſungen, wie eng dieſe Märchen mit der deutſchen Heldendichtung und dem „urdeutſchen Mythus“ zuſammenhängen, noch bedeutend vermehren [2]). „Wir wollten indes, ſagen ſie, durch unſere Sammlung nicht bloß der Geſchichte der Poeſie einen Dienſt erweiſen, es war zugleich Abſicht, daß die Poeſie ſelbſt, die darin lebendig iſt, wirke; erfreue, wen ſie erfreuen kann, und darum auch, daß ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde“ [3]). Und in welchem Maß iſt ihnen dieſe Hoffnung in Erfüllung gegangen! Wie erfreut ſich Jung und Alt an den köſtlichen Geſchichten: Vom Sneewittchen, vom Brüderchen und Schweſterchen, von Hänſel und Gretel, und wie die ſchönen Märchen alle heißen! Denn ſo viele und werthvolle Bereicherungen auch die folgenden Auflagen erhalten haben, die Märchen dieſer erſten Ausgabe ſind doch immer der weſentlichſte Grundſtock des Ganzen geblieben.

Die folgenden Ausgaben der Kinder- und Hausmärchen wurden nicht nur durch neu hinzugeſammelte Märchen vermehrt, ſondern insbeſondere auch durch weitere Ausführung der in den Anmerkungen der erſten Ausgabe begonnenen Unterſuchungen über die Geſchichte und Literatur der Märchen bereichert. Dieſe Unterſuchungen bilden in der zweiten Auflage (Berlin 1822) einen beſonderen dritten Band. Die Genauigkeit und Treue in der Nachweiſung und Wiedergabe der verſchiedenen Darſtellungen, die ſich von einem und demſelben Märchen finden, ſind in dieſen erweiterten Anmerkungen wo möglich noch geſteigert. — Bei der erſten Ausgabe der Märchen waren beide Brüder in gleichem Maß thätig, die ſpäteren und insbeſondere die im Jahr 1856 zu Berlin erſchienene erweiterte dritte Auflage der Anmerkungen hat Jacob ganz Wil-

1) Kinder- und Haus-Märchen, Bd. II, Vorr. S. IV fg. — 2) S. d. Stelle aus der Vorr. S. VI fg. — 3) Vorr. S. VIII.

helm überlaſſen [1]). Die Kinder- und Hausmärchen ſind das verbreitetſte Buch der Brüder Grimm. Im Jahr 1864 erſchien davon die achte Auflage, und daneben war eine kleinere Auswahl bis zum Jahr 1869 in vierzehn Auflagen verbreitet. Und ebenſo wie dieſe Märchenſammlung dem deutſchen Volke einen unerſchöpflichen Schatz von Poeſie geboten hat, iſt ſie in ihrer gewiſſenhaften und gründlichen Weiſe von hoher Bedeutung für die Wiſſenſchaft geworden. Denn wenn auch die Folgezeit, wie wir ſpäter ſehen werden, die Anſichten, welche die Brüder Grimm über unſere Märchen hatten, nicht unweſentlich berichtigt hat, ſo hat doch auch für dieſe Berichtigung der treue Ernſt ihrer Forſchung die Bahn gebrochen.

Die deutſchen Sagen der Brüder Grimm.

Wenn wir an die deutſchen Märchen der Brüder Grimm ſogleich die Beſprechung ihrer deutſchen Sagen anſchließen, ſo verlaſſen wir die chronologiſche Reihenfolge ihrer Schriften, um jene nah verwandten Stoffe nicht auseinander zu reißen. Um dieſelbe Zeit, wie die Märchen, hatten die Grimm auch die Sagen des deutſchen Volkes zu ſammeln begonnen [2]). Nach zehnjähriger Thätigkeit veröffentlichten ſie unter dem Titel: „Deutſche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin 1816“, eine Sammlung, die zwar nicht denſelben äußerlichen Erfolg, wie die Märchen, aber einen nicht geringeren Werth als dieſe hatte. Der erſten Sammlung folgte im Jahr 1818 ein Zweiter Theil, der das Unternehmen nach ſeinen verſchiedenen Seiten hin abſchloß. Das Gemeinſame und das Unterſcheidende des Märchens, der Sage und der Geſchichte ſprechen die Brüder in der Vorrede zum erſten Band der Sagen in den ſchönen Worten aus: „Es wird dem Menſchen von heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er

1) Vgl. Jacob Grimm's Brief an Franz Pfeiffer vom 19. Febr. 1860 in Pfeiffer's Germania, Jahrgang XI, 2. Heft, Wien 1866, S. 249, und die Widmungen vor der 7. Aufl. der Märchen, Göttingen 1857. — 2) Deutſche Sagen (I), Vorr. S. XX.

in's Leben auszieht, unter der vertraulichen Geſtalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Gränze des Vaterlands überſchreitet, wo ihn jener verläßt. Dieſe wohlthätige Begleitung iſt das unerſchöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geſchichte, welche nebeneinander ſtehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen friſchen und belebenden Geiſt nahe zu bringen ſtreben. Jedes hat ſeinen eigenen Kreis. Das Märchen iſt poetiſcher, die Sage hiſtoriſcher; jenes ſtehet beinahe nur in ſich ſelber feſt, in ſeiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Beſondere, daß ſie an etwas Bekanntem und Bewußtem hafte, an einem Ort oder einem durch die Geſchichte geſicherten Namen. Aus dieſer ihrer Gebundenheit folgt, daß ſie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hauſe ſein könne, ſondern irgend eine Bedingung vorausſetze, ohne welche ſie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden ſein würde" [1]). „Um alles menſchlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landſtrichs beſitzt, oder weſſen ihn die Geſchichte gemahnt, ſammelt ſich ein Duft von Sage und Lied, wie ſich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obſt und Blumen ſetzt" [2]). „Ueber den Vorzug beider zu ſtreiten, wäre ungeſchickt; auch ſoll durch dieſe Darlegung ihrer Verſchiedenheit weder ihr Gemeinſchaftliches überſehen, noch geläugnet werden, daß ſie in unendlichen Miſchungen und Wendungen in einander greifen und ſich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geſchichte ſtellen ſich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, inſofern ſie das ſinnlich Natürliche und Begreifliche ſtets mit dem Unbegreiflichen miſchen, welches jene, wie ſie unſerer Bildung angemeſſen ſcheint, nicht mehr in der Darſtellung ſelbſt verträgt, ſondern es auf ihre eigene Weiſe in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzuſuchen und zu ehren weiß" [3]). „Man kann der gewöhnlichen Behandlung unſerer Geſchichte zwei, und auf den erſten

1) Deutſche Sagen. Her. von den Brüdern Grimm. Berlin 1816, Vorr. S. V fg. — 2) Ebend. S. IX. — 3) Ebend. S. VII fg.

Schein ſich widerſprechende Vorwürfe machen: daß ſie zu viel und zu wenig von der Sage gehalten habe. Während gewiſſe Umſtände, die dem reinen Elemente der letzteren angehören, in die Reihe wirklicher Ereigniſſe eingelaſſen wurden, pflegte man andere ganz gleichartige ſchnöde zu verwerfen als fade Mönchserdichtungen und Geſpinnſte müßiger Leute. Man verkannte alſo die eigenen Geſetze der Sage, indem man ihr bald eine irdiſche Wahrheit gab, die ſie nicht hat, bald die geiſtige Wahrheit, worin ihr Weſen beſteht, abläugnete" [1]). Denn die Sage ſieht mit anderen Augen als die Geſchichte, „ſie weiß alle Verhältniſſe zu einer epiſchen Lauterkeit zu ſammeln und wieder zu gebären. Es iſt aber ſicher jedem Volke zu gönnen und als eine edle Eigenſchaft anzurechnen, wenn der Tag ſeiner Geſchichte eine Morgen- und Abenddämmerung der Sage hat; oder wenn die, menſchlicher Augenſchwäche doch nie ganz erſehbare Gewißheit der vergangenen Dinge, ſtatt der ſchroffen, farbloſen und ſich oft verwiſchenden Mühe der Wiſſenſchaft, ſie zu erreichen, in den einfachen und klaren Bildern der Sage, wer ſagt es aus, durch welches Wunder gebrochen, wiederſcheinen kann" [2]). Freilich, wo die verbürgte Geſchichte uns die ergeifenden Züge des wirklich Geſchehenen aufbewahrt hat, da „ſteht ihr jede Sage nach, wie der Tugend des wirklichen Lebens jede Tugend der Poeſie" [3]). „Aber alles, was dazwiſchen liegt, den unſchuldigen Begriff der dem Volke gemüthlichen Sage verſchmäht, zu der ſtrengen und trockenen Erforſchung der Wahrheit aber doch keinen rechten Muth faßt, das iſt der Welt jederzeit am unnützeſten geweſen" [3]).

Indem ſo die Grimm für die Sage deren eigene Rechte und Geſetze in Anſpruch nehmen, erklären ſie: „Das erſte, was wir bei Sammlung der Sagen nicht aus den Augen gelaſſen haben, iſt Treue und Wahrheit. Als ein Hauptſtück aller Geſchichte hat man dieſe noch ſtets betrachtet; wir fordern ſie aber eben ſo gut auch für die Poeſie und erkennen ſie in der wahren Poeſie eben ſo rein" [4]). — Als ihre hauptſächlichſte Quelle betrachteten die

1) Deutſche Sagen. Zweiter Theil, Vorr. S. IV. — 2) Ebend. S. V. — 3) Ebend. — 4) Deutſche Sagen (I) Vorr. S. X.

Grimm die mündliche, lebendige Erzählung. Zugleich aber arbeiteten sie die Bücher durch, in denen sie Etwas für ihren Zweck zu finden hofften. Die bedeutendste Ausbeute gewährten ihnen die Schriften des geschmacklosen, aber scharfsichtigen und gelehrten Johannes Prätorius aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts [1]). In den langen Zeitraum zwischen ihm und Otmar's im Jahr 1800 erschienener Sammlung der Harzsagen fällt kein einziges Buch von Belang für deutsche Sagen. Musäus und Frau Naubert kommen nur insofern in Betracht, als sie einige echte Sagen verarbeitet und die Neigung darauf hingezogen hatten. Unter den unmittelbaren Vorgängern der Grimm hatte Wyß seine Schweizersagen durch eigene Zuthaten entstellt [2]). Die Sammlungen von Büsching (1812) und Gottschalk (1814) waren noch unvollendet, und die Grimm glaubten sich deshalb nicht berechtigt, das wenige Unbekannte, was jene Sammlungen boten, in die ihrige aufzunehmen. „Wir denken keine fremde Arbeit zu irren oder zu stören, sagen sie, sondern wünschen ihnen glücklichen Fortgang" [3]). Für die geschichtlichen Sagen waren natürlich vor allem die historischen und poetischen Quellen des Mittelalters durchzuarbeiten.

Die Grimm theilen ihren Sagenschatz in zwei große Hauptgruppen. Der erste Band umfaßt die „mehr örtlich gebundenen", der zweite die „mehr geschichtlich gebundenen" [4]), das ist die, „welche sich unmittelbar an die wirkliche Geschichte schließen" [5]). Von den letzteren blieben jedoch die Sagen ausgeschlossen, welche „in dem eigenen und lebendigeren Umfang ihrer Dichtung auf unsere Zeit gekommen sind" [6]). Dahin gehören vor allen die Sagen, deren Mitte das Nibelungenlied und das Heldenbuch bilden. Dann die große Hauptmasse des karolingischen Sagenkreises und noch manche andere [7]). Der Untersuchung des hier ausgeschlossenen größten und wichtigsten deutschen Sagenkreises werden wir dann später das Hauptwerk Wilhelm Grimm's gewidmet sehen. — Von

1) Ebend. S. XX fg. — 2) Ebend. S. XXII. — 3) Ebend. S. XXIII. — 4) Ebend. S. XVI. — 5) Ebend. Theil II, Vorr. S. III. — 6) Ebend. Theil II, Vorr. S. XII. — 7) Ebend. S. XIII.

den deutſchen Sagen iſt während des Lebens der Brüder Grimm keine zweite Auflage erſchienen. Sie waren aber längſt vergriffen, als die Verfaſſer ſtarben. Doch erſt nach ihrem Tode (1865) erſchien eine neue Auflage.

Wie die Märchen, ſo ſind die deutſchen Sagen der Brüder Grimm der Anſtoß und das Vorbild für eine lange Reihe zum Theil ſehr vorzüglicher Nachfolger geworden. Die Grimm erkannten ganz richtig, daß hier vor allem ein Beiſpiel aufgeſtellt werden müſſe. „Die Erfahrung beweiſt, ſagen ſie, daß auf Briefe und Schreiben um zu ſammelnde Beiträge wenig oder nichts erfolge, bevor durch ein Muſter von Sammlung ſelbſt deutlich geworden ſein kann, auf welche verachtete und ſcheinloſe Dinge es hierbei ankommt. Aber das Geſchäft des Sammelns, ſobald es einer ernſtlich thun will, verlohnt ſich bald der Mühe, und das Finden reicht noch am nächſten an jene unſchuldige Luſt der Kindheit, wann ſie in Moos und Gebüſch ein brütendes Vöglein auf ſeinem Neſt überraſcht; es iſt auch hier bei den Sagen ein leiſes Aufheben der Blätter und behutſames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu ſtören und um verſtohlen in die ſeltſam, aber beſcheiden in ſich geſchmiegte, nach Laub, Wieſengras und friſchgefallenem Regen riechende Natur blicken zu können.“ [1]).

Die Altdeutſchen Wälder.

Vom Jahr 1813 bis zum Jahr 1816 gaben die Brüder Grimm neben ihren anderen Arbeiten eine Zeitſchrift heraus unter dem Titel: Altdeutſche Wälder [2]). Der Zweck der Herausgeber war, „aus ihrem gemeinſchaftlichen, beträchtlich angewachſenen Vorrath altdeutſcher Poeſien Materialien mitzutheilen, die nicht ohne Abſicht ſo vielſeitig als möglich ausgeleſen werden ſollen“ [3]). „Iſt einmal der durchdringende Reichthum unſerer alten Poeſie anerkannt, ſagen ſie, ſo wird ſchon viel gewonnen ſein“ [3]). „Es iſt uns

1) Ebend. Th. I. Vorr. S. XXVI. — 2) Band I, Caſſel 1813. Band II, Frankfurt 1815. Band III, Frankfurt 1816. — 3) Altdeutſche Wälder, Bd. I, Vorr. S. I.

darum zu thun, ein kritiſches Material zu liefern, wie es vor gründlichen Kennern beſtehen oder ſich rechtfertigen zu können glaubt“ [1]). Abhandlungen über die verſchiedenen Gegenſtände der deutſchen Alterthumsforſchung ſollten mit dem Abdruck der Quellen wechſeln. Vor allem Andern thue das Sammeln und Vervielfältigen Noth, wenn eine wahre Geſchichte der Poeſie zu Stande kommen ſolle [2]). Mit Ausnahme einiger wenigen Beiträge von Docen und von Benecke iſt der ganze Inhalt von den Brüdern Grimm geliefert. Doch haben ſie nur eine einzige Arbeit gemeinſam unterſchrieben; das Uebrige iſt entweder mit Jacob's oder mit Wilhelm's Anfangsbuchſtaben bezeichnet. Die umfangsreichſte Abhandlung der ganzen Zeitſchrift ſind W. Grimm's „Zeugniſſe über die deutſche Heldenſage“ [3]). Hier ſehen wir die kurzen Anfänge, die wir in W. Grimm's Abhandlung über die Entſtehung der altdeutſchen Poeſie haben kennen lernen, bereits dem Reichthum von deſſen ſpäterem Hauptwerk über die deutſche Heldenſage ſich nähern. Jacob ſteuert grammatiſche, exegetiſche, kritiſche und andere Abhandlungen bei; darunter auch ausführliche Mittheilungen über das „Geſellenleben“ aus der Schrift des altenburgiſchen Conrectors Friſius [4]), und „Waidſprüche und Jägerſchreie [5]) aus handſchriftlichen und gedruckten Quellen. Beide Brüder bereichern die Kenntniß der altdeutſchen Literatur durch Veröffentlichung noch ungedruckter altdeutſcher Texte, und auch hier beginnt W. Grimm bereits eine Arbeit, die ihn bis in ſeine ſpäteren Lebensjahre beſchäftigt hat: Die Herausgabe der goldenen Schmiede des Conrad von Würzburg [6]). Unter den durch Jacob Grimm veröffentlichten Texten nehmen die Mittheilungen aus der zweiten Hohenemſer Handſchrift [7]) der Nibelungen die erſte Stelle ein [8]). Wir haben geſehen, daß dieſe Handſchrift, aus welcher Bodmer im

1) Ebend. S. III. — 2) Ebend. S. V. — 3) Ebend. Band I, S. 195—323, und Nachträge dazu Band III, S. 252—277. — 4) Ebend. Band I, S. 83—122. — 5) Ebend. Bd. III, S. 97—148. — 6) Ebend. Band II, S. 193—288. — 7) D. i. Hohenems-Laßberg, jetzt in Donaueſchingen (Lachmann's C). — 8) Altdeutſche Wälder, Bd. II, S. 145—180.

Jahr 1757 die zweite Hälfte der Nibelungen nebſt der Klage hatte abdrucken laſſen, längere Zeit verſchwunden und dann in den Beſitz eines gewiſſen Frickart in Wien gekommen war [1]). Hier unterſuchte ſie Jacob Grimm während ſeines Aufenthalts zur Zeit des Wiener Congreſſes. In der vorliegenden Abhandlung gibt er näheren Aufſchluß über dieſelbe, zeigt, wie Myller die zweite Hälfte der Nibelungen aus dieſer, die erſte aus der anderen Hohenemſer Handſchrift herausgegeben hat [2]), und legt zugleich ſeine Anſichten über die Entſtehung der Nibelungen dar. Er verwirft A. W. Schlegel's Muthmaßung, Oſterdingen ſei ihr Dichter [3]). „Die Nibelungen, wie wir ſie beſitzen, ſind nichts anders, denn lebendige, aus der Volkspoeſie nothwendig, innerlich hervorgehende Umdichtung" [4]). „Wenn alſo die Nibelungen bloß eine volksmäßige Neugeſtaltung unverſiegter alter Grundlagen waren, ſo kommt es wiederum darauf an, den Grad zu beſtimmen, vermöge deſſen der Urheber ihrer gegenwärtigen Geſtalt mehr als ein eigentlicher Umdichter, oder mehr als bloßer Rhapſod, der die Stäbe des alten Lieds geſammelt und wieder gebunden, erſcheine" [5]). Obwohl es ſchwierig iſt, das bereits Vorgefundene vom neu Hinzugefügten ſtreng zu ſcheiden, ſo läßt uns doch eine Vergleichung der Wilkinenſage mit unſeren Nibelungen einen hinreichend klaren Blick in die Entſtehung der letzteren thun. Wir erkennen, „daß Sache und (was daraus folgt) Lied an anderer Stelle oder zu anderer Zeit bereits in lebendiger, voller Poeſie vorhanden geweſen ſein müſſe. Von dieſen Niederſetzungen, ſo zu ſagen zeitlichen Erſcheinungen des Urſtoffs wird jede in Wort und Inhalt eigenthümliche ihre Vorzüge, wie Schwächen gehabt haben, und es kann auf den leiblichen Verfaſſer der einen oder der andern in den meiſten Stücken weniger der Name eines Umdichters als der eines Umſammlers fallen" [6]). Daraus folgt, „wie wichtig für die genaue Einſicht und Kenntniß der wahren Bedeutung des herrlichen Gedichts gehöre, daß davon alle und jede vorhandene eigenthümliche Handſchrift vollſtändig für ſich und mit

1) S. o. S. 328. — 2) Altd. Wälder S. 146. — 3) Ebend. S. 150. — 4) Ebend. S. 150 fg. — 5) Ebend. S. 154. — 6) Ebend. S. 155.

andern unvermiſcht gedruckt erſcheine“ [1]). Wie mißlich eine Vermengung der verſchiedenen Texte ſei, „bezeugt allem darauf verwandten Fleiß zum Trotz die Hagen'ſche Ausgabe“ [2]). Durch Mittheilungen aus der zweiten Hohenemſer Handſchrift liefert dann J. Grimm einen Beitrag zu der von ihm gewünſchten vollſtändigen Kenntniß der Nibelungentexte [3]).

Die Ausgabe des Hildebrandslieds durch die Brüder Grimm.

Im Jahr 1812 erſchien zu Caſſel: „Die beiden älteſten deutſchen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet zum erſten mal in ihrem Metrum dargeſtellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm.“ Beide Denkmäler waren erſt vor nicht langer Zeit von neuem herausgegeben worden: Das Hildebrandslied durch Reinwald im Neuen literariſchen Anzeiger vom Jahr 1808 [4]); das Weſſobrunner Gebet durch Gräter im Bragur [5]) und überſetzt von Reinwald in Docen's Miſcellaneen [6]) und ebenda erläutert von Docen [7]). Die Brüder Grimm aber förderten nicht nur an ſo manchen Stellen die Kritik des Textes und die Erklärung, ſondern ſie führten hier zum erſtenmal ihre wichtige Entdeckung durch, daß beide Denkmäler in alliterierenden Verſen gedichtet ſind. Was das Hildebrandslied betrifft, ſo hatte ſchon im vorangehenden Jahr (1811) Jacob Grimm dieſe Anſicht in Hagen's Muſeum ausgeſprochen [8]); hier aber wird ſie nun an den Texten ſelbſt im Einzelnen durchgeführt. Damit war bewieſen, „daß die Alliteration vor dem Reim

---

1) Ebend. S. 160. — 2) Ebend. 161. Nämlich die Hagen'ſche Ausgabe vom J. 1810. (Vgl S. 146 fg.) — 3) Altdeutſche Wälder, Band II, S 163 fg. Bd. III, S. 1 fg. — 4) Neuer literar. Anzeiger 1808, 19. Jan. Vgl. Sp. 38 fg. mit „Die beiden älteſten deutſchen Gedichte“ — her. durch die Brüder Grimm S. 10. — 5) Bragur V, 1 (1797), 118 fg. — 6) Miſcellaneen her. von Docen, Bd. II, 1807, S. 290 fg. — 7) Ebend. Bd. I, S. 20 fg. — Vgl. die Grimm'ſche Ausgabe S. 86. — 8) Muſeum für Altdeutſche Literatur — her. von F. H. v. der Hagen u. ſ. w. Bd. II, S. 314. Vgl. auch W. Grimm, Altdän. Heldenlieder S. 431.

auch außer dem ſächſiſchen Stamm in Deutſchland geherrſcht hat“ [1]). Der größere Theil der Schrift iſt dem Hildebrandslied gewidmet, von welchem erſt der „urkundliche Text“, dann eine „Wiederherſtellung des Textes“, darauf eine „wörtliche Ueberſetzung“ und endlich eine „Umſchreibung“ geliefert wird. Es folgen dann ausführliche Anmerkungen zur Begründung der Ueberſetzung und eine Reihe von Abhandlungen über Handſchrift, Sprache und Alter des Gedichts, über Alliteration und Poeſie, über Fortleben des Lieds, über deſſen Zuſammenhang mit dem ganzen Fabelkreis und die weiteren Beziehungen der Sage. Der zweite kleinere Theil der Schrift behandelt in ähnlicher Weiſe das Weſſobrunner, oder wie es hier irrthümlich genannt wird, Weißenbrunner Gebet [2]).

Die Herausgabe der Eddalieder durch die Brüder Grimm.

Schon 1811 in der Vorrede zu den altdäniſchen Heldenliedern kündigt W. Grimm an, daß er hoffe, „durch die Güte des Herrn Generals Grafen von Hammerſtein“ demnächſt in dem Beſitz einer vollſtändigen Abſchrift der noch ungedruckten Lieder der ſaemundiniſchen Edda, welche den Cyklus des Nibelungenlieds berühren, „zu ſein und ſie den Freunden dieſer Poeſie mittheilen zu können“ [3]). In einer Nachſchrift ſagt er dann, daß er jetzt im Beſitz der gehofften Abſchrift ſei und daß er ſie gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder von einer deutſchen Ueberſetzung begleitet herauszugeben gedenke [4]). Die Brüder waren in den Jahren 1810—12 voll von Planen zur Herausgabe altgermaniſcher Poeſieen. Sie beabſichtigten ſchon damals eine Ausgabe des in Rom aufgefundenen Reinhart Fuchs [5]).

---

1) Die beiden älteſten deutſchen Gedichte u. ſ. f. Vorr. — Vgl. S. 35 fg. — 2) In Bezug auf das Weſſobrunner Gebet hatte ſchon Gräter in einem Programm vom 6. Nov. 1807 die Uebereinſtimmung der Versart mit der alten nordiſchen bemerkt, und Docen in der N. Oberd. Lit. Zeit. vom 11. März 1811 die Alliteration nachgewieſen. Vgl. Gräter's Idunna und Hermode 1813 Anzeiger Nr. 6. Ebend. 1816, Lit. Beyl. Nr. 1, S. 7 fg. Jen. Lit. Ztg. 1815, Ergänzungsbl. S. 174. — 3) W. Grimm, Altdäniſche Heldenlieder, Heidelberg 1811, Vorr. S. XX. — 4) Ebend. S. 545. — 5) Gräter's Idunna und Hermode I, Anzeiger Nr. 2, vom 18. Jan. 1812.

Außer den Eddaliedern ſollte eine Sammlung altnordiſcher Sagen erſcheinen [1]), für die ſie bereits im Jahr 1811 eine Abſchrift der Blomſturvalla-ſaga beſaßen [2]). Eine „Ausgabe und Bearbeitung des angelſächſiſchen Fragments von Judith und der poetiſchen Umſchreibung der Geneſis“ ſollte die Beobachtungen ergänzen, die ſie am Hildebrandslied gemacht hatten [3]). Die Ausgabe des Hildebrandslieds und des Weſſobrunner Gebets „lag auf dem Wege zur Herausgabe der eddiſchen Lieder“ und „ſollte eine Probe von dem ablegen, was ſich die Brüder vorgenommen hatten, an den Eddaliedern zu leiſten“ [4]). Als gewiſſenhafte Gelehrte rückten ſie aber mit ihren Planen nur langſam vorwärts, und ſo kam ihnen F. H. von der Hagen im J. 1812 mit der Herausgabe des Grundtextes der Eddalieder und 1814 mit deren Ueberſetzung zuvor [5]). Erſt im Jahr 1815 erſchienen zu Berlin die „Lieder der alten Edda. Aus der Handſchrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Erſter Band.“ Mehr als dieſer erſte Band iſt nicht herausgekommen. Er enthält den Grundtext von dreizehn Heldenliedern der älteren Edda mit kritiſchen, ſprachlichen und ſachlichen Anmerkungen, und eine doppelte deutſche Ueberſetzung derſelben, erſt eine möglichſt wortgetreue, dem Grundtext zur Seite geſtellte, und dann eine zweite in ſchöner deutſcher Proſa. Seit jener Zeit iſt für den Text und die Erklärung der Eddalieder ſehr viel geſchehen, und es verſteht ſich deshalb von ſelbſt, daß von unſerem jetzigen Standpunkt aus nicht Weniges im Text und in den Erklärungen der Brüder Grimm als verfehlt erſcheint. Verſetzen wir uns aber um ein halbes Jahrhundert zurück, ſo werden wir nicht anſtehen, in dieſer Arbeit einen Beweis von dem Scharfſinn und von den ſchon damals ſehr bedeutenden Sprachkenntniſſen der Brüder Grimm zu ſehen.

---

1) S. die Ankündigung in Gräter's Idunna und Hermode I, Anzeiger Nr. 2, vom 18. Jan. 1812. — 2) Altdän. Heldenl. S. 440. — 3) Die beiden älteſten deutſchen Gedichte u. ſ. f., her. durch die Brüder Grimm, Caſſel 1812. Vorr. — 4) Ebend. — 5) S. o. S. 340.

Die Ausgabe des Armen Heinrich von Hartmann von Aue.

„Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Aus der Straßburgiſchen und Vaticaniſchen Handſchrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. — Berlin 1815“ zeigt uns einerſeits, wenn wir ihn mit dem Abdruck in der Myller'ſchen Sammlung (1784) vergleichen, wie hoch die Grimm ſchon damals an Kenntniß des Mittelhochdeutſchen über ihrem Vorgänger ſtehen, andrerſeits aber liefert er uns den Beweis, welchen Umſchwung die Behandlung mittelhochdeutſcher Texte gleich in den nächſten Jahren durch Lachmann und die Grimm ſelbſt erfahren hat. Wir gehen hier noch nicht auf dieſen Gegenſtand ein, ſondern weiſen lieber darauf hin, wie treffend ſich die Grimm ſchon damals über das Verhältniß der höfiſchen mittelhochdeutſchen Dichter ausſprechen. Sie ertheilen der maßvollen Einfachheit des Armen Heinrich das verdiente Lob [1]) und fahren dann fort: „Die eigene und beſondere Gabe des Dichters wirkt dazu freilich das Ihre mit, und auch durch ſeinen Iwein bricht unverkennbar eine gewiſſe Milde und Geſchloſſenheit durch, die wir weder im Triſtan noch weniger im Parcifal wahrnehmen. Im Triſtan fließt die Rede ſanft wie im Iwein, aber noch lieblicher, anmuthiger, manchmal bis in's ſpielende; der Parcifal iſt herber und ſchwerer als beide, aber kühner und prächtiger. In allen dreien Werken treten uns die Eigenthümlichkeiten der drei größten altdeutſchen Dichter ihrer Zeit auf das deutlichſte vor Augen: Gottfried's, Hartmann's und Wolfram's. Das Gedicht vom armen Heinrich iſt zu klein, um ſich dieſen zur Seite zu ſtellen, ſteht aber an innerer Gediegenheit zu aller oberſt“ [2]). Die Uebertreibung, die in den Schlußworten liegt, wird jetzt Niemand mehr unterſchreiben. Sonſt aber ſehen wir die Brüder Grimm hier bereits in wenigen treffenden Worten die Anſicht über unſere höfiſchen Erzähler ausſprechen, die jetzt im Weſentlichen bei allen Geſchichtſchreibern unſrer mittelalterlichen Dichtung feſtſteht.

---

1) Vgl. J. Grimm in den Heidelb. Jahrbb. 1812, I, S. 49. — 2) Der arme Heinrich, her. durch die Brüder Grimm, Berlin 1815, S. 138 fg.

Die gesonderten Arbeiten Jacob Grimm's und Wilhelm Grimm's 1811 bis 1817.

Jacob Grimm's Abhandlung: „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte." 1813.

Die Abhandlung, die J. Grimm unter obigem Titel in F. Schlegel's Deutschem Museum 1813 [1]) veröffentlichte, bietet uns im Wesentlichen dieselben Gedanken, die wir in früheren Abschnitten aus anderen Schriften Grimm's mitgetheilt haben. Doch tritt uns Einiges hier mit besonderer Klarheit entgegen. Wie überall geht auch hier J. Grimm davon aus, daß „hinter der alten Fabel und Sage kein eitler Grund, keine Erdichtung, sondern wahrhafte Dichtung liegt." Die Frage aber, die er untersuchen will, drückt er in den Worten aus: „Lösen sich alle Sagen in einfache, immer einfachere Offenbarungen des Heiligsten auf? Sind sie nur ein wechselndes für das Unendliche, Unfaßliche sich neuversuchendes Wort und fließen sie, im Schein wandelbar, im Grund unwandelbar, endlich in dem Urgedicht zusammen, von dem sie ausgegangen waren? Oder aber haben sie sich, wie Gebirgsduft über Fernen tritt, an die vergangene Menschenzeit gesetzt, gehören sie zu unserer Geschichte mit, und sind sie gleich dieser ewig hin etwas Neues, Verschiedenes, höchstens Aehnliches?" [2]) Für beide Seiten lasse sich Vieles sagen, meint J. Grimm. Man müsse sie deshalb mit einander zu vereinigen suchen. „Nur dadurch, sagt er, wird der Widerspruch versöhnt und gehoben werden, daß man beide Meinungen vereinbart, d. h. dem Volksepos weder eine reinmythische (göttliche) noch reinhistorische (factische) Wahrheit zuschreibt, sondern ganz eigentlich sein Wesen in die Durchdringung beider setzt. Gottähnlich sind alle Menschen, allein Gottes Ebenbild wurde erst durch die That des Menschen, der seines Gleichen zeugt, gleichsam zu jedem gebornen Menschen herzugerufen und neuerdings mit wiedergeboren; so ist auch zu dem Epos eine historische That nöthig, von der das Volk lebendig erfüllt sei, daß sich die göttliche Sage daran

1) Deutsches Museum her. von F. Schlegel. Dritter Band. Wien 1813, S. 53—75. — 2) Ebend. S. 54.

ſetzen könne, und beide ſind durch einander bedingt geweſen“ [1]). Dies führt nun Grimm an einigen deutſchen Beiſpielen aus, nämlich an der „berühmten Fabel von Wilhelm Tell“ [2]), und an den Traditionen „von der ſpinnenden Frau Berta“ [3]). In dieſen Unterſuchungen bringt Grimm ſehr verſchiedenartige Dinge zuſammen und will ſie aus einer und derſelben Quelle ableiten. Tell fällt nicht nur mit dem engliſchen Schützen Bell, den nordiſchen Toko und Egill zuſammen, ſondern auch mit dem griechiſchen Bellerophon [3]). Frau Berta iſt nicht nur identiſch mit Frau Holle, ſondern „wie Holle die Erde, war es auch Berta, nach abgeworfenem Vorſatz — Erta, Hertha, Mutter Erde (De-meter, d. i. Gä-mäter“ [5]). Aber nach alle dem wendet ſich Grimm nachdrücklich zu dem Werth des Beſonderen zurück. „Betrachten wir aber nun auch das Weſen der Poeſie, ſagt er, welche Fülle von Sprachlebendigkeit hat ſich zwiſchen der Urſprache (der offenbarten) und den heutigen Mundarten bewegt; welch ein Wachsthum des epiſchen Lebens liegt zwiſchen der göttlichen Idee und folgenden Zeiten, worin ſie ſich tauſendmal wiedergeboren an menſchliche Geſchichten anknüpfte! Die Poeſie, das Epos iſt nun gerade dieſe nährende Mitte, dieſe irdiſche Glückſeligkeit, worin wir weben und athmen, dieſes Brot des Lebens; weiter und freier als die Gegenwart, (die Geſchichte, eine vergangene Gegenwart) enger und eingeſchränkter als die Offenbarung (der zeitloſe Urſprung). In der allgemeinen Sprache würde kein Dichter ſingen können, durch eine allgemeine Mythologie würden wir uns um unſere Lieder, ſo zu ſagen um unſere weibliche Freude am Leben bringen, und ſollen daher, wenn wir das Allgemeine und Ewige ergründen wollen, das Beſondere, Vaterländiſche, Häusliche in der That unangetaſtet ruhen laſſen. Wenn Homer und die Nibelungen uns das Herz bewegen, ſo iſt gewiß, daß eine mythiſch bewährte gelehrte Miſchung beider es kalt laſſen müßte oder doch nicht ſo erfüllen könnte“ [6]). — Nach meiner

1) Ebend. S. 55 fg. — 2) Ebend. S. 56 fg. — 3) Ebend. S. 62 fg. — 4) Ebend. S. 59. — 5) Ebend. S. 67. — 6) Ebend. S. 72 fg.

Meinung wird es feſtſtehen, daß das Epos, ja jeder rechte Menſch einen doppelten Theil an ſich trage, einen göttlichen und menſchlichen. Jener hebt die Poeſie über die bloße Geſchichte, (in der oft alle Luſt niedergebrannt iſt und nur kahle Mauern ſtehen) dieſer nähert es letzterer wieder, indem er ſie nie ohne hiſtoriſchen Hintergrund läßt und ihr einen friſchen Erdgeruch verleihet, der nichts Eingebildetes, ſondern etwas Wahrhaftes iſt" [1]).

Irmenſtraße und Irmenſäule. Eine mythologiſche Abhandlung von Jacob Grimm 1815.

Wir beſprechen dieſe zu Wien im Jahr 1815 erſchienene Abhandlung an dieſer Stelle nur, um vorläufig ihren weſentlichen Inhalt anzugeben; auf ihre Methode und ihre Stellung in der Entwicklung Grimm's werden wir ſpäter zurückkommen. Der Verfaſſer geht aus von einer Sammlung der Vorſtellungen, welche die verſchiedenen Völker mit dem „ſchimmernden Streif zahlloſer Fixſterne am nächtlichen Himmel" verbunden haben. Beinah alle knüpfen daran den mythiſchen Gedanken von Weg und Straße oder von Ausſtreuung [2]). Die Orientalen ſehen die Himmelsſtraße beſtreut mit goldener Spreu; die griechiſchen Sagen erkennen darin verſprützte Milch. „Im Chriſtenthum nahm die Idee wieder eine neue Wendung." „Es herrſchte nunmehr der Begriff von einer himmliſchen Wanderſtraße vor", eine „Straße der Seelen", im Anſchluß an eine Vorſtellung, die auch den antiken Griechen und Römern nicht fremd war [3]). Gottes Boten wandeln auf dieſer Straße. So wird ſie in Verbindung gebracht mit den wandernden Pilgrimen und mit St. Jacob, dem Gottesboten; daher heißt ſie Jacobsſtraße. Der Verfaſſer unterſucht nun zuerſt die altfranzöſiſche Sage [4]), dann die deutſche von Iring und der nach ihm benannten Sternenſtraße [5]). Er wendet ſich darauf zu den Sagen von berühmten Landſtraßen, unter denen ihm „die altengliſche bei weitem die wichtigſte" [6]) iſt. Unter den vier ſagenhaften altengli-

1) Ebend. S. 74. — 2) J. Grimm, Irmenſtraße S. 7. — 3) Ebend. S. 15. — 4) Ebend. S. 18. — 5) Ebend. S. 21. — 6) Ebend. S. 29.

ſchen Straßen iſt wieder die Ermingſtrât die wichtigſte. Dieſe bringt der Verfaſſer einerſeits mit Armink (Armer, d. i. Wanderer, Bettler) in Beziehung, andrerſeits aber ſieht er darin die deutſche Iringsſtraße,[1]). Hier knüpft ſich ihm nun die berühmte germaniſche Irmenſäule an. „Irmin, ſpäter Iring, war den germaniſchen Heiden ein hehrer Gott, König und Herrſcher, allmählich wurde er in dem Epos zu einem großen Menſchenhelden, weil nach einem nothwendigen Gang der Sage ihre Wiedergeburten uns immer näher zu rücken pflegen“ [2]). „Die Götterbilder und ihre Säulen ſtanden aber auf dem Hauptplatz des Ortes, von dem aus die Straßen und Thore giengen, an der Wegſcheide und den Wegen ſelbſt“ [3]). „Natürlich alſo wurden die heiligen Säulen zu gleicher Zeit Wegeſäulen, wodurch wir die Irmenſäule in einem nothwendigen Zuſammenhang mit der Irmenſtraße erblicken“ [3]). Hiemit ſtehen dann wieder „die altdeutſchen Weichbilder der Städte, die Rolandſäulen am Gerichtsplatz“ [3]) in Verbindung. Weiterhin aber „fällt noch ein neuer Lichtſtrahl in die Dunkelheit der Mythen, die, ſo verſchieden ſie aufgewachſen ſind, gleichen Urſprung haben. Hermes wird in der griechiſchen Fabel in die Erklärung der himmliſchen Milchſtraße verflochten. Hermes aber iſt der Götterbote, der nicht bloß die verfahrenden Seelen mit ſeinem Stabe, d. i. Wanderſtabe, geleitet, ſondern auch ein Schützer und Pfleger der Erdenſtraßen, darum ferner der auf ihnen wanderuden Reiſenden, Armen, Bettler und Vagabunden war. Beides fließt aus derſelben Urſache, daß er ἐνόδιος, Diebhelfer und ſelbſt Dieb ſein mußte, den Heerſtraßen ſowohl als dem Geſindel der Landſtürzer, Räuber und Diebe verſtand. Was ſind alſo die Hermen (ἑρμαῖ) anders, als ſeine an offenen Landwegen errichteten Bildſäulen, genau unſere Irmenſäulen? Jetzt erſt iſt es erlaubt, an eine namentliche Vergleichung des Irmin mit Ἑρμῆς zu denken, die auf keiner Erborgung jenes aus dieſem beruht, ſondern tiefere gemeinſchaftliche Urſprünge beider vorausſetzt“ [4]).

1) Ebend. S. 39 fg. — 2) Ebend. S. 41. — 3) Ebend. S. 45. — 4) Ebend. S. 46.

Jacob Grimm's Sammlung altspanischer Romanzen 1815.

Unter dem Titel silva de romances viejos gab J. Grimm im Jahr 1815 zu Wien eine schon im Jahr 1810 angekündigte [1]) Sammlung altspanischer Romanzen heraus. J. Grimm stellte sich hier die bis dahin vernachlässigte Aufgabe, das Ursprüngliche und Echte aus der Masse der zahlreichen späteren Nachahmungen auszuscheiden und gesondert herauszugeben. Zugleich führte er einen mehrfach von ihm besprochenen Gedanken durch, indem er die Romanzen nicht, wie dies sonst üblich ist, in kurzen acht- und siebensylbigen Versen, sondern in epischen Langzeilen abdrucken ließ. Wie bedeutend Grimm auch mit dieser Nebenarbeit eingegriffen hat, das ergibt sich schon daraus, daß die größten Kenner der spanischen Romanzenpoesie Ferdinand Wolf und Conrad Hofmann, noch nach vierzig Jahren ihre Sammlung der ältesten und volksmäßigsten spanischen Romanzen Jacob Grimm widmen, „als dem Ersten, der die wahrhaft alten und volksmäßigen Romanzen der Spanier auszuwählen und zu würdigen gewußt hat" [2]).

J. Grimm's Beiträge zur Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft 1815 bis 1817.

Seit dem J. 1815 gab Savigny in Verbindung mit C. F. Eichhorn und J. F. L. Göschen die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" heraus, an der auch J. Grimm sich betheiligte. Außer einigen kleineren Beiträgen: „Ueber eine eigene altgermanische Weise der Mordsühne" (1815) [3]), und: „Etwas über den Ueberfall der Früchte" (1817) [4]), und einer gelehrten Uebersicht über die Literatur der altnordischen Gesetze [5]) war es vor allem die

1) Vgl. die Ankündigung J. Grimm's im Intelligenzblatt der Heidelb. Jahrbb. 1811, I, S. 4. — 2) Primavera y flor de romances, — por Don Fernando José Wolf y Don Conrado Hofmann, Berlin 1856. S. die Widmung an J. Grimm und Imm. Geibel. — 3) Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft, Bd. I, Berlin 1815, S. 323—337. — 4) Ebend. Bd. III, 1817, S. 319—357. — 5) Ebend. Bd. III, Berlin 1817, S. 73—128.

epochemachende Abhandlung: „Von der Poesie im Recht", die J. Grimm zu Savigny's Zeitschrift (1816) beisteuerte [1]). „Es ist wohl auch einmal erlaubt, beginnt er, das Recht unter den Gesichtspunkt der Poesie zu fassen und aus der einen in das andere lebendiges Zeugniß geltend zu machen. Einen solchen Versuch fordert und verlangt jetzo zumal unser deutsches Alterthum, in welchem sich von beiden beinahe aus gleichen Zeiten reiche und wichtige Denkmäler und nach den mannigfaltigen Landstrichen, die der germanische Stamm erfüllt hat, begegnen" [2]). „Daß Recht und Poesie, heißt es dann weiterhin, miteinander aus einem Bette aufgestanden waren, hält nicht schwer zu glauben. In ihnen beiden, sobald man sie zerlegen will, stößt man auf etwas Gegebenes, Zugebrachtes, das man ein Außergeschichtliches nennen könnte, wiewohl es eben jedesmal an die besondere Geschichte anwächst; in keinem ist bloße Satzung noch eitle Erfindung zu Haus" [3]). Dies wird dann näher ausgeführt mit besonderer Beziehung auf die epische Poesie. „Keinem Dichter gehört das Lied; wer es sang, wußte es bloß fertiger und treuer zu singen. Eben so wenig gieng das Ansehen des Gesetzes aus von dem Richter, der kein neues finden durfte; sondern die Sänger verwalteten das Gut der Lieder, die Urtheiler verwesteten Amt und Dienst der Rechte" [4]). Es wird nun weiter nachgewiesen, wie das altdeutsche Recht nach Inhalt und Form durchdrungen ist von poetischen Elementen. Ueberall begegnen uns alliterierende Rechtsformeln [5]) und die Symbole des alten Rechts zeugen für dessen poetische Auffassung [6]). So beginnt Grimm hier seine reichhaltigen, aus der Fülle gründlichster Kenntniß geschöpften Sammlungen für deutsche Rechtsalterthümer. Nicht bloß die bekannten Volksrechte und mittelalterlichen Rechtsbücher, sondern eben so sehr, ja fast noch mehr die Weisthümer und Satzungen einzelner Dorfschaften, die altüberlieferten Gebräuche, die in den Sagen und Märchen des Volkes zerstreuten Züge uralter Rechtsanschauung

1) Ebend. Bd. II, 1816, S. 25—99. — 2) Ebend. Bd. II, S. 25 fg. — 3) Ebend. Bd. II, S. 27. — 4) Ebend. Bd. II, S. 29. — 5) Ebend. Bd. II, S. 40 fg. — 6) Ebend. Bd. II, S. 74 fg.

müssen ihm den Stoff liefern. Und das Alles wird mit dem Anhauch jener Frische behandelt, welche die ersten Ergüsse genialer Anschauungen auszuzeichnen pflegt.

Kleinere Arbeiten Jacob Grimm's und Wilhelm Grimm's 1811 bis 1816.

Neben ihren größeren selbständigen Arbeiten fuhren die Brüder Grimm fort, in Beurtheilungen fremder Werke ihre Ansichten auszusprechen. Für die Geschichte ihrer Entwicklung sind diese kritischen Nebenarbeiten öfters von großem Werth, und wir werden uns ihrer zu diesem Zweck mehrfach bedienen. Hier bemerken wir nur, daß es auch in den Jahren 1811 bis 1816 vorzugsweise die Heidelbergischen Jahrbücher waren, in denen die Brüder Grimm ihre Urtheile niederlegten. Wir heben aus denselben hervor die umfassenden Recensionen Jacob Grimm's über Hagen's Museum für altdeutsche Literatur und Kunst (1811), uber Hagen's Literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie (1812), über Büsching's Ausgabe des Armen Heinrich (1812), über den Lohengrin von Görres (1813), über Lachmann's Schrift über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen (1816) und über Benecke's Bonerius (1816) und die Recensionen Wilhelm's über Hagen's Heldenbuch (1811), über P. E. Müller's Aechtheit der Asalehre (1811) und über Rühs' Edda (1812) und dessen Schrift über den Ursprung der isländischen Poesie aus der angelsächsischen (1814). Diesen kritischen Arbeiten in den Heidelberger Jahrbüchern fügen wir noch hinzu die Beurtheilung von Rask's isländischer Grammatik, die J. Grimm in der Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung vom Jahr 1812 veröffentlichte [1]).

1) Als ich im J. 1865 das Kapitel über das Leben und die Arbeiten der Brüder Grimm bis zum J. 1819 schrieb, mußte ich mir das Material mühsam zusammensuchen. Jetzt liegt es in Müllenhoff's und Scherer's sorgfältiger Ausgabe von Jac. Grimm's Recensionen und vermischten Aufsätzen (Berlin 1869) zu bequemer Benutzung vor.

III. Rückblick auf Jacob Grimm's Anſichten und Leiſtungen während der erſten Periode ſeiner Thätigkeit 1807 bis 1819.

Wir haben die Darſtellung von J. Grimm's Thätigkeit hinabgeführt bis zum Schluß ihrer erſten Periode. Blicken wir noch einmal zurück auf Grimm's Arbeiten aus dieſer Zeit und ſuchen wir uns deren Vorzüge, wie deren Mängel zu vergegenwärtigen. Die ſchlummernde Liebe zu unſrer alten Poeſie war in Grimm geweckt worden durch den Vorgang der Romantiker. Tieck's Minnelieder und deſſen „hinreißende Vorrede" dazu hatten ihn auf die deutſchen Minneſinger „geſpannt gemacht" [1]). Aber bald belehrt ihn ein gründliches Studium, daß die Sache noch ganz anders aufgefaßt werden muß. Er vergißt zwar nicht, was er den Romantikern verdankt. „Es gehört mit zu den Vortheilen der neuen Schule, ſagt er 1807, daß ſie das Studium der altdeutſchen Gedichte wieder in Anregung gebracht und ihren Werth ausgeſprochen hat" [2]). Aber er durchſchaut auch die Schwächen der Romantiker in ihrer Behandlung der altdeutſchen Gedichte. „Von Tieck's Sammlung (der Minnelieder), äußert er 1812, verdient bloß das Lob ihrer Wirkung unter den Zeitgenoſſen und die Vorrede auf die Nachwelt zu kommen" [3]). Doch auch die Richtung, welche die Häupter der romantiſchen Schule eingeſchlagen hatten, ſagte Grimm nicht zu. Es war nicht das Mittelalter, am wenigſten der ſpecifiſche Katholicismus des Mittelalters, was ihn anzog, ſondern das Deutſche in den Erſcheinungen des Mittelalters. Dem Deutſchen aber wandte ſich ſeine Forſchung zu nicht bloß im Mittelalter, ſondern ebenſo in den Zeiten des deutſchen Heidenthums, die dem Mittelalter vorangiengen, und in denen Luther's, die ihm nachfolgten. Hier liegt die hohe Bedeutung der Arbeiten, durch welche die Brüder Grimm ſchon in der erſten Periode ihrer Thätigkeit eine neue Epoche der Wiſſenſchaft anbahnten.

---

1) J. Grimm's Selbſtbiographie in K. W. Juſti's Grundlage zu einer Heſſiſchen Gelehrtengeſchichte, Marburg 1831, S. 152. — 2) J. Grimm im Münchener Neuen Literar. Anzeiger 21. Apr. 1807, Sp. 241. — 3) J. Grimm in den Heidelb. Jahrbb. 1812, S. 850.

Weit inniger, als mit den Häuptern der romantiſchen Schule befreundete ſich Grimm mit dem Nachwuchs der älteren Romantik, vor allen mit Arnim, dem echt deutſchen Edelmann, der Freude und Leid ſeines Volks in treuem Herzen trug und in deſſen Bruſt die Poeſie des Volkes wiederklang. Aber auch zu Görres, wie er damals war, zog es ihn hin. Wie hoch er ihn ſchätzte, hat er mehrfach ausgeſprochen [1]). Es war die warme Liebe zum deutſchen Volke und deſſen alter Eigenthümlichkeit, was die beiden Männer zuſammenführte. Aber noch ein anderes Element zieht Grimm zu Görres. Grimm hat ſich nie zuſammenhängend mit der ſpeculativen Philoſophie beſchäftigt. Aber der Tiefſinn der philoſophiſchen Auffaſſung, die ſich damals von Schelling ausgehend über viele geiſtvolle Männer verbreitete, hat mittelbar auch ihn ergriffen. Der Einfluß, den Görres und Kanne in dieſer Beziehung auf Grimm übten, iſt um ſo erklärlicher, als auch das dieſen entgegengeſetzte Element in Grimm's Entwicklung: Savigny's klare hiſtoriſche Auffaſſung des Rechts, in naher geiſtiger Verwandtſchaft zu Schelling's Philoſophie ſtand. Auf dies letztere Verhältniß gehen wir hier noch nicht ein. Wir werden ſpäter darauf zurückkommen. Hier wollen wir nur über den Zuſammenhang Grimm's mit der Art von Naturphiloſophie, wie ſie ſich in Görres darſtellte, bemerken, daß er neben den tiefſinnigen und berechtigten Seiten dieſer Auffaſſungsweiſe auch deren großen und verderblichen Gefahren nicht entgieng. Mit Görres, Creuzer, Kanne und anderen Forſchern jener Tage erhebt ſich Grimm über die ſeichte Meinung, die in den Mythen der Völker nur fabelhaften Unſinn oder Betrug der Prieſter ſieht. Er ſpürt ihrem tiefen Gehalt und ihren uralten Zuſammenhängen nach. Aber wie die genannten Forſcher, ſo ergibt auch er ſich einem zügellos phantaſtiſchen Combinieren, das ohne ſichere Methode das Verſchiedenartigſte zuſammenwirft. Er lobt Görres' Einleitung zum Lohengrin mit ihrer wüſten Vermengung alles Denkbaren [2]), ja er ſetzt das von Görres Begon-

1) Heidelb. Jahrbb. 1811, S 157. 1813, S. 859. Noch 1815 hat Grimm ſeine Sammlung altſpaniſcher Romanzen Görres gewidmet. — 2) Heidelb. Jahrbb. 1813. S. 849.

nene noch weiter fort [1]). Ebenso leistet er in seinen selbständigen mythologischen Arbeiten das Unglaubliche in phantastischer Zusammenwürfelung des Verschiedenartigsten. In der Schrift über die Irmenstraße geht Grimm von einer Zusammenstellung der verschiedenartigsten Völker aus und gelangt dann zu Resultaten wie dem, daß Theben mit sieben einerlei sei und andrerseits wieder in tief bedeutsamer Weise mit dem hebräischen theben (Stroh, Spreu) zusammenhänge, und daß man „selbst unsere, mit Iring identischen Sibich zu der bösen Zahl sieben stellen" und „in ihm den bösen Hund und Wolf, den mondschlingenden Dieb Diebsgott, und Typhon herausheben" dürfe [2]).

Man sieht, die sichere Methode einer gründlichen Sprachforschung, die den Arbeiten Grimm's aus der folgenden Periode ihr klassisches Gepräge gibt, fehlt hier noch gänzlich. Aber, wird man fragen, wie ist dies möglich, da doch auch die bisher besprochenen Arbeiten Grimm's eine seltene und ausgebreitete Sprachkenntniß zeigen? Um sich hierüber klar zu machen, ist es vor allem erforderlich, zu untersuchen, von welcher Art bis dahin die Sprachkenntnisse Grimm's gewesen sind. Ganz unbestreitbar hat sich Grimm schon während dieser ersten Periode seiner literarischen Thätigkeit sehr umfassende Sprachkenntnisse erworben. Trotz aller Verstöße, die wir jetzt seinen Ausgaben altgermanischer Sprachdenkmäler mit leichter Mühe nachweisen, werden wir doch, wenn wir uns in die damalige Zeit versetzen, nicht läugnen, daß seine Lieder der alten Edda ein ernstes Studium des Altnordischen, sein Hildebrandslied eine damals nicht gewöhnliche Kenntniß des Althochdeutschen und Altniederdeutschen, sein Armer Heinrich und sein Antheil an den Altdeutschen Wäldern, so wie seine Kritiken in den Heidelberger Jahrbüchern eine umfassende Beschäftigung mit dem Mittelhochdeutschen bezeugen. Außerdem hat er an der Hand der Pariser Manuskripte Altfranzösisch [3]) und mit Hülfe der wenigen

1) Ebend. S. 855 fg. zu Görres Einleitung zum Lohengrin S. XV. XVI. — 2) J. Grimm, Irmenstraße und Irmensäule, Wien 1815, S. 59. — 3) J. Grimm, Irmenstraße, Wien 1815, S. 18. S. 30.

damals zugänglichen Quellen Provenzaliſch getrieben [1]). Für ſeine Kenntniß des Altſpaniſchen legt ſeine Silva de romances viejos Zeugniß ab. Auch fallen die Anfänge ſeiner eingehenderen ſlaviſchen Studien bereits in die Zeit ſeines Aufenthalts zu Wien in den Jahren 1814 und 15 [2]). Aber ſo viel auch Grimm ſich damals ſchon mit der Sprache als ſolcher zu ſchaffen macht, der eigentliche Hauptzweck ſeines Sprachenlernens iſt noch das Studium der Poeſie; hiezu ſoll ihm die Erlernung der mannigfaltigſten Sprachen als Mittel dienen. Wir haben öfters ſchon bemerkt, wie bedeutend Grimm's Leiſtungen auf dieſem Gebiet, wie überraſchend richtig oft ſeine Blicke in die Geſchichte der Dichtung auch damals ſchon waren. Von dieſer Seite gewinnt die Kritik und Erklärung der altgermaniſchen Texte bereits ſein lebhaftes Intereſſe, und wir haben mehrfach geſehen, wie weit er in dieſer Beziehung manchem angeſehenen Zeitgenoſſen, z. B. von der Hagen, ſchon damals voraus war. Wie weit er freilich auch hierin noch hinter ſeinen eigenen ſpäteren Leiſtungen und denen Lachmann's zurück blieb, das erkennt man, wenn er in der Ausgabe des Armen Heinrich (1815) ausdrücklich auch die Schreibung der Handſchrift nicht verändern will [3]). Übrigens haben allerdings auch rein grammatiſche Fragen ſchon damals für Grimm Intereſſe, wie man aus ſeiner Beurtheilung von Raſk's Anleitung zur isländiſchen Sprache aus dem Jahr 1812 [4]), aus ſeinen grammatiſchen Erörterungen mit Benecke in den Altdeutſchen Wäldern [5]) und den ebendort veröffentlichten „Grammatiſchen Anſichten" (1813) erkennt [6]). Ja wir finden in Grimm's damaligen Arbeiten ſchon ſo manche tiefe Blicke in das Weſen der

1) J. Grimm, Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang, Gött. 1811, S. 143 fg. — 2) J. Grimm's Selbſtbiographie bei Juſti S. 159. Beſchäftigt mit den ſlaviſchen Sprachen hat ſich übrigens J. Grimm auch früher ſchon, wie man aus ſeiner Beurtheilung von Raſk's Vejledning in der Hall. Lit. Ztg., 1812, d. 7. Febr., Sp. 259 ſieht. — 3) Der arme Heinrich, her. durch die Brüder Grimm, Berlin 1815 S. 142. — 4) Halliſche Allgem. Literatur-Zeitung 1812 d. 3. Febr. fg. — 5) Altdeutſche Wälder, Bd. I, 1813, S. 173 fg. — 6) Ebend. S. 179 fg.

Sprache und ihren Bau. Was er in der Abhandlung „Von der Poesie im Recht" (1816) über den Zusammenhang beider in der Sprache sagt, deutet bereits auf Grimm's spätere großartige Forschungen hin. „Alles was anfänglich und innerlich verwandt ist, heißt es da, wird sich bei genauer Untersuchung als ein solches stets aus dem Bau und Wesen der Sprache selbst rechtfertigen lassen, in der immerhin die regste, lebensvollste Berührung mit den Dingen, die sie ausdrücken soll, vorschlägt. Und so reicht die aufgestellte Verwandtschaft zwischen Recht und Poesie schon in die tiefsten Gründe aller Sprachen hinab" [1]). Mit welchem Scharfsinn Grimm schon in jenen Jahren in den grammatischen Bau der Sprache eindrang, das bezeugen seine Bemerkungen über die Entstehung des nordischen Passivs aus dem Verwachsen des Reflexivpronomens der dritten Person mit dem Verbum (1812) [2]) und über den Zusammenhang der Personalendungen des griechischen Verbums (μαι, σαι, ται) mit den drei Personalpronominibus, zuerst ausgesprochen in der Beurtheilung von Rask's Vejledning 1812 [3]) und weiter ausgeführt und auch auf das μι der Verba in μι bezogen in den Altdeutschen Wäldern 1813 [4]). In so manchen wesentlichen Punkten finden wir Grimm schon damals auf dem richtigen Wege. Die „anfängliche Gemeinschaft aller germanischen Völker sei für die Sprache längst erwiesen, für den Mythus höchst wahrscheinlich zu machen", äußert er 1812 [5]). Will man weiter in die uralten Zusammenhänge der Völker zurückgehen und z. B. Zeus mit Odin vergleichen, so „hält es, sagt Grimm 1815, sehr leicht, solche allgemeine Sätze, wie auch in der Geschichte der Ursprache, überall wahrzunehmen. Sie haben aber gar kein Verdienst, so

1) J. Grimm, Von der Poesie im Recht, in der Zeitschr. für geschichtliche Rechtswissenschaft, Bd. II, (1816) S. 30. — 2) Hall. Literaturzeitung 1812, d. 7. Febr., Sp. 258 fg. — 3) Hall. Literatur-Zeitung 1812, d. 7. Febr. Sp. 259. — 4) J. Grimm, Grammatische Ansichten, in den Altdeutschen Wäldern Band I, (1813) S. 186. — 5) Die beiden ältesten deutschen Gedichte — her. durch die Brüder Grimm, Cassel 1812, S. 35.

fern ſie nicht im Stande ſind, die ganze lebendige Reihe aller Mittelglieder nachzuweiſen“ [1]).

Nach alle dem wird man es nur gerechtfertigt finden, wenn J. Grimm ſchon vor dem Jahr 1819 für einen der erſten Kenner der altgermaniſchen Sprachen und Literaturen galt. Aber wie ſtand es in Wahrheit mit ſeiner damaligen Sprachforſchung, wenn wir ſie mit dem Maßſtabe meſſen, den Grimm ſelbſt uns durch ſeine ſpäteren bahnbrechenden Werke an die Hand gegeben hat? Trotz der einzelnen ganz richtigen Blicke, die wir angeführt haben, erhob ſich Grimm's Sprachforſchung damals nicht über die regellos phantaſtiſche Willkür, mit der ſie von Kanne und ähnlichen Etymologen betrieben wurde. Grimm ſelbſt beruft ſich mehr als einmal mit Beifall auf Kanne [2]). Und in der That unterſcheidet ſich ſein Verfahren nicht weſentlich von dem dieſes Gelehrten. Wir könnten die Beweiſe für dieſe Behauptung in Menge beibringen, beſchränken uns aber darauf, zu den bereits weiter oben mitgetheilten Beiſpielen nur noch ein einziges hinzuzufügen. In den „Gedanken über Mythos, Epos und Geſchichte“ (1813) meint Grimm, „daß von der Grundform all oder ell (welche das ſchnelle, eilende, geſchnellte, ſcharfe ausdrückt und noch in Ahle subula, isländ. alr, angelſ. äle, engl. awl, und dem isländ. aull, öl Pfeil übrig iſt) die unzähligen Bildungen: Pfeil, Pil, —, βελος, Ziel, Tel, telum, τηλε (fern), rail, Strahl, nail, Nagel, Nadel, Stachel, Achel, Egel, Igel u. ſ. w. herſtammen.“ Und dazu heißt es dann in einer Anmerkung: „Am richtigſten betrachtet man die meiſten Anfangsconſonanten als gleichgültige Vorſätze vor den Wurzelvocal“ [3]). Man ſieht, hier handelt ſich's nicht um vereinzelte etymologiſche Mißgriffe, ſondern um eine grundverkehrte Auffaſſung des ganzen Gebiets. Und wie tief mußte dieſe willkürlich phantaſtiſche Behand-

1) J. Grimm, Irmenſtraße, Wien 1815, S. 35. — 2) J. Grimm in F. Schlegel's Deutſchem Muſeum III, (1813) S. 64. Die beiden älteſten deutſchen Gedichte (1812) S. 67. Irmenſtraße (1815) S. 15. 59. 62. Altdeutſche Wälder I, (1813) S. 16. — 3) J. Grimm in F. Schlegel's Deutſchem Muſeum III, (1813) S. 61.

lung der Sprache auf alle anderen Gebiete von Grimm's Forschung einwirken! Aber gerade hier vollzieht sich gegen das Ende der jetzt behandelten Periode die große Wendung in Grimm's Studien, die seiner ganzen Forschung und der gesammten deutschen Alterthumswissenschaft eine neue Grundlage gab.

Viertes Kapitel.

Die Wendung zu strengerer Wissenschaftlichkeit 1815 bis 1818.

August Wilhelm Schlegel's Beurtheilung der Altdeutschen Wälder 1815.

In einer Beurtheilung der Altdeutschen Wälder, die in den Heidelberger Jahrbüchern 1815 erschien [1]), sprach A. W. Schlegel seine Ansichten über die altdeutschen Studien und über die Behandlung derselben durch die Brüder Grimm aus. Er hat kein Auge für die geniale Tiefe, die sich trotz aller Mängel auch in den früheren Schriften der Brüder Grimm kund gab, und verkennt deren eigentliche Bedeutung. Aber die schwache Seite an den Arbeiten J. und W. Grimm's durchschaut er mit großem Scharfblick und deckt sie schonungslos auf. Wir wollen uns hier nicht aufhalten bei den theils richtigen, theils verkehrten Bemerkungen, die er über Epos, Sage und Märchen macht, sondern sogleich zu dem wichtigsten Theil der ganzen Beurtheilung, zu Schlegel's Angriff auf J. Grimm's bisherige Sprachforschung übergehen. Mit schärfster Bitterkeit greift er die „babylonische Sprachverwirrung" in Grimm's Etymologien an, und nachdem er Grimm's Behauptung: „nemo nicht contrahiert aus ne homo, sondern ho ein bloßer Vorsatz, und mo soviel als mas, mans, Mon", spottend widerlegt hat, fährt er fort: „Darüber werden alle Kenner einverstanden sein, daß wer solche Etymologien an das Licht bringt, noch in den ersten Grundsätzen der Sprachforschung ein Fremdling ist" [2]). So

1) Heidelb. Jahrbb. 1815, S. 721—766. Wieder abgedruckt in A. W. Schlegel's sämmtlichen Werken, Band XII, Leipz. 1847, S. 383—426. — 2) Heidelb. Jahrbb. 1815, S. 738.

unumwunden verdammt Schlegel Grimm's damalige Sprachforſchung, obſchon er in anderen Beziehungen den Grimms „einen nicht geringen Scharfſinn, eine ausgebreitete Beleſenheit, einen unermüdlichen Fleiß in Aufſpürung auch des Unbemerkteſten" zuerkennt [1]).

Was Schlegel vor allem auch von der deutſchen Philologie fordert, iſt ſtreng philologiſche Methode und dieſe wieder iſt ihm nur möglich auf dem Grund der Grammatik. Nach ausführlicher Erörterung einer Stelle in Wolfram's Parcival fährt er fort: „Die Entzifferung eines einzigen Verſes könnte unſern Leſern ſo vieler Umſtändlichkeit nicht werth zu ſein ſcheinen. Allein die Philologie hat immerfort mit ſolchen Kleinigkeiten zu thun; ſie ſchämt ſich deſſen nicht bei den geringſten Ueberreſten des claſſiſchen Alterthums: warum ſollte ſie es bei den altdeutſchen Denkmalen? Alle Beſchäftigung mit ihnen bleibt ganz unerſprießlich, ſo lange man ſie nicht gehörig verſteht. Dazu iſt ſcharfe Kritik, ſprachkundige Genauigkeit und gründliche Auslegungskunſt erforderlich, und hierin iſt, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch faſt gar nichts geleiſtet worden" [2]). Zu einer ſolchen Auslegung und Textkritik ſind aber vor allem gründliche grammatiſche Kenntniſſe unbedingt nothwendig. „Es wäre ein ſehr erwünſchtes Geſchenk für alle Freunde unſerer alten Dichter, ſagt Schlegel, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Hr. Benecke, eine deutſche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beſchäftigung mit den alten einheimiſchen Schriften kann nur durch Auslegungskunſt und Kritik gedeihen; und wie ſind dieſe möglich ohne genaue grammatiſche Kenntniß? Die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens ſind freilich nicht gering, wegen der regelloſen Schreibung ungelehrter Abſchreiber, wegen des Mangels an proſaiſchen Schriften aus dieſem Zeitraume, endlich wegen der Unzuverläſſigkeit der bisherigen Ausgaben" [3]). Man ſieht, Schlegel hat über den Gegenſtand gründlich nachgedacht. Er weiß auch ſehr wohl Beſcheid darüber, wo bis dahin für die altgermaniſche Grammatik etwas geſchehen war. „Für die Geſchichte unſerer Grammatik, ſagt

1) Ebend. S. 722. — 2) Ebend. S. 734. — 3) Ebend. S. 743.

er, ist bisher durch Ausländer mehr geleistet worden, als durch deutsche Gelehrte. Wir nennen hier vorzüglich außer Hickes und Lye eine holländische Schrift: Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche, von Lambert ten Kate. Sie umfaßt nicht die ganze gothische Grammatik, sondern bloß die Conjugation und Declination, diese sind aber meisterlich behandelt" [1]). Insbesondere rühmt Schlegel an Ten Kate, daß er die germanischen starken Verba erkannt habe. „Wie lange werden die deutschen Sprachlehrer fortfahren, sagt er, wie Adelung eine Menge Zeitwörter als unregelmäßig zu verkennen, die nur kunstreicher regelmäßig sind als die übrigen und zu einer zweiten Conjugation gehören? Schon Hickes (Thesaur. Ling. septentrion. II, p. 71) warf einen Wink darüber hin. Lambert ten Kate hat den Satz durchgeführt, die sämmtlichen Zeitwörter des Ulfilas nach Klassen geordnet und ihre Analogie bis in die feinsten Verzweigungen nachgewiesen" [2]).

Die Recension Schlegel's erschien im J. 1815. Gleich in den nächstfolgenden Jahren legt Grimm den Grund zu seiner deutschen Grammatik, deren erster Band 1819 herauskam. Ohne Zweifel war die große Wendung in Grimm's Forschung die Entwickelung eines in den Tiefen seiner eigenen Anlagen ruhenden Keims. Wer aber möchte den Zusammenhang von Schlegel's Aeußerungen mit dem endlich zum Durchbruch gekommenen Entschluß des großen deutschen Grammatikers läugnen? Schlegel hat sich später mit größter Anerkennung über Grimm's Grammatik ausgesprochen [3]); und Grimm schreibt zwanzig Jahre nach jener scharfen Kritik Schlegel's an Lachmann: „Gegen Schlegel sind Sie fortwährend hart; fast zu zu sehr. Ich danke ihm immer noch die in meiner Jugend durch ihn empfangene Anregung" [4]).

---

1) Ebend. S. 744. Ten Kate's späteres Hauptwerk (s. o. S. 140 fg.) scheint Schlegel entgangen zu sein. — 2) Ebend. S. 745. — 3) In einem Briefe an W. von Humboldt vom 21. Dec. 1822. A. W. Schlegel's Wke. Bd. XII, S. 403. — 4) W. Scherer, Jacob Grimm, Berlin 1865, S. 79. — Vgl. auch den achtungsvollen Brief J. Grimm's an A. W. Schlegel vom

Georg Friedrich Benecke's frühere Arbeiten.

Auf ſelbſtändigem Wege, obwohl ſpäter nah befreundet mit den Brüdern Grimm, hat George Friederich Benecke die Bahn zu einem richtigen Verſtändniß der mittelhochdeutſchen Dichter gebrochen. Geboren am 10. Juni 1762 zu Mönchsroth im Fürſtenthum Oettingen, wohin ſein Großvater aus Braunſchweig gezogen war, erhielt er ſeine erſte Bildung auf der Schule zu Nördlingen und ſpäter auf dem Gymnaſium zu Augsburg, wo ſein gelehrter Oheim, Freiherr von Tröltſch, der ſich eifrig mit dem altdeutſchen Rechte beſchäftigte, eine erleſene Bibliothek beſaß, deren lexikaliſche Werke Benecke's Aufmerkſamkeit zuerſt auf die frühere Geſtalt der deutſchen Sprache lenkten. Er bezog 1780 die Univerſität Göttingen und wurde dort der Schüler des berühmten klaſſiſchen Philologen Heyne. Auf Heyne's Empfehlung ward er 1789 bei der Göttinger Univerſitätsbibliothek angeſtellt. 1829 wurde er zum Bibliothekar, 1836 zum Oberbibliothekar an derſelben befördert. Zugleich erhielt er 1805 eine außerordentliche, 1814 eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie an der dortigen Univerſität. Seine Vorleſungen betrafen vorzüglich die engliſche Sprache, deren größter Kenner in Deutſchland er war, und die altdeutſche Literatur. Als hochbetagter Greis ſtarb er zu Göttingen am 21. Auguſt 1844 [1]).

Seine literariſche Laufbahn begann Benecke mit Arbeiten auf dem Gebiet der engliſchen Literatur. Es konnte kaum eine beſſere Vorbereitung für die Erforſchung des mittelhochdeutſchen Sprachſchatzes geben als die genaue und ſorgfältige Behandlung des Engliſchen, deren ſich Benecke als hochgeachteter Lehrer dieſer Sprache befleißigte. Am Engliſchen lernt man, wie häufig das Deutſche

---

23. Oct. 1832 in dem Verzeichniss der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung v. Ant. Klette, Bonn 1868, S. XI fg. —

1) Die obigen Angaben über Benecke's Leben ſind theils dem Artikel Benecke im erſten Band des Converſations-Lexikons der neueſten Zeit und Literatur, Leipzig 1832, entlehnt, theils dem Neuen Nekrolog der Deutſchen, 22ſter Jahrgang, Weimar 1846, S. 602 fg.

und das Engliſche dieſelben Wortkörper bewahrt haben, während die Bedeutungen desſelben Wortes in den beiden Sprachen bald ſtärker, bald feiner auseinandergegangen ſind. Die erſte ſelbſtändige Arbeit Benecke's auf altdeutſchem Gebiet waren die Beyträge zur Kenntniß der altdeutſchen Sprache und Litteratur, Erſter Band, Theil I, Göttingen 1810. Sie enthielten Ergänzungen zu Bodmer's 1758 erſchienenen Minneſingern aus der zu Bremen aufbewahrten Abſchrift des Pariſer Codex, die Goldaſt beſeſſen hatte. Man erkannte daraus die Willkür, mit der Bodmer ſeine Vorlage behandelt hatte, und zugleich zeigte die vom Herausgeber beigefügte Interpunktion deſſen gründliches Verſtändniß ſeines Textes. Sechs Jahre ſpäter (Berlin 1816) erſchien Benecke's Ausgabe von Bonerius Edelſtein [1]). Hier legte Benecke zuerſt ſeine Anſichten über das Verhältniß der mittelhochdeutſchen Sprache zur neuhochdeutſchen dar und gab zugleich in dem beigefügten Wörterbuch eine treffliche Probe von der richtigen Auffaſſung des mittelhochdeutſchen Wortſchatzes. Die 1757 zu Zürich erſchienene Ausgabe von Bonerius Fabeln ſei vergriffen, ſagt er im Vorbericht, und dann fährt er fort: „Zwar hat Herr Hofrath Eſchenburg erſt vor einigen Jahren eine Ausgabe dieſer Fabeln veranſtaltet; allein ſein Abſehen war, ſeiner ausdrücklichen Erklärung zufolge, vorzüglich auf ſolche Leſer gerichtet, welche durch die alte Sprache zurückgeſchreckt werden, während die gegenwärtige Ausgabe einzig und allein für ſolche Leſer beſtimmt iſt, welche durch die alte Sprache angezogen werden, und welche wünſchen, den alten Dichter in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt kennen zu lernen. So wie es alſo dort darauf ankam, daß Alles Allen verſtändlich ſei, ſo kam es hier darauf an, daß Alles, ſo viel als möglich, echt ſei“ [2]). Man kann den Gegenſatz zwiſchen dem bisherigen Dilettantismus und der beginnenden Wiſſenſchaft nicht treffender ausdrücken, als es in dieſen Worten geſchieht.

1) Der edel stein getichtet von Bonerius. Aus Handschriften berichtiget und mit einem Wörterbuche versehen von George Friederich Benecke. Berlin 1816. — 2) Vorbericht des Herausgebers S. VIII. fg.

Ueber die Art, wie der Text eines altdeutſchen Gedichts zu behandeln ſei, ſagt Benecke dann weiterhin viel Richtiges. Aber zur Erreichung des Zieles ſtanden ihm weder die geiſtigen, noch die äußerlichen Mittel damals ſchon zu Gebote. Die Löſung dieſer Aufgabe war ſeinem großen Schüler Lachmann vorbehalten. Das beigegebene Wörterbuch dagegen iſt nach Anlage und Ausführung epochemachend, indem es den Anfang der wahrhaft wiſſenſchaftlichen mittelhochdeutſcheu Lexikographie bezeichnet. Die Kenntniß des Altdeutſchen iſt nach Benecke's Anſicht keineswegs leicht zu erwerben [1]). „Es bedarf eifrigen Forſchens und ſtets wacher Aufmerkſamkeit, um mit jedem Ausdrucke den richtigen und klaren Begriff zu verbinden" [2]). Denn oft iſt „zwar das Wort in der Sprache geblieben, aber die Bedeutung hat ſich geändert" [3]). Nach dieſen Anſichten verfährt dann Benecke in dem beigefügten Wörterbuch in eben ſo feiner, als gründlicher Weiſe und liefert dadurch die erſte von ſeinen grundlegenden Arbeiten zum richtigen Verſtändniß des mittelhochdeutſchen Wortſchatzes. Benecke's Leiſtungen wurden von Jacob Grimm freudig begrüßt. „Recenſent, ſagt Grimm in ſeiner Anzeige von Benecke's Bonerius 1816, erinnert ſich keiner einzigen Schrift im Fache der altdeutſchen Litteratur (und will am wenigſten ſeine eigenen Arbeiten davon ausnehmen), worin mit ſolcher Sicherheit die Bedeutung einzelner Wörter und der Sinn ganzer Sätze angegeben wäre" [4]).

Karl Lachmann's Anfänge.

Karl (Konrad Friedrich Wilhelm) Lachmann wurde geboren am 4. März 1793 zu Braunſchweig, wo ſein Vater eine Predigerſtelle an der St. Andreas-Kirche bekleidete. Er ſtammte aus der Altmark, wo ſeine Ahnen ſeit Jahrhunderten Prediger waren. Auch ſein Vater hatte bis zum Jahre 1792 als Feldprediger in preußiſchem Dienſt geſtanden. Seine Mutter, eine geborene von Löben, Tochter eines preußiſchen Majors, verlor Lachmann ſchon

1) Ebend. S. XIV. — 2) Ebend. S. XVII. — 3) Ebend. S. XV. — 4) J. Grimm in den Heidelberg. Jahrbb. 1816, S. 307.

im zweiten Lebensjahr; ſie ſtarb am 31. Jan. 1795. Den erſten Unterricht erhielt Lachmann von ſeinem Vater, der ungemein ſtreng, ja hart mit ſeinen Kindern war. Unſittlichkeit war ihm und wurde ihnen ein Greuel, jede Unredlichkeit wurde als eine verabſcheuungswürdige Niedrigkeit geſchildert. Lernen, namentlich die alten Sprachen, war das oberſte Princip der Erziehung. Im J. 1800 trat Lachmann in die Quinta des Katharineums zu Braunſchweig ein. Bis zum März 1809 war er Schüler dieſes Gymnaſiums, das damals unter der Leitung Konrad Heuſinger's, deſſen Lachmann ſich ſtets mit großer Pietät erinnerte, in hoher Blüthe ſtand. Mit eminentem Erfolge betrieb Lachmann das Studium der griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker, ſo wie Geſchichte, Geographie und neuere Sprachen; Mathematik und Naturwiſſenſchaften dagegen brach er über das Knie. Daher ehrten und liebten ihn auch ſeine philologiſchen Lehrer, nicht ſo „„die Pedanten in Zahlen- und Naturdemonſtration.““ Nach ſeinem Abgang vom Gymnaſium bezog Lachmann Oſtern 1809 die Univerſität Leipzig, um dort Theologie und Philologie zu ſtudieren. Er hörte hier unter Anderen auch Gottfried Hermann. Im Herbſt desſelben Jahres gieng er nach Göttingen. Hier ſetzte er zwar den Beſuch theologiſcher Vorleſungen zunächſt fort, bald aber gewann die Philologie vollſtändig die Oberhand. Heyne, deſſen Vorleſungen er hörte und an deſſen philologiſchem Seminar er ſich betheiligte, erkannte zwar Lachmann's Befähigung, aber in die exegetiſche Akribie und ſtrengere Kritik der jüngeren Schule konnte er ſich nicht recht finden. Fruchtbarer für Lachmann war Diſſen's Unterricht. Am meiſten aber förderte ihn der Umgang mit begabten gleichſtrebenden Jünglingen, mit Joſias Bunſen, Ernſt Schulze, Brandis und Anderen. Lachmann's Hauptſtudium waren die griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker, vor allen ſchon damals die römiſchen Dichter. Doch beſchränkte er ſeine Studien nicht hierauf, ſondern trieb mit Eifer neuere Sprachen, beſonders Italieniſch und Engliſch, letzteres unter Benecke's Leitung. Entſcheidend aber für Lachmann's ganzes Leben war es, daß Benecke ſein Lehrer im Altdeutſchen wurde, das von da an neben der klaſſiſchen Philologie den Kern ſeiner Studien bildete. Im J. 1815 unterbrachen die

Weltereigniſſe Lachmann's gelehrtes Leben. Beim Ausbruch des Kriegs gegen den zurückgekehrten franzöſiſchen Kaiſer trat er als freiwilliger Jäger in das preußiſche Heer ein. Aber erſt nachdem die Entſcheidung ſchon gefallen war, wurde die Abtheilung, der er angehörte, nach Frankreich geführt. Lachmann hat auf dieſe Weiſe den zweiten Zug der Preußen nach Paris mitgemacht, aber zu ſeinem großen Verdruß, ohne je vor den Feind gekommen zu ſein. Nach Auflöſung ſeines Detachements begab ſich Lachmann nach Berlin und fand dort bald eine Anſtellung als Collaborator am Friedrich-Werder'ſchen Gymnaſium. Im Frühling 1816 habilitierte er ſich zugleich an der Berliner Univerſität. Die ſtatutenmäßige Vorleſung vor der Facultät hielt er über die urſprüngliche Form des Nibelungenliedes. Sie erſchien unmittelbar darauf unter dem Titel: „Karl Lachmann über die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Berlin 1816." In demſelben Frühjahr wurde Lachmann's Meiſterſtück auf dem Gebiet der antiken Textkritik, ſeine Ausgabe des Properz veröffentlicht. Zu Vorleſungen an der Berliner Univerſität kam Lachmann damals nicht, denn ſchon im Sommer 1816 wurde er als Oberlehrer am Fridericianum zu Königsberg angeſtellt. Hier verbanden ihn die altdeutſchen Studien beſonders mit ſeinem Amtsgenoſſen Karl Köpke. Er betheiligte ſich an deſſen Ausgabe von Rudolf's von Montfort Barlaam und Joſaphat (1818) und wandte gemeinſame Studien dem Walther von der Vogelweide zu, den Köpke herausgeben wollte [1]). Obwohl Lachmann ſich als einen vorzüglichen Lehrer an den oberen Klaſſen eines Gymnaſiums bewährte, ſo konnte dieſe Stellung doch nur eine vorübergehende für ihn ſein. Am 17. Januar 1818 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor an der Univerſität Königsberg ernannt [2]).

Bis hieher führen wir an dieſer Stelle die Lebensgeſchichte

1) Köpke hat nur eine Probe ſeiner Ausgabe in Büſching's Wöchentlichen Nachrichten Bd. IV. (1819) S. 12 fg. veröffentlicht. — 2) Die obigen Angaben über Lachmann's Leben ſind entnommen aus Karl Lachmann eine Biographie von Martin Hertz Berlin 1851.

Lachmann's. Was ſeine dieſer Zeit angehörenden Arbeiten auf dem Gebiet der germaniſchen Philologie betrifft, ſo werden wir noch einmal auf ſie zurückkommen, wenn wir Lachmann's Leiſtungen in einem ſpäteren Abſchnitt zuſammenfaſſend ſchildern. Hier wollen wir nur einige Punkte hervorheben, durch welche Lachmann gleich bei ſeinem erſten Auftreten weſentlich in die Entwicklung der germaniſchen Philologie eingegriffen hat. Nur beiläufig erwähnen wir, daß Lachmann den erſten Band von Peter Erasmus Müller's Sagaenbibliothek des ſkandinaviſchen Alterthums aus der däniſchen Handſchrift überſetzt (Berlin 1816) herausgegeben und dadurch dies treffliche Buch ſchon vor ſeinem Erſcheinen in däniſcher Sprache (1817) in Deutſchland eingebürgert hat. Die drei Arbeiten, in denen ſich Lachmann's geiſtige Bedeutung gleich bei ſeinem erſten Auftreten ankündigte, waren die ſchon erwähnte Schrift über die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von der Nibelungen Noth (1816), mit der er Hagen's Annahme von einem einzigen Dichter derſelben entgegentrat, die Recenſion von Hagen's Nibelungen und Benecke's Bonerius im Jahrgang 1817 der Jenaiſchen Literaturzeitung und die Verbeſſerungen, die er F. K. Köpke's Ausgabe von Barlaam und Joſaphat (1818) hinzufügte. Den Inhalt der erſtgenannten Schrift werden wir im folgenden Buch im Zuſammenhang mit Lachmann's ſpäteren Arbeiten über die Nibelungen beſprechen. Hier bemerken wir nur, daß ſie gleich bei Lachmann's Eintritt in die gelehrte Laufbahn die Verbindung der klaſſiſchen Philologie mit der altdeutſchen vollzog. Auch Jacob Grimm erkannte ſofort die Bedeutung „dieſer kleinen, aber recht ausgezeichneten Schrift", wie er ſie (1816) nennt, und ſtimmte ihr im Weſentlichen bei [1]). Lachmann's Beurtheilung von Hagen's zweiter Ausgabe (1816) des Nibelungenlieds und Benecke's Bonerius ſpricht ſich (1817) nicht nur über den Text der Nibelungen aus, ſondern ſie enthält zugleich die ſchon ziemlich entwickelten Keime von Lachmann's kritiſchen, metriſchen und grammatiſch-orthographi-

1) J. Grimm's Recenſion der oben beſprochenen Schrift Lachmann's in den Heidelb. Jahrbb. 1816, S. 1089—1096.

ſchen Lehren in Betreff der mittelhochdeutſchen Dichter überhaupt. „Den Lesarten einer einzigen Handſchrift folgen, ſagt er, und nur ihre Schreibfehler aus anderen beſſern, heißt doch gewiß noch nicht eine kritiſche Ausgabe liefern“ [1]). Das einzig richtige Geſetz lautet vielmehr nach Lachmann: „Wir ſollen und wollen aus einer hinreichenden Menge von guten Handſchriften einen allen dieſen zum Grunde liegenden Text darſtellen, der entweder der urſprüngliche ſelbſt ſein oder ihm doch ſehr nahe kommen muß“ [1]). „Wenn wir fleißig ſind, können wir manche unſerer Gedichte gleich beim erſten Drucke in einer weit beſſeren Geſtalt liefern, als es die erſten Herausgeber der Klaſſiker mit dieſen gethan haben; ja es iſt gewiß, ſo paradox es auch klingen mag, daß die Kritik in unſeren alten Schriftſtellern weit ſicherer gehen und viel mehr ausrichten kann, als in den Schriften des klaſſiſchen Alterthums“ [2]). Was Lachmann dann weiter über mittelhochdeutſche Lautlehre und Metrik erörtert, iſt unbedingt das Gediegenſte, was bis dahin über dieſe Gegenſtände geſagt worden iſt. Ueber die mittelhochdeutſche Metrik gibt er hier bereits die erſten Grundzüge ſeiner ſpäterhin bis in's Feinſte ausgebildeten Lehren [3]). „Das Publicum, meint er ſchließlich, hat überhaupt im allgemeinen noch wenig mehr gethan als urtheilen; zum Lernen iſt bis jetzt nur ein ſchwacher Anfang gemacht“ [4]). Wie dieſe Kritik, ſo laſſen Lachmann's Verbeſſerungen zu Köpke's Ausgabe des Barlaam (1818) [5]) den überlegenen Meiſter des Faches auf jeder Seite erkennen. Grammatiſche Auseinanderſetzungen von ſolcher Gediegenheit, wie die hier gegebene über diu und die [6]) oder die in der oben beſprochenen Kritik befindliche [7]) über mittelhochdeutſches z und s wird man anderweitig vor dem Erſcheinen von Grimm's Grammatik vergeblich ſuchen.

---

1) Jen. allgem. Literatur-Zeitung 1817, Julius, Sp. 114. — 2) Ebend. Julius, Sp. 119. — 3) Ebend. Julius, Sp. 127. — 4) Ebd. Julius, Sp. 142. — 5) Barlaam u. Joſaphat her. von F. K. Köpke, Berlin 1818, S. 421—436. — 6) Ebend. S. 435. — 7) Jen. Allg. Literatur-Zeitung 1817, Jul., Sp. 122.

Franz Bopp's erſtes Auftreten 1816.

Wenn wir in Lachmann's Arbeiten gleich von Anfang an den heilſamen Einfluß der antik-klaſſiſchen Philologie und ihrer ſtrengen Methode auf die altdeutſchen Studien erblicken, ſo ſollte dieſen faſt gleichzeitig auch noch von einer ganz anderen Seite eine epochemachende Förderung zu Theil werden. Wir haben in einem früheren Abſchnitt Friedrich Schlegel's Verdienſt um die Einführung des Sanskrit in die deutſche Wiſſenſchaft geſchildert. Aber ſo weſentlich das Verdienſt dieſer erſten Anregung war, und ſo tiefe Blicke Schlegel in die Bedeutung ſeines Gegenſtands gethan hat, ſo war doch das wiſſenſchaftliche Eindringen in den neu gefundenen Schatz und ſeine wirkliche Aufſchließung und Verwerthung für die Forſchung einem anderen Gelehrten vorbehalten, dem Gründer der vergleichenden indogermaniſchen Grammatik: Franz Bopp. Geboren am 14. Sept. 1791 zu Mainz legte Franz Bopp den Grund ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung auf dem Gymnaſium zu Aſchaffenburg, wo ihn vorzüglich der ältere Windiſchmann für das Studium der orientaliſchen Sprachen begeiſterte. Im Herbſt 1812 gieng er nach Paris und widmete ſich hier, unterſtützt von der königlich bayeriſchen Regierung, dann in London und Göttingen eine Reihe von Jahren hindurch dem Studium der orientaliſchen Sprachen, insbeſondere des Sanskrit. Im Jahr 1821 wurde er Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an der Univerſität Berlin, an welcher er fortan als einer ihrer berühmteſten Lehrer wirkte [1]). Er ſtarb am 23. Okt. 1867. — Den Grund zu ſeinen epochemachenden Arbeiten legte Bopp in ſeiner 1816 zu Frankfurt am Main erſchienenen Schrift: „Ueber das Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache in Vergleichung mit jenem der griechiſchen, lateiniſchen, perſiſchen und germaniſchen Sprache. — Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windiſchmann.“ Sowohl die Vorerinnerungen Windiſchmann's, als

1) Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft. Von Adalbert Kuhn, in: Unſere Zeit, Leipzig, Brockhaus, IV, 1 (1868) S. 780 fg. — Windiſchmann, Vorerinnerungen zu Franz Bopp, über das Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache, Frankfurt a. M. 1816.

die ganze Anlage von Bopp's Schrift laſſen uns den Zuſammenhang erkennen, in welchem Bopp's Beſtrebungen mit Friedrich Schlegel's Buch über die Sprache und Weisheit der Indier ſtehen. Wie Schlegel, ſo läßt auch Bopp auf die gelehrte Erörterung eine Anzahl überſetzter Proben aus indiſchen Werken folgen; und der Mann, der ihn zu ſeinem Studium des Sanskrit anregte, der ältere Windiſchmann, war in Streben und Geſinnung Friedrich Schlegel nah verwandt. Auch blieb Bopp bis in ſpätere Jahre in dankbar freundſchaftlichen Beziehungen zu dem Lehrer ſeiner Jugend [1]). Aber gerade darin zeigt ſich die Selbſtändigkeit Bopp's, daß er trotz dieſes Zuſammenhangs mit Friedrich Schlegel gleich in dieſer erſten Schrift ſeine unabhängigen Bahnen einſchlägt. Darin zwar ſehen wir Bopp mit allen tieferen Geiſtern einverſtanden, daß es ihm nicht bloß um dieſe oder jene Einzelheit zu thun iſt, ſondern daß er ſeine Gaben der Sprachforſchung „ſogleich vom Anbeginn mit der Abſicht widmet, auf dieſem Wege in das Geheimniß des menſchlichen Geiſtes einzudringen und demſelben etwas von ſeiner Natur und von ſeinem Geſetz abzugewinnen" [2]). Aber in der Erforſchung des Thatſächlichen geht Bopp mit größter Beſonnenheit und ſtreng wiſſenſchaftlicher Nüchternheit zu Werke, und ſo wird er der Gründer der vergleichenden indogermaniſchen Grammatik. Seine Unterſuchung beginnt Bopp mit einer Erörterung „über Zeitwörter im Allgemeinen", darauf läßt er eine Darſtellung der „Conjugation der altindiſchen Sprache" folgen, und was er hier gefunden, wendet er dann in beſonderen Kapiteln auf die Conjugation der griechiſchen und lateiniſchen Zeitwörter und auf „die Conjugation der perſiſchen Sprache und der alten germaniſchen Mundarten" an. Die Anſichten, zu denen Bopp durch ſeine Unterſuchungen geführt wird, bilden in einem Angelpunkt der grammatiſchen Forſchung einen Gegenſatz zu denen

1) Vgl. C. J. H. Windiſchmann, die Philoſophie im Fortgang der Weltgeſchichte. Erſter Theil, erſte Abthlg. Vorr. S. V; zweite Abth., Erklärung (S. II). — 2) Windiſchmann's Vorerinnerungen zu Bopp über das Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache S. II.

Friedrich Schlegel's. Wir haben gesehen, daß Friedrich Schlegel die Flexionen der indogermanischen Sprachen durch innere Umwandlung der Wurzel selbst sich bilden läßt; und zwar stellt er die indogermanischen Sprachen als flectierende gerade in Bezug auf die Bezeichnung der Personen in der Conjugation in Gegensatz zu den Sprachen, welche die Person an Zeitwörtern durch Anfügung von Affixis bezeichnen. Nun spricht sich zwar auch Bopp in Betreff des Sanskrit dahin aus: „Unter allen uns bekannten Sprachen zeigt sich die geheiligte Sprache der Indier als eine der fähigsten, die verschiedensten Verhältnisse und Beziehungen auf wahrhaft organische Weise durch innere Umbiegung und Gestaltung der Stammsylbe auszudrücken." „Aber", fährt er fort, „ungeachtet dieser bewunderungswürdigen Biegsamkeit gefällt es ihr zuweilen, der Wurzel das verbum abstractum einzuverleiben, wobei sich sodann die Stammsylbe und das einverleibte verbum abstractum in die grammatischen Functionen des Zeitwortes theilen" [1]). Und auf diesem Wege gelangt nun Bopp schon in dieser Erstlingsschrift zu einer Reihe seiner wichtigsten Entdeckungen. Er findet im indischen zweiten Futurum [2]) und, dem entsprechend, im griechischen Futurum [3]) die Wurzel as; und ebenso im lateinischen Futurum auf bo die sanskritische Wurzel bhû (lateinisch fu) [4]). Er erkennt im Indicativ des lateinischen Imperfects-bam die Wurzel bhû, im Conjunctiv-rem (= sem) die Wurzel as [5]). Und so führt er noch in einer Reihe von Fällen Flexionen des indogermanischen Zeitworts auf Zusammensetzungen mit dem Verbum abstractum zurück. Aber eine der wichtigsten Entdeckungen wird ihm erst im Verlauf der Arbeit klar. In einem hinzugefügten „Nachtrag" gibt er die Erklärung: „Es scheint mir keinem Zweifel mehr unterworfen zu sein, daß die Buchstaben, die ich in diesem Versuche Kennzeichen der Personen zu nennen pflegte, wirkliche Pronomina seien. Schon aus der griechischen und lateinischen Sprache ließ sich dies muthmaßen; die Kenntniß des Alt-Indischen bringt es, meiner Meinung nach, zur

1) Bopp, über das Conjugationssystem S. 7. Vgl. S. 8 unten u. fg. — 2) Ebend. S. 30. — 3) Ebend. S. 66. — 4) Ebend. S. 96. — 5) Ebend. S. 98.

Gewißheit. Wenn der Genius der Sprache mit bedachtſamer Vorſicht die einfachen Begriffe der Perſonen mit einfachen Zeichen dargeſtellt hat; wenn wir ob deſſen weiſer Sparſamkeit dieſelben Begriffe an Zeit- und Fürwörtern auf gleiche Weiſe ausgedrückt finden, ſo erhellet daraus, daß der Buchſtabe urſprünglich Bedeutung hatte, und daß er ſeiner Urbedeutung getreu blieb. Wenn ehedem ein Grund vorhanden geweſen, warum mām, mich, tam, ihn heißt, und nicht letzteres mich, und erſteres ihn: ſo iſt es gewiß aus demſelben Grund, daß nun Bhava*mi*, ich bin, und bhava*ti*, er iſt heißt, und nicht umgekehrt. Wenn das Zeitwort wegen mannigfacher Nebenbegriffe, die durch bedeutſame Flexion auszudrücken ihm zukommt, nicht auch die allzuwichtigen Begriffe der Perſonen durch eigene Mittel – durch innere Biegung — auszudrücken vermochte, wenn es ſich desfalls Zeichen beigeſellen mußte, deren Bedeutung keinem Zweifel Raum ließ: ſo konnte es mit Recht keine andere Buchſtaben wählen, als die, welche ſeit dem Urſprung der Sprache die ihm auszudrückenden Begriffe mit vollſtändiger Klarheit darſtellten“ [1]).

Unterſuchungen über die Urſprünge und die Entwicklung der indogermaniſchen Sprachen kommen natürlich an ſich ſchon, wie den übrigen Sprachen der Familie, ſo auch den germaniſchen zu gute. Aber Bopp hat überdies ſeine Forſchung gleich von Anfang an mit beſonderer Vorliebe den germaniſchen Sprachen zugewendet. Vor allen feſſelt ihn das Gothiſche. Er glaube, Sanskrit zu leſen, wenn er den ehrwürdigen Ulphila leſe, ſagt er in einem Brief an Windiſchmann, ſeine Sprache halte ſo zu ſagen die Mitte zwiſchen dem Sanskrit und dem Deutſchen und er enthalte manche echt indiſche Worte, die im Deutſchen ſich verloren haben [2]). — Bei der Beurtheilung deſſen, was Bopp in dieſer Erſtlingsſchrift ſpeciell über die germaniſchen Sprachen gibt, müſſen wir uns vor allem erin-

1) Ebend. S. 147. Die Art, wie Bopp dieſe Anſicht einführt, zeugt dafür, daß ihm J. Grimm's ſchon früher veröffentlichte Erklärung der Verbalendungen aus den Perſonalpronominibus nicht bekannt war. — 2) Windiſchmann's Vorerinnerungen zu Bopp, über das Conjugationsſyſtem, S. X.

nern, daß dieſelbe im Jahr 1816 erſchienen iſt, das heißt: vor der erſten Ausgabe von Grimm's Deutſcher Grammatik. Wir werden dann der ſelbſtändigen Forſchung Bopp's alle Ehre angedeihen laſſen, zugleich aber auch uns überzeugen, welchen Umſchwung auf dieſem Gebiet Grimm's Grammatik hervorgerufen hat. Bopp erkennt in der Reduplication der gothiſchen reduplicierenden Praeterita den Zuſammenhang mit dem ſanskritiſchen Perfectum; aber er ſieht darin ein nur dem Gothiſchen angehöriges Perfectum, das den anderen germaniſchen Sprachen abgehe. „In den übrigen germaniſchen Mundarten, ſo wie auch im Perſiſchen, ſagt er, wird das Perfect und Plusquamperfect umſchrieben“ [1]). Von dieſem „Perfectum“ ſcheidet Bopp das germaniſche „Imperfectum“, das nach ihm auf doppelte Art gebildet wird, nämlich entweder „von dem part. pass. in t oder d“ (z. B. „sokida, machoda“) [2]), oder durch Veränderung des Stammvocals, z. B. „Angelſ. fandon, wir fanden; Goth. bandum, wir banden; Isländ. gafum, wir gaben“ [3]). Richtig erkennt Bopp, gegen Fulda und mit theilweiſer Verbeſſerung der Anſichten von Hickes, daß das gothiſche Paſſivum (haitada, afletanda u. ſ. f.) mit dem Participium Paſſivi nichts zu thun hat, ſondern eine ſelbſtändige, dem Activ entſprechende Flexion iſt [4]). Dagegen verkennt er völlig den Urſprung des altnordiſchen Paſſivs, indem er es, wie das lateiniſche, aus einer Zuſammenſetzung mit der Wurzel as (esse) erklären will [5]). Eine ſchöne Entdeckung, die ſich als richtig bewährt hat, bietet auch hier der „Nachtrag.“ Hier nämlich erkennt Bopp in den gothiſchen Formen sôkidêdun, sôkidêdi u. ſ. f. „die Verbindung der Wurzel sôk

1) Bopp, über das Conjugationsſyſtem S. 121. — 2) Ebend. S. 118. — 3) Ebend. S. 120. Durch Vergleichung mit S. 144 (bundun) vermuthe ich in fandon und bandum Druckfehler für fundon und bundum. Ueberhaupt ſind bei Beurtheilung der Einzelheiten in dieſer Erſtlingsſchrift Bopp's zwei Umſtände nicht außer Acht zu laſſen: erſtens, daß dem Verfaſſer damals nur ſehr mangelhafte altgermaniſche Texte zu Gebote ſtanden; und zweitens, daß der Corrector, der wohl gewiß ein Anderer war als der Verfaſſer, eine reichliche Saat von Druckfehlern hat ſtehen laſſen. — 4) Ebend. S. 122—131. — 5) Vgl. ebend. S. 132 mit S. 103 fg.

mit dem Praeteritum des Hülfszeitworts thun, ungefähr, wie wenn man im Deutſchen ſagte: ſuchethaten, ſuchethäte“ [1]).

Der Geſammteindruck von Bopp's erſter Schrift, ſo weit ſie das Germaniſche betrifft, iſt der, daß der Verfaſſer auch den germaniſchen Sprachen ſeinen eindringenden ſprachvergleichenden Scharfſinn bereits hier zu gute kommen läßt, daß aber die Erforſchung der germaniſchen Sprachen ſelbſt damals noch auf einer zu niedrigen Stufe ſtand, um dem vergleichenden Linguiſten mehr als vereinzelte richtige Blicke zu geſtatten. Drei Jahre nach Bopp's Schrift über das Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache, im Jahr 1819, erſchien der erſte Band von Grimm's Deutſcher Grammatik in erſter, abermals drei Jahr ſpäter, im Jahr 1822, in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage. Dies epochemachende Werk bietet dann auch Bopp's Forſchung auf germaniſchem Gebiet einen neuen feſten Boden [2]). Aber eben weil Bopp zwar Grimm's Leiſtungen mit größter Anerkennung aufnimmt, dabei aber ſeinen eigenen auf noch umfaſſenderer Grundlage errichteten Bau ſelbſtändig fortführt, werden wir ihn im Stande ſehen, Grimm's Ergebniſſe in wichtigen Punkten zu berichtigen und weiterzubilden.

Fünftes Kapitel.

Die germaniſche Philologie in den Niederlanden, England, Schottland und Skandinavien 1797 bis 1819. Raſk.

In den Niederlanden ſetzte auch in dieſer Zeit der fleißige Cliguett ſeine achtungswerthe Thätigkeit fort. Aber weder

1) Ebend. S. 151. — 2) Bopp ſelbſt ſpricht ſich über dies Verhältniß in der Vorrede zu ſeiner Vergleichenden Grammatik aus. Indem er dort ſeine engliſche Umarbeitung der Schrift über das Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache (Analytical Comparison of the Sanscrit, Greek, Latin and Teutonic Languages, in den Annals of Oriental Literature, Lond. 1820) und deren Ueberſetzung in Seebode's Archiv erwähnt, fügt er hinzu: „Grimm's meiſterhafte deutſche Grammatik war mir leider bei Abfaſſung der engliſchen Umarbeitung noch nicht bekannt geworden, und ich konnte damals für die altgermaniſchen Dialekte nur Hickes und Fulda benutzen.“

Clignett, noch der reichbegabte Willem Bilderdijk (geb. zu Amsterdam 1756, geſt. am 18. December 1831) vermochten einen neuen Aufſchwung der germaniſtiſchen Studien hervorzurufen. Doch wird des Letzteren Schrift über das Geſchlecht der Nennwörter (1805) immer ein Beweis ſeines Scharfſinns und ſeiner geiſtvollen Auffaſſung bleiben.

In England erwarb ſich Sharon Turner durch ſeine Geſchichte der Angelſachſen (1799–1805) das Verdienſt, wieder ein lebhafteres Intereſſe für dieſe Periode der engliſchen Geſchichte zu erwecken. Neben ihm waren James Ingram und J. J. Conybeare auf dem Gebiet der angelſächſiſchen Literatur thätig, und George Ellis und Joſeph Ritſon bereicherten unſere Kenntniß der älteren engliſchen Poeſie. Auch in Schottland regte ſich ein lebendiges Intereſſe für die einheimiſche Sprache und Literatur. Neben Anderen bemühte ſich hier Schottland's berühmteſter Dichter Walter Scott um die Herausgabe der alten engliſchen und ſchottiſchen Poeſien. Auch einer unſrer Landsleute, Heinrich Weber, entwickelt in dieſem Kreiſe eine verdienſtliche Thätigkeit. Ein Wörterbuch der ſchottiſchen Sprache verfaßt (1808) John Jamieſon [1]).

Eine beſonders eifrige und erfolgreiche Pflege aber fanden auch in unſerem Zeitabſchnitt die altgermaniſchen Studien in Skandinavien. In Dänemark werden die großen Unternehmungen fortgeſetzt, deren Anfänge wir in einem früheren Abſchnitt beſprochen haben. Es erſcheint 1818 der zweite Band der rhythmiſchen Edda zu Kopenhagen, welcher die altgermaniſchen Heldenlieder enthält mit erläuternden Anmerkungen und einem Specimen Glossarii. Ebenſo findet die begonnene Ausgabe der Heimskringla und die Thätigkeit für Veröffentlichung und Erläuterung altnordiſcher Sagaen ihren Fortgang. Nicht nur für das Altnordiſche, ſondern für die Erforſchung der germaniſchen Sprachen überhaupt iſt ein däniſcher Ge-

1) Vgl. den Brief Walter Scott's an einen der beiden Grimms vom 29. Apr. 1814, mitgetheilt von Herman Grimm in Macmillan's Magazine 1868, Jan., p. 268 fg.

lehrter dieſes Zeitraums: Rasmus Kriſtian Raſk, von ſolcher Bedeutung, und ſein Einfluß auch auf die Entwicklung der Sprachforſchung in Deutſchland ſo tiefgreifend, daß wir ihm einen beſonderen ausführlicheren Abſchnitt widmen werden. Unter den übrigen däniſchen Gelehrten jener Zeit nimmt eine hervorragende Stelle ein Peter Erasmus Müller (geb. zu Kopenhagen 1776, 1801 Profeſſor der Theologie daſelbſt, geſt. den 16. Sept. 1834) durch ſeine Unterſuchungen über die Echtheit der Aſalehre (1812) und über die Glaubwürdigkeit von Saxo's und Snorri's Quellen (1823), beſonders aber durch ſeine treffliche Sagabibliothek (1817—1820). Einem isländiſchen Gelehrten, dem als Archivar zu Kopenhagen lebenden Grimr Jonsſon Thorkelin (geb. 1752, † 1829) verdankte jene Zeit eine der allerwichtigſten Veröffentlichungen, nämlich die erſte Ausgabe des angelſächſiſchen Heldengedichts Beovulf, die er im J. 1815 zu Kopenhagen unter dem Titel: De Danorum Rebus Gestis Secul. III et IV. Poema Danicum dialecto Anglosaxonica, beſorgte. Dem Verdienſt der erſten Veröffentlichung eines ſo wichtigen Denkmals mag man die ſeltſamen Anſichten des Herausgebers über Däniſch und Angelſächſiſch zu gute halten. Ein andrer begabter Forſcher, der ſich, wie um das ſkandinaviſche Alterthum, ſo auch um den Beovulf mannigfach bemüht hat, war der geiſtvolle und gelehrte, wenn auch öfters wunderliche Nik. Frederik Severin Grundtvig (geb. zu Udby 1783, lebte meiſt zu Kopenhagen). Unter den übrigen Gelehrten, die ſich in dieſem Zeitabſchnitte (1797—1819) neben den ſchon früher genannten [1]) um die altnordiſche Literatur verdient machten, ſind hervorzuheben Börge Thorlacius († 1829) und Erich Chriſtian Werlauff. — In Schweden regte ſich um dieſe Zeit gleichfalls ein lebhafter Eifer für Erforſchung des ſkandinaviſchen Alterthums. Vor allen iſt hier zu nennen der tief denkende Geſchichtſchreiber Schwedens Erik Guſtaf Geijer (geb. zu Ranſäters Bruk 1783, geſt. 1847). In Verbindung mit Arvid Auguſt Afzelius (geb. 1785) gab er eine treffliche Sammlung

1) S. o. S. 196 fg.

ſchwediſcher Volkslieder (1814—1815) heraus. Sein Genoſſe Afzelius aber warf ſich unter Raſk's Leitung auch auf das Studium des Isländiſchen und veröffentlichte in Verbindung mit ſeinem Meiſter (Stockholm 1818) eine vorzügliche Textausgabe der Sämundiſchen Edda.

Rasmus Kriſtian Raſk.

Der Gelehrte, zu deſſen Leben und Arbeiten wir nun übergehen, nimmt in der Geſchichte unſrer Wiſſenſchaft eine der erſten Stellen ein. Durch das Erſcheinen von Grimm's und Bopp's epochemachenden Werken ſind Raſk's Verdienſte bald in den Hintergrund gedrängt worden. Um ſo mehr aber iſt eine Geſchichte der Wiſſenſchaft verpflichtet, dieſe Verdienſte in das rechte Licht zu ſtellen.

1. Raſk's Leben.

Rasmus Kriſtian Raſk wurde am 22. November 1787 in dem kleinen Ort Braendekilde, eine Meile von Odense auf der Inſel Fühnen, geboren. Sein Vater gehörte dem Bauernſtande an, erhob ſich aber durch eine gewiſſe Bildung über ſeinen Stand. Schon in zarter Kindheit zeichnete ſich Raſk durch ein außerordentliches Gedächtniß aus, und da der Vater ziemlich viele Bücher beſaß, entwickelte ſich bei Raſk, ſchon ehe er in die Lateinſchule kam, die Luſt am Leſen. Im J. 1801 kam er auf die Schule in Odense. Da ihm bei ſeiner ungewöhnlichen Begabung die Schularbeiten leicht von der Hand giengen, ſo blieb ihm Zeit genug, um nebenher ſeinen Lieblingsſtudien obzuliegen. Dieſe nahmen bald eine ganz beſtimmte Richtung: Er trieb Isländiſch. Die beſten Lehrer der Anſtalt, die den Ernſt ſeines Studiums und ſeine hohe Begabung erkannten, ermunterten und förderten ihn in ſeinen Beſtrebungen. Von bleibendem Eindruck für ſein Studium des Altnordiſchen war es, als er im Jahr 1805 aus der Hand ſeines trefflichen Rectors L. Heiberg die drei erſten Theile der Heimskringla als Schulpreis erhielt. Von da an war das Isländiſche ſein ernſtes Studium. Aber das einzige Hülfsmittel, das er zum Studium dieſer Sprache

hatte, war die Heimskringla selbst, der Text mit der Uebersetzung. Durch sorgfältiges Sammeln der vorkommenden Beispiele schuf er sich selbst eine isländische Grammatik. Auf ähnliche Weise legte er sich ein isländisches Wörterbuch an, worin er nicht nur die Bedeutungen der Wörter, sondern auch ihre Etymologie, so wie ihren Zusammenhang mit dem Angelsächsischen und anderen Sprachen darzustellen suchte. Denn seine Studien beschränkten sich nicht auf das Isländische, sondern breiteten sich allmählich auch auf das Angelsächsische, Gothische, Deutsche, Faeröische, Grönländische, ja auf die Sprache im allgemeinen aus. Auch seine Untersuchungen über die dänische Rechtschreibung begann er schon auf der Schule. Aber das Altnordische blieb stets sein Lieblingsfach. „So lange das Leben währt, schrieb er im Juni 1805 an einen seiner Freunde, wird es mein Trost und meine Freude sein, diese Sprache zu kennen und in ihren Schriften zu sehen, wie unsre Voreltern Leiden ertragen und muthig überwunden haben. Du darfst glauben, ich verwunderte mich im Anfang vielleicht mehr als du darüber, daß unsre Voreltern eine so vortreffliche Sprache haben konnten, und daß wir, bei denen nach meinem Dafürhalten die Wissenschaften viel höher gestiegen waren, eine weit schlechtere haben."

Im Jahr 1807 bezog Rask die Universität Kopenhagen. Von Nyerup, seinem fühnischen Landsmann gefördert, setzte er hier sein eifriges Studium des Altnordischen fort. Von besonderem Vortheil war ihm dabei die Bekanntschaft mit dem gelehrten Kenner der altnordischen Poesie, Jon Olafsson. Schon im Jahr 1809 schrieb Rask seine erste bedeutendere Schrift, die 1811 zu Kopenhagen erschienene Anleitung zur isländischen Sprache. Darauf wandte er sich, durch P. E. Müller aufgefordert, der Herausgabe des isländischen Wörterbuchs zu, das der Isländer Biörn Haldorsen handschriftlich hinterlassen hatte. In großer Dürftigkeit und nur sehr spärlich unterstützt ließ sich Rask nicht hindern, seine Sprachstudien unermüdlich zu erweitern und zu vertiefen. Er beschäftigte sich, außer mit den europäischen Sprachen, mit manchen der allerentlegensten asiatischen, namentlich mit den malayischen. Vor allem aber blieb sein Eifer dem Isländischen zugewandt, das er im Um-

gang mit Finn Magnusſon und anderen Isländern wie ein Eingeborener ſprechen und ſchreiben lernte. Er begann auch bereits, das Isländiſche in wiſſenſchaftlicherer Weiſe, als es bisher geſchehen war, mit anderen Sprachen zu vergleichen: Studien, aus denen ſeine epochemachende, im Jahr 1814 vollendete, 1818 zu Kopenhagen erſchienene Unterſuchung über den Urſprung der alten nordiſchen oder isländiſchen Sprache hervorgegangen iſt. Im Jahr 1812 wurde Raſk Amanuenſis an der Kopenhagener Univerſitätsbibliothek. In demſelben Jahr machte er mit Profeſſor Nyerup eine antiquariſche Reiſe nach Schweden und Norwegen. Schwediſche und lappiſche Sprachſtudien, ſo wie die Herausgabe von Ohthere's und Wulfſtan's angelſächſiſchem Reiſebericht waren die Frucht dieſes Ausflugs. — Im Sommer 1813 wurde Raſk ein lange gehegter Wunſch erfüllt. Durch Unterſtützung einiger Privatleute konnte er eine Reiſe nach Island unternehmen. Er blieb dort bis zum Jahr 1815. Die Natur des Landes, ſo wie die Sprache und die Sitten ſeiner Bewohner boten ſeiner Beobachtung reichen Stoff. Ueber Schottland und Norwegen zurückgekehrt, trat er die ihm während ſeiner Abweſenheit zu Theil gewordene Stelle eines Unterbibliothekars an der Univerſitätsbibliothek zu Kopenhagen an. Aber inzwiſchen hatten ſich ſeine Gedanken nach einer anderen Seite gewendet. Die oben erwähnte Schrift über den Urſprung der alten nordiſchen Sprache, die er während ſeines Aufenthaltes auf Island im Jahr 1814 vollendet hatte, wurde von der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Kopenhagen mit dem Preis gekrönt und fand überhaupt eine ſo günſtige Aufnahme, daß in Raſk der Gedanke erweckt wurde, ob es ihm nicht möglich ſein möchte, eine Reiſe nach Aſien zu unternehmen, um dort den älteſten Quellen der ſkandinaviſchen und der mit ihnen verwandten Sprachen nachzuſpüren [1]). Ein edelmüthiger Beförderer der Wiſſenſchaften, der Geheime Rath Bülow, verſchaffte ihm dieſe Möglichkeit, indem er ihm im October 1816 zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Aſien die Summe

1) Vgl. außer Petersen p. 32 fg. auch die Vorrede zu Rask's Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse.

von 2000 Reichsbancothalern zuſicherte. Die däniſche Regierung legte dann, auf Betrieb von Raſk's gelehrtem Freunde P. E. Müller, eine namhafte Summe zu, die ſie ſpäter während Raſk's Aufenthalt in Aſien auf freigebige Weiſe noch weiter vermehrte. Raſk wünſchte ſeinen Weg nach Aſien ſo zu nehmen, daß er ſich, vor ſeinem Eintritt in den fremden Welttheil, in den durchreiſten europäiſchen Ländern mit allen zu ſeinem Unternehmen nöthigen Kenntniſſen nach Kräften ausrüſtete. Er gieng deshalb im Herbſt 1816 zunächſt nach Schweden. Während ſeines Aufenthalts in Stockholm hielt er Vorleſungen über die von ihm ſpäter (1819) veröffentlichten Specimina Literaturae Islandicae, und beſorgte die erſten kritiſchen Ausgaben der proſaiſchen und der rhythmiſchen Edda; letztere in Verbindung mit Arvid Aug. Afzelius. Außerdem verdanken noch zwei weitere bedeutende Arbeiten ihren Urſprung Raſk's Aufenthalt in Stockholm, nämlich ſeine Angelsaksisk Sproglaere tilligemed en kort Laesebog, die 1817 zu Stockholm in däniſcher Sprache erſchien, und eine Umarbeitung ſeiner 1811 herausgegebenen Vejledning, die er 1818 in ſchwediſcher Sprache veröffentlichte [1]). Verſuche ſeiner Freunde, ihn in Schweden feſtzuhalten, lehnte er ab. Im Februar 1818 verließ er Stockholm und begab ſich nach Åbo in Finnland, wo er ſich hauptſächlich mit dem Studium des Finniſchen beſchäftigte. Am 27. März 1818 traf er in Petersburg ein. Hier verweilte er bis zum 13. Juni 1819, in das umfaſſendſte Studium europäiſcher und aſiatiſcher Sprachen vertieft. Er treibt Ruſſiſch, Armeniſch, Arabiſch, Perſiſch, indem er ſich, ſo viel als möglich, der Beihülfe von Eingebornen, die er in Petersburg kennen lernt, bedient. Am 13. Juni 1819 brach er von Petersburg auf und reiſte über Moſkau, Aſtrachan und Tiflis, am Ararat vorüber, nach Erivan, wo er am 13. März 1820 anlangte. In Aſtrachan hatte er ſich unter Leitung eines Perſers im Perſiſchen vervollkommnet, in Tiflis die Elemente des

1) Sie erſchien unter dem Titel: Anvisning till Isländskan eller Nordiska Fornspråket, af Erasmus Christian Rask. Från Danskan öfversatt och omarbetad af Författaren. Stockholm 1818.

Türkiſchen und Georgiſchen gelernt. Sein Aufenthalt in Perſien, wo er die berühmteſten Stätten der Neuzeit und des Alterthums: Teheran, Isfahan, die Ruinen von Perſepolis, beſuchte, dauerte etwa ein halbes Jahr. Am 29. September 1820 erreichte er Bombay. Hier begann ein neuer Abſchnitt in Raſk's Studien. Er trat den indiſchen Sprachen näher, trieb Sanskrit und Hindoſtaniſch, wurde mit Feueranbetern bekannt und ſuchte ſich des Zend und des Pehlevi zu bemächtigen. Unter mannigfaltigen Schickſalen, Krankheit und Schiffbruch, Geldbedrängniß und liberaler Aushülfe von däniſcher und engliſcher Seite ſehen wir nun Raſk über zwei Jahre lang Indien durchkreuzen, raſtlos beſchäftigt mit dem Studium der verſchiedenſten indiſchen Sprachen, ſanskritiſcher und nichtſanskritiſcher, todter und lebender. Unter den verſchiedenen Schriften, die er während ſeines Aufenthalts in Indien verfaßte, erwähnen wir nur die äußerſt wichtige Om Zendsprogets og Zendavestas Aelde og Aegthed (Ueber das Alter und die Echtheit der Zendſprache und des Zendaveſta), die er den 3. October 1821 vollendete [1]) und die im Jahr 1826 in den Schriften der ſkandinaviſchen Literaturgeſellſchaft zu Kopenhagen gedruckt erſchien [2]). Am 1. Dec. 1822 verließ Raſk Indien. Er machte die Rückreiſe zur See um das Cap der guten Hoffnung. Am 5. Mai 1823 langte er in Kopenhagen an.

Es begann nun für Raſk eine Zeit ſchwerer Prüfungen. Sein Ruhm als Sprachforſcher war über Europa verbreitet, aber er ſuchte vergebens in eine Stellung zu kommen, die ihm geſtattet hätte, einen Hausſtand zu gründen und in ſorgenfreier Lage die Ausbeute ſeiner Studien der Welt mitzutheilen. Während er auf den verſchiedenſten Gebieten der Sprachforſchung, europäiſchen und aſiatiſchen, raſtlos thätig war und die Wiſſenſchaft mit einer ununterbrochenen Reihe eingreifender Arbeiten bereicherte, mußte er von manchen Seiten den Vorwurf hören, daß man ſich mehr von

1) Peterſen p. 79. — 2) Wieder abgedruckt in Samlede—Afhandlinger af R. K. Rask, Anden Del., Kopenhagen 1836, p. 360—393. (Deutſch durch von der Hagen).

seiner asiatischen Reise versprochen habe. Wir nennen unter seinen mannigfachen Schriften aus dieser Zeit nur die wichtigsten von denen, die sich auf die germanischen Sprachen beziehen. Im Jahr 1825 erschien zu Kopenhagen seine Frisisk Sproglaere udarbejdet efter samme Plan som den islandske og angelsaksiske (Friesische Sprachlehre, ausgearbeitet nach demselben Plan wie die isländische und angelsächsische) [1]). Mit besonderem Eifer widmete sich Rask den Arbeiten der Gesellschaft für altnordische Literatur. Als Vorsitzender der Gesellschaft hatte er namhaften Antheil an der Herausgabe der drei ersten Bände der Fornmannasögur; den Schluß des sechsten Bands und den ganzen siebenten besorgte er alleine. Bei der Herausgabe der Faereyingasaga besorgte er hauptsächlich die Redaction des faeröischen Textes. Er gründete die isländische literarische Gesellschaft und betheiligte sich lebhaft an den von ihr herausgegebenen Schriften. Endlich arbeitete er noch, nicht lange vor seinem Abscheiden, seine kurzgefaßte isländische Sprachlehre aus. Und alle diese Schriften auf dem Gebiet der germanischen Sprachen bilden nur einen Theil von Rask's Gesammtthätigkeit. Aber seine äußere Stellung entsprach nicht seinen wissenschaftlichen Leistungen. Als er im Jahr 1825 einen ehrenvollen Ruf nach Edinburg ausschlug, wurde er zum Professor der Literaturgeschichte mit besonderer Rücksicht auf die asiatische Literatur an der Universität Kopenhagen ernannt, jedoch ohne materielle Verbesserung seiner Lage. Endlich gelangte er zu der Stelle, die er seit vielen Jahren wünschte, zur Professur der orientalischen Sprachen an der Universität Kopenhagen. Als er die Ernennung erhielt, brach er im Gefühl der Krankheit, die an seinem Innern nagte, in die Worte aus: „Ich fürchte, es ist zu spät." Und es war zu spät. Am 14. November 1832 erlag er der Schwindsucht.

2. Rask's Leistungen.

Aus dem Abriß, den wir im Vorangehenden von Rask's Leben gegeben haben, ersieht man, daß Rask's gelehrte Thätigkeit sich weit

1) Deutsch von F. J. Buß, Freiburg im Brsg. 1834.

über das Gebiet hinaus erſtreckte, deſſen Geſchichte wir hier zu ſchreiben haben. Bei einem Geiſt wie Raſk hängt nun zwar Alles, was er treibt, innerlich zuſammen, und wir werden deshalb auch Manches berühren, was nur mittelbar zu den germaniſchen Sprachſtudien in Beziehung ſteht; aber unſre eingehendere Darſtellung müſſen wir natürlich auf das Gebiet der germaniſchen Sprachen beſchränken. — Raſk's eingreifende Thätigkeit auf dem Gebiet der germaniſchen Sprachforſchung ſteht in nächſter Beziehung zu dem größten Meiſter des Faches, zu Jacob Grimm. Unter allen Vorgängern Grimm's nimmt Raſk an Scharfſinn und Gründlichkeit die erſte Stelle ein. Keiner von allen hat Grimm ſo vorgearbeitet wie Raſk, der manchen von Grimm's ſchönſten Entdeckungen bereits ganz nahe war. Wir können deshalb auch einen ſehr bedeutenden Einfluß Raſk's auf Grimm nachweiſen, und an dieſem Einfluß bemißt ſich vorzugsweiſe die Stellung, die Raſk für unſere Aufgabe: die Geſchichte der deutſchen Wiſſenſchaft, einnimmt. Wir werden demgemäß die Thätigkeit Raſk's in zwei Perioden ſcheiden, von denen die eine dem eigentlich epochemachenden Auftreten Grimm's vorausgeht, während die andere dieſem Auftreten erſt nachfolgt. Das Werk, durch welches Grimm eine neue Epoche begründet, iſt die Deutſche Grammatik und von dieſer wieder vorzugsweiſe der Erſte Band. Bei dieſem Erſten Band von Grimm's Grammatik aber haben wir die merkwürdige Erſcheinung vor uns, daß die erſte Ausgabe und die gänzlich umgearbeitete zweite ſich in den Ruhm theilen, eine neue Epoche in der Wiſſenſchaft begründet zu haben. Die erſte erſchien im J. 1819, die zweite im J. 1822. Die Erörterung der Frage, welche Schriften Raſk's Grimm ſchon bei Bearbeitung ſeiner erſten Ausgabe, welche erſt bei der zweiten benutzen konnte, verſparen wir auf die Darſtellung von Grimm's Grammatik. Hier begnügen wir uns, Raſk's Arbeiten in zwei Hälften zu ſcheiden, von denen die erſte die Schriften umfaßt, die vor dem Jahr 1822, das heißt, vor der zweiten Ausgabe des erſten Theils von Grimm's Grammatik herausgegeben, die zweite aber die, welche erſt nach dieſem Zeitpunkt, vom Jahr 1822 bis 1832, erſchienen ſind.

1) Rask's Forschungen auf dem Gebiet der germanischen Sprachen bis zum Jahr 1822.

Als Rask im Jahr 1811 mit seinem ersten größeren Werk, der Anleitung zum Isländischen, hervortrat, hatte er sich bereits durch eine Reihe kleinerer Arbeiten bekannt gemacht. Schon diese Arbeiten zeigten, wie sehr Rask in der gründlichen Kenntniß der germanischen Sprachen, zumal der nordischen, seinen Vorgängern überlegen war. Insbesondere bewies er dies dem damals berühmtesten deutschen Grammatiker, Adelung, gegenüber in seinen „Bemerkungen über die skandinavischen Sprachen, veranlaßt durch den zweiten Theil des Adelung'schen Mithridates", welche er in der zu Kiel erscheinenden Zeitung für Literatur und Kunst im Jahr 1809 veröffentlichte [1]). Was er hier über den Bau und die Stellung der skandinavischen Sprachen kurz andeutete, das legte er dann zwei Jahre später (1811) in seiner Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog [2]) ausführlich dar. In der umfassenden Vorrede zu diesem Werk bezeichnet Rask seinen Standpunkt. Er ist ein begeisterter Verehrer des Altnordischen, preist dessen hohe Vorzüge und begründet dessen Unentbehrlichkeit für alle skandinavische Sprach- und Alterthumsforschung. Die Sprachfamile, welcher die skandinavischen Sprachen angehören, theilt sich nach Rask zuerst in zwei Hauptklassen, die nordische (skandinavische) und deutsche (germanische), demnächst theilt sich letztere wieder in zwei Unterarten, Nieder- und Oberdeutsch [3]). Alle skandinavischen Sprachen, die dänische sowohl als die schwedische, stammen von der altnordischen. Diese altnordische Sprache war in früheren Jahrhunderten mit nur sehr geringen Unterschieden [4]) über das ganze skandinavische Gebiet verbreitet und hat sich im Wesentlichen auf der Insel Island erhalten. Den Beweis für die frühere sprachliche Einheit des skandi-

---

1) Wieder abgedruckt in Samlede tildels forhen utrykte Afhandlinger af R. K. Rask, III. Del, KØbenhavn 1838, p. 445 fg. — 2) D. i.: Anleitung zur isländischen oder alten nordischen Sprache. — 3) Rask, Bemerkungen u. s. f. 1809, Saml. Afhandl. 3, 453. — Vejledning, 1811, Fortale, p. XVII. — 4) Vejledning, 1811, Fortale, p. XXXII.

naviſchen Gebiets führt Raſk theils aus den Angaben der Sagaen und Geſetzbücher, theils aus den Reſten der alten däniſchen Sprache, aus den Eigennamen und der übereinſtimmenden Sprache der Runenſteine [1]). Das Isländiſche hat ſich zwar ſeit jenen früheren Jahrhunderten in einigen Punkten geändert, im Großen und Ganzen aber kann man es als identiſch mit der alten Grundſprache betrachten [2]), deren Töchter das Schwediſche und Däniſche ſind. Raſk behandelt im Haupttheil ſeines Werks „die alte klaſſiſche Sprache, wie ſie ſich bei Snorri, in der Edda und anderen guten Sagaen findet.“ „Doch ſind die wenigen Abweichungen der neueren Sprache nicht übergangen, ſondern an ihrer Stelle in der ſechſten Abtheilung behandelt“ [3]). Da das Däniſche vom Altnordiſchen ſtammt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß jeder, welcher eine gelehrte Kenntniß ſeiner däniſchen Mutterſprache beſitzen will, mit dem Altnordiſchen bekannt ſein muß; „und wir haben ſicherlich alle Urſache, zu beklagen, daß die Meiſten, wenn nicht Alle, welche eine däniſche Sprachlehre oder Formenlehre verfaßt haben, dieſer wichtigen Kenntniß ermangelten. Eine Sprachlehre ſollte nämlich nicht ſowohl befehlen, wie man die Worte bilden ſolle, als vielmehr beſchreiben, wie ſie gebildet und verändert zu werden pflegen und, wo möglich, warum und woher dieſer Brauch gekommen iſt, und was etwa für einen anderen Brauch ſprechen könnte; denn ſo allein kann man zuletzt entſcheiden, was das Richtigſte iſt. Aber dies kann, was das Däniſche und Schwediſche betrifft, unmöglich befriedigend ausgeführt werden ohne genaue Kenntniß der Stammſprache; denn hier allein findet man meiſtens den letzten Grund und erſten Urſprung der in jenen Sprachen nun herrſchenden Erſcheinungen“ [4]). Wir ſehen hier Raſk ſchon ganz auf dem richtigen Wege der geſchichtlichen Sprachforſchung. Was die däniſche Sprache betrifft, ſo hindert ihn ſein ſkandinaviſcher Patriotismus nicht, den großen Einfluß anzuerkennen, den das Däniſche vom Deutſchen erfahren hat. Das Däniſche iſt

1) Vejledning, 1811, Fortale, p. XX fg. — 2) Vejledning, 1811 Fortale, p. XLI. — 3) Vejledning, 1811, Fortale S. XLI. — 4) Vejledning, 1811, Fortale, p. XVI.

ihm zwar, und mit Recht, eine in ihrem Grundbau wesentlich nordische Sprache, aber das alte Nordische wurde in Dänemark schon seit lange durch das Deutsche gestört, und so entstand eine große Gährung oder Verwirrung in der Sprache, die mehrere Jahrhunderte lang währte, bevor das alte Nordische sich mit dem eindringenden und verschieden gearteten Deutschen vereinigen konnte, um wieder eine eigene neue Sprache zu bilden, das Dänische, das als eine Mischung von beiden anzusehen ist [1]).

Rask hat bei seiner grammatischen Bearbeitung der altnordischen Sprache nur sehr unvollkommene Vorgänger gehabt. Wenn von den veröffentlichten Werken die Rede ist, so kann man im Grunde nur einen Einzigen nennen, nämlich den Isländer Runolphus Jonas. Was seit dessen isländischer Grammatik, das heißt seit dem Jahr 1651, bis auf Rask erschienen ist, besteht nur in Auszügen oder wenig vermehrten neuen Ausgaben von Runolf's Buch [2]). Es scheine, bemerkt Rask, gleichsam ein Zauber in dem Titel von Runolf Jonsens Schrift („Recentissima antiquissimae linguae septentrionalis incunabula") zu liegen, da sie nun wirklich über anderthalb Jahrhunderte recentissima geblieben sei [3]). Rask war deshalb vorzugsweise auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Er hatte die altnordische Sprache zu erforschen begonnen ohne alle grammatischen Hülfsmittel, sich selbst aus den Quellen die Grammatik ausgezogen, die Materialien gesammelt und darauf sein System gegründet, bevor er eine der älteren Sprachlehren zu sehen bekam. Dann erst suchte er aus seinen Vorgängern Gewinn zu ziehen, doch war derselbe nur ein sehr mäßiger [4]). Er behandelt seinen Gegenstand in sechs Abschnitten. Im ersten, den er als Vorbereitung bezeichnet, spricht er von der Aussprache und der Rechtschreibung; der zweite behandelt die Formenlehre, der dritte die Wortbildung, der vierte die Syntax, der fünfte die Verslehre, endlich der sechste die mundartlichen Verschiedenheiten. In Bezug

1) Vejledning, 1811, Fortale, p. 1 fg. — 2) S. o. S. 103 fg. — Vgl. Rask, Vejledning, 1811, Fortale, p. XXXIV fg. — 3) Ebend. p. XXXVI. — 4) Ebend. p. XL.

auf die Lautlehre ist schon das bezeichnend, daß Rask sie hier noch als eine bloße Vorbereitung zur eigentlichen Sprachlehre betrachtet und ausdrücklich erklärt, sie sei, ebenso wie der letzte Abschnitt, nur der Vollständigkeit wegen hinzugefügt, ohne streng genommen zum System zu gehören. Er behandelt sie dann auch vorzugsweise als eine Anleitung zur richtigen Aussprache des Isländischen; auf ihre Wichtigkeit für die Etymologie nimmt er nur ganz beiläufig Rücksicht. Für seinen Zweck bietet er in diesem Abschnitt sehr viel und läßt das dürftige Kapitel des Runolphus Jonas De literis weit hinter sich. — In der Formenlehre untersucht Rask insbesondere den Bau des Verbums mit eindringendem Scharfsinn. Im Anschluß an den Schweden Botin [1]) erkennt er, daß die s. g. unregelmäßigen [2]) Verba der germanischen Sprachen gleichfalls einer bestimmten Regel folgen und daß sie gerade die ältesten Thatwörter der nordischen Sprachen enthalten. Er faßt sie deshalb in eine einzige Conjugation zusammen, welche er die zweite nennt, während die erste außer Grimm's schwachen Verbis auch die mit dem Präteritum auf ri und Grimm's Präterita mit Praesensbedeutung (ann, unnum u. s. f.) umschließt. In der Hauptsache, der richtigen Beurtheilung der starken Verba, sehen wir Rask auf demselben Wege, den hundert Jahre vor ihm der Niederländer Ten Kate so glücklich gebahnt hatte [3]). Wir dürfen hier dem trefflichen Werke Rask's nicht weiter in's Einzelne folgen und bemerken nur noch, daß auch die übrigen Abtheilungen desselben reich an scharfsinnigen und treffenden Bemerkungen sind und daß in diesem Buch zum erstenmal eine wahrhaft wissenschaftliche Anleitung zur Erlernung der altnordischen Sprache gegeben war. Die zweite Bearbeitung, die Rask 1818 in schwedischer Sprache herausgab, enthält nicht nur viele Erweiterungen und Verbesserungen im Einzelnen, sondern sie bietet in manchen Hauptstücken eine durchgreifende Umgestaltung. So geht Rask hier viel

1) Rask, Vejledning, 1811, S. 110. 134. Vgl. (Botin), Svenska Språket (2), Stokholm 1792, S. 129. 151. — 2) D. h. Grimm's starke Verba. — 3) S. o. S. 141 fg.

tiefer als in der erſten Ausgabe auf die Lautlehre und insbeſondere auf die Erörterung des Lautwandels ein. Seiner zweiten Hauptconjugation (Grimm's ſtarken Verbis) gibt er eine anders geordnete Klaſſeneintheilung. Am meiſten aber geſtaltet er ſeine erſte Hauptconjugation um. Er theilt ſie jetzt in drei Klaſſen, deren erſte im Imperfectum hat adi (kalla, kalladi), die zweite di ohne Veränderung des Stammvokals (brenni, brendi), die dritte di mit Veränderung des Stammvokals (tel, taldi). — Im Anſchluß an ſeine altnordiſche Grammatik ſchrieb Raſk ſeine angelſächſiſche Sprachlehre (1817). In Anordnung und Behandlung folgt er der erſteren, und zwar mit einer für ſeine Zeit ſehr tüchtigen Beherrſchung des angelſächſiſchen Sprachſtoffs. Die Praeterita mit Praeſensbedeutung führt er jetzt nicht mehr als dritte Klaſſe der ſchwachen Verba auf, ſondern er bezeichnet ſie lieber als „abweichende", weil ſie ſo gering an Zahl und unter ſich ſelbſt ſo verſchieden ſeien [1]). Noch will ich auf einen ſcheinbar nur äußerlichen, aber doch, wie wir ſpäter ſehen werden, merkwürdigen Umſtand aufmerkſam machen. Raſk's erſte Anleitung zum Isländiſchen (die Vejledning 1811) war mit deutſchen (danske, gotiske) Buchſtaben gedruckt, und zwar erklärt ſich Raſk dort ausdrücklich für die Anwendung dieſer Buchſtaben [2]). Dagegen bedient er ſich nicht nur in der ſchwediſch geſchriebenen Anvisning till Isländskan (1818), ſondern auch in der däniſch abgefaßten angelſächſiſchen Sprachlehre (1817) der lateiniſchen Lettern, und zwar, wie er ſagt, aus reiflicher Ueberlegung, weil die ſo genannten däniſchen Buchſtaben gar keine däniſchen, ſondern nur von den mittelalterlichen Mönchen verderbte lateiniſche Buchſtaben ſeien [3]).

Im Jahr 1818 erſchien zu Kopenhagen Raſk's epochemachende Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse (Unterſuchung über den Urſprung der alten nordiſchen oder

1) Ebend. S. 60. Ebenſo behandelt er in der Anvisning till Isländskan (1818) S. 146 snúa, sneri u. ſ. f. als „abweichende." — 2) Vejledning 1811, p. 3. — 3) Vgl. die weitere Ausführung und Raſk's Berufung auf Gatterer in der Angelsaksisk Sprogl. 1817, Fortale, p. 44.

isländiſchen Sprache). Raſk hatte dieſe von der königlich däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gekrönte Preisſchrift während ſeines Aufenthalts auf der Inſel Island ausgearbeitet und im J. 1814 nach Kopenhagen geſandt, aber erſt nach dem Antritt ſeiner großen aſiatiſchen Reiſe wurde ſie, während ſeiner Abweſenheit, in Kopenhagen zum Druck befördert. Wir müſſen dieſe Zeitbeſtimmungen feſt im Auge behalten, um die Stellung richtig zu würdigen, welche Raſk's Schrift in der Entwicklung unſerer Wiſſenſchaft einnimmt. Nachdem Raſk in einer vortrefflichen Einleitung gezeigt hat, wie wir nur mit Hülfe der Sprachforſchung das tiefe Dunkel allmählich lichten können, das die Urzeit der menſchlichen Geſchichte bedeckt, entwickelt er im erſten Hauptſtück meiſterhaft das Weſen und die Aufgabe der Etymologie. Nur auf dem Boden der vergleichenden Sprachforſchung laſſen ſich haltbare Ergebniſſe gewinnen [1]). Die Sprachvergleichung muß ſich aber nicht auf das Lexikaliſche beſchränken, ſondern ſie muß ſich außerdem auf den grammatiſchen Bau der Sprache erſtrecken. Sprachbau und Wortvorrath ſind die beiden Haupttheile, mit denen es die vergleichende Sprachforſchung zu thun hat [2]). Die Vergleichung des Sprachbaus führt zu viel ſicherern Ergebniſſen, als die des Wortſchatzes, weil bei dieſem ſpätere Entlehnung möglich iſt [2]). Die Sprache, welche die kunſtreichſte Grammatik hat, iſt die urſprünglichſte und der Quelle am nächſten [3]). Bei der Vergleichung der Wörter hat man vor allem die Geſetze der Lautübergänge aufzuſuchen und an dieſe Geſetze hat man ſich dann beim Etymologiſieren ſtreng zu halten [4]). Man muß aber ſeine Vergleichungen nicht auf die geſchriebenen Zeichen bauen, ſondern auf die richtige Ausſprache [5]). Darauf handelt Raſk im zweiten Hauptſtück von den germaniſchen Sprachen, die er unter der Bezeichnung „gotiſch" zuſammenfaßt, ſo daß dann das Nordiſche (Skandinaviſche) und das Germaniſche die beiden Hauptſtämme des Gotiſchen bilden. Das Germaniſche theilt ſich dann wieder in Sächſiſch (Frieſiſch, Holländiſch, Plattdeutſch, Angelſächſiſch,

1) Rask, Undersögelse, S. 31. — 2) Ebend. S. 34. — 3) Ebend. S. 35. — 4) Ebend. S. 18. 36. 47. — 5) Ebend. S. 56.

Engliſch) und Deutſch (Möſogotiſch, Hochdeutſch) [1]). Im dritten Hauptſtück ſucht Raſk die Quelle der „gotiſchen“ und insbeſondere der isländiſchen Sprache nachzuweiſen, indem er die verſchiedenen Sprachen ihrer geographiſchen Lage nach durchgeht und ſie mit dem „Gotiſchen“ vergleicht. Da findet er im Grönländiſchen [2]), Keltiſchen [3]), Baſkiſchen [4]) und Finniſchen [5]) gar keine oder doch nur eine ganz geringe Aehnlichkeit mit dem „Gotiſchen.“ Dagegen zeigt das Slaviſche, von deſſen Bau Raſk eine etwas eingehendere Darſtellung gibt [6]), eine auffallende Verwandtſchaft mit dem „Gotiſchen“ [7]); und noch weit mehr iſt dies der Fall mit dem Lettiſchen [8]), deſſen litauiſchen Zweig Raſk zum Zweck der Sprachvergleichung näher zergliedert [9]). Aber doch iſt das Lettiſche nicht die Quelle des „Gotiſchen“, ſondern beide weiſen auf eine gemeinſame ältere Quelle: das Griechiſche und Lateiniſche, zu deren Betrachtung Raſk nun übergeht [10]). Er faßt ſie unter dem Namen „thrakiſch“ zuſammen, indem er ſie als die ſüdlichſten Zweige des großen thrakiſchen Stammes anſieht, deſſen übrige Sprößlinge uns verloren ſeien. Die nahe Verwandtſchaft der beiden antiken Sprachen mit den „gotiſchen“ weiſt er ſowohl am Wortſchatz, als am grammatiſchen Bau nach. Was den Wortſchatz betrifft, ſo finden ſich ſo viele verwandte Wörter, daß Regeln für den Lautwechſel daraus abgeleitet werden können [11]). Solche Regeln ſtellt nun Raſk auf, und hier iſt es, wo er der bald darauf von Grimm erwieſenen Lautverſchiebung ſo nahe kommt [12]). Wir verſparen aber die nähere Darſtellung von Raſk's Entdeckung auf den Abſchnitt, in welchem wir Grimm's Geſetz beſprechen werden. Die Uebereinſtimmung des Sprachbaus weiſt Raſk an den Flexionen ſowohl der Declination als der Conjugation nach und macht hier eine große Menge ſcharfſinniger und treffender Beobachtungen. Wir heben daraus

1) Ebend. S. 64. 65. — 2) Ebend. S. 75 fg. — 3) Ebend. S. 76 fg. — 4) Ebend. S. 93 fg. — 5) Ebend. S. 95 fg. — 6) Ebend. S. 118 fg. — 7) Ebend. S. 143. — 8) Ebend. 155 fg. — 9) Ebend. S. 147 fg. — 10) Ebend. S. 159 fg. — 11) Ebend. S. 161. — 12) Ebend. S. 169 fg.

nur hervor, daß er die gothiſche neutrale Endung ata, die deutſche es im lateiniſchen ud (aliud) wiedererkennt und dieſe mit dem griechiſchen ο (ἐκεῖνο), das ſtatt οδ ſtehe, zuſammenſtellt [1]; daß er in dem altnordiſchen Accuſ. Plur. der Maſculina (fiska, blinda) durch Vermittlung des gothiſchen ans (fiskans, blindans) den griechiſchen Accuſ. Plur. auf ους („ſtatt ονς") erkennt [2]; daß er den altnordiſchen Dativ Pluralis auf um durch Vermittlung des litauiſchen ms mit dem lateiniſchen bus zuſammenbringt [3]; daß er in dem m des angelſächſiſchen eom, dem n des deutſchen ich bin das μι des Griechiſchen ſieht [4]. Das Ergebniß Raſk's iſt, daß Skandinavier und Germanen (d. h. Deutſche, Engländer u. ſ. f.) nicht von einander abſtammen, ſondern Beide Zweige des großen thrakiſchen Volksſtammes ſind, deſſen älteſte Ueberreſte wir im Griechiſchen und Lateiniſchen beſitzen. Wenige Werke bieten ſo viel Neues von bleibendem Werth, wie dieſe Schrift Raſk's. Sie hat neben Bopp's Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache (1816) und Grimm's Grammatik (1819) der vergleichenden Sprachforſchung die Bahn gebrochen. Ihre Schranke findet Raſk's Einſicht in dieſer Schrift noch da, wo er über die Gränzen der europäiſchen Sprachen hinausblickt. Vom Sanskrit und Zend meint er, es ſeien gewiſſe Aehnlichkeiten zwiſchen dieſen Sprachen und den „gotiſchen" nicht zu läugnen, doch meiſt nur mittelbare durch die thrakiſche Sprache [5]. Die unmittelbare Quelle des Isländiſchen ſeien ſie jedenfalls nicht, und es ſei deshalb Sache der griechiſchen Sprachforſchung, zu unterſuchen, woher die thrakiſche Klaſſe wieder ihren wahren Urſprung hat [6]. Da aber keiner der Männer, welche dieſe Vergleichungen angeſtellt haben, Gothiſch, Isländiſch und Sanskrit verſtanden hat, ſo kann man das, was ſie auf eine Anzahl ähnlicher Wörter und ganz vereinzelte grammatiſche Uebereinſtimmungen gegründet haben, nur für eine vorgefaßte Meinung oder auf's

1) Ebend. S. 189—192. — 2) Ebend. S. 225. — 3) Ebend. S. 208 fg. (vgl. S. 127). — 4) Ebend. 258. — 5) Ebend. S. 304. 6) Ebend. S. 305.

höchſte für eine unerweisliche, obwohl nicht ungereimte Muthmaßung erklären [1]).

Noch müſſen wir der großen Verdienſte gedenken, die Raſk ſich durch ſeine Ausgaben der beiden Edda [2]) (1818) um den Text dieſer Hauptwerke der altnordiſchen Literatur erworben hat.

2) Raſk's Arbeiten auf dem Gebiet der germaniſchen Sprachen ſeit dem Jahr 1822.

Auch in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens (1822 — 1832) war Raſk als Sprachforſcher unermüdlich thätig. Seine Arbeiten erſtrecken ſich weit über das Gebiet hinaus, mit welchem wir uns hier beſchäftigen. Aber auch unter den außerhalb unſeres Kreiſes liegenden Arbeiten Raſk's ſind manche für unſere Wiſſenſchaft mittelbar von großer Bedeutung, z. B. die epochemachende Abhandlung über das Alter und die Echtheit der Zendſprache und des Zendaveſta (1826) [3]). Unter den Schriften, die dem germaniſchen Gebiet angehören, heben wir hervor den ſcharfſinnigen Verſuch einer wiſſenſchaftlichen däniſchen Rechtſchreibung (1826) [4]) und die frieſiſche Sprachlehre (1825) [5]). Die letztere ſchließt ſich, wenn auch mit manchen Abänderungen, im Weſentlichen doch ganz den Anſichten über den germaniſchen Sprachbau an, die Raſk ſchon 1811 in ſeiner Anleitung zur isländiſchen Sprache aufgeſtellt hatte. Von einem Einfluß der inzwiſchen erſchienenen Grimm'ſchen Grammatik iſt nichts zu bemerken. In einer ausführlichen Beurtheilung von Raſk's Buch, die in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen

---

1) Ebend. S. 304. Man überſehe hiebei nicht, daß Raſk's Undersögelse zwar nach Bopp's 1816 erſchienenem Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache herausgegeben (1818), aber vor demſelben (1814) geſchrieben iſt. — 2) Die Edda Saemnndar gab »ex recensione Erasmi Christiani Rask« Arv. Aug. Afzelius heraus. — 3) Wieder abgedruckt in Raſk's Samlede Afhandlinger II, 1836, S. 360—393. — 4) Forsøg til en videnskabelig dansk Retskrivningslaere, erſchienen als I. Bind der Tidsskrift for nordisk Oldkyndighed, Kjøb. 1826. — 5) Frisisk Sproglaere, København 1825.

(1826) erſchien, ſtellt Grimm ſeine Anſichten denen Raſk's gegenüber. Raſk empfand dies ſehr übel und erwiderte Grimm's Bemerkungen in einer ſehr erbitterten Weiſe (1826) [1]). Dieſer Erwiderung ließ er dann noch (1830) eine Beurtheilung der beiden erſten Bände von Grimm's Grammatik folgen [2]). Alle dieſe kritiſchen Ergüſſe des ſonſt ſo verdienten Sprachforſchers machen einen höchſt peinlichen Eindruck. Wie überall, ſo zeigt er auch hier gründliche Kenntniſſe auf vielen Gebieten und ſcharfe Beobachtungsgabe. Er hat nicht ſelten im Einzelnen gegen Grimm Recht; ja er berührt auch mit richtigem Blick die ſchwächeren Seiten von Grimm's Methode. Aber er hat keine Ahnung von Grimm's Bedeutung. Gegen das Bahnbrechende von Grimm's Forſchung iſt er vollkommen blind, und ebenſo verſchließt er ſich gegen deſſen ſchönſte Entdeckungen. Bis an ſein Lebensende (1832) bleibt Raſk feſtgebannt auf dem Standpunkt, den er vor dem Erſcheinen von Grimm's Grammatik eingenommen hatte [3]).

---

1) In der däniſchen Zeitſchrift Hermod; wieder abgedruckt in Raſk's Samlede Afhandlinger III, 1838, S. 198—234. — 2) Im Londoner Foreign Review, March 1830. Wieder abgedruckt in Raſk's Saml. Afhandl. II, 1836, S. 442—462. Manches in dieſer Beurtheilung deutet ſcheinbar auf einen anderen Verfaſſer als Raſk. So S. 443 »our own — Hickes«; S. 449 »our modern English«; S. 456 »the system of the Danish professor«; oder wenn S. 445 Raſk's angelſächſ. Sprachlehre »a very remarkable production« genannt wird. Aber da dieſe Kritik nicht nur unter Raſk's Abhandlungen aufgenommen iſt, ſondern auch in dem Verzeichniß ſeiner Schriften (Saml. Afh. III, Fortale S. 48) ausdrücklich Raſk zugeſchrieben wird, ſo können wir ſeine Verfaſſerſchaft leider nicht in Abrede ſtellen. — 3) Vgl. z. B. A. Grammar of the Anglo-Saxon Tongue, — by Er. Rask. A new edition enlarged and improved by the author. Translated from the Danish by B. Thorpe, Copenhagen 1830, preface, postscriptum p. LVII. Dann p. 68. 86. — Ferner Kortfatted Vejledning til det oldnordiske eller gamle islandske Sprog ved R. Rask 1832; Tredje Oplag, Kjøbenhavn 1854, Forord; dann z. B. S. 51.

Sechstes Kapitel.

Die Bearbeitung der neuhochdeutschen Schriftsprache und der deutschen Volksmundarten in den Jahren 1797 bis 1819.

Die Thätigkeit Adelung's, die wir im vorigen Buch besprochen haben, reicht tief hinein in den gegenwärtigen Zeitabschnitt. Die zweite Ausgabe seines deutschen Wörterbuchs erscheint in den Jahren 1783 bis 1801, und an diese knüpfen die gleichzeitigen Bemühungen um die deutsche Schriftsprache an. Der bekannte Pädagog Joachim Heinrich Campe (geb. 1746 zu Deensen im Braunschweigischen, gest. zu Braunschweig am 22. Oct. 1818) [1]) verband sich im J. 1797 mit mehreren Kennern der deutschen Sprache zur Herausgabe eines „deutschen Wörterbuchs zur Ergänzung und Berichtigung des Adelungischen" [2]). Das Werk kam aus Mangel an Theilnahme von Seite des Publicums und durch die Erkrankung mehrerer Mitarbeiter zunächst nicht zu Stande [3]). Aber Campe selbst arbeitete an dem von ihm übernommenen Theil eifrig fort, und so entstand sein im J. 1801 zu Braunschweig erschienenes „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke." Einige Jahre später vereinigte sich Campe mit Theodor Bernd und Joh. Gottlieb Radlof zur Herausgabe eines vollständigen „Wörterbuchs der deutschen Sprache" [4]), das 1807 bis 1811 in fünf großen Quartbänden zu Braunschweig erschien. Campe hatte bei seinen lexikalischen Arbeiten ein doppeltes Ziel im Auge. Erstens

1) Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten I, 279 — 293. — A. Hm. Niemeyer in der Allgem. Encycl. her. von Ersch und Gruber Thl. XV, S. 47 fg. — 2) S. die Ankündigung und Probe desselben in: Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. Neuntes Stück, Braunschweig 1797, S. 3 — 108. Die Namen der Mitarbeiter das. S. 17 fg. — 3) S. die Vorr. zum ersten Bd. von Campe's Wörterb. der deutschen Sprache S. IV. — 4) Vgl. über die Entstehung dieses Werkes und den Antheil, den die einzelnen Mitarbeiter daran hatten, Campe's Vorr. zum ersten Bd. S. VI fg.

wollte er dem engherzigen Begriff Adelung's von der „hochdeutſchen Mundart", wie wir ihn im vorigen Buch geſchildert haben, einen umfaſſenderen entgegenſtellen [1]). Er nimmt deshalb eine Menge von Wörtern auf, denen Adelung das Bürgerrecht verſagt hatte; und da Campe und ſeine Mitarbeiter auch ſonſt fleißig nachſammeln, ſo bieten ſie mehr als doppelt ſo viele Wörter als Adelung. Zweitens aber geht Campe's Beſtreben darauf, die deutſche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen. Mit einer Abhandlung über dieſen Gegenſtand gewinnt er einen von der Berliner Akademie ausgeſetzten Preis [2]). Seine Grundſätze ſind trotz aller Uebertreibungen doch verſtändiger als die ſo mancher anderer Puriſten, und wenn es ihm auch an Tiefe und Gründlichkeit fehlt, ſo trifft ſein nüchterner Verſtand doch öfters das Richtige. Wie Campe, ſo gieng Joh. Heinrich Voß damit um, Adelung's Wörterbuch durch ein beſſeres zu erſetzen. Seine ausführliche Beurtheilung Adelung's (1804) [3]) trifft die ſchwachen Seiten desſelben mit ſchneidender Schärfe, verkennt aber deſſen wirkliche Verdienſte. Weit tiefer griff Voß ein auf dem Gebiet der deutſchen Metrik durch ſeine 1802 erſchienene „Zeitmeſſung der deutſchen Sprache", worin er die Grundſätze darlegte, nach denen er ſelbſt den deutſchen Vers behandelte. Unter den lexikaliſchen Arbeiten dieſes Zeitraums erwähnen wir noch Theodor Heinſius „Volksthümliches Wörterbuch der deutſchen Sprache für die Geſchäfts- und Leſewelt" (1818 — 1822). Das Gebiet der deutſchen Synonymik erhielt in unſerer Periode eine werthvolle Bereicherung durch Joh. Auguſt Eberhard's (geb. zu Halberſtadt 1739, 1778 Prof. der Philoſophie zu Halle, geſt. den 6. Jan. 1809) [4]) „Verſuch einer allgemeinen deut-

1) Vgl. die angeführte Vorrede, und die Abhandlung Campe's: „Was iſt Hochdeutſch?" in den Beiträgen, Erſtes Stück, 1795, S. 145. — 2) Die Abhandlung iſt (theilweiſe und mit einigen Veränderungen) wieder abgedruckt vor Campe's Wörterbuch — zur Verdeutſchung u. ſ. w. — 3) In der Jen. Lit.-Zeitung 1804, Nr. 24 — 40. Vgl. Adelung's Gegenerklärung in der Leipziger Lit.-Zeitung 1804, Intelligenzbl. Stück 15. — 4) Jördens, Lexikon VI, 30 fg.

schen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart" (1795—1802). Eine Ergänzung dieses Werks lieferte (1818—21) Ehrenreich Maaß (Prof. in Halle, † 1823).

Einen besonderen Eifer wendet man in dieser Zeit der „Reinigung und Verbesserung der deutschen Sprache" zu. Mit Kenntniß und Verstand schrieb K. W. Kolbe (geb. zu Berlin 1757, den größten Theil seiner Lebenszeit in Dessau, gest. den 13. Jan. 1835) [3]) „Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlage zur Poesie" (1806), und „Ueber Wortmengerei" (1809). Mit rührendem Eifer, aber unglaublicher Verkennung seines Gegenstandes müht sich Christian Hinrich Wolke für das Beste seiner „herlichen Muttersprache" und „seines geliebten Vatervolkes" ab. Geboren zu Jever im J. 1741, wurde er 1774 Basedow's rechte Hand bei Errichtung des bekannten Dessauer Philanthropins. Bis in sein hohes Lebensalter mit pädagogischen und sprachlichen Experimenten beschäftigt, starb er am 8. Jan. 1825 zu Berlin [2]). Sein Hauptwerk auf unserem Gebiet ist sein „Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen, — in jedem Jahre den Deutschschreibenden 10 000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5 000 000 verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen" (1812). Wir wollen hier nicht auf die zahllosen Sonderbarkeiten des Verfassers in Orthographie, Wortbildung und Verdeutschung eingehen, sondern nur seinen Grundgedanken hervorheben, weil er uns mehr, als irgend etwas, zeigt, was damals, — sieben Jahre vor dem Erscheinen von Grimm's Grammatik —, auf dem Gebiet der Sprachweisheit noch möglich war. Wolke ist nämlich alles Ernstes der Ansicht, daß ein einzelner „tatiger, kentnisvoller, mit Verstand, Sprach- und Schönsin begabter Man, Kenner der Deutschin, disen [den deutschen] Wortbau

1) Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1835, I, S. 66 fg. — 2) Ebend., Jahrg. 1825, S. 28 fg.

nach einerlei echtdeutschen, d. i. natur- und vernunftgemäsen Formen vorzunemen und ſeine Wortgebilde aufzuſtellen" habe. Dadurch „bereitet er das Mittel, unſre — von gants Unwissenden begründete, von Unkundigen meisſterloſ zuſammengeflikte, nach einem dunkeln Gefühl geſchaffene Sprache zu einem mit ſich übereinſtimmigen, widerſpruchloſen Kunsſtwerke zu machen, gar nicht, um diſe von Einem erleuchteten Verſtande erzeugte und zur Widergeburt beförderte Sprache gleich einzufüren, ſondern ſi nur als Muster zur freien, almäligen Nachamung für die Zeitgenossen und ire Nachkommen aufzuſtellen. Dis Werk, weltbauähnlich, da Ein Verſtand es, wi in Einem Gus, erſchuf, wird ſich nur durch neue Vorteile, Schönheiten und Volkommenheiten ſehr merklich von der Sprache unterſcheiden, welche bis dahin der unkundige und ſteiffſinnige Vielkopf gröſtteils zuſammengeſtükt hat" [1]). Mit mehr Kenntniß der deutſchen Sprache, als Wolke, aber doch auch mit wunderlichen Vorausſetzungen wollte Radlof ſich der Verbeſſerung unſerer Sprache annehmen in ſeinen „Trefflichkeiten der ſüdteutſchen Mundarten zur Verſchönerung und Bereicherung der Schrift Sprache" [2]) (1811).

Die grammatiſche Bearbeitung der neuhochdeutſchen Schriftſprache fand auch in unſerer Periode (1797—1819) zahlreiche Vertreter. Den Anlaß zur Herausgabe deutſcher Grammatiken gab jetzt, wie früherhin, das Bedürfniß des Unterrichts. Eine deutſche Regierung, die bayeriſche, fühlte dies Bedürfniß ſo lebhaft, daß ſie ihm (1807) durch Ausſetzung eines namhaften Preiſes für eine den Anforderungen der Gegenwart entſprechende deutſche Grammatik abzuhelfen ſuchte [3]). Aber ihre Abſicht blieb unerfüllt [4]). Unter den deutſchen Grammatikern jener Zeit nennen wir Theodor Heinſius (in Berlin), Joſ. Wismayr (in München), Georg Mich. Roth

1) Wolke, Anleit, 1812, S. 181. — 2) Vgl. z. B. S. 91 fg. — 3) S. das Ausſchreiben in der Halliſchen Lit. Zeitung 1807, Intelligenzbl. Num. 78. — 4) Vgl. über den Verlauf dieſer ganzen Angelegenheit Radlof, Ausführliche Schreibungslehre, Frankf. a. M. 1820, Vorr. — Auf dieſen Vorgang bezieht ſich Grimm, Gramm. I, (1) Vorr. S. XII.

(in Frankfurt am Main), Georg Reinbeck (aus Berlin, ſpäter in Stuttgart), Heinr. Bauer (in Potsdam), Wilh. Harniſch (in Breslau), Phil. Steinheil (in Stuttgart), endlich Joh. Chriſtian Auguſt Heyſe (in Magdeburg). Alle dieſe Grammatiker hatten ihren zum Theil weit ausgebreiteten Wirkungskreis. Aber nur der zuletzt genannte, nämlich Heyſe, erreichte einen ähnlichen Einfluß, wie vor ihm Adelung. Wir werden deshalb im folgenden Buch auf ihn zurückkommen. Hier bemerken wir nur noch, daß gerade für die neuhochdeutſche Grammatik von beſonderer Wichtigkeit der „frankfurtiſche Gelehrtenverein für deutſche Sprache" wurde, den der ſcharfſinnige und verdiente Georg Friedr. Grotefend (geb. zu Münden 1775, 1803 am Gymnaſium zu Frankfurt am Main angeſtellt, 1821 Director des Lyceums zu Hannover [1]), geſt. den 15. Dec. 1853) [2] im J. 1817 gründete [3]).

Wie die Schriftſprache, ſo fanden auch die deutſchen Mundarten in unſerem Zeitraum nicht wenige Bearbeiter. Die mundartliche Poeſie nahm gerade in jener Zeit einen neuen Aufſchwung durch Joh. Heinr. Voß' plattdeutſche und Peter Hebel's allemanniſche Gedichte (1803). Neben ihnen könnten außer dem Nürnberger Grübel († 1809) noch eine Reihe Anderer genannt werden, die ſich in den verſchiedenen deutſchen Mundarten dichteriſch verſuchten. Aber wir ſchreiben hier nicht die Geſchichte der mundartlichen Dichtung, ſondern die der mundartlichen Forſchung. Doch geht gerade auf dieſem Gebiet öfters Beides Hand in Hand. Unter den vielen Beiträgen zur Kenntniß der deutſchen Mundarten, die theils als ſelbſtändige Werke, theils in Zeitſchriften erſchienen, heben wir hervor Franz Joſ. Stalder's Verſuch eines ſchweizeriſchen Idiotikons (1812) und deſſen Schweizeriſche Dialektologie (1819), Joh. Friedr. Schütze's (geb. zu Altona 1758, geſt. 1810) holſteiniſches Idiotikon (1800—1806) und Matthias Höfer's Volksſprache in Oeſterreich (1800) und Etymologiſches Wörterbuch der in

1) Converſations-Lex. der Gegenwart, Bd. II, Leipz. Brockhaus 1839, S. 564 fg. — 2) Brockhauſ. Conv.-Lex. (11) VII, 457. — 3) Vgl. Abhandlungen des frankf. Gelehrtenvereins u. ſ. f. Erſtes Stück, 1818.

Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oesterreich üblichen Mundart (1815). Versuche, einen Ueberblick über sämmtliche deutsche Mundarten zu gewinnen, wurden gemacht von Severin Vater, im Anschluß an Adelung's Mithridates, in seinen Proben deutscher Volksmundarten (1816) und von Joh. Gottlieb Radlof in den „Sprachen der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten dargestellt und erläutert durch die Gleichniss-Reden vom Säemanne und dem verlorenen Sohne" (1817), denen er dann später (1821) noch einen Musterſaal aller deutschen Mundarten folgen ließ.

Siebentes Kapitel.

Rückblick.

Wir haben gesehen, wie gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts die Romantiker den Blick in unsre Vergangenheit wieder öffneten. Wir haben das große Verdienst, das die Romantiker sich dadurch erwarben, rühmend anerkannt, zugleich aber auf die Gefahren hingewiesen, die mit einer solchen Verherrlichung des Mittelalters, wie wir sie bei den Romantikern finden, unausweichlich verbunden waren. Wir haben dann aber weiter gesehen, wie die deutsche Philologie, obwohl auf dem Boden der Romantik erwachsen, doch das Krankhafte dieser Richtung mehr und mehr abstreifte, indem sie ihre Neigung nicht dem Mittelalter, sondern dem Deutschen aller Zeiträume zuwandte. Nichts führt uns diesen Unterschied so klar vor Augen, als die Stellung, die unser größter Dichter einerseits zu den Romantikern und andrerseits zu unsrer gewaltigsten altdeutschen Dichtung einnahm. Wir erinnern uns, wie Goethe gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts sich einer ausschließlichen Vergötterung des Griechenthums in die Arme warf. Aber ein Geist von so gesunder und unerschöpflicher Naturkraft konnte in dieser erkünstelten Einseitigkeit nicht verharren. Wohl blieben ihm die Griechen in Kunst und Poesie das Höchste, und wer wollte dem, richtig verstanden, widersprechen? Aber sein Blick erweiterte sich auch wieder für die Schöpfungen anderer Völker. Zwar das krankhafte Katholisieren der Romantiker widerte ihn an.

Wohl aber erkannte sein ungetrübter Blick das Tüchtige und Gesunde in unsrer altdeutschen Heldendichtung. Im Jahr 1807 beschäftigt sich Goethe eingehend mit dem Nibelungenlied; er liest es einem Kreis edler Damen aus dem Grundtext improvisierend in neuhochdeutscher Sprache vor [1]). Seit dieser Zeit hat ihn das Interesse an „unsern herrlichen Nibelungen“ [2]) nicht mehr verlassen, wenn er auch nachdrücklich vor einer Vergleichung mit der Ilias warnt [2]). Und noch im hohen Greisenalter (1829) thut er den Ausspruch: „Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig“ [3]).

Die Niederwerfung Deutschlands durch die Franzosen gab dem Studium unserer alten Sprache und Literatur eine erhöhte Bedeutung. Man wendete sich den Zeiten zu, in denen Deutschland groß und herrlich gewesen war, um von dort Trost für das Elend der Gegenwart und Stärkung für das Ringen nach einer besseren Zukunft zu gewinnen. Dies ist der Geist, von dem wir die deutschen Patrioten in den Jahren 1806 bis 14 erfüllt sehen. Auch begann man schon zu ahnen, welchen Schatz für die Bildung der deutschen Jugend wir in unsrer alten Dichtung besitzen [4]).

---

1) Goethe Annalen, 1807, Wke. 1840, Bd. 27, S. 249. Vgl. eb. S. 267, und Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, Thl. I, Leipz. 1851, S. 338 fg. — 2) Goethe, Noten u. s. w. zum West-östlichen Divan (1819), Wke 1840, Bd. 4, S. 232. — 3) Eckermann, Gespraeche mit Goethe, (2) II, S. 92. Vgl. auch Goethe, über Simrock's Uebers. des Nib., in den Wken 1840, Bd. 32, S. 273 fg. — 4) Vgl. die oben (S. 327) angeführte Aeußerung A. W. Schlegel's. — Dann F. A. Gotthold (in Küstrin) in der Neuen berlinischen Monatschrift, 1809, Jan. S. 52 fg. — K. Besseldt, Oberlehrer am Gymnas. zu Tilsit, Von dem Verhältniß altdeutscher Dichtungen zur volksthümlichen Erziehung, Königsberg 1814. — Ueber Evers in Aarau vgl. Gräter's Idunna und Hermode, Anz. 26. Sept. 1812. — Ueber Gotth. Heinr. Schubert in Nürnberg s. dessen Selbstbiographie II, 1 (1855), S. 326 fg. — Hier erwähnen wir auch, daß einer der gründlichsten Kenner des griechischen und römischen Alterthums, K. W. Göttling, sich als ein begeisterter Verehrer des Nibelungenlieds aussprach. (Ueber das Geschichtliche im Nibelungenliede. Von K. W. Götting, Rudolstadt 1814, S. 5 fg. S. 48 fg.).

Das warme, aber zum Theil noch dunkle Streben, sich der deutschen Vergangenheit geistig zu bemächtigen, entwickelte sich allmählich immer mehr zu einer echt wissenschaftlichen Erforschung unseres Alterthums. Aus der geistvollen Wiederentdeckung unsrer mittelalterlichen Kunst, wie wir sie bei den Häuptern der Romantik finden, bilden sich die Bestrebungen der Brüder Boisserée für Geschichte der deutschen Mahlerei und der deutschen Baukunst heraus, und diese Bestrebungen haben wieder die bedeutungsvollste Rückwirkung auf die Gründung der neuen deutschen Kunst durch Cornelius.

Wie die seitdem nicht rastenden und zu immer größerer Vollkommenheit fortgeschrittenen Arbeiten auf dem Gebiet der deutschen Kunstgeschichte in jener Zeit ihren Ursprung haben, so wurde in den letzten Jahren unserer Periode ein neuer Eifer für die Erforschung unserer politischen Geschichte erweckt. Der größte deutsche Staatsmann, der die Grundlagen zum Wiederaufbau Preußens gelegt hatte, der Freiherr vom Stein, wurde auch der Neugründer unserer deutschen Geschichtsforschung, indem er (1816 fg.) mit seiner unerschütterlichen Thatkraft die Sammlung der deutschen Geschichtsquellen betrieb, die als Monumenta Germaniae historica unter G. H. Pertz' einsichtsvoller Leitung das Fundament der deutschen Geschichtsforschung geworden sind. Gleichzeitig aber nahm das Studium des deutschen Rechts und seiner Geschichte durch K. F. Eichhorn einen neuen Aufschwung.

In diesem Zusammenhang müssen wir die Arbeiten der Brüder Grimm in den Jahren 1806 bis 19 betrachten. Sie nehmen eine der ersten Stellen ein in der Wiedererkennung des deutschen Alterthums. Noch aber fehlt ihnen der streng wissenschaftliche Boden. Lachmann, Bopp und Rask arbeiten, jeder in seiner Weise, auf dessen Gewinnung hin. Ihn in seinem ganzen Umfang zu gewinnen und dadurch der germanischen Philologie für immer ihre Stellung im Kreise der Wissenschaften zu sichern, war dem Werke bestimmt, zu dessen Schilderung wir nun übergehen: Jacob Grimm's deutscher Grammatik.

Viertes Buch.

Die germaniſche Philologie vom Erſcheinen von Grimm's Grammatik bis zur Gegenwart. 1819 bis 1869.

Erſtes Kapitel.

Die Brüder Grimm 1819 bis 1840.

1. Leben der Brüder Grimm 1819 bis 1840.

Das Werk, das die neue Periode begründete, deren Geſchichte wir in dieſem Buche ſchreiben wollen, war J. Grimm's deutſche Grammatik. Ehe wir aber an die Darſtellung dieſes epochemachenden Werkes gehen, müſſen wir zuvor das Leben der beiden Brüder während dieſer ihrer fruchtbarſten Periode mit einigen Worten ſchildern. Wir haben ſie im vorigen Buch verlaſſen, nachdem Wilhelm Grimm 1814 Secretär an der Bibliothek zu Kaſſel, Jacob 1816 zweiter Bibliothekar an derſelben Anſtalt geworden war. So lebten ſie eine Reihe von Jahren in ſehr beſcheidenen Verhältniſſen ein ſtilles, dem Dienſt der Wiſſenſchaft geweihtes Leben. Wilhelm gründete (1825) einen ſchönen und beglückten Hausſtand durch ſeine Verheirathung mit Dorothea Wild, der Tochter des Apothekers Rudolf Wild in Kaſſel [1]). Jacob hatte

1) Herman Grimm, der geiſtreiche Verfaſſer von Michelangelo's Leben, iſt das älteſte von W. Grimm's drei Kindern.

600 Thaler Beſoldung, Wilhelm 300; die warfen ſie zuſammen und lebten davon [1]). Jetzt, wie von Jugend auf, ſtanden die beiden in „brüderlicher Gütergemeinſchaft; Geld, Bücher und angelegte Collectaneen gehörten ihnen zuſammen“ [2]). Dieſem eingezogenen Forſcherleben entſprang J. Grimm's gewaltigſtes Werk. Im J. 1819 erſchien der erſte Band der deutſchen Grammatik, 1822 deſſen gänzlich umgearbeitete neue Ausgabe, 1826 der zweite, 1831 der dritte, 1837 der vierte Band; dazwiſchen 1828 die deutſchen Rechtsalterthümer, 1835 die deutſche Mythologie. Auch Wilhelm's Hauptwerk: Die deutſche Heldenſage (1829) gehört dieſer Periode an. Und unter welchen äußeren Verhältniſſen ſind dieſe bahnbrechenden Werke entſtanden! Nach dem Tode des Kurfürſten Wilhelm I. (1821) wurde die Bibliothek unter den Befehl des Oberhofmarſchallamts geſtellt, und dieſe Behörde kam auf den Einfall, zum Behuf einer nothwendigen Controlle müſſe ihr binnen kurzer Zeit eine Abſchrift des geſammten Katalogs eingereicht werden. So mußten J. und W. Grimm in der Blüthe ihrer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit anderthalb Jahre lang die edelſten Stunden auf dieſe gänzlich unnütze Abſchrift verwenden. Denn „Schreiber waren keine da“ [3]). „Und doch lebe ich getroſt und vergnügt“, ſchreibt J. Grimm in jener Zeit ermuthigend an Hoffmann von Fallersleben. „Mein Stübchen iſt wohl noch enger als Ihres; der Stühle habe ich nur drei (zwei überflüſſig); ſtörender Arbeiten die Laſt liegt auf mir.“ „Es ſcheint heute“, ſo fügt er in einer Nachſchrift bei, „eine milde Frühlingsſonne, und Gott iſt ſo gut; ſein Sie auch von dieſem Frühling an heiter und zufrieden; man kann ſich dran gewöhnen, und das iſt eine der ſchönſten Gewohnheiten“ [4]). Endlich aber trieb man die ſchnöde Zurückſetzung dieſer unvergleichlichen Männer ſo weit, daß auch die unzerſtörbarſte Geduld reißen mußte. Als im J. 1829 der erſte Bibliothekar ſtarb, ließ man J. Grimm, der

1) Jac. Grimm's Brief an Hoffmann von Fallersleben vom 6. März 1826 in Pfeiffer's Germania XI, 500. — 2) J. Grimm, Selbſtbiogr., bei Juſti S. 163. — 3) J. Grimm an Hoffmann a. a. O. S. 499. — 4) Ebend. S. 500.

ſeit 23 Jahren im Dienſt war, nicht in deſſen Stelle vorrücken, ſondern man ſchob einen andern ein. In demſelben Jahr noch erhielten die Brüder einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen, und ſo ſchwer ihnen der Abſchied von ihrer heſſiſchen Heimath wurde, folgten ſie dem Ruf und traten Neujahr 1830 ihre Göttinger Stellen an, Jacob als ordentlicher Profeſſor und Bibliothekar, Wilhelm als Unterbibliothekar [1]).

Das Leben in Göttingen ſtellte den Brüdern eine neue Aufgabe. Sie ſollten als Lehrer auftreten, was ſie bis dahin noch nie gethan hatten und was ſo ſpät erſt begonnen, ſelten zu gelingen pflegt. Aber die unvergleichliche Beherrſchung ihres Stoffs, die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit in der Erfüllung ihres Berufs und die warme Liebe zu ihrer Wiſſenſchaft und zur akademiſchen Jugend ließ ſie dieſe Hinderniſſe überwinden. Jacob las über deutſche Grammatik, über deutſche Rechtsalterthümer, über deutſche Literaturgeſchichte, über die Germania des Tacitus, eine Vorleſung, die zugleich die Grundzüge der deutſchen Rechtsalterthümer und der deutſchen Mythologie umfaßte. Es war ein überwältigendes Gefühl, hier den Meiſter des Fachs ſeine großen Entdeckungen in anſpruchloſeſter Form, aber mit der Unmittelbarkeit des Selbſtdurchlebten vortragen zu hören. Wilhelm las über mittelhochdeutſche Dichtungen. Leider war er durch zunehmende Kränklichkeit, die ſich einigemal bis zu ſchwerer Gefahr ſteigerte, öfters verhindert, die angekündigten Vorleſungen zu halten. Obwohl durch das doppelte Amt, an der Bibliothek und auf dem Katheder, ſehr in Anſpruch genommen, behielten die Brüder doch Zeit genug übrig, um an ihren wiſſenſchaftlichen Unternehmungen fortzuarbeiten. Mehrere ihrer hauptſächlichſten Werke kamen in Göttingen zu Stande: Von J. Grimm der dritte und vierte Band der Grammatik, die deutſche Mythologie (1835) und der Reinhart Fuchs (1834), von Wilhelm die Ausgabe des Freidank (1834). So lebten die Brüder in der Fülle der ausgiebigſten Arbeit und im angenehmſten und gewinnreichſten Verkehr mit Collegen wie Benecke, Dahlmann, Otfrid

1) J. Grimm's Selbſtbiogr., bei Juſti S. 161.

Müller, Gervinus, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das dieſem ganzen ſchönen Daſein und zugleich der Blüthe der Univerſität Göttingen ein Ende machte. Als König Ernſt Auguſt den hannöveriſchen Thron beſtieg, erklärte er durch Patent vom 1. Nov. 1837 das Staatsgrundgeſetz des Landes für aufgehoben. Dieſem Rechtsbruch gegenüber fühlten die Brüder Grimm ſich durch ihr Gewiſſen gedrungen, im Verein mit ihren Collegen Dahlmann, Gervinus, Ewald, W. Weber und Albrecht eine ernſte, aber ehrerbietige Eingabe an das Curatorium der Univerſität zu richten, worin ſie erklärten, daß ſie ſich durch ihren auf das Staatsgrundgeſetz geleiſteten Eid fortwährend verpflichtet halten müßten [1]). Die Folge war, daß jene ſieben ausgezeichneten Gelehrten ſofort ohne Urtheil und Recht ihrer Stellen entſetzt und drei von ihnen: Dahlmann, J. Grimm und Gervinus, weil ſie ihre Erklärung auch Anderen mitgetheilt hatten, geboten wurde, binnen drei Tagen die Univerſität und das Königreich zu verlaſſen [2]). J. Grimm hat uns von ſeiner Abſetzung und Verbannung eine ergreifende Schilderung gegeben [3]). Sie läßt uns einen tiefen Blick thun in das herrliche Gemüth und den mannhaften Charakter des großen Gelehrten. Grimm war kein Politiker, aber ein deutſcher Mann im vollen ſchönſten Sinn des Wortes. „Mein Leben, ſagt er, inſoweit ſeine Schickſale von meiner Gemüthsart und Geſinnung abhängen, würde ſtill und ungefährdet in unabläſſigem Dienſte der Wiſſenſchaft verfloſſen ſein.“ „Was iſt es denn für ein Ereigniß, das an die abgelegene Kammer meiner einförmigen und harmloſen Beſchäftigungen ſchlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogene, unbeleidigende Exiſtenz beeinträchtigt, geleidigt und verletzt werden könnte? Der Grund iſt, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zuthun, mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat,

1) Zur Verſtändigung von Dahlmann, Baſel 1838, S. 35. — 2) Ebend. S. 71. — 3) Jacob Grimm über ſeine Entlaſſung, Baſel 1838. Wieder abgedruckt in: Kleinere Schriften von J. Grimm, Bd. I, (1864), S. 25—52.

das zu thun, was ich ohne Meineid nicht thun konnte, nicht zauderte, der Stimme meines Gewiſſens zu folgen.“ „Die Welt iſt voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, ſobald ſie aber handeln ſollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden und zurückweichen.“ „Ich ſehe das kalte Lächeln derer, die ſich die Klugen nennen“; — „habe ich doch ſelbſt ſagen hören, ein Eid in politiſchen Dingen bedeute nicht viel, oder auch, der aufgelegte Eid binde eben nicht, man erfülle ihn ſo weit man Luſt habe. Gut, denkt der Eine, daß ſich Veranlaſſung findet, eine liberale Verfaſſung umzuwerfen, wenn es gelingt, ſo heiligt der Zweck die Mittel; wir haben ein höheres Recht, das die Rechte des Machwerks nicht zu achten braucht. Was kümmert mich die Politik, meint der Andere, wenn ſie mich in meiner Behaglichkeit oder in meinen gelehrten Arbeiten ſtört. Aber ſo ſehr iſt die Religioſität nicht verſchwunden, daß nicht Viele, die etwas Höheres als weltliche Klugheit kennen, die volle Schwere des Grundes mit mir im tiefſten Herzen empfinden. Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewiſſen haben.“

So kehrte Jacob Grimm im December 1837, ohne Richterſpruch aus dem Lande verbannt, dem er mit voller Hingabe gedient hatte, in die alte heſſiſche Heimath nach Kaſſel zurück. Wilhelm folgte einige Zeit ſpäter mit ſeiner Familie nach; und ſo lebten nun die Brüder, wenn auch unter ganz anderen Verhältniſſen, wieder mehrere Jahre in der Hauptſtadt ihres engeren Vaterlandes.

2. Jacob Grimm's Arbeiten von 1819 bis 1840.

1. Die deutſche Grammatik.

Als Jacob Grimm ſein dreißigſtes Lebensjahr überſchritt, konnte er bereits auf eine Reihe bedeutender, ja zum Theil epochemachender Leiſtungen zurückblicken. Er zählte unter die anerkannteſten Meiſter der deutſchen Sprach- und Alterthumsforſchung. Aber während im gewöhnlichen Verlauf der Menſch nach Erreichung dieſes Zieles auf dem Wege zu verharren pflegt, den er bis dahin mit Glück und Beifall eingehalten hat, ſehen wir in Jacob Grimm eine der

ſeltenen und großartigen Erſcheinungen, daß ein ſchon berühmter Schriftſteller die Mängel ſeines ganzen bisherigen Treibens durchſchaut und, wie von vorne anfangend, ſich eine neue Bahn bricht. Schon während der früheren Periode hatte Grimm ſich eifrig auch mit Sprachſtudien beſchäftigt, ja er hatte ſchon ſo manche ſchöne Beobachtung auf dieſem Gebiete gemacht. Aber dies alles blieb vereinzelt und ohne Zuſammenhang und konnte deshalb keinen feſten Halt bieten gegen die willkürliche Behandlung des Uebrigen [1]). Da erkannte Grimm, daß hier der Punkt ſei, von dem aus der ganzen germaniſchen Alterthumsforſchung eine feſte wiſſenſchaftliche Grundlage geſchaffen werden müſſe. Der Gedanke, daß hier von Seite der deutſchen Gelehrten etwas nachzuholen ſei, ſtand zwar nicht vereinzelt. Während nach anderen Seiten hin, für Herausgabe altdeutſcher Quellen und die lexikaliſche Bearbeitung älterer germaniſcher Sprachen, die Deutſchen ſich neben die übrigen Völker ſtellen durften, hatten ſie die grammatiſche Erforſchung der älteren germaniſchen Sprachen faſt ganz verabſäumt. Sie hatten nichts aufzuweiſen, was ſich auch nur entfernt mit den Leiſtungen von Hickes, Ten Kate oder Raſk hätte vergleichen laſſen. Es war deshalb natürlich, daß in den Männern, die ſich mit neuer Liebe der altdeutſchen Literatur zuwandten, das Verlangen nach einer grammatiſchen Bearbeitung der älteren germaniſchen Sprachen ſich regte. Aber was auf dieſem Gebiet vor Grimm in Deutſchland wirklich geleiſtet wurde, war, abgeſehen von manchen nur beiläufig gemachten guten Beobachtungen [2]), völlig unbedeutend. So im achtzehnten Jahrhundert Fulda's und Michaeler's, im neunzehnten Steinheil's (1812) [3]), Mone's (1816) [4]) und J. W. Pfaff's (1817) [5]) Anläufe. Aber

1) S. oben den Rückblick auf Grimm's erſte Periode S. 446 fg. — 2) Vgl. das oben S. 461 über Lachmann Geſagte. — 3) Lehrgebäude der deutſchen Sprache, mit einer Geſchichte dieſer Sprache überhaupt, und jedes Redetheiles insbeſondere, von F. C. P. von Steinheil, Prof. am kgl. Gymnaſium zu Stuttg. Stuttg. 1812. — 4) Franc. Jos. Mone, De emendanda ratione grammaticae Germanicae libellus. Heidelbergae 1816. — 5) Allgemeine Umriſſe der germaniſchen Sprachen. Von J. W. Pfaff, Prof. in Nürnberg. Nürnb. 1817.

nachdem die Deutſchen ſo lange zurückgeblieben, traten ſie nun plötzlich an die Spitze der Forſchung, als im Jahr 1819 zu Göttingen erſchien: Deutſche Grammatik. Von Jacob Grimm. Erſter Theil.

J. Grimm erfaßte ſeinen Gegenſtand mit einem Ernſt und einer Gründlichkeit, wie er bis dahin noch nie behandelt worden war. In Savigny's „Lehre, ſagt er in der köſtlichen Zueignung an dieſen ſeinen großen Meiſter, lernte ich ahnen und begreifen, was es heiße, etwas ſtudieren zu wollen, ſei es die Rechtswiſſenſchaft oder eine andere" [1]). So fern die Stoffe der beiden großen Gelehrten: römiſches Recht und deutſche Grammatik, ſich zu ſtehen ſcheinen, und ſo grundverſchieden ihre Naturen waren, ſo nahe berühren ſie ſich in der Art, wie ſie ihren Gegenſtand auffaſſen. „Meine bisherigen Arbeiten, ſagt Grimm in der angeführten Widmung an Savigny, von denen Sie ſtets unterrichtet geweſen ſind und an welchen Sie immer Antheil genommen haben, ſchienen mir doch zu gering ausgefallen, oder bloße Sammlung roher Stoffe, deren Wichtigkeit künftig einmal gezeigt werden kann, zu wenig mein eigen, als daß ich ſie zu einem Maßſtab meiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit hätte brauchen dürfen. Ich ſchlage auch gegenwärtiges Buch, deſſen Mängel nicht verborgen bleiben werden, nur etwas höher an, weil es mich größeren Fleiß gekoſtet hat, und weil ihm ein gewiſſes Verdienſt nicht entgehn kann, inſofern in einem ungebauten Feld es zugleich leichter und ſchwerer iſt, Entdeckungen zu machen. Man nimmt mit der erſten, halbwilden Frucht vorlieb, da ſie an der Stätte, woher ſie kommt, nicht erwartet wurde, aber ihr wohl die Mühſeligkeit des unbefahrenen Weges anzuſehen iſt, auf dem ich ſie einbringe. Sollte es hiermit auch anders ſtehen, ſo verſehe ich mich doch zum voraus, daß Sie meinem Verſuch, von dieſer Seite her in unſer deutſches Alterthum Bahn zu brechen, ſein Recht geſchehen laſſen, und den Ge-

1) An — Savigny S. III der erſten Ausgabe des erſten Bandes von Grimm's Gramm. In der zweiten Ausg. fehlt dieſe Widmung, in die dritte iſt ſie wieder aufgenommen.

danken billigen werden, einmal aufzuſtellen, wie auch in der Grammatik die Unverletzlichkeit und Nothwendigkeit der Geſchichte anerkannt werden müſſe“ [1]). Nicht die Sprache zu meiſtern, ſondern durch gewiſſenhaftes Studium und liebevolle Hingabe ihrem geheimnißvollen geſchichtlichen Gang auf die Spur zu kommen, iſt die Aufgabe, die Grimm ſich ſtellt. „Seit man die deutſche Sprache grammatiſch zu behandeln angefangen hat, beginnt er die Vorrede ſeines Werkes, ſind zwar ſchon bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher und von Adelung an bis auf heute eine noch faſt größere darüber erſchienen. Da ich nicht in dieſe Reihe, ſondern ganz aus ihr heraustreten will, ſo muß ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutſcher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gutgeheißenen für verwerflich, ja für thöricht halte. Man pflegt allmählich in allen Schulen aus dieſen Werken Unterricht zu ertheilen und ſie ſelbſt Erwachſenen zur Bildung und Entwicklung ihrer Sprachfertigkeit anzurathen. Eine unſägliche Pedanterei, die es Mühe koſten würde, einem wieder auferſtandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen“ [2]). „Den geheimen Schaden, den dieſer Unterricht, wie alles Ueberflüſſige, nach ſich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anders, als daß dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern geſtört und eine herrliche Anſtalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und ſie in dem Befang des elterlichen Hauſes zu Macht kommen laſſen will, verkannt werde. Die Sprache gleich allem Natürlichen und Sittlichen iſt ein unvermerktes, unbewußtes Geheimniß, welches ſich in der Jugend einpflanzt und unſere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländiſchen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen beſtimmt; auf dieſem Eindruck beruht jenes unvertilgliche, ſehnſüchtige Gefühl, das jeden Menſchen befällt, dem in der Fremde ſeine Sprache und Mundart zu Ohren ſchallt.“ „Sind aber dieſe Sprachlehren ſelbſt Täuſchung und Irrthum, ſo iſt der Beweis

1) Ebend. S. III fg. — 2) Grimm, Gramm. I (1), Vorr. S. IX.

ſchon geführt, welche Frucht ſie in unſeren Schulen bringen und wie ſie die von ſelbſt treibenden Knoſpen abſtoßen ſtatt zu erſchließen. Wichtig und unbeſtreitbar iſt hier auch die von Vielen gemachte Beobachtung, daß Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu ſetzen und natürlicher zu wählen verſtehen, weil ſie ſich mehr nach dem kommenden inneren Bedürfniß bilden, die Bildſamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Geiſtesfortſchritt überhaupt ſich von ſelbſt einfindet und gewiß nicht ausbleibt. Jeder Deutſche, der ſein Deutſch ſchlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf ſich, nach dem treffenden Ausdruck eines Franzoſen, eine ſelbſteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeiſterregeln fahren laſſen“ [1]). „Vor ſechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutſchen Sprache gewußt, d. h. täglich ausgeübt, von denen ſich die beſten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen laſſen; in den Dichtungen eines Wolfram's von Eſchenbach, eines Hartmann's von Aue, die weder von Declination, noch von Conjugation je gehört haben, vielleicht nicht einmal leſen und ſchreiben konnten, ſind noch Unterſchiede beim Subſtantivum und Verbum mit ſolcher Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Setzung befolgt, die wir erſt nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entdecken müſſen, aber nimmer zurückführen dürfen, denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang“ [2]). Wir können aber dieſen Gang nirgends in ſolchem Umfang beobachten wie am Deutſchen. Denn „kein Volk auf Erden hat eine ſolche Geſchichte für ſeine Sprache, wie das deutſche. Zweitauſend Jahre reichen die Quellen zurück in ſeine Vergangenheit, in dieſen zweitauſenden iſt kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal“ [3]). „Das grammatiſche Studium kann kein anderes, als ein ſtreng wiſſenſchaftliches, und zwar der verſchiedenen Richtung nach entweder ein philoſophiſches, kritiſches oder hiſtoriſches ſein“ [4]). „Von dem Gedanken, eine hiſtoriſche

1) Ebend. S. X fg. — 2) Ebend. S. X. — 3) Ebend. S. XVII. — 4) Ebend. S. XI.

Grammatik der deutſchen Sprache zu unternehmen, ſollte ſie auch als erſter Verſuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei ſorgſamem Leſen altdeutſcher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beſchaffenheit unſerer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieſer trümmerhaft und gleichſam verſteint ſtehen geblieben, wurden mir allmählich deutlich und die Uebergänge gelöſt, wenn das Neue ſich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten ſich die überraſchendſten Aehnlichkeiten zwiſchen allen verſchwiſterten Mundarten und noch ganz überſehene Verhältniſſe ihrer Abweichungen. Dieſe fortſchreitende, unaufhörliche Verbindung bis in das Einzelnſte zu ergründen und darzuſtellen, ſchien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir ſo vollſtändig gedacht, daß was ich gegenwärtig zu leiſten vermag, weit dahinten bleibt" [1]). Die bisherigen Etymologen haben zu ſchnell gebaut. „Wird man ſparſamer und feſter die Verhältniſſe der einzelnen Sprachen ergründen und ſtufenweiſe zu allgemeineren Vergleichungen fortſchreiten, ſo iſt zu erwarten, daß bei der großen Menge unſern Forſchungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an Sicherheit, Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeſchichte ſtehen" [2]). Iſt erſt einmal die Geſchichte unſerer Sprache und Poeſie fruchtbarer entwickelt, ſo wird ſie ſelbſt auf die griechiſche und lateiniſche Gelehrſamkeit wohlthätigen Einfluß äußern [3]). Aber auch abgeſehen davon, und ohne „der ungeläugneten Trefflichkeit griechiſcher und ſonſt für klaſſiſch gehaltener Muſter" [4]) Abbruch thun zu wollen, müſſen wir in unſerer eigenen Vorzeit den uns am nächſten liegenden Gegenſtand erkennen. „Ich bin des feſten Glaubens, ſagt Grimm, ſelbſt wenn der Werth unſerer vaterländiſchen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte,

1) Ebend. S. XVII. — 2) Ebend. S. XII. — 3) Widmung an Savigny S. IV fg. — 4) Ebend. S. IV.

als wir ihn gerecht und beſcheiden vorausſetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntniß des Einheimiſchen unſer die würdigſte, die heilſamſte und aller ausländiſchen Wiſſenſchaft vorzuziehen wäre. Auf das Vaterland ſind wir von Natur gewieſen und nichts anderes vermögen wir mit unſern angeborenen Gaben in ſolcher Maße und ſo ſicher begreifen zu lernen“ [1]). „Die rechte Poeſie gleicht einem Menſchen, der ſich tauſendfältig freuen kann, wo er Laub und Gras wachſen, die Sonne auf- und niedergehen ſieht; die falſche einem, der in fremde Länder fährt und ſich an den Bergen der Schweiz, dem Himmel und Meer Italiens zu erheben wähnt; ſteht er nun mitten darin, ſo wird ſein Vergnügen vielleicht lange nicht reichen an das Maß des Daheimgebliebenen, dem ſein Apfelbaum im Hausgarten jährlich blüht und die Finken darauf ſchlagen“ [2]).

Daß Grimm den vollſtändigſten Gegenſatz gegen Adelung und deſſen Genoſſen bildet, brauchen wir nach den angeführten Stellen nicht weiter zu erörtern. Aber wir ſehen aus ihnen auch, worin der weſentliche, alles Einzelne überragende Unterſchied zwiſchen Grimm und den großen Sprachforſchern beſteht, die wir in früheren Abſchnitten geſchildert haben. Auch Raſk und Ten Kate ſind zwar nicht ohne Sinn für Poeſie. Aber die Poeſie tritt bei ihnen weit zurück hinter den Scharfſinn des Philologen. Grimm aber iſt bei allem Scharfſinn eine durch und durch poetiſche Natur. Die Poeſie iſt es, was ihn zuerſt und vor allem anzog. Von ihr aus kommt er zur Sprachforſchung. Was ihn in der erſten Periode ſeiner Thätigkeit ganz erfüllt hatte, das gibt er in der zweiten nicht auf, ſondern er nimmt es geläutert und vertieft in den ſtrengen Ernſt ſeiner Forſchung mit hinüber. Nur dann verſtehen wir Grimm und den großartigen Zuſammenhang, der alle ſeine Leiſtungen umſchließt, wenn wir uns erinnern, daß er das Wahre und Bleibende in den Beſtrebungen der Romantiker mit der Schärfe der wiſſenſchaftlichen Forſchung vereinigt hat.

Treten wir nun dem Inhalt des bahnbrechenden Werkes näher. Auf die Widmung an Savigny und die inhaltreiche Vorrede folgten

1) Ebend. — 2) Ebend. S. VIII.

in der erſten Ausgabe (1819) „Einige Hauptſätze, die ich aus der Geſchichte der deutſchen Sprache gelernt habe“ [1]; darauf eine „Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel“ [2]. Nachdem dann noch die für die Anführung der weſentlichſten Quellen gebrauchten Abkürzungen verzeichnet ſind, geht der Verfaſſer ſofort zur Darſtellung der Declinationen über. Er behandelt aber unter dem gemeinſamen Namen „Deutſch“ [3] folgende Sprachen: Gothiſch; Alt-Hochdeutſch, Alt-Niederdeutſch, [und zwar A.) Alt-Sächſiſch, B.) Angelſächſiſch]; Alt-Frieſiſch; Alt-Nordiſch; Mittel-Hochdeutſch; Mittel-Niederdeutſch, [und zwar A.) Mittel-Sächſiſch, B.) Mittel-Engliſch, C.) Mittel-Niederländiſch]; Neu-Nordiſch, [nämlich A.) Schwediſch, B.) Däniſch]; Neu-Hochdeutſch; Neu-Niederländiſch; Neu-Engliſch. Der Aufſtellung der Paradigmen, zum Theil mit reichlichen Quellenbelegen, folgt dann eine ausführliche „Erläuterung der deutſchen Declination des Subſtantivs“ [4]. In derſelben Art wird hierauf die Declination des Adjectivums, der Zahlwörter, der Eigennamen, des Pronomens durchgegangen [5]. Den zweiten Haupttheil bildet die Flexion des Verbums, die in derſelben Weiſe durch die verſchiedenen Sprachen mit hinzugefügten Erläuterungen durchgeführt wird, wie die Declination, nur daß hier noch zwei beſondere Abſchnitte hinzugefügt werden, nämlich erſtens „Vergleichungen aus fremden Sprachen“ [6], und zweitens „Vergleichung der Conjugation und Declination“ [7].

In wenigen Jahren war das Werk vergriffen, und ſchon 1822 erſchien eine zweite Ausgabe. In welchem Maß dieſe „zweite Ausgabe“ umgeſtaltet war, ſpricht Grimm gleich im Beginn der Vorrede aus. „Es hat kein langes Beſinnen gekoſtet, ſagt er, den erſten Aufſchuß meiner Grammatik mit Stumpf und Stiel, wie man ſagt, niederzumähen; ein zweites Kraut, dichter und feiner, iſt ſchnell nachgewachſen, Blüten und reifende Früchte läßt es viel-

1) Ebend. S. XXVI—XXXVII. — 2) S. XXXVIII—LXXIX. — 3) Vgl. J. Grimm's Vertheidigung dieſes Sprachgebrauchs in ſeinen Rechtsalterthümern Vorr. S. VII fg. — 4) S. 131—187. — 5) S. 188—401. — 6) S. 604—616. 644—650. — 7) S. 617—632.

leicht hoffen." In der That haben wir in dieſer „zweiten Ausgabe" großentheils ein ganz neues Werk vor uns. Ich übergehe hier alle übrigen Aenderungen und bemerke nur das Eine, daß dieſe zweite Ausgabe ein umfangreiches „Erſtes Buch. Von den Buchſtaben" (S. 1—595) dem „Zweiten Buch. Von den Wortbiegungen" vorausſchickt, und gerade dieſes erſte Buch, von dem in der früheren Ausgabe noch keine Spur vorhanden war, enthält zum Theil die berühmteſten Entdeckungen Jacob Grimm's.

Bei der Ausarbeitung ſeiner deutſchen Grammatik kannte und benutzte Grimm faſt alles irgend Brauchbare, was bis dahin auf dem Gebiet der germaniſchen Sprachforſchung erſchienen war ſowohl in Bezug auf die Herausgabe der alten Sprachquellen, als auf die grammatiſche und lexikaliſche Behandlung der germaniſchen Sprachen [1]). Wenn es nun auch zu den Eigenthümlichkeiten Grimm's gehörte, überall unmittelbar aus den Quellen zu arbeiten, ſo verſteht ſich doch andererſeits von ſelbſt, daß er einen bedeutenden Einfluß von Seiten ſeiner Vorgänger erfuhr; und die Geſchichte der Wiſſenſchaft hat nachzuweiſen, in welchem Verhältniß das Neue, das er brachte, zu dem ſtand, was ſchon vor ihm vorhanden geweſen war. Ein Mann, wie Grimm, erfährt natürlich Einflüſſe von den verſchiedenſten Seiten, und wir müßten auf die ganze bisher entwickelte Geſchichte unſerer Wiſſenſchaft verweiſen, wenn wir ſagen ſollten, was alles mittelbar oder unmittelbar auf Grimm eingewirkt hat. Aber dennoch laſſen ſich wohl die Vorgänger bezeichnen, die auf Grimm's grammatiſche Forſchungen einen beſonders tief greifenden Einfluß geübt haben. Es ſind, abgeſehen von Bopp's und Lachmann's bis zum Jahr 1818 erſchienenen Arbeiten, vorzüglich Ten Kate und Raſk. Was Raſk betrifft, ſo haben wir bereits früher die Darſtellung ſeiner Leiſtungen ſo eingerichtet, daß wir die Schriften, die vor 1822 erſchienen ſind, von denen getrennt hielten, die einer ſpäteren Zeit angehören [2]). Im Anſchluß daran werden wir nun näher zu erörtern haben,

1) Vgl. die „Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel" in Grimm's Gramm. I (1) S. XXXVIII—LXXIX. — 2) S. o. S. 476 fg

welche Schriften Raſk's Grimm ſchon bei der erſten Ausgabe ſeiner Grammatik (1818—19), welche erſt bei der zweiten zugänglich waren, und welchen Einfluß ſie auf jede der beiden Bearbeitungen geübt haben. Die Unterſuchung dieſer Fragen hat ſich aber nicht lediglich an die Jahrzahlen zu halten, in denen die betreffenden Schriften erſchienen ſind. Denn bei der Langſamkeit des damaligen Verkehrs und der verhältnißmäßigen Abgelegenheit von Grimm's Aufenthaltsort dauerte es ſehr lange, bis ein in Dänemark oder gar in Schweden erſchienenes Buch dem deutſchen Gelehrten zu Geſicht kam. Theils aus beſtimmten Angaben, theils aus der Beſchaffenheit von Grimm's Werk ſelbſt erkennen wir, daß Raſk's Schriften zu den beiden Ausgaben von Grimm's Grammatik in folgendem Verhältniß ſtehen:

Von den größeren Werken Raſk's kannte Grimm, als er die erſte Ausgabe des erſten Theils ſeiner deutſchen Grammatik ſchrieb, nur die 1811 erſchienene Vejledning til det Islandſke eller gamle Nordiſke Sprog [1]). Er rühmt ſie in der Vorrede (S. LXXVII). Die Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse [2]), obſchon ſie bereits 1818 erſchienen iſt, hatte Grimm bei Ausarbeitung der erſten Ausgabe noch nicht. Er erhielt ſie erſt gegen das Ende ſeiner Arbeit und erkannte ſofort ihre große Bedeutung. „Unterdeſſen, ſagt er in der Vorrede [3]), hat Raſk's treffliche, mir erſt beinahe nach der Beendigung dieſes Buchs zugekommene Preisſchrift weitreichende Aufſchlüſſe über die vielſeitige Berührung der deutſchen mit den lettiſchen, ſlaviſchen, griechiſchen und lateiniſchen Sprachen geliefert; beſonders anziehend iſt die Vermittlung deutſcher und ſlaviſcher Formen in dem lettiſchen und lithauiſchen Stamm aufgehellt und für die frühere Geſchichte, wo Gothen mit andern im Dunkel liegenden Völkern jene Gegenden bewohnten, von größter Bedeutung. Derſelbe Gelehrte bereiſt gegenwärtig einen Theil des ruſſiſchen Aſiens und wird uns eine Ausbeute wichtiger Entdeckungen über die Sprachen der dort woh-

1) Anleitung zur isländiſchen oder alten nordiſchen Sprache. — 2) „Unterſuchung über den Urſprung der alten nordiſchen oder isländiſchen Sprache." — 3) S. XVIII.

nenden Völkerſchaften und ihr Verhältniß zu dem ſlaviſchen und deutſchen Stamm zurückbringen; frühere Reiſende haben bloß nach Wurzeln ſammeln können, wer des innern Baues der Sprachen kundig iſt, vermag ungleich ſicherer und fruchtbarer zu Werke zu gehn. Inſoweit ich mit Raſk's Anſichten von der Beſchaffenheit der alten deutſchen Sprachen übereingetroffen war, mußte mir daraus die erfreulichſte Beſtätigung der Richtigkeit meiner Unterſuchungen hervorgehen; hiſtoriſche Studien führen nothwendig zu ähnlichen Reſultaten, wie unabhängig von einander ſie auch angeſtellt geweſen ſein mögen. Ueber das Verhältnß der europäiſchen Sprachen unter einander bin ich durch die raſkiſche Schrift beträchtlich gefördert worden; da mein Buch mehr die durchgeführte Aufſtellung des Einzelnen bezweckte, wird hoffentlich auch Raſk manche willkommene Ergänzung und Beſtätigung, zumal was die ihm größtentheils unbekannt gebliebene alt- und mittelhochdeutſche Mundart angeht, daraus ſchöpfen." Bezeugt uns die ſchöne und unbefangene Art, wie Grimm hier Raſk ſeine Anerkennung zu Theil werden läßt, einerſeits, daß wir Uebereinſtimmungen zwiſchen der erſten Ausgabe von Grimm's Grammatik und Raſk's Undersögelse nicht von einer Benutzung der Raſkiſchen Schrift durch Grimm ableiten dürfen, ſo weiſt ſie uns andrerſeits darauf hin, wie bedeutend dieſe Schrift für die Weiterentwicklung von Grimm's Anſichten wurde, und dieſer Einfluß der Raſkiſchen Schrift tritt uns dann deutlich in der zweiten Ausgabe der Grimm'ſchen Grammatik entgegen. — Noch zwei andere größere Werke Raſk's tragen eine Jahrzahl auf dem Titel, die älter iſt als die erſte Ausgabe von Grimm's Grammatik, nämlich die angelſächſiſche Sprachlehre, die 1817, und die zweite, umgearbeitete Anweiſung zur isländiſchen Sprache, die 1818 erſchienen iſt. Beide ſind in Stockholm herausgekommen, und ſchon daraus erklärt ſich hinreichend, daß ſie Grimm bei Ausarbeitung der erſten Ausgabe noch nicht zugänglich waren. Von Raſk's angelſächſiſcher Sprachlehre bemerkt dies Grimm ausdrücklich. „Eine gewiß Alles, was in England ſelbſt dafür geſchehen iſt, hinter ſich laſſende angelſächſiſche Grammatik, ſagt er, hat Raſk kürzlich, in däniſcher Sprache zu Stockholm drucken laſſen;

zu meinem Leidweſen habe ich mir bis jetzo kein Exemplar eines Hülfsmittels verſchaffen können, deſſen ich ſo benöthigt geweſen wäre“ [1]). Daß die in ſchwediſcher Sprache geſchriebene zweite Bearbeitung der Anweiſung zum Isländiſchen Grimm bei der erſten Ausgabe noch nicht zu Gebote ſtand, erſehen wir daraus, daß Grimm die 1811 erſchienene Vejledning anführt, ohne der 1818 herausgegebenen Umarbeitung mit einem Wort Erwähnung zu thun [2]). Aber beide Bücher ſind dann auf die zweite Ausgabe von Grimm's Grammatik nicht ohne Einfluß geblieben.

Aus dieſer Erörterung ergibt ſich, daß unter Raſk's Schriften nur die Anleitung zum Isländiſchen (1811) Einfluß auf die erſte Ausgabe von Grimm's Grammatik gehabt haben kann. Dieſer Einfluß beſchränkt ſich ſo ziemlich auf das Altnordiſche, für welches Grimm Raſk's Leiſtungen auch ausdrücklich rühmend hervorhebt [3]). Die weſentlichſte Einwirkung Raſk's dagegen zeigt ſich erſt in Grimm's zweiter Ausgabe (1822). Einen verhältnißmäßig untergeordneten Umſtand wollen wir nur beiläufig berühren. Wie Raſk's Vejledning (1811), ſo iſt auch die erſte Ausgabe von Grimm's Grammatik mit ſ. g. deutſchen Buchſtaben gedruckt. In der zweiten (ſchwediſchen) Bearbeitung (1818), ſo wie in der (däniſch geſchriebenen) angelſächſiſchen Sprachlehre (1817), erklärt ſich Raſk in der entſchiedenſten Weiſe gegen die deutſchen (däniſchen) Buchſtaben und wählt ſtatt ihrer die lateiniſchen. Denſelben Wechſel läßt Grimm in der zweiten Ausgabe der Grammatik (1822) eintreten, und daß er es aus denſelben Gründen wie Raſk gethan, beweiſen ſeine Worte in der dritten Ausgabe [4]). Aber den weſentlichſten

1) Grimm, Gramm. Thl. I (Erſte Ausg.) Einl. S. LXXVII. — 2) Ebend. S. LXXVII. — 3) Ebend. S. LXXVII. — 4) Vergl. Grimm, Gramm. I, (3) S. 26 fg. mit Rask, Angelsaksisk Sproglære Fortale S. 44. S. o. S. 481. — Zugleich mit der Vertauſchung der deutſchen Schrift gegen die lateiniſche nahm Grimm eine Eigenthümlichkeit an, die viel von ſich reden gemacht hat: die Beſeitigung der großen Anfangsbuchſtaben der Hauptwörter. In der 1. Ausg. der Grammatik (1819) ſchreibt er die Hauptwörter noch mit großen Anfangsbuchſtaben, in der zweiten (1822) mit kleinen.

Einfluß auf Grimm's zweite Ausgabe übt Rask's Preisschrift über den Ursprung des Isländischen. Wie sehr Grimm diese ausgezeichnete Arbeit schätzte, haben wir oben gesehen [1]). Ohne Zweifel war es diese Schrift, welche die weitaus größte Aenderung der zweiten Ausgabe von Grimm's Grammatik veranlaßt hat: die Voraussendung einer umfassenden Untersuchung der „Buchstaben." Natürlich mußte Grimm die Wichtigkeit der Laute für die geschichtliche Grammatik ahnen. Auch war er durch Ten Kate [2]) nachdrücklich darauf hingewiesen. Aber dennoch beginnt er in der ersten Ausgabe sofort mit den Flexionen; eine „allgemeine Untersuchung der Laute" verspricht er im „Nachtrag" des ersten Theils für den künftigen zweiten [3]). Daß aber bei Grimm die Ueberzeugung zum Durchbruch kam, die ganze geschichtliche Grammatik sei mit einer umfassenden Untersuchung der Laute zu beginnen, das war ohne Zweifel eine Folge der eindringenden Bemerkungen und Beobachtungen, die Rask in seiner Preisschrift über die Wichtigkeit der Lautlehre und über die regelmäßige Lautvertretung macht. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, als auch das wichtigste Stück von Grimm's Lautlehre — sein berühmtes Gesetz der Lautverschiebung — in naher Beziehung zu Beobachtungen steht, die Rask in seiner Preisschrift mittheilt. Grimm spricht sein Gesetz mit den Worten aus:

„Noch merkwürdiger als die Einstimmung der Liquidae und Spiranten [4]) ist die Abweichung der Lippen-, Zungen- und Kehllaute nicht allein von der gothischen, sondern auch von der althochdeutschen Einrichtung. Nämlich genau wie das Althochdeutsche in allen drei Graden von der gothischen Ordnung eine Stufe abwärts gesunken ist, war bereits das Gothische selbst eine Stufe von der lateinischen (griechischen, indischen) herabgewichen. Das Gothische

1) S. o. S. 508 fg. — 2) S. o. S. 143 fg. — 3) Grimm, Gramm. I (1), S. 653. Vgl. S. 658. 660. Als Grimm diesen „Nachtrag" schrieb, kannte er bereits Rask's Preisschrift. Vgl. die oben S. 508 angeführte Stelle aus Grimm's Vorrede: „beinahe nach der Beendigung dieses Buchs." — 4) Nämlich der eben vorher besprochenen antiken mit den deutschen.

verhält ſich zum Lateiniſchen gerade wie das Althochdeutſche zum Gothiſchen. Die ganze für Geſchichte der Sprache und Strenge der Etymologie folgenreiche zweifache Lautverſchiebung ſtellt ſich tabellariſch ſo dar:

griech.	P.	T.	K.
goth.	F. P. B.	Th. T. D.	.. K. G.
alth.	B. (V.) F. P.	D. Z. T.	G. Ch. K.“ [1]

Nach einer Zwiſchenbemerkung über das gothiſche h folgt dann eine große Menge von Belegen für das aufgeſtellte Geſetz, aus denen wir zur Verdeutlichung je einen Fall für jeden Lautübergang herausheben wollen. I. P. F. B, V. *πλέος*, goth. fulls, alth. voll. II. B. P. F. cannabis, altnordiſch hanpr, alth. hanaf. III. Ph. B. P. fero, goth. baíra, alth. piru. IV. T. Th. D. tu, goth. thu, alth. du. V. D. T. Z. ducere, goth. tiuhan, alth. ziohan. VI. Th. D. T. *θυγάτηρ*, goth. daúhtar, alth. tohtar. VII. K. H, G. H, G. caput, goth. háubith, alth. houbit. VIII. G. K. Ch. genus, goth. kuni, alth. chunni. IX. Ch. G. K. *χήν*, goth. gans, alth. kans.

So Grimm's berühmtes Geſetz. Von namhafter Seite aber iſt ſpäterhin ausgeſprochen worden, nicht Grimm habe dies Geſetz entdeckt, ſondern es finde ſich bereits bei Raſk. Wie verhält es ſich nun damit? Vor allem iſt feſtzuſtellen, daß, wenn es ſich um einzelne Beobachtungen handelt, die dann wieder in Grimm's Geſetz zur Verwendung kommen, wir weit über Raſk zurückgehen müſſen. Schon Aventin (1533. 1566) macht die Beobachtung, daß die Niederländer „p allein brauchen, wo das Oberland pf hat“, die Sachſen t, wo die andern Deutſchen s haben (Watter, Waſſer) [2]. Der Verfaſſer der Anmerkungen zum Williram in Merula's Ausgabe (1598) bemerkt, daß das z in der Sprache des Williram faſt überall in ein niederländiſches t umgewandelt worden ſei [3]. Melchior Goldaſt ſammelt (1604) zahlreiche Beiſpiele für den Wechſel des griechiſchen und lateiniſchen p mit deutſchem f [4]. Franciscus Junius († 1677) macht die Beobachtung, daß griechiſches k, latei-

1) Gramm. I, (2), 584. — 2) S. o. S. 23. — 3) S. o. S. 93. — 4) S. o. S. 56, Anm. 4.

niſches c dem gothiſchen und angelſächſiſchen h etymologiſch entſprechen [1]). Daniel Morhof wiederholt (1682), wie es ſcheint, unabhängig dieſe Beobachtung und fügt die weitere hinzu, daß deutſches g lateiniſches h vertritt [2]). Endlich Arnold Kanne [3]) weiſt (1804) nach die etymologiſche Uebereinſtimmung des germaniſchen f mit griechiſchem π [4]), des germaniſchen b mit griechiſchem φ, lateiniſchem f [5]), des hochdeutſchen z mit plattdeutſchem t, griechiſchem δ [6]), des hochdeutſchen t mit plattdeutſchem d [7]), des germaniſchen h mit griechiſchem κ [8]), des germaniſchen g mit griechiſchem χ [9]), des germaniſchen k mit griechiſchem γ [10]). Dies Alles freilich noch mit vielem Halbwahren und ganz Irrigen vermiſcht. Ohne ſeine Vorgänger zu erwähnen, höchſt wahrſcheinlich ohne ſie zu kennen, gibt Raſk in ſeiner Preisſchrift (1818) eine Zuſammenſtellung der Lautübergänge vom Griechiſchen und Lateiniſchen zum Isländiſchen [11]). In dieſer Zuſammenſtellung verzeichnet er, mit einigen Belegen, den Uebergang von lateiniſch-griechiſch π zu isländiſch f, t zu th, k zu h; δ zu t, γ zu k; φ zu b, ϑ zu d, χ zu g. Von b bemerkt er, daß es meiſt beibehalten werde. Hier ſind nun unbeſtreitbar die ſämmtlichen Elemente zu Grimm's Lautverſchiebungsgeſetz gegeben, ſo weit ſich dasſelbe auf das Verhältniß der griechiſch-lateiniſchen zur älteren germaniſchen Lautſtufe bezieht. Es wird auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Blick auf Raſk's Zuſammenſtellungen Grimm zur Entdeckung der griechiſch-germaniſchen Lautverſchiebung geleitet hat. Aber die Entdeckung ſelbſt hat nicht Raſk, ſondern Grimm gemacht. Das Weſentlichſte in Grimm's Entdeckung beſteht in zwei Punkten: Erſtens darin, daß hier ein Lautwandelgeſetz vorliegt, das alle Organe gleichmäßig beherrſcht, das alſo durch denſelben Vorgang p zu f, t zu th und k zu h

1) S. o. S. 127. — 2) S. o. S. 158. — 3) S. o. S. 363. — 4) Arnold Kanne, Ueber die Verwandtſchaft der griech. und teutſchen Sprache, Leipz. 1804, S. 111 fg. — 5) Ebend. S. 122 fg. — 6) So eb. S. 205 nach Maßgabe der geſammelten Beiſpiele. Kanne's eigene Schlußfolgerung iſt jedoch verkehrt und verworren. — 7) Ebend. S. 209. — 8) Ebend. S. 230. — 9) Ebend. S. 237. — 10) Ebend. S. 241. — 11) Rask, Undersögelse o. s. v. S. 169.

umwandelt, und ebenſo durch einen zweiten Vorgang b zu p, d zu t, g zu k; endlich durch einen dritten in ſich ſelbſt gleichmäßigen Vorgang φ zu b, ϑ zu d, χ zu g [1]). Zweitens darin, daß derſelbe Vorgang, der das Griechiſche mit dem Gothiſchen verknüpft, ſich vom Gothiſchen zum Althochdeutſchen wiederholt. Weder von der einen, noch von der anderen Erſcheinung hat Raſk eine Ahnung. Nirgends findet ſich bei ihm eine derartige Aeußerung, die Grimm's Entdeckung vorhergienge; ja er verräth ganz unzweideutig, daß ihm nichts dergleichen in den Sinn kam, dadurch, daß er an die oben angeführten Lautwechſel ohne Unterbrechung einen anderen (den griechiſchen Spiritus aſper und isländiſch s) anknüpft [2]), der mit der vorliegenden Frage nichts zu thun hat. Aber noch mehr! Raſk hat Grimm's Grammatik im Jahr 1830 ausführlich und ſehr feindſelig recenſiert. Hätte er geglaubt, Grimm habe ſeine epochemachende Entdeckung ihm entwendet, ſo würde er dies ohne Zweifel geltend gemacht haben. Aber davon finden wir keine Spur. Vielmehr begnügt ſich Raſk, Grimm's ganze Lautlehre als zu ausführlich, zu ſpitzfindig [3]) und zu abstrus zu verhöhnen [4]). Er hat mithin, ſelbſt nachdem ſie vorlag, Grimm's große Entdeckung keiner Beachtung gewürdigt!

Dies führt uns auf eine der weſentlichſten Seiten, durch die Grimm ſich von Raſk unterſchied. Auch Raſk beſchäftigt ſich mit Sprachvergleichung. Aber ſo bedeutend ſeine Verdienſte auf dieſem Gebiete ſind, ſo war doch ſein Sinn weit mehr auf die ſcharfe und genaue Darſtellung der einzelnen Sprache gerichtet. Hier zeigt er ſich unläugbar auf einigen Gebieten Grimm überlegen. Durch das eindringende Studium der wirklich gegebenen Sprachen, insbeſondere auch der lebenden Ausſprache, weiß er bisweilen Grimm's

1) Wohlgemerkt! Nur jeden der drei Vorgänge für ſich bezeichnen wir oben als einem und demſelben Geſetz unterworfen; die Frage über den Zuſammenhang der drei Vorgänge unter einander laſſen wir hier offen. — 2) Rask, Undersögelse, S. 170. — 3) »Nice.« In Verbindung mit »abstruse« wird nice wohl mit „ſpitzfindig" zu geben ſein. Zugleich bezeichnet es das Kleinliche, Unbedeutende. — 4) Rask, Samlede Afhandlinger II, S. 450.

ſchwächere Seiten geſchickt aufzudecken. Aber Grimm beſitzt eine Gabe, durch die er berufen war, weit über Raſk hinaus Epoche zu machen: Den genialen Blick in die Zuſammenhänge der Sprachen verbunden mit der treuſten Erforſchung ihrer hiſtoriſchen Entwicklung. Dadurch daß er den Umwandlungen aller einzelnen germaniſchen Sprachen Schritt für Schritt nachgeht und zugleich ihren gemeinſamen Grundbau geſchichtlich zu erforſchen ſucht, gelingt es ihm, die Wege zu entdecken, auf welchen ſich die germaniſchen Sprachen in der uns zugänglichen Zeit entwickelt haben, und eben dies befähigt ihn dann, ſichere Schlüſſe zu ziehen auf die vor unſrer geſchichtlichen Kenntniß liegenden Zuſammenhänge der Sprachen. Das ſind die Unterſuchungen, von denen Raſk nichts wiſſen will und die er als „vorhiſtoriſche" verſpottet [1]). Gerade hierin aber zeigt ſich uns der Kernpunkt von Grimm's Sprachforſchung; auch in dem beſonderen Fall, von dem wir hier ausgegangen ſind. „Es liegt bei Wortforſchungen, ſagt Grimm, weniger an der Gleichheit oder Aehnlichkeit allgemein-verwandter Conſonanten, als an der Wahrnehmung des hiſtoriſchen Stufengangs, welcher ſich nicht verrücken oder umdrehen läßt" [2]). Wir dürfen die Fruchtbarkeit dieſes Gedankens hier nicht weiter verfolgen und bemerken nur noch, daß Grimm beide Stufen ſeines Lautverſchiebungsgeſetzes durch eine ſolche Fülle ſelbſtentdeckter Belege ſtützt, daß Raſk's par Beiſpiele dagegen ſehr dürftig erſcheinen.

1) In den Gegenbemerkungen gegen Grimm's Anzeige von Raſk's frieſiſcher Sprachlehre (1826). Raſk führt hier Grimm's Worte über Raſk's Verfahren in folgender Weiſe an: „„Solche hiſtoriſche (rettere forhistoriske) Unterſuchungen meidet der Verf. in den meiſten Fällen."" Jeg forudsætter nl. at Læseren af en Sproglære helst ønsker at vide, hvorledes Sproget *er*, og ikke hvorledes Forf. indbilder sig det har været förend det blev til, eller dog förend det blev skrevet. (Rask, Saml. Afhandl. III, 217). Dieſe Worte bezeichnen die Schwäche Raſk's, Grimm gegenüber; zugleich aber weiſen ſie richtig auf eine Gefahr hin, welcher Grimm nicht immer entgangen iſt. Jene Anſicht hat übrigens Raſk ſchon vor dem Erſcheinen von Grimm's Grammatik ausgeſprochen in ſeiner Anvisn. till Isl. 1818, S. 160. — 2) Anm. 2 zur Lautverſchiebung in Grimm's Gramm. I (2) S. 588.

Wir können natürlich nicht daran denken, in dieſer kurzen Darſtellung den Reichthum von Grimm's grammatiſchen Entdeckungen erſchöpfen zu wollen. Wir müſſen uns vielmehr darauf beſchränken, einige der hauptſächlichſten hervorzuheben. Grimm's Methode bei der Behandlung der Flexionen iſt dieſelbe, die wir bei der Lautlehre geſchildert haben. Ueberall iſt es ihm um hiſtoriſche Entwicklung des Neueren aus dem Aelteren zu thun. Er geht deshalb aus vom Gothiſchen, das in den meiſten Fällen die vollkommenſten Formen bewahrt hat. Daran ſchließt er die Flexionen der nächſtälteſten germaniſchen Sprachen: des Althochdeutſchen, Altſächſiſchen, Angelſächſiſchen, Altfrieſiſchen und Altnordiſchen. Dann folgen die mittleren Sprachen: Mittelhochdeutſch u. ſ. w. Endlich die neueren. Schon dieſe Anordnung bietet Grimm den unſchätzbaren Vortheil, daß eine Menge von trümmerhaften Erſcheinungen in den ſpäteren Sprachen ſich wie von ſelbſt aus den älteren erklärt. Gleich bei der Declination kommt Grimm auf eine richtigere und einfachere Eintheilung, als die bisherigen Grammatiker, indem er die gothiſche Declination zu Grunde legt. „Die deutſche Declination" theilt ſich ihm danach „vorerſt in zwei Hauptklaſſen, in die ſtarke und ſchwache" [1]). „Das Kennzeichen dieſer unvollkommneren [der ſchwachen] Declination iſt der in allen Caſus, außer dem ſtets auf einen Vocal endigenden Nominativ Sing., hervortretende Conſonant n" [2]). Die Unterabtheilung der ſtarken Declination wird „lediglich durch die vorherrſchenden Vocale beſtimmt. In der erſten regiert a oder o, in der dritten u, in der vierten i" [3]). Die zweite Declination „iſt genau betrachtet und urſprünglich der erſten gleich, indem ſie bloß Ableitungen vermittelſt des Vocals i umfaßt" [3]). Wir werden in einem ſpäteren Abſchnitt ſehen, daß die Annahmen Grimm's über die ſtarke und ſchwache Declination durch Bopp's umfaſſendere Sprachvergleichung eine bedeutende Abänderung erfahren haben. Aber wenn man ſich überzeugen will, welchen gewaltigen Fortſchritt Grimm's Anſichten

1) Grimm, Gramm. I (1) S. 133. — 2) Ebend. S. 134. — 3) Ebend. S. 138.

über die germanische Declination bezeichnen und wie sehr sie die Grundlage für die weitere Forschung gebildet haben, so braucht man sie nur mit den unmittelbar vorher veröffentlichten Arbeiten Rask's [1]) zu vergleichen. Weit bedeutender noch sind Grimm's Untersuchungen über das Verbum. Auch hier haben wir Rask auf richtigerem Wege gefunden, als die meisten seiner skandinavischen Vorgänger. Aber weit mehr noch, als Rask, ist ein anderer Forscher hier als Vorläufer Grimm's zu bezeichnen, nämlich Ten Kate [2]). Wie Ten Kate, so sieht auch Grimm in den ablautenden Zeitwörtern die Grundlage der germanischen Sprachen [3]). Er bezeichnet ihre Abbeugung als die „starke Conjugation", die bis dahin „regelmäßig" genannte (ich liebe, ich liebte u. s. f.) als die „schwache." Die starke Conjugation „enthält lauter einfache kräftige Wurzeln, die schwache hingegen meistens Ableitungen, also spätere, aus jenen Wurzeln erst entsprungene Verba" [4]). Die starke Conjugation bildet ihr Praeteritum durch den Ablaut, die schwache „behilft sich mit äußeren Mitteln" [5]). Die Lehre vom Ablaut und die vom Umlaut, der etwas ganz Anderes ist als der Ablaut, gehören zu den glänzendsten Ergebnissen von Grimm's Forschung. Der Ablaut ist die Veränderung des Wurzellauts im Praeteritum der starken Conjugation, er ist „die Seele der eigentlichen ältesten Conjugationsform" [6]). Dagegen ist der Umlaut die Umwandlung eines Vocals durch ein darauf folgendes i oder u [7]). Das Gothische hat noch gar keinen Umlaut [8]). Die hochdeutschen Sprachen haben den durch i bewirkten Umlaut, der im Althochdeutschen noch sehr eingeschränkt ist [9]) und sich erst im Mittelhochdeutschen immer weiter ausbreitet [10]). Aehnlich ist es in den altniederdeutschen Sprachen [11]). Das Altnordische endlich hat außer dem durch i

---

1) S. dessen Anvisning till Isländskan 1818, S. 65, und Angelsaksisk Sproglære 1817, S. 20 fg. — 2) Grimm, Gramm. II, S. 67 Anm. Vgl. o. S. 141 fg. — 3) Grimm, Gramm. II, S. 5. — 4) Grimm, Gramm. I (1), S. 558. — 5) Ebend. I (1), S. 558. — 6) Ebend. S. 546. — 7) Ebend. S. 168. — 8) Ebend. S. 131. 562. — 9) Ebend. S. 158. — 10) Ebend. S. 175 fg. — 11) Ebend. 161. 574.

bewirkten Umlaut auch den durch u bewirkten [1]). Obwohl Grimm in der erſten Ausgabe noch keine beſondere Lautlehre gibt, erörtert er doch eingehend die Erſcheinungen des Umlauts und des Ablauts in den betreffenden Abſchnitten der Declination und Conjugation. Beide Erſcheinungen konnten auch früheren Forſchern nicht verborgen bleiben, und namentlich lag im Altnordiſchen die umlautwirkende Kraft des i und des u klar vor Augen. So finden wir ſie denn auch von Raſk bemerkt [2]). Aber von einer richtigen Erkenntniß dieſer Erſcheinung und von der Einſicht in ihre durchgreifenden Wirkungen iſt Raſk noch weit entfernt. Umlaut und Ablaut ſind ihm noch unter dem gemeinſamen Namen „Omlyd“ vereinigt und führen ihn dadurch an entſcheidender Stelle irre [3]). Hier zeigt ſich ſo recht die Ueberlegenheit von Grimm's Methode. Dadurch daß er alle germaniſchen Sprachen vergleichend zuſammenfaßt, indem er vom Gothiſchen als dem Urſprünglichſten ausgeht und dann Schritt für Schritt zu den jüngeren Sprachen fortſchreitet, ergeben ſich ihm die ſchönſten Entdeckungen wie von ſelbſt. Auch Raſk war dieſer Methode auf der Spur, aber ſtatt ihr weiter nachzugehen, iſt er ihr ſeit dem Höhepunkt, den ſeine treffliche Preisſchrift bezeichnet, mehr und mehr abgeneigt geworden [4]). Es kam aber noch ein beſonderer Umſtand hinzu, der Grimm in eben dem Maß zum Vortheil, wie Raſk zum Nachtheil gereichte. Von vorzüglichem Werth nämlich war Grimm bei allen ſeinen Forſchungen die ſtätige Folge, in welcher ſich die gothiſchen Formen durch die althochdeutſchen hindurch allmählich zu den mittelhochdeutſchen umbilden. Raſk aber, der ſich der verſchiedenſten aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen mit derſelben Leichtigkeit bemächtigte, hat es gleichwohl verſchmäht, auch nur die Elemente des Althochdeutſchen und Mittelhochdeutſchen zu lernen [5]).

---

1) Ebend. S. 168 fg. 576. — 2) Rask, Anvisning till Isländskan 1818, S. 43 fg. — 2) Rask, Aagelsaksisk Sproglære 1817, S. 60, verglichen mit S. 53. — 4) Vgl. z. B. Raſk's Modbemærkninger gegen Grimm's Anzeige ſeiner frieſiſchen Sprachlehre in Raſk's Samlede Afhandlinger III, S. 217. — 5) So unglaublich die obige Behauptung klingen

Gerade die gründliche Erforſchung des Althochdeutſchen und Mittelhochdeutſchen aber bahnt Grimm vorzugsweiſe den Weg zur Erkenntniß der Entwicklung der germaniſchen Sprachen. — So ſehen wir nun bei Grimm die ſtarke Conjugation die ihr zukommende erſte Stelle einnehmen, während Raſk ſie noch im Jahr 1826 als „unregelmäßig" der ſchwachen als der „regelmäßigen" nachſtellen will [1]) und noch 1830 die ſchwachen Verba für die Grundlage des germaniſchen Verbalſyſtems erklärt [2]). — Die Reihenfolge der ſtarken Conjugationen hat Grimm mehrmals geändert. Er konnte auf rein germaniſchem Gebiet kaum zu einem ſicheren Princip gelangen. Aber eine ſehr ſchöne Entdeckung gab ihm Aufſchluß über eine merkwürdige Klaſſe ſtarker Verba. Er fand nämlich, daß die Verba, welche im Gothiſchen ihr Praeteritum durch Reduplication bilden (haita, haihait u. ſ. f.), in den übrigen germaniſchen Sprachen dieſe Reduplication in einen ſcheinbaren Ablaut zuſammengezogen haben [3]). (Althochdeutſch heizu, hſaz; mittelhochdeutſch heize, hiez; neuhochdeutſch: heiße, hieß u. ſ. w.). So war für alle germaniſchen Sprachen die Reduplication als Bezeichnung der Vergangenheit

---

mag, ſo iſt ſie dennoch buchſtäblich wahr. Wir entnehmen Raſk's Unkenntniß des Alt- und Mittelhochdeutſchen nicht nur aus der auffallenden Dürftigkeit, in die ſich Raſk's Bemerkungen über das Hochdeutſche verlieren, wo es gölte über das Neuhochdeutſche zurückzugreifen, ſondern er hat ſeine Unwiſſenheit auch poſitiv beurkundet. In den öfters ſchon angeführten Modbemærkninger gegen Grimm iſt es ihm ganz unbegreiflich, was Grimm mit einer Unterſcheidung von e und ë wolle, und ſeine Begründung dieſes Nichtbegreifens iſt noch haarſträubender als das Nichtbegreifen ſelbſt. (Saml. Afhandl. III, S. 225 fg.). Statt von Grimm zu lernen, verhöhnt er ihn »med al sin mittelhochd. Lærdom« (Ebend. S. 227; vgl. auch S. 221.).

1) Rask, Samlede Afhandlinger. III, S. 239. — 2) A Grammar of the Anglo-Saxon Tongue by Er. Rask. A new Edition enlarged and improved by the Author. Translated from the Danish by B. Thorpe, Copenhagen 1830, Raſk's Postscriptum zu Thorpe's Preface p. LVII. — 3) Grimm, Gramm. I (1), S. 554. — S. 553 iſt die gothiſche Reduplication im Weſentlichen richtig aufgefaßt. S. 403 hatte ſie Grimm noch verkannt.

erwieſen. — Wie für die ſtarken, ſo waren für die ſchwachen Conjugationen Grimm's Entdeckungen epochemachend. Seine Lehre vom Umlaut zeigt ihm den Weg, die ſchwachen Conjugationen aller germaniſchen Sprachen in richtiger Weiſe auf die drei gothiſchen (i, ô, ai) zurückzuführen [1]). In der erſten Ausgabe (1819) trennt er noch die kurzſylbigen (nasja) von den langſylbigen (sôkja), ſo daß er vier ſchwache Conjugationen erhält; in der zweiten (1822) faßt er ſie mit Recht in Eine Conjugation zuſammen. Auf Grundlage ſeiner eindringenden Erforſchung des ſtarken und des ſchwachen Verbums gelingt es Grimm endlich auch, die eigenthümlichen Zeitwörter, die in allen germaniſchen Sprachen eine Miſchung der ſtarken und der ſchwachen Conjugation darzuſtellen ſcheinen, völlig auf's Klare zu bringen. Schon Hickes hatte an einem derſelben (vait, vitum) die Form des Praeteritums erkannt, ſeine Beobachtung aber nicht weiter verfolgt [2]). Raſk bemerkte (1811) die Aehnlichkeit, welche die Gegenwartsform dieſer Wörter mit der Vergangenheitsform ſeiner zweiten Klaſſe (Grimm's ſtarker Conjugation) hat [3]). Aber erſt Grimm wies in durchgreifender Weiſe nach, daß dieſe Zeitwörter regelrechte Praeterita beſtimmter Ablautreihen ſind, deren ſtarkes Praeteritum mit Praeſensbedeutung ein zweites und zwar ſchwaches Praeteritum zur Bezeichnung der Vergangenheit bildet [4]).

Im Jahr 1826 erſchien der zweite, 1831 der dritte Theil von Grimm's Grammatik. Beide Theile (1808 Seiten) füllt das „Dritte Buch. Von der Wortbildung." Dieſer Ausdruck iſt aber hier im weiteſten Sinne gefaßt. Denn es behandelt dieſes Buch in zehn Kapiteln 1) die Bildung durch Laut und Ablaut, 2) die Ableitung, 3) die Zuſammenſetzung, 4) die Pronominalbildungen, 5) die Adverbia, die Praepoſitionen, Conjunctionen und Interjectionen, 6) das Genus, 7) die Comparation, 8) die Diminution, 9) die Negation, 10) Frage und Antwort. Wir können hier natürlich die gewaltige Maſſe dieſer beiden Bände nicht im Einzelnen

1) Grimm, Gramm. I (1), S. 564 fg. 571. 578. 518 u. ſ. w. Man vergleiche mit Grimm's einfachen Sätzen die Confuſion Raſk's. — 2) S. o. S. 138. — 3) Vejledning S. 124. — 4) Grimm, Gramm I (1), S. 559 fg.

darlegen, sondern müssen uns auf einige allgemeinere Betrachtungen einschränken. Was uns zuerst in die Augen fällt, ist der staunenswerthe Reichthum des angesammelten Stoffes. Wie schon im ersten Bande, so geht auch in diesen beiden Grimm darauf aus, für alle wichtigeren Erscheinungen die Beispiele in den einzelnen Sprachen, so weit es ihm möglich ist, vollständig zu sammeln. Es ergeben sich aus diesem Hineinarbeiten des gesammten Sprachstoffes in die Grammatik die merkwürdigsten Blicke in das Verfahren und den Entwicklungsgang der einzelnen Sprachen. Bildungsmittel, welche die eine Sprache in weitestem Umfang verwendet, läßt die andere nahverwandte fast unbenutzt. So fehlt die Partikel ga, ge (gebrauchen, Ge-schöpf u. s. f.), die in allen übrigen germanischen Sprachen eine Unmasse von Wörtern bildet, im Nordischen fast ganz [1]). Erst durch eine solche Kenntniß der Bildungsweisen, deren sich die einzelnen Sprachen bedienen, zusammengenommen mit der strengen Lautwandellehre, wie sie Grimm im ersten Buch aufstellt, ergibt sich die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Etymologie. Es ist nun keine Rede mehr von einer oberflächlichen Vergleichung jüngster Wortgebilde nach bloßer Aehnlichkeit des Klangs, sondern jedes Wort ist zuvörderst Schritt für Schritt auf seine älteste uns zugängliche Form zurückzuführen und diese dann in ihre wurzelhaften und ihre nur ableitend hinzugefügten Bestandtheile zu zerlegen. Erst wenn auf diese Art der Kern des Wortes geschichtlich herausgeschält ist, kann an eine Vergleichung mit fremden Sprachen gedacht werden, und nur dann hat eine solche Vergleichung wissenschaftlichen Werth, wenn sie auf bestimmten, jene Sprachen verknüpfenden Lautwandelgesetzen beruht.

Eine der wesentlichsten Seiten an Grimm's Sprachforschung, die sein ganzes Werk durchdringt, ganz besonders aber in diesen Bänden zu Tage tritt, ist der tiefe Sinn für die Poesie der Sprache. Nur wer diesen besitzt, konnte Grimm's sinniges Kapitel über das Genus schreiben. Ohne die eigenthümlichen Vorzüge der jüngeren Sprachen zu verkennen, fühlt sich Grimm doch vor allem

1) Grimm, Gramm. II, S. 733.

zu der älteren Sprache hingezogen, in welcher der poetiſche Trieb noch lebendig waltet. „Die wurzelreiche älteſte Sprache, ſagt er, erfreut ſich lebendiger Namen und Wörter, für deren nothwendige und geheime Beziehungen ihr eine Fülle von Ablauten und Flexionen zu Gebote ſtehen. Die ſpätere, indem ſie Wurzeln aufgibt, Ablaute fahren läßt, ſtrebt durch Förderung der Ableitungen und Zuſammenſetzungen Beweglichkeit und Deutlichkeit des Ganzen zu vervollkommnen“ [1]). So ſehr nun auch im Folgenden Grimm die Vorzüge der jüngeren Sprachen anerkennt, ſo geht doch durch ſein ganzes Werk, ſo wie durch alle ſeine Arbeiten, ein tiefer Zug geiſtiger Verwandtſchaft mit der poeſievollen Sprachbildung unſeres Alterthums.

Im Jahr 1837 erſchien der vierte Theil der Grammatik, welcher das vierte Buch: die Syntax beginnt. Er behandelt (auf 964 Seiten) den einfachen Satz, und zwar im erſten Abſchnitt das Verbum im einfachen Satz in fünf Kapiteln, nämlich 1) das Genus Verbi, 2) den Modus, 3) das Tempus, 4) den Numerus, 5) die Perſonen; darauf im zweiten Abſchnitt das Nomen im einfachen Satz in acht Kapiteln, nämlich 1) Begriffe des Nomens, 2) Genus und Numerus, 3) das perſönliche Pronomen, 4) die übrigen Pronomina, 5) die Flexion, 6) die Caſus, 7) den abſoluten Caſus, 8) Adverb und Adjectiv. Auch auf dem Gebiet der Syntax bricht Grimm eine neue Bahn, indem er ſich nicht damit begnügt, die Syntax irgend eines beſtimmten Zeitraums als etwas fertig Gegebenes darzuſtellen, ſondern die geſchichtliche Entwicklung der ſyntaktiſchen Verhältniſſe vom Gothiſchen herab durch die älteren und mittleren germaniſchen Sprachen bis auf die neueſten vor Augen legt, und das Alles wieder mit einer ſtaunenswerthen Fülle des beigebrachten Stoffes. Ein fünfter Band ſollte noch vom mehrfachen Satz, von der verbindenden Conjunction und von der Wortfolge handeln [2]). Aber Grimm iſt darüber hingeſtorben, und ſo ſteht nun das gewaltige Werk unvollendet da, wie unſre herrlichen alten Münſter.

1) Grimm, Gramm. II, S. 4. — 2) Grimm, Gramm. IV, S. 2.

2. J. Grimm's Deutsche Rechtsalterthümer 1828.

Ein Werk über deutsche Rechtsalterthümer gehört als solches nicht der Geschichte der Philologie [1]) an, sondern der Geschichte der Rechtswissenschaft. Es ist deshalb nicht der stoffliche Inhalt, sondern die Art, wie Grimm seinen Stoff behandelt, was uns berechtigt, auch dies Werk in einer Geschichte der germanischen Philologie zu besprechen. Wir haben in einem früheren Abschnitt gesehen, wie Grimm in seiner Abhandlung „Von der Poesie im Recht" (1816) die nahe Verwandtschaft des altdeutschen Rechts mit der altdeutschen Poesie nachweist [2]). Dasselbe Ziel verfolgt er in seinen 1828 herausgegebenen Deutschen Rechtsalterthümern, nur jetzt mit viel reicheren Mitteln und auf der festen sprachlichen Grundlage, die er inzwischen durch die deutsche Grammatik gewonnen hatte. Es ist vorzüglich das „sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte" [3]), für welches Grimm „Materialien, so viel er ihrer habhaft werden konnte, vollständig und getreu sammeln" wollte. Dies sinnliche Element zeigt sich einerseits in den Symbolen oder „der bildlichen Vollbringung eines Geschäfts" [4]); andrerseits in den sprachlichen Formen, deren sich das Recht bedient. Diese Formen haben es im altdeutschen Recht nicht auf verstandesmäßige streng juristische Bestimmungen abgesehen, sondern sie bedienen sich der volleren poetisch sinnlichen Ausdrucksweise. Sie zeigen deshalb auch sehr häufig die der altgermanischen Poesie gemeinsame Alliteration. Für alle diese Dinge bietet Grimm's Werk die reichhaltigsten Sammlungen aus den Quellen aller Jahrhunderte von Tacitus Germania bis auf die Gegenwart mit unermeßlicher Gelehrsamkeit und sinnvoller Freude zusammengestellt. Eine Hauptquelle bilden „die Weisthümer des deutschen Rechts, ihrem Wesen und Gehalt nach völlig vergleichbar der gemeinen Volkssprache und den Volksliedern. Diese Rechtweisungen durch

---

1) S. o. S. 1. — 2) S. o. S. 443 fg. — 3) J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, Vorr. S. VII. — 4) J. Grimm, Rechtsalterthümer S. 109.

den Mund des Landvolks machen eine höchſt eigenthümliche Erſcheinung in unſerer alten Verfaſſung, wie ſie ſich bei keinem andern Volk wiederholt, und ſind ein herrliches Zeugniß der freien und edlen Art unſeres eingebornen Rechts. Neu, beweglich und ſich ſtets verjüngend in ihrer äußeren Geſtalt enthalten ſie lauter hergekommene alte Rechtsgebräuche und darunter ſolche, die längſt keine Anwendung mehr litten, die aber vom gemeinen Mann gläubig und in ehrfurchtsvoller Scheu vernommen wurden. Sie können durch die lange Fortpflanzung entſtellt und vergröbert ſein, unecht und falſch ſind ſie nie. Ihre Uebereinſtimmung untereinander und mit einzelnen Zügen alter, ferner Geſetze muß jedem Beobachter auffallen und weiſt allein ſchon in ein hohes Alterthum zurück. Es iſt geradezu unmöglich, daß die poetiſchen Formeln, deren die Weisthümer voll ſind, in den Jahrhunderten ihrer Aufzeichnung entſprungen ſein ſollten“ [1]). In dieſer Weiſe Altes und Neues aus Rechtsaufzeichnungen und Gedichten zuſammenſtellend behandelt Grimm erſt in einer Einleitung die Formen und Symbole des Rechts, dann in ſechs Büchern 1) den Stand, 2) den Haushalt, 3) das Eigenthum, 4) die Gedinge, 5) die Verbrechen und 6) das Gericht. Das Wort „deutſch“ nimmt Grimm in ſeinen „Deutſchen Rechtsalterthümern“ in demſelben Umfang wie in ſeiner „Deutſchen Grammatik“, ſo daß es auch das Skandinaviſche und Angelſächſiſche mit umfaßt [2]). Die Bearbeitung der deutſchen Rechtsalterthümer hat Grimm zu beſonderer Freude gereicht [3]), und er iſt ihr auch, ſo weit es irgend ſeine Zeit erlaubte, bis an ſein Lebensende zugethan geblieben. Schon in der Vorrede zur erſten Ausgabe (1828) ſagt er: „Wird der ſchmale langgewundene Steig, den ich hier eingeſchlagen habe, der aber an ſtille Plätze führt und an ſteile Abhänge, von welchen herunter unerwartete Ausſicht iſt, der Nachfolge werth erachtet, ſo will ich keine Tritte ſparen, um ihn zugänglicher zu machen“ [4]).

---

1) Ebend. Vorr. S. IX. — 2) Ebend. Vorr. S. VII fg. — 3) Ebend. Vorr. zur zweiten Ausgabe (1854) S. XIX. — 4) Ebend. Vorr. S. XVIII.

3. Jacob Grimm's Deutsche Mythologie 1835.

Schon in der ersten Periode seiner Thätigkeit haben wir J. Grimm öfters mit mythologischen Forschungen beschäftigt gesehen. So namentlich in seiner 1815 erschienenen Abhandlung über Irmenstraße und Irmensäule. Seit jener Zeit war auf dem Gebiet der deutschen Mythologie so Manches von Anderen versucht worden. Wir erwähnen darunter die seltsamen Schriften Karl Barth's über „Hertha und über die Religion der Weltmutter im alten Teutschland" (1828) und „Die Kabiren in Teutschland" (1832), und H. Leo's Abhandlung über Odins Verehrung in Deutschland (1822). Das umfassendste Werk auf diesem Gebiet war Franz Joseph Mone's (geb. 1796 zu Mingolsheim bei Bruchsal, 1822 Ord. Professor in Heidelberg, 1827 in Löwen, 1835 Archivdirector in Karlsruh) [1]: Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, das in den Jahren 1822 und 23 als fünfter und sechster Theil von Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker erschien. Mone geht von den Ansichten aus, die Görres und die Brüder Grimm in den Jahren 1807 bis 15 über Mythus, Sage und Märchen ausgesprochen hatten. Aber so sehr er sich auch vornimmt, „die Glaubensforschung vom Einzelnen anzufangen, nicht vom Allgemeinen" und „zuerst den Glauben eines Volkes gründlich aus sich selber aufzustellen" [2], so gelangt er doch auf der von Creuzer eingeschlagenen Bahn sehr rasch zu allgemeinen Ergebnissen. Er begnügt sich nicht damit, in der Sage und im Epos mit den Brüdern Grimm mythische Elemente anzunehmen, sondern er „erklärt religiöse Grundgedanken als das Wesen der Sage, und diese als eine verkörperte Ueberlieferung heidnischer Bildung und Religion" [3]. „Der Begriff der Sage" war ihm, „daß sie religiöse Ueberlieferung in irdischem Gewande sei" [4]. So wurde erst die Sage zu Mythologie und die Mythologie selbst wie-

1) Real-Encyklopädie, Leipzig, Brockhaus (11) X, 329. — 2) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa I, Vorr. S. VII. — 3) Ebend. II, S. 313. — 4) Ebend. II, S. 303.

der zu einigen allgemeinen theologiſch ſpeculativen Sätzen verflüchtigt; und Grimm konnte mit Recht von Mone, den er übrigens „einen redlichen und begabten Forſcher“ [1]) nennt, ſagen: „In Mone's Werk erfreut die wieder poſitiv gewordne Betrachtung; aber ſie leidet unter dieſes Verfaſſers Eigenheit, ſeine Ergebniſſe, ſeien ſie haltbar oder unhaltbar, reif oder unreif, gleich von vornen herein fertig abzuthun; ſeine nicht ſelten ſinnige, allein ſpröde Combination beraubt ſich dadurch aller wachſenden Beweglichkeit, und der Leſer mag ihr nicht folgen“ [2]).

Nach dieſen in Mitte liegenden Arbeiten erſchien im Jahr 1835 die „Deutſche Mythologie von Jacob Grimm.“ Wie die deutſche Grammatik, ſo erlebte auch dies epochemachende Werk nach einigen Jahren (1844) eine neue ſehr erweiterte und theilweiſe umgearbeitete Ausgabe, von der dann wieder im J. 1854 ein neuer Abdruck nöthig wurde [3]). Wie verhält ſich nun Grimm zu ſeinen Vorgängern, und wie verhalten ſich vor allem ſeine eigenen epochemachenden Arbeiten aus der reifen Periode zu den verſchollenen Anläufen ſeiner früheren Zeit? Die Antwort ergibt ſich in einem einzigen Wort: Zwiſchen Grimm's früheren mythologiſchen Arbeiten und ſeiner Deutſchen Mythologie liegt die Deutſche Grammatik. Die beſonnene, das Ganze ordnend durchdringende Sprachforſchung befreit Grimm nicht nur von der früheren willkürlichen und haltloſen Etymologie, ſondern ſie gibt auch ſeiner übrigen Forſchung eine neue feſte Grundlage. Grimm ſelbſt hat dies klar erkannt. „Wenn das grammatiſche Studium zu nichts hülfe, ſchreibt er 1822 an Hoffmann, ſo macht's beſonnener. Mone mit dem beſten Willen gibt uns unverdaute, rohe Mythologie, daß mich's um des verhunzten ſchönen Stoffs oft ekelt“ [4]).

---

1) J. Grimm, Deutsche Mythol. (2) Vorr. S. XXIII. — 2) Ebend. (1) Vorr. S. XXIX. — 3) Einiges iſt in der 2. und 3. Ausgabe weggeblieben. So der umfangreiche Anhang: „Aberglaube“, den die erſte Ausgabe S. XXIX—CLXII hat; und ſtatt der umfaſſenden Zuſchrift an Dahlmann bietet die 2. Ausgabe eine neue ausführliche Vorrede. — 4) In Pfeiffer's Germania XI, S. 382.

Die Bezeichnung „deutsch“ nimmt Grimm in seiner „deutschen Mythologie“ in einem engeren Umfang als in der „deutschen Grammatik“ und den „deutschen Rechtsalterthümern.“ Während in diesen das Wort „deutsch“ das Skandinavische mitumfaßt, hat Grimm von seiner „deutschen Mythologie“ die Darstellung der skandinavischen absichtlich ausgeschlossen. Nicht als wenn Grimm die nahe Verwandtschaft der skandinavischen und deutschen Mythologie läugnen wollte. Es ist im Gegentheil eine Hauptabsicht Grimm's, deren ursprüngliche Einheit nachzuweisen. Wie die nordische Sprache „mit in den Kreis der übrigen deutschen Dialekte gezogen werden muß“, so gehören auch nordischer und deutscher Glaube auf das engste zusammen. Diese Zusammengehörigkeit gibt für die Sprache und die Rechtsalterthümer jetzt jedermann zu. Aber „für den heidnischen Glauben, sagt Grimm, hat man eine andere Meinung gefaßt, weil seine Quelle in Skandinavien reichlich, in Deutschland sparsam fließt. Diese sehr begreifliche Verschiedenheit ist zu der doppelten Folgerung gemißbraucht worden, um den Ursprung der nordischen Mythologie stehe es verdächtig, und das übrige Deutschland sei götterlos gewesen.“ — „Niemals hat eine falsche Kritik ärger gefrevelt, indem sie wichtigen, unabwendbaren Zeugnissen trotzte und die naturgemäße Entwicklung nahverwandter Volksstämme läugnete. Um sie aber auszurotten, habe ich wohl eingesehn, daß ich nicht von einer Darstellung der nordischen Fülle, vielmehr der deutschen Armuth ausgehend, Aehren lesen mußte, keine Garben schneiden durfte. Erst aus solchen Aehren und ihren Körnern habe ich Nahrung zu gewinnen und Schlüsse zu ziehen gewagt; es ist dadurch aller Besonderheit, wie ich hoffe, das Recht gewahrt worden. Denn Eigenthümliches und Abweichendes tritt hier nicht anders wie in der Sprache ein, und seiner habhaft zu werden, hat den höchsten Reiz. Größer aber als die Abweichung ist die Uebereinkunft, und das früher bekehrte, früher gelehrte Deutschland kann die unschätzbaren Aufschlüsse über den Zusammenhang seiner Mythentrümmer dadurch dem reicheren Norden vergelten, daß es ihm ältere historische Zeugen für die jüngere Niederschreibung an die Hand liefert.“ — „Zweierlei festzuhalten, daran

iſt es hier gelegen: daß die nordiſche Mythologie *echt* ſei, folglich auch die deutſche, und daß die deutſche *alt* ſei, folglich auch die nordiſche" [1]). Auf dieſe Art ſetzt Grimm überall die ſkandinaviſche Mythologie voraus und greift nur da in ſie hinüber, wo es gilt, die weſentliche Uebereinſtimmung oder auch den durch die Eigenthümlichkeit der Stämme und Zeiten bedingten Unterſchied der deutſchen und der ſkandinaviſchen Mythologie zu zeigen. Für die deutſche Mythologie wird „neben den lateiniſchen Zeugniſſen, die von der Römerzeit anheben und durch das ganze Mittelalter ſich erſtrecken", von Grimm „auf Volksſagen überall kein kleines Gewicht gelegt, und lohnende Ausbeute aus ihnen gewonnen." „Ihren Werth bezeichnet das Verhältniß heutiger Volksmundarten ganz genau, in welchen ſich uralter Wortſtoff, den die gebildete Sprache längſt ausgeſchieden hat, in Menge findet. Es iſt wahr, die feineren Formen der Wörter ſind zu Grund gerichtet, die genaueren Fugen des Mythus geſprungen, allein die Wahrheit der Grundbedeutung kann ſich unverdorben bewahrt haben. Beſonders wichtig aber, ja entſcheidend iſt hier die Analogie des Abſtands deutſcher, däniſcher und ſchwediſcher Volksſagen von den älteren Mythen. Wandelt eine neunordiſche Ueberlieferung die Götter in Rieſen, ſo darf ſie eine deutſche zu Teufeln herunterdrücken, und Saxo mag wiederum eine Mittelſtufe zwiſchen ſpäterer Tradition bezeichnen und der Edda" [2]). In der Verwerthung dieſer vereinzelten und trümmerhaften Ueberlieferungen beweiſt nun Grimm neben der tiefſten Gelehrſamkeit einen durchdringenden Scharfſinn und eine wahrhaft wunderbare Combinationsgabe. Und dieſe Combinationsgabe geht jetzt nicht mehr willkürlich in's Wilde, ſondern ſie iſt gezügelt durch eine nüchterne, auf feſten Geſetzen ruhende Sprachforſchung. So dienen ſprachliche Unterſuchungen, die mit der Meiſterſchaft des großen Grammatikers das ganze Gebiet der germaniſchen Sprachen methodiſch umfaſſen, den meiſten Abſchnitten zur Grundlage. In dieſer Weiſe werden erſt die allgemeineren

1) Grimm, Deutsche Mythol. (1), Widmung an Dahlmann S. V fg. — 2) Ebend. S. VI.

Beziehungen des Glaubens und des Cultus: Gott, Gottesdienſt, Tempel, Prieſter unterſucht; dann die Götter und Göttinnen des deutſchen Glaubens nachgewieſen; hierauf zu den Helden, weiſen Frauen, Wichten, Elfen und Rieſen übergegangen. Es folgen dann einzelne Seiten des heidniſchen Glaubens: Schöpfung, Elemente, Bäume und Thiere, Himmel und Geſtirne, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Zeit und Welt, Seelen, Tod, Schickſal und Heil, Perſonificationen, Dichtkunſt, Geſpenſter, Entrückung, Teufel, Zauber, Aberglaube, Krankheiten, Kräuter und Steine, Sprüche und Segen. Wir geben dieſe einfache Aufzählung des Inhalts, um den Reichthum des Werks vor Augen zu ſtellen. Darauf, „ein Syſtem zu entdecken“ in der altdeutſchen Mythe, geht Grimm nicht aus [1]). „Vor der Verirrung, ſagt er, die ſo häufig dem Studium der nordiſchen und griechiſchen Mythologie Eintrag gethan, ich meine die Sucht, über halbaufgedeckte hiſtoriſche Daten philoſophiſche oder aſtronomiſche Deutungen zu ergießen, ſchützt mich ſchon die Unvollſtändigkeit und der loſe Zuſammenhang des Rettbaren. Ich gehe darauf aus, getreu und einfach zu ſammeln, was die frühe Verwilderung der Völker ſelbſt, dann der Hohn und die Scheu der Chriſten von dem Heidenthum übrig gelaſſen haben, und wünſche nichts, als daß meine Arbeit für einen Anfang weiterer Forſchungen in dieſem Sinn gelten könne“ [2]).

Wir wiſſen recht wohl, daß Grimm auch hier in ſeinen Combinationen bisweilen zu kühn geweſen iſt, daß er manche ſeiner Quellen verkannt hat, daß er hin und wieder für urſprünglich deutſch nimmt, was eine ſpätere Unterſuchung als aus der Fremde eingeführt erwieſen hat, daß ihm die tiefere Kenntniß des indiſchen Alterthums noch abgieng, wie ſie in der Folgezeit durch das Studium der Vedas eröffnet worden iſt. Aber das Alles kann den unſchätzbaren Werth ſeines bahnbrechenden Werks nicht herunterdrücken. Denn wer wird Forderungen an ein Werk ſtellen, die zu ſeiner Zeit noch gar nicht zu erfüllen waren? Wir müſſen dasſelbe an der Stelle betrachten, die es in der Entwicklung der

1) Ebend. S. XXV. — 2) Grimm, Deutsche Mythol. (1), S. 9.

Wiſſenſchaft einnimmt, und da ſteht es vor uns rieſengroß Allem gegenüber, was bis dahin über deutſche Mythologie geſchrieben worden war: eine wahrhaft neue Schöpfung. In einer Beziehung aber wird es für immer eins der großartigſten Erzeugniſſe der deutſchen Wiſſenſchaft bleiben, nämlich durch die tief poetiſche Geiſtesverwandtſchaft des Verfaſſers mit ſeinem Gegenſtande.

In Grimm's deutſcher Mythologie tritt der heidniſche Glaube unſerer Vorfahren zum erſtenmal wieder ſo vor unſer Auge, wie er wirklich war, und dadurch wird dem bisherigen unklaren Hin- und Herreden für immer ein Ende gemacht. Wir ſehen, daß der deutſche Glaube ein dem altnordiſchen verſchwiſterter, wenn auch eigenthümlich entwickelter Polytheismus war. Durch die Einführung des Chriſtenthums wurde ſeine Entwicklung früh unterbrochen, und die deutſche Mythologie „hat deshalb nicht geleiſtet, was ſie hätte leiſten können. Auch Sprache und Poeſie waren empfindlich geſtört und gehindert, allein ſie dauerten und konnten neuen Trieb gewinnen; der heidniſche Glaube blieb in der Wurzel abgeſchnitten, ſeine Ueberbleibſel durften ſich nur in andrer Geſtalt verſtohlen bergen. Roh und rauh muß er erſcheinen, doch das Rohe hat ſeine Einfachheit, das Rauhe ſeine Treuherzigkeit. In unſrer heidniſchen Mythologie treten Vorſtellungen, deren das menſchliche Herz hauptſächlich bedarf, an denen es ſich aufrecht erhält, ſtark und rein hervor“ [1]). Aber bei aller Wärme, mit der Grimm den heidniſchen Glauben der germaniſchen Völker darſtellt, iſt er doch durchaus nicht blind gegen die unermeßlichen Vorzüge des Chriſtenthums. „Vielgötterei, ſagt er, iſt, bedünkt mich, faſt überall in bewußtloſer Unſchuld entſprungen, ſie hat etwas Weiches, dem Gemüth Zuſagendes; ſie wird aber, wo der Geiſt ſich ſammelt, zum Monotheismus, von welchem ſie ausgieng, zurückkehren“ [2]). „Wir dürfen annehmen, wenn ſchon das Heidenthum noch eine Zeit lang lebendig hätte wuchern, gewiſſe Eigenthümlichkeiten der Völker, die ihm ergeben waren, ſchärfer und ungeſtörter ausprägen können, daß doch ein Keim des Verderbens und der Verwirrung in ihm

1) Deutsche Mythol. (2) Vorr. S. XLI. — 2) Ebend. S. XLV.

ſelbſt lag, welcher es ohne Dazwiſchentritt der chriſtlichen Lehre zerrüttet und aufgelöſt haben würde. Ich vergleiche das Heidenthum einer ſeltſamen Pflanze, deren farbige, duftende Blüthe wir mit Verwunderung betrachten, das Chriſtenthum der weite Strecken einnehmenden Ausſaat des nährenden Getraides. Auch den Heiden keimte der wahre Gott, der den Chriſten zur Frucht erwuchs" [1]). „Der Sieg des Chriſtenthums war der einer milden, einfachen, geiſtigen Lehre über das ſinnliche, grauſame, verwildernde Heidenthum" [2]).

4. J. Grimm's Reinhart Fuchs und übrige Arbeiten von 1819 bis 1840.

Wir haben die drei großen Hauptwerke J. Grimm's: die Grammatik, die Rechtsalterthümer und die Mythologie, hinter einander beſprochen. Zwiſchen die Rechtsalterthümer und die Mythologie fällt aber der Zeit nach noch ein anderes wichtiges Werk J. Grimm's, ſein Reinhart Fuchs (1834). Außer der erſten Veröffentlichung des lateiniſchen Isengrimus (aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts) gibt Grimm hier den mittelhochdeutſchen Reinhart in einem beſſeren Text, als dem in der Ausgabe des Koloczaer Codex (1817), und den mittelniederländiſchen Reinaert in einem beſſern, als dem Gräter's (1812), und überdies eine Anzahl kleinerer der Thierſage angehöriger Stücke. Das Wichtigſte aber ſind die vorausgeſchickten umfaſſenden Abhandlungen über das deutſche Thierepos. Durch eine eindringende Unterſuchung der lateiniſchen, altfranzöſiſchen, mittelhochdeutſchen, mittelniederländiſchen und niederdeutſchen Dichtungen vom Fuchs Reinhart gelangt Grimm zu dem Ergebniß, daß die Erzählungen vom Fuchs Reinhart (d. i. Raginhard, Rathskundiger) von uralt germaniſchem Urſprung ſind, daß ſie mit den Franken in das nördliche Gallien eingezogen und dort mündlich fortgepflanzt worden ſind, bis ſie im 12., 13. und 14. Jahrhundert ſich in eine reiche Fülle altfranzöſiſcher Dichtungen ergoſſen. Aus den franzöſiſchen Dichtungen ſtammen dann wieder

1) Deutsche Mythol. (2) S. 6. — 2) Ebend. S. 4.

die mittelhochdeutſchen und mittelniederländiſchen und aus letzteren der niederdeutſche Reineke Vos. Aus derſelben epiſchen Ueberlieferung haben die lateiniſchen Dichtungen Isengrimus am Anfang und Reinardus um die Mitte des 12. Jahrhunderts geſchöpft. So bilden der Fuchs, der Wolf und ihre Genoſſen die Träger eines Thierepos, das ähnlich wie die epiſche Heldendichtung von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt die mannigfaltigſten Geſtalten annimmt und tief im Geiſt des germaniſchen Volkes wurzelt. Hier ſchließt ſich die Thierdichtung einerſeits der Sprache an, wie ſie Grimm in der Grammatik darlegt, andrerſeits bereitet ſie den Uebergang zur Mythologie vor. „Die Poeſie, nicht zufrieden, Schickſale, Handlungen und Gedanken der Menſchen zu umfaſſen, hat auch das verborgene Leben der Thiere bewältigen und unter ihre Einflüſſe und Geſetze bringen wollen. Erſten Anlaß hierzu entdecken wir ſchon in der ganzen Natur der für ſich ſelbſt betrachtet auf einer poetiſchen Grundanſchauung beruhenden Sprache. Indem ſie nicht umhin kann, allen lebendigen, ja unbelebten Weſen ein Genus anzueignen und eine ſtärker oder leiſer daraus entfaltete Perſönlichkeit einzuräumen, muß ſie dieſelbe am deutlichſten bei den Thieren vorherrſchen laſſen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben und zur Seite des Menſchen als mitthätige Geſchöpfe in dem Stillleben einer gleichſam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit ſcheint der Urſprung, faſt die Nothwendigkeit der Thierfabel gegeben“ [1]). In der ſinnigſten Weiſe verſenkt ſich dann Grimm in die mannigfaltigen Beziehungen, welche den Menſchen mit den Thieren verbinden. „Die früheren Zuſtände menſchlicher Geſellſchaft hatten aber dies Band feſter gewunden. Alles athmete noch ein viel friſcheres ſinnliches Naturgefühl“ [2]). „Mir iſt, als empfände ich noch germaniſchen Waldgeruch in dem Grund und der Anlage dieſer lange Jahrhunderte fortgetragenen Sagen“ [3]). Selbſtverſtändlich verwarf Grimm die Entſtehung der Reinhartdichtungen aus einer ſatiriſchen Ver-

1) Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm, 1834, S. I. — 2) Ebend. S. 2. — 3) Ebend. S. CCXCIV.

kleidung hiſtoriſcher Perſönlichkeiten, wie ſie noch vor kurzem Mone in ſeiner Ausgabe des Reinardus (1832) wieder durchzuführen geſucht hatte [1]). Doch ſtellte er nicht in Abrede, daß einzelne ſatiriſche Anſpielungen auf beſtimmte Perſonen ſich in das Thierepos, dem ſie urſprünglich fremd waren, eingeſchlichen haben [2]). Den Zuſammenhang der germaniſchen Thierſage mit den Thierdichtungen anderer Völker läugnet Grimm nicht. Aber er führt ihn, in ſo weit er wirklich das Weſen der Sage berührt, auf Urverwandtſchaft zurück [3]). Die Sage vom Fuchs und vom Wolf „hat ihr eigenthümlich deutſches Recht, das ihr nicht verkümmert werden ſoll, noch durch eine auffallende Berührung mit der Fabelweisheit des Orients Schmälerung erleiden kann." Doch ſtellt Grimm nicht in Abrede, „daß einzelne andere Fabeln in der That für uns morgenländiſchen Urſprung haben" [4]). Ebenſo iſt es bekannt, daß im Lauf des 13. und 14. Jahrhunderts die Fabeln, die ſich um den Namen Aeſop's gruppieren, in die germaniſchen Sprachen übergiengen. „Wie zu erwarten ſteht, unter dieſen Fabeln ſind mehrere aus dem Kreis des Fuchſes und Wolfs, und einige noch an die einheimiſche Dichtung gränzende; ſie haben ſich aber faſt alle von ihr geſchieden gehalten und ſo wenig damit vermengt, wie die eingeführten Sagen von Alexander, Troja und Aeneas mit der nibelungiſchen oder kerlingiſchen Heldenſage" [5]).

Sechs Jahre nach ſeinem Erſcheinen erhielt Grimm's Reinhart Fuchs noch einen wichtigen Nachtrag. Grimm hatte nämlich die mittelhochdeutſche Dichtung, die dem 12. Jahrhundert angehört, nur in einer Ueberarbeitung des 13. herausgeben können; der urſprüngliche Text ſchien verloren. Da fanden ſich im J. 1839 als Umſchläge von Rechnungsbüchern in Kurheſſen Blätter einer Handſchrift aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, welche Bruchſtücke des unüberarbeiteten Reinhart enthielten. Hoch erfreut gab ſie Grimm mit einigen weiteren Zuthaten heraus (1840) in einem Sendſchrei-

1) Ebend. S. CCLII fg. — 2) Ebend. S. CCLVI fg. — 3) Ebend. S. CCLXVI fg. CCLXIX. CCLXXIX. — 4) Ebend. S. CCLXXXI. — 5) Ebend. S. CCLXXI.

ben an Lachmann, dem er auch ſeinen Reinhart Fuchs gewidmet hatte.

Die wahrhaft ſtaunenerregende Thätigkeit J. Grimm's während jener Jahre ſeiner höchſten Kraft fand neben den bisher beſprochenen großen Arbeiten noch Zeit, unſeren Quellenvorrath durch Herausgabe verſchiedener alter Denkmäler zu bereichern. Im J. 1830 veröffentlichte er aus der Abſchrift des Franciscus Junius die dem 9. Jahrhundert angehörende althochdeutſche Ueberſetzung von 26 lateiniſchen Kirchenhymnen. Im J. 1838 gab er im Verein mit Schmeller „Lateiniſche Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts" heraus, worin außer dem Text des Waltharius und einiger kleineren Stücke die reichhaltige Vorrede und die Einleitung zum Waltharius von Grimm herrühren. Endlich im J. 1840 veröffentlichte Grimm zwei der älteſten angelſächſiſchen Gedichte: Andreas und Elene, wiederum mit einer werthvollen Einleitung und mannigfachen Erläuterungen. Zugleich beſprach Grimm fortlaufend die bedeutendſten Erſcheinungen auf dem Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen und anderen Zeitſchriften [1]). Unter den vielen und zum Theil ſehr eingehenden Recenſionen, die Grimm in dieſem Zeitraum ſchrieb, will ich nur die ſchöne und reichhaltige Anzeige über Berthold's Predigten (1825) [2]) hervorheben. Nebenbei aber griff er auch über den Bereich der germaniſchen Sprachen hinaus, indem er ſich eingehend mit dem Serbiſchen beſchäftigte, angeregt durch die Veröffentlichungen von Wuk Stephanowitſch, deſſen ſerbiſche Grammatik er (1824) in's Deutſche überſetzte und mit einer Vorrede begleitete.

Wilhelm Grimm's Arbeiten von 1819 bis 1840. Verſchiedenheit Jacob Grimm's und Wilhelm Grimm's.

Schon in einem früheren Abſchnitt haben wir geſehen, wie J. und W. Grimm trotz aller Gemeinſamkeit doch wieder in mancher

1) Geſammelt in: Recensionen und vermischte Aufsätze von Jac. Grimm, Erster Thl. Berl. 1869. — 2) Wiener Jahrbücher Bd. 32. (In der eben angeführten Sammlung S. 296 fg.).

Hinsicht sehr verschieden geartet waren. Diese Verschiedenheit mußte natürlich immer schärfer hervortreten, je mehr die Brüder sich zu voller Reife entwickelten. J. Grimm war eine durchaus ursprüngliche Natur, voll Kraft und Leben, immer bereit, in die Tiefe des Gegenstands hinabzutauchen. Im Gefühl unerschöpflicher geistiger Mittel wagt er sich an die schwierigsten und großartigsten Aufgaben: die Erforschung des gesammten deutschen Sprachbaus, des altdeutschen Rechts und des altdeutschen Glaubens. Aber er arbeitet im Bunde mit dem Geiste, aus dem sein Gegenstand hervorgegangen ist. Es ist etwas in ihm von derselben Kraft, die Sprache, Recht und Mythus geschaffen hat. Mag ihm daher auch manches allzukühne Wagniß im Einzelnen mißglücken, im Großen und Ganzen bricht er sich die richtige Bahn. Ganz anders Wilhelm Grimm. Von der genialen Kraft Jacob's besitzt er nur ein geringeres Maß. Aber mit feinem Geist baut er sich im engeren Kreise an. „Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden" [1]). Was er dann auf diese Weise ergreift, das behandelt er mit einer Gründlichkeit und Sauberkeit, die seine Arbeiten als wahre Muster ihrer Gattung erscheinen lassen. Schon im Stil kündigt sich diese Verschiedenheit der Brüder an. Jacob's Sprache ist bisweilen rauh, bisweilen eigenmächtig abweichend vom hergebracht Gültigen, aber sie ist durch und durch ursprünglich und eben deswegen von unnachahmlicher Frische. Sinnlich belebt in jedem Ausdruck trifft sie ohne viele Umschweife den Nagel auf den Kopf. Dagegen schreibt Wilhelm mehr den reinlichen, einfach maßvollen Stil, wie ihn Savigny im Anschluß an Goethe in die Wissenschaft eingeführt hat. Dieser verschiedenen Natur Wilhelm Grimm's entspricht die Art seiner Arbeiten. Es sind theils Untersuchungen auf einem, mit den Leistungen Jacob's verglichen, engeren Gebiet, theils sind es Ausgaben mittelhochdeutscher Dichtungen. Der ersteren Gattung gehört das bedeutendste Werk W. Grimm's an, seine im J. 1829 erschienene Deutsche Helden-

1) J. Grimm's Rede auf W. Grimm, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 172.

sage. Sie ist die reife Entwicklung der verwandten Arbeiten, die wir in dem ersten Abschnitt über die Brüder Grimm erwähnt haben [1]). Inzwischen war (1816) Lachmann's Schrift „über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" erschienen. W. Grimm hatte sie (1817) [2]) öffentlich beurtheilt, und daran hatte sich (1820 fg.) ein eindringender Briefwechsel der beiden großen Kenner unsrer Heldendichtung geknüpft, worin sie sich sowohl über die Verschiedenheiten, als das Uebereinstimmende ihrer Ansichten in's Klare zu setzen suchen [3]). Die reifste Frucht seiner Forschung: Die deutsche Heldensage hat dann W. Grimm (1829) Lachmann zugeeignet. Die in den altdeutschen Wäldern begonnene Zusammenstellung der Zeugnisse für die deutsche Heldensage erscheint hier sehr bereichert und erweitert. Letzteres besonders dadurch, daß hier nicht mehr bloß die äußeren, sondern auch die inneren Zeugnisse über die deutsche Heldensage gesammelt werden, das heißt, die Aussagen, welche die Dichtungen des Fabelkreises selbst über ihre Quellen enthalten. Die sämmtlichen Zeugnisse sind hier in drei Perioden geschieden und mit nur wenigen absichtlichen Ausnahmen chronologisch geordnet [4]). Auf diese Weise tritt uns der Vortheil recht klar vor Augen, den die Untersuchung des Epos und der Sage bei den Deutschen vor den übrigen Völkern voraus hat, daß wir nämlich „die Veränderungen der Sage in Denkmälern beobachten können, welche von den ersten Spuren bis zu dem völligen Verschwinden den Raum von etwa tausend Jahren einnehmen" [5]). „Für uns, fügt W. Grimm charakteristisch hinzu, liegt die Mahnung darin, innerhalb dieser Gränze und vorerst ohne Rücksicht auf andere Völker, die Resultate zu suchen, welche sich aus Betrachtung eines so glücklichen Verhältnisses ergeben müssen." Auf die chronologische Zusammenstellung und Erörterung der einzelnen Zeugnisse

---

1) S. o. S. 433. — 2) In der Leipz. Lit. Zeitg. 1817, Nr. 94. 95. — 3) In der Zeitschr. für deutsche Philol. von Höpfner u. Zacher, II, S. 193 fg. (1869) und S. 343 fg. (1870) ist dieser höchst interessante Briefwechsel gedruckt erschienen. — 4) W. Grimm, Deutsche Heldensage 1829, Vorr. S. V. — 5) Ebend. S. 336.

läßt W. Grimm eine eingehende Abhandlung über Urſprung und Fortbildung der Sage und des Epos folgen. Durch die gründlichſte und gewiſſenhafteſte Zergliederung der einzelnen Dichtungen wird Schritt für Schritt die Umbildung nachgewieſen, welche die Sage im Lauf der Zeit erfahren hat. Wir ſehen, wie durch die Veränderung der Sitte und Lebensanſchauung, durch Fallenlaſſen alter Beziehungen und Einflechtung von neuen, durch Verknüpfung von Sagen, die früherhin ohne Verbindung waren, eine durchgreifende Umgeſtaltung der Sage ſtattgefunden hat. Das Alles aber geſchieht ohne die Abſicht, Neues erdichten zu wollen, in der „nicht bloß in der früheſten Zeit, ſondern noch bei den gebildetſten Dichtern des Mittelalters herrſchenden Ueberzeugung von der vollkommenen Wahrheit der Ueberlieferung“ [1]). Bei der Fortpflanzung und Ausbildung der epiſchen Dichtung haben wir die Ueberlieferung durch den Mund der Sänger und die ſchriftliche Aufzeichnung zu unterſcheiden. In der älteren Zeit kann nur von mündlicher Ueberlieferung die Rede ſein. Das „Singen nnd Sagen“ der Dichter war früherhin nicht unterſchieden, „die Begriffe von Geſang und Rede lagen ſich vielmehr ſo nah, daß häufig einer den andern erſetzte; das zeigt das nordiſche qveda, das beides heißt, ſingen und ſagen“ [2]). Durch ſorgfältige Sammlung und Prüfung der Zeugniſſe über die mündliche Ueberlieferung und die ſchriftliche Aufzeichnung kommt W. Grimm zu dem Ergebniß: „Während die auf keine Schrift ſich ſtützenden Sänger, wie man der Natur der Sache nach glauben darf, kürzere Lieder ſangen, etwa von dem Umfange der eddiſchen, deren Stoff ſie nach Wohlgefallen auswählten und begränzten, und welche daher, in beſtändiger, lebendiger Fortbildung begriffen, von ſelbſt in einem cykliſchen Kreis ſtanden, machte die Schrift, welche überhaupt die epiſche Ausführlichkeit begünſtigte, größere Compoſitionen, Zuſätze, Ueberarbeitungen, eigenmächtige Verknüpfungen, und dergleichen nicht ganz unſchuldige Einwirkungen, ſelbſt die Anwendung einiger Gelehrſamkeit möglich“ [3]). „Ruhend und in eine feſte Form gebunden, dürfen wir

1) Ebend. S. 397. — 2) Ebend. S. 374. — 3) Ebend. S. 379.

uns das Epos zu keiner Zeit denken. Vielmehr herrſcht in ihm der Trieb zur Bewegung und Umgeſtaltung, ja ohne ihn würde es abſterben, wenigſtens die Kraft lebendiger Einwirkung verlieren“ [1]). Was die Frage betrifft, ob der Urſprung der Sage mythiſch oder hiſtoriſch ſei, ſo erklärt ſich W. Grimm gegen Beides. Er betrachtet es „als ausgemacht, daß die geſchichtlichen Beziehungen, welche die Sage jetzt zeigt, erſt ſpäter eingetreten ſind, mithin die Behauptung, daß jene Ereigniſſe die Grundlage geliefert, aller Stützen beraubt iſt“ [2]). Ebenſo aber verwirft W. Grimm auch die Vorſtellung eines mythiſchen Urſprungs, wonach „die Helden, welche die Dichtung in geſchichtlichem Scheine auftreten läßt, früherhin Götter waren, verkörperte, ſinnbildlich aufgefaßte Ideen über Erſchaffung und Fortdauer der Welt“ [3]). Dieſe Anſicht „muß zu unerweisbaren Vorausſetzungen ihre Zuflucht nehmen“ [3]). Grimm hat „kein Beiſpiel von der Umwandlung eines Gottes in einen bloßen Menſchen gefunden“ [4]). Der Glaube an überirdiſche Dinge wird immer ein weſentliches Element des Epos bilden. „Keinem Gedichte, wenn es wahrhaft beſeelt iſt, fehlt innere Bedeutung oder eine ſittliche Erkenntniß. — Aber nichts berechtigt uns bis jetzt zu der Vermuthung, daß die deutſche Heldenſage aus Erforſchung göttlicher Dinge oder aus einer philoſophiſchen Betrachtung über die Geheimniſſe der Natur hervorgegangen ſei und in einem ſinnbildlichen Ausdruck derſelben ihren erſten Anlaß gefunden habe. Sie ſelbſt hat, ſo weit wir zurückblicken können, ſich allezeit neben der Geſchichte ihren Platz angewieſen“ [5]). Neben den Liedern von dem Gott Thuiſto (Tac. Germ. 2) beſtanden Heldenlieder, dergleichen jene waren, welche die Thaten des Arminius feierten (Ann. I, 88). Jedenfalls hat man vor der Entſcheidung jener allgemeinen Fragen zuvörderſt die genauſte Unterſuchung des gegebenen Sagenſtoffs vorzunehmen, um Altes und ſpäter Hinzugefügtes zu unterſcheiden [6]). „Ich entſage gern dem Vortheil, ſo beginnt W. Grimm ſeine Unterſuchungen, eine vorausgewählte Anſicht in die Mitte zu

1) Ebend. S. 396. — 2) Ebend. S. 397. — 3) Ebend. S. 398. — 4) Ebend. S. 398. — 5) Ebend. 399. — 6) Ebend. S. 398.

ſtellen, oder mit dem glänzenden Schwerte eines ſinnreichen Einfalls auf den Knoten loszuhauen. Ich theile hier eine Reihe von Beobachtungen mit, die aus Betrachtung der Denkmäler ſelbſt hervorgegangen ſind und die mir tauglich ſcheinen, Aufklärung über das Weſen der Sage zu geben. Auf dieſem Wege ſollen wir, glaube ich, dem noch unerforſchten Ziele näher rücken, und dieſer Verſuch wird verdienſtlich ſein, wenn er nur von der Richtigkeit des Weges überzeugt" [1]). — Neben dieſer Hauptarbeit, die ſich durch ſein ganzes Leben hindurchzieht, fand W. Grimm in den Jahren 1819 bis 1840 noch Zeit zu einer Reihe anderer bedeutender Leiſtungen. In ſeinen Unterſuchungen „Ueber deutſche Runen" (1821) wies er die Verwandtſchaft und das Verhältniß des nordiſchen, deutſchen und angelſächſiſchen Runenalphabets nach. Eine reichhaltige Fortſetzung dieſer Forſchungen veröffentlichte er 1828 in den Wiener Jahrbüchern der Literatur [2]). Seine hauptſächlichſte Thätigkeit aber wendete er der kritiſchen Herausgabe mittelhochdeutſcher Dichtungen zu. Wie auf dem Gebiet der Sagenforſchung, ſo berührte er ſich auch hier insbeſondere mit Lachmann's epochemachenden Leiſtungen. In ſeiner Ausgabe von Ruolandes liet (1838) gibt er außer dem ſorgfältig behandelten Text eine eindringende Unterſuchung über die altfranzöſiſche Sage von Roland und ſeinen Genoſſen und über das Verhältniß der dieſer Sage angehörenden Dichtungen. **Vrîdankes bescheidenheit** (1834) erhält durch die kritiſche Abwägung der oft weit auseinandergehenden Handſchriften eine neue Geſtalt, nnd die ausführliche Einleitung gibt dieſem trefflichen alten Spruchgedicht ſeine Stellung in der Geſchichte des Sprichwortes. Auf die am Schluſſe ausgeſprochene Vermuthung, Bescheidank ſei Walther von der Vogelweide, kommen wir ſpäter zurück. Hier erwähnen wir noch W. Grimm's treffliche Ausgaben des Roſengarten (1836) und des **Grave Ruodolf** (1828) [3]), ſo wie ſein ſorgfältiges Facſimile des **Hildebrandslieds** (1830).

1) Ebend. S. 337. Eine „zweite vermehrte und verbeſſerte Ausgabe" von W. Grimm's Heldenſage beſorgte 1867 K. Müllenhoff. — 2) Auch einzeln erſchienen. — 3) Zweite erweiterte Ausgabe 1844.

Zweites Kapitel.

Die Mitforſcher der Brüder Grimm.

Mit dem Erſcheinen von Grimm's Grammatik (1819) beginnt ein neuer Zeitraum in der Geſchichte der germaniſchen Philologie. In dieſem Werk finden die ausgezeichneten Forſcher, die ſich ſelbſtändig neben Grimm herangebildet haben, eine ſichere Grundlage für ihre Beſtrebungen. Vor allen iſt es Lachmann, der Grimm freudig die Hand bietet, und neben ihm Bencke, Schmeller, Uhland, jeder in ſeiner eigenthümlichen Weiſe für die Forſchung thätig und doch alle innig verbunden für den Einen großen Zweck. Im Anſchluß an dieſe bahnbrechenden Forſcher aber tritt nun bald auch eine Schaar reich begabter jüngerer Mitarbeiter hervor, ſo daß das weite Gebiet der germaniſchen Philogie im Laufe weniger Jahrzehnde einen reicheren Anbau findet, als in den bisher verfloſſenen Jahrhunderten.

1. Karl Lachmann (1819—1851). G. F. Bencke (1819—1844).

Seit 1818 außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität Königsberg vertrat Lachmann neben Lobeck die klaſſiſche Philogie, zugleich aber hielt er Vorleſungen über altdeutſche Grammatik und mittelhochdeutſche Dichter. Obwohl bereits einer der erſten Kenner des Alt- und Mittelhochdeutſchen widmete Lachmann während jener Jahre (1818—24) dieſen Sprachen ein fortgeſetztes unermüdliches Studium. Alles Gedruckte und was er von handſchriftlichem Material erreichen konnte, unterzog er nach allen Seiten hin einer immer erneuten Durcharbeitung. Für den Sommer 1824 nahm er Urlaub, um die Bibliotheken Mittel- und Süddeutſchlands für ſeine Zwecke auszubeuten. Er gieng zunächſt nach Berlin, von da nach Wolfenbüttel, Kaſſel, wo er die Brüder Grimm aufſuchte, München und St. Gallen. Ein reicher Schatz von Abſchriften und Vergleichungen war die Frucht dieſer Reiſe [1]). Am 27. Febr. 1825

1) Vgl. Iwein (2) S. 360.

wurde Lachmann zum außerordentlichen, am 27. Juni 1827 zum ordentlichen Profeſſor für das Fach der klaſſiſchen und der deutſchen Philologie an der Univerſität Berlin ernannt. Mit größter Gewiſſenhaftigkeit iſt er hier ſeinem Lehrberuf nach deſſen beiden Seiten hin bis an ſein Lebensende nachgekommen, und obwohl ſeine ganze Art nicht auf den Beifall großer Zuhörermaſſen berechnet war, hat er doch durch die ſtreng wiſſenſchaftliche Behandlung ſeines Gegenſtandes und die Heranbildung trefflicher Schüler als Univerſitätslehrer kaum weniger gewirkt, wie als Schriftſteller. Gegen Ende des Januar 1851 wurde Lachmann von heftigen Schmerzen im linken Fußgelenk befallen. Es entwickelte ſich eine gefährliche Entzündung. Der Fuß mußte abgenommen werden. Lachmann ertrug Alles mit ruhiger Ergebung. Aber es war keine Rettung mehr. Am 13. März 1851 endete dies reiche, arbeitsvolle Leben [1]).

Lachmann's wiſſenſchaftliche Thätigkeit erſtreckt ſich über weite Gebiete, von denen nur ein Theil in unſeren Bereich fällt. Die antik klaſſiſche Philologie verdankt ihm nicht weniger, als die germaniſche, und von jener aus hat er ſeine Bemühungen auch auf den Grundtext des Neuen Teſtaments und die Bearbeitung römiſcher Rechtsquellen ausgebreitet. Aber er war weit entfernt von der planloſen Zerſplitterung des bloßen Polyhiſtors. Vielmehr wurden alle ſeine Arbeiten zuſammengehalten durch das Band der kritiſchen Methode, deren einzelne Anwendungen ſie nur bildeten. Der unterſcheidende Grundzug von Lachmann's Textkritik war die ſtreng hiſtoriſche Sichtung der handſchriftlichen Quellen, aus denen wir unſeren Text ſchöpfen. Der Kritiker hat das Verhältniß der Handſchriften genau zu unterſuchen, und indem er ſo der Entſtehung des Ueberlieferten rückwärts nachgeht, gewinnt er „auf dem Wege hiſtoriſch-methodiſcher Forſchung den älteſten und bezeugteſten Text, der ſich durch die Ueberlieferung erreichen läßt“ [2]). Doch iſt dieſer Text noch keineswegs der wahre. Vielmehr hat da, wo die Ueberlieferung irrt, die Emendation einzutreten. Aber nur nach gewiſſen-

1) Vgl. Karl Lachmann. Eine Biographie von Martin Hertz. Berlin 1851. — 2) Hertz, Lachmann, S. 194.

hafteſter Unterſuchung der Ueberlieferung findet die Emendation ihre Stelle. Dieſe Grundſätze der Textkritik wendete Lachmann gleichmäßig auf die klaſſiſche, wie auf die germaniſche Philologie an, und gerade auf dieſe Verbindung der klaſſiſchen und der germaniſchen Philologie gründet ſich die epochemachende Stellung, die Lachmann in der Entwicklung der germaniſchen Philologie einnimmt. Aber Lachmann war nicht bloß der Mitſchöpfer der richtigen Methode auf dem Gebiet der philologiſchen Kritik, ſondern er war auch in eminentem Maß mit all den Gaben ausgerüſtet, die zu einer glücklichen praktiſchen Anwendung jener Methode erfordert werden. Erinnern wir uns nun, wie gründlich Lachmann's Kenntniſſe im Altdeutſchen ſchon am Beginn unſrer Periode (1819) waren und mit welcher Strenge gegen ſich ſelbſt er nichtsdeſtoweniger zu lernen fortfuhr, ſo können wir uns denken, mit welcher Ueberlegenheit er den bloßen Dilettanten auf dem Gebiet des Altdeutſchen gegenüberſtand. Das Bewußtſein dieſer Ueberlegenheit ſpricht ſich bei Lachmann in einer allerdings ſchroffen Weiſe aus, aber es iſt nicht ſeine Perſon, die er dabei im Auge hat, ſondern das Intereſſe der Sache, die Gründung einer neuen Wiſſenſchaft. Als er im J. 1820 ſeine Auswahl aus den Hochdeutſchen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts herausgab, zog er die ſcharfe Gränze zwiſchen unberufener Pfuſcherei und redlicher Forſchung. „Wollen Unwiſſende lehren", ſagt er in der Widmung an Benecke [1]), „die, von nichtiger Luſt angereizt, arbeitſcheuen Liebhabereifer und wohlgemeinte, aber eitele und erfolgloſe Betriebſamkeit ſich als Verdienſt anrechnen: die Verachtung ihrer Schüler ſtürze ſie, die jetzo leicht zu durchſchauen ſind, von dem Stuhle des Hochmuths. Wir haben Urſach genug, endlich durch unverdroſſene tüchtige Arbeit die ſo lange und nicht mit Unrecht verweigerte Achtung der Zeitgenoſſen uns zu verdienen." Daß dieſe Strenge nöthig und heilſam war, das erkennt man leicht, wenn man ſieht, welche Dinge damals noch, und ſelbſt Jahre lang nach dem Erſcheinen der Grimm'ſchen

1) Auswahl aus den Hochdeutſchen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts von K. Lachmann. Berlin 1820, S. XXI.

Grammatik, von viel genannten Männern zu Markte gebracht wurden [1]). Doch wollen wir ſelbſtverſtändlich mit dieſer Rechtfertigung des großen Gelehrten nicht jedes ſeiner ſchroffen Urtheile gutheißen. — In jener Widmung ſeiner Auswahl (1820) entwickelt Lachmann, wie auf dem Wege ſtrenghiſtoriſcher Kritik von der Schreibung der Handſchriften zum Text des Dichters zu gelangen ſei. Denn „die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts redeten, bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein beſtimmtes unwandelbares Hochdeutſch, während ungebildete Schreiber ſich andere Formen der gemeinen Sprache, theils ältere, theils verderbte, erlaubten“ [2]). Der Herausgeber ſoll ſich mit allen Rede- und Versgebräuchen ſeines Dichters vollkommen vertraut machen. Dann muß „aus einer hinlänglichen Anzahl von Handſchriften, deren Verwandtſchaft und Eigenthümlichkeiten der Kritiker genau erforſcht hat, ein Text ſich ergeben, der im Kleinen und Großen dem urſprünglichen des Dichters oder ſeines Schreibers ſehr nah kommen wird“ [3]). So vorzüglich Lachmann's „Auswahl“ (1820) ihre Aufgabe löſte, ſo war doch „an ſtrengkritiſche Behandlung bei Auszügen aus ſo viel verſchiedenen Dichtern nicht zu denken“ [4]), um ſo weniger, als auch die nöthigen Hülfsmittel noch fehlten. Erſt fünf Jahre ſpäter verwirklichte Lachmann ſeine Anſprüche an die kritiſche Bearbeitung eines mittelhochdeutſchen Werks in ſeiner Ausgabe von Hartmann's Iwein. In ſeiner am 31. März 1825 unterzeichneten Vorrede durfte er mit vollem Recht dieſe Ausgabe den erſten Verſuch nennen, ein altdeutſches Gedicht kritiſch zu behandeln. Und es war ein meiſterhaft gelungener Verſuch, die Frucht von Lachmann's vieljährigen eindringenden Forſchungen über den Sprachgebrauch und

1) Vgl. Lachmann's Recenſion von Mone's 1821 erſchienenem Otnit in der Jenaiſchen Allgem. Literatur-Zeitung, Jan. 1822, Sp. 97—124. Was dort Sp. 105 fg. zuſammengeſtellt wird, ſind nicht einzelne Verſehen, ſondern es iſt der Beweis vollſtändiger grammatiſcher und lexikaliſcher Unwiſſenheit. Und wenn es ſo bei einem durch manche ſpätere Arbeit verdienten Forſcher beſtellt war, wie mag es da erſt bei der großen Maſſe der Mitſprechenwollenden ausgeſehen haben! — 2) Auswahl, 1820, S. VIII. — 3) Ebend. S. X. — 4) Ebend. S. VIII.

die Metrik der mittelhochdeutſchen Dichter. Lachmann hatte ſich zur Herausgabe des Iwein mit ſeinem würdigen Lehrer Benecke verbunden. Während Lachmann die kritiſche Herſtellung des Textes beſorgte, fielen die erklärenden Anmerkungen überwiegend Benecke zu. Dieſer hatte ſeit Herausgabe des Bonerius (1816) [1]) nicht geraſtet, ſondern durch eine Ausgabe von Wirnt's von Gravenberg Wigalois mit Anmerkungen und Wörterbuch (1819) ſich auf die Arbeit am Iwein trefflich vorbereitet. Seine Erläuterungen zum Iwein ſind wirklich muſterhaft und verdienen vollkommen das Lob, das Lachmann Benecke ſpendet, daß er mit Sinn und beſcheidener Sorgfalt zuerſt ein ganz neues Verſtändniß der mittelhochdeutſchen Poeſie eröffnet habe [2]). Später (1833) ließ Benecke ſein „Wörterbuch zu Hartmannes Iwein" folgen, das den Grund zur mittelhochdeutſchen Lexikographie legte, indem es nicht bloß einzelne unverſtändlich gewordene Wörter erklärte, ſondern den ganzen Sprachſchatz des Gedichts in allen ſeinen Beziehungen wohlgeordnet darbot. Durch das Zuſammenwirken mit Benecke hatte ſich die Herausgabe des Iwein bis zum Jahr 1827 verzögert [3]). Das Erſcheinen desſelben bildet für die Behandlung mittelhochdeutſcher Texte eine ähnliche Epoche, wie Grimm's Grammatik für die Erforſchung der germaniſchen Sprachen überhaupt. Denn in der kritiſchen Herſtellung altdeutſcher Texte war Lachmann's methodiſch geübter Scharfſinn auch Grimm überlegen, und es iſt ein erfreulicher Anblick, wie die beiden bedeutenden Männer ihre verſchiedenartigen Vorzüge wechſelſeitig anerkennen und ſich einander unterſtützen. „Solche ausführliche und rückhaltloſe Mittheilungen, als mir Lachmann gemacht hat, ſagt Grimm (1822) in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Grammatik [4]), muß man an ſich erfahren haben, um ihren Werth zu begreifen, denn ſie belehren, treiben an und ſtören doch nicht das zur Arbeit nöthige innere Geſammeltſein, ſondern man meint, durch ſich ſelbſt fortzulernen." „Er war zum Heraus-

1) S. o. S. 456. — 2) Iwein (2) 1843, Vorr. S. III. — 3) Im J. 1843 erſchien eine neue ſehr vervollkommnete Ausgabe, 1868 eine dritte. — 4) S. XIX.

geber geboren, ſagt Grimm (1851) in ſeiner Rede auf Lachmann [1]), ſeines Gleichen hat Deutſchland in dieſem Jahrhundert noch nicht geſehn." Und wiederum, mit welcher Beſcheidenheit ſpricht Lachmann von Grimm's Grammatik. „Uns iſt die Dreiſtigkeit unbegreiflich, ſagt er (1822) in der Recenſion von Mone's Otnit, daß einer jetzt, ohne Neues und Wichtiges vorzubringen, deutſche Grammatik lehrt, jetzt, da wir eben die zweite Ausgabe des Grimmiſchen Werks erwarten, die uns alle zur Scham bringen wird über unſere Unwiſſenheit" [2]). Und ein anderes mal (1827) erklärt er, welchen Gewinn er für ſeine Textbehandlung aus „J. Grimm's neuen und noch immer wunderbar ſcheinenden Entdeckungen" gezogen habe [3]).

Auf den Iwein folgte noch in demſelben Jahr (1827) eine andere bahnbrechende Arbeit Lachmann's, ſeine Ausgabe des Walther von der Vogelweide. Es gehörte nicht nur Lachmann's kritiſcher Scharfſinn, ſondern auch ſein eindringendes Studium der mittelhochdeutſchen Dichter in allen Eigenthümlichkeiten der Sprache und der Metrik dazu, um „den reichſten und vielſeitigſten unter den Liederdichtern des dreizehnten Jahrhunderts in würdiger Geſtalt wieder erſcheinen zu laſſen" [4]). Lachmann widmete ſich dieſer Arbeit mit beſonderer Freudigkeit. „Uhland's eben ſo lebendige als genaue Schilderung Walther's (1822) hatte die Aufmerkſamkeit der Empfänglichen auf's neue geweckt" [4]); Benecke, J. u. W. Grimm und Uhland förderten das Unternehmen auf jede Weiſe; und was Lachmann ſchon bei dieſer erſten Ausgabe hatte thun wollen [5]), das führte er bei der zweiten (1843) aus: Er widmete ſie „Ludwig Uhland zum Dank für deutſche Geſinnung, Poeſie und Forſchung." Schon das nahe Verhältniß zu Uhland würde hinreichend beweiſen, wie ſehr man Lachmann verkennt, wenn man ihn für einen bloßen

1) Berlin 1851, S. 16. — Vgl. auch Grimm's Widmung des Reinhart Fuchs an Lachmann. — 2) Jen. Allg. Literatur-Zeitung, 1822, Jan. Sp. 106. — 3) Vorr. zum Walther 1827, S. III. — 4) Lachmann's Vorr. zum Walther 1827, S. III. — 5) S. Lachmann's Brief an Uhland vom 4. Nov. 1843 in: Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. S. 314.

Verſtandesmenſchen hält. So ſehr auch die kritiſche Schärfe des Verſtandes das Hervorſtechende ſeines Weſens war, ſo beſaß er doch zugleich einen feinen Sinn für Poeſie. Dies ſpricht ſich aus in der treffenden Charakteriſtik der mittelhochdeutſchen Dichter, die er in ſeiner Auswahl (1820) [1]) gibt, in ſeiner Schilderung des hingebenden „einfach wahren und unſchuldigen Verſtändniſſes" der Poeſie (1843) [2]), in ſeiner Vorrede zum Walther und vor allem in ſeiner begeiſterten Verehrung Wolfram's von Eſchenbach. Dieſem tiefſinnigen und ſchwierigen Dichter waren Lachmann's nächſte Bemühungen gewidmet. Schon in der Auswahl (1820) hatte er ſeine Bewunderung für ihn ausgeſprochen. Nach langen und gründlichen Vorarbeiten gab er 1833 Wolfram's Werke heraus: Den Parzival, den Willehalm, die Lieder und die Münchener Bruchſtücke des Titurel. Denn daß nur dieſe, nicht aber der jüngere Titurel, Wolfram's Werk ſeien, hatte Lachmann ſchon (1820) in der Auswahl geäußert, und in der Vorrede zu ſeinem Wolfram legt er es näher dar. Durch Lachmann's Ausgabe iſt Wolfram von Eſchenbach eigentlich erſt zugänglich geworden. Denn ſie gibt gegenüber den äußerſt mangelhaften Myller'ſchen und Caſparſon'ſchen Drucken [3]) nicht nur einen kritiſchen, ſondern überhaupt erſt einen lesbaren Text. Mit vollendeter Meiſterſchaft verfolgt Lachmann hier ſein Ziel, „daß uns möglich gemacht werden ſollte, Eſchenbach's Gedichte ſo zu leſen, wie ſie ein guter Vorleſer in der gebildetſten Geſellſchaft des dreizehnten Jahrhunderts aus der beſten Handſchrift vorgetragen hätte" [4]). Erklärende Anmerkungen hat Lachmann ſeiner kritiſchen Herſtellung des Textes nicht beigegeben, obwohl er ſie für die Zukunft keineswegs verredet [5]). Nichtsdeſtoweniger hat er auch für die Erleichterung des Verſtändniſſes ungemein viel geleiſtet. Seine wohldurchdachte Interpunktion bildet eine fortlaufende Erläuterung, die den Leſer ganz unvermerkt über eine Unmaſſe von Schwierigkeiten hinweghebt.

1) Widmung an Benecke S. III fg. — 2) Vorr. zur 2ten Ausgabe des Iwein S. III fg. — 3) S. o. S. 260. 263. — 4) Lachmann's Vorrede zum Wolfram, 1833, S. VI. — 5) Ebend. S. XI.

Eine Frucht von Lachmann's eindringendem Studium der alt- und mittelhochdeutſchen Dichter und zugleich wieder die Grundlage ſeiner kritiſchen Textausgaben waren ſeine Entdeckungen auf dem Gebiet der altdeutſchen Metrik. Er berichtet uns ſelbſt über den Gang ſeiner Studien: „Im Februar 1818 begann ich ein umfaſſendes Reimwörterbuch über den größten Theil der erhaltenen erzählenden Gedichte und Lieder anzulegen, wodurch ich das Regelrechte in den Wortformen und ihrer Quantität, nebſt dem Eigenthümlichen vieler einzelnen Mundarten und Dichter, genau kennen lernte. Im Winter 1823 und 24 ward die althochdeutſche Verskunſt mit Aufzählung aller Beiſpiele bis in's Kleinſte vollſtändig erörtert, dabei die Umbildung oder Verfeinerung der gefundenen Regeln in den Werken der ſorgfältigſten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts erforſcht" [1]). Von ſeinen Entdeckungen, die ſich natürlich durch ſeine kritiſchen Arbeiten fortſchreitend erweiterten und vertieften, hat Lachmann nur einen Theil im Zuſammenhang veröffentlicht in ſeiner grundlegenden Abhandlung „Ueber althochdeutſche Betonung und Verskunſt", (geleſen in der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 1831 und 32, herausgegeben in deren Abhandlungen 1834). Das Uebrige findet ſich theils in den Anmerkungen zu Lachmann's Textausgaben zerſtreut, theils hat er es nur mündlich in ſeinen Collegien vorgetragen [2]). Den Kern der altdeutſchen Metrik faßt Lachmann in die Worte zuſammen: „Der deutſche Vers, beſonders der ältere, bis gegen das ſechzehnte Jahrhundert, wo die romaniſche Form überwiegt, hat eine beſtimmte Zahl Füße, das heißt Hebungen, die in höher betonten Silben beſtehn als je die nachfolgende Senkung; und die Senkungen vor oder zwiſchen den Hebungen dürfen auch ganz fehlen. Die Eigenthümlichkeit aber der alt- und mittelhochdeutſchen Verſe beſteht nun in zweierlei: 1) Wo zwiſchen zwei Hebungen die Senkung fehlt, muß die Silbe lang ſein durch Vocal oder Conſonanten. Und zu dieſem durchbrechenden Princip der Quantität kommt 2) die rhythmiſche Beſchränkung,

1) Iwein (2) 1843, S. 360. — 2) S. Lachmann's mittelhochdeutsche Metrik in Pfeiffer's Germania 1857, S. 105 fg.

daß nur der Auftakt allenfalls mehrere Silben zuläßt; die übrigen Senkungen dürfen nur einsilbig sein" [1]). Von dieser einfachen Grundlage aus entwickelte Lachmann die Gesetze der alt- und mittelhochdeutschen Metrik für die verschiedenen Zeiträume und für die bedeutendsten Dichter bis in's Einzelnste hinein, und wo man früher nur rohe Willkür gesehen hatte, da zeigte sich eine Feinheit und Gesetzmäßigkeit des Versbaus, an welche die Poesie der neueren Jahrhunderte kaum hinanreicht.

Absichtlich haben wir bis hieher eine Thätigkeit Lachmann's verspart, die sich durch sein ganzes gelehrtes Leben hindurchzieht: seine Arbeiten über die Nibelungen. Gleich sein erstes Auftreten bezeichnete Lachmann durch seine berühmte Schrift: Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816. Die Wolfischen Forschungen über die ursprüngliche Gestalt der Homerischen Gesänge leiteten Lachmann auf eine gleiche Untersuchung des Gedichts von den Nibelungen. „Ich glaube nämlich, sagt er im Eingang seiner Schrift, und werde in dem Folgenden zu beweisen suchen, daß unser so genanntes Nibelungenlied, oder bestimmter, die Gestalt desselben, in der wir es, aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts uns überliefert, lesen, aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden sei" [2]). Wir besitzen bekanntlich außer unserem strophischen Nibelungenlied [3]) ein zweites nah mit ihm verwandtes Gedicht in höfischen Reimpaaren: die Klage. Aus der Vergleichung dieses Gedichts mit der zweiten Hälfte der Nibelungen „ergibt sich, wie es Lachmann scheint, sehr bestimmt, daß der Verfasser der Klage viele von den Liedern der letzten Hälfte unserer Nibelungen in einer, dem Inhalte nach wenigstens, im Ganzen nur selten abweichenden, bald mehr, bald weniger vollständigen Gestalt vor sich

1) Lachmann, Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst (1831), Historisch-Philologische Abhandlungen der k. Akad. der Wissenschaften zu Berlin 1834. S. 235. — 2) Lachmann, Ueber die ursprüngl. Gestalt u. s. w. S. 3 fg. — 3) Ich bediene mich der allgemein üblichen Benennung unseres Gedichts, ohne damit der Untersuchung irgendwie vorgreifen zu wollen.

hatte, hingegen einige andere auch wieder gar nicht kannte“ [1]). Da wir für die erſte Hälfte der Nibelungen kein anderes Gedicht beſitzen, das in ſo nahem Verhältniß zu dieſem Theile ſtände, wie die Klage zu dem zweiten, ſo muß die Unterſuchung hier in anderer Weiſe geführt werden. Erſtens aber zeigt ſich im erſten Theil der Nibelungen „überall weniger Ausgebildetes und ein ſtrengeres Beibehalten der alten Form; weshalb in dieſem Theile auch auf anſcheinend kleine Punkte weit mehr gebaut und vielleicht ſogar noch mehr in's Einzelne gehende Reſultate, als in der zweiten Hälfte des Gedichts, können gewonnen werden“ [2]). Und zweitens kommt uns hier ein äußeres Zeugniß ſehr glücklich zu Statten. „Ich meine, ſagt Lachmann, die jetzt in München befindliche zweite Hohenemſer Handſchrift des Liedes, deren Vergleichung auch in der zweiten Hälfte, wo ihre Lesarten noch unbekannt ſind, vielleicht eine neue Seite für unſere Unterſuchung darbieten möchte. Es iſt ausgemacht, daß die erſte Hohenemſer Handſchrift das Gedicht in einer augenſcheinlich ſpäteren, beſonders in vielen Punkten gemilderten Ueberarbeitung liefert. Und wenn ich nun ſage, daß, wie dieſe Handſchrift eine ſpätere, ſo die andere eine frühere Recenſion unſeres Liedes enthalte, das in der Sanct-Galliſchen, mag die Handſchrift ſelbſt jünger oder älter, als die zweite Hohenemſer ſein, in der höchſten Blüthe ſteht und den Grad der Vollkommenheit, den gerade jenes Zeitalter der damaligen Geſtalt des Liedes geben konnte, erreicht hat: ſo ſoll das, denke ich, niemand wundern, der bei der Vergleichung beider in den mannigfaltigen Aenderungen und Zuſätzen der Sanct-Galler Handſchrift eine meiſtentheils abſichtliche künſtliche weitere Ausbildung der noch weniger glatten und geſchmückten Form in der anderen erkannt hat“ [3]). Mit dem, was

1) Lachmann a. a. O. S. 59. — 2) Ebend. S. 67 fg. — 3) Ebend. S. 68. Zur Erläuterung obiger Stelle bemerke ich, daß die „zweite Hohenemſer Handſchrift“ die nachmals von Lachmann durch A bezeichnete iſt, von welcher damals nur der durch Myller (1782) veröffentlichte erſte Theil Lachmann zu Gebote ſtand. Dagegen iſt „die erſte Hohenemſer Handſchrift“ Lachmann's C.

uns so die äußeren Gründe an die Hand geben, stimmen nach Lachmann in überraschender Weise auch die inneren. „Dabei ist nun aber, fährt er an der obigen Stelle fort, sehr auffallend und bemerkenswerth, daß man keineswegs überall in der Sanct-Galler Handschrift, sondern nur in einigen Aventüren sehr viele, in anderen nur wenige und in manchen gar keine neuen Strophen findet; woraus denn doch zum allerwenigsten erhellt, daß der geschickte Urheber der Sanct-Galler Recension einen Unterschied zwischen jenen Liedern bemerkte, von denen er einige vieler Veränderungen und Zusätze, andere nur einer geringen Nachhülfe bedürftig glaubte. Wenn nun gerade dieselben Lieder auch an anderen Kennzeichen, mit denen Inhalt oder Darstellung behaftet wären, sich von den übrigen verschieden zeigten, so möchte sich auch daraus Manches für die weitere Erörterung unserer Frage ergeben. Es sei erlaubt, hier in voraus das Resultat anzuzeigen, daß gerade in den Liedern, welche in der Sanct-Galler Recension keinen bedeutenden neuen Zuwachs erhalten haben, sich am häufigsten die Hand des früheren Ordners, dessen Arbeit uns das Hohenemser Manuskript liefert, zu erkennen ist [1]), und daß insbesondere, um gleich etwas ganz Einzelnes anzuführen, alle Strophen mit inneren Reimen theils dem Ordner, theils dem Sanct-Galler Verbesserer, aber nie der ursprünglichen Gestalt unserer Lieder angehören“ [2]). Durch Nachweisung eingeschobener Stellen, so wie mannigfacher Widersprüche und Unebenheiten im Innern des Gedichts sucht Lachmann seine Ansicht zu erhärten. Aber, sagt er schließlich, „auf vollständige Nachweisung der Veränderungen jedes Liedes machen wir keinen Anspruch, deren man sich selbst dann noch nicht vergewissert halten dürfte, wenn auch alle erkennbaren Aenderungen genau und vollständig gezeigt wären“ [3]). Endlich berührt Lachmann noch die Frage, „ob bei der Zusammenfügung unserer wie der Homerischen Lieder die Diaskeuasten Zusammenhang und Folge nach einem vorhandenen, wenn auch kürzeren Gedichte, das aber den ganzen Inhalt der Geschichte befaßte, oder nur nach Anleitung der Sage be-

1) Lies: gibt. — 2) Ebend. S. 69. — 3) S. 84.

ſtimmten." Er beantwortet ſie dahin, die Kritik werde ſich verbunden halten, „deutlich und beſtimmt zu erklären, daß jene Frage jetzt durchaus keiner Löſung mehr fähig ſei" [1]). Seine Anſicht über das Verhältniß unſeres Epos zu Einem Dichter, faßt Lachmann zum Schluß ſeiner Schrift in die Worte zuſammen: „Bei den mannigfaltigverſchiedenen Verbindungen, in die einzelne Theile unſerer Nibelungengeſchichte in anderen und anderen Geſtalten der Sage geſetzt worden ſind, muß man endlich den, welcher Kriemhildens Rache an Siegfried's Ermordung durch Hagen und ihren Bruder Günther geknüpft, für den eigentlichen Dichter des deutſchen Epos erklären. Wenn aber gefragt wird, nicht was jedem wahrſcheinlich dünke, ſondern was ſich ſtreng erweiſen laſſe, wer will dann zu beſtimmen wagen, ob ſich in einem einzelnen größeren Gedichte, oder nur in der Sage, wenn auch nur eines Theiles von Deutſchland, die weniger bei jener Verbindung weſentlichen Umſtände zuſammengefunden und in dieſem Sinne, nach Grimm's freilich ſehr wunderlichem Ausdrucke, das Nibelungenlied ſich unbewußt ſelber gedichtet habe, oder von Einem Dichter geſchaffen ſei? Eben ſo wenig mag es aber auszumachen ſein, ob die Homeriſchen Lieder nach einem urſprünglichen Gedichte geordnet, ja vielleicht möglicher Weiſe zum Theil als Abſchnitte eines Jedermann bekannten größeren Gedichts geſungen ſeien, oder ob die einfache Fabel der Odyſſee und die nicht mehr zuſammengeſetzte der Ilias nur durch die Sage ſich neben den einzelnen Liedern erhalten habe. Wir wollen die Völker glücklich preiſen, in denen Sage und Volksgeſang ſich zu ſolchen großen poetiſchen Bildungen geſtalteten, und den Dichtern danken, die den Zorn des Achilles und Odyſſeus Rückkehr, und den tragiſchen Wechſel von Freude und Leid in Kriemhildens Geſchichte, in ſo herrlichen Werken verewigten, daß noch ſpäte Jahrhunderte ſich an ihnen erfreuen und kräftigen mögen" [2]). Dieſe erſte Schrift Lachmann's legt den Grund zu alle ſeinen weiteren Unterſuchungen über die Nibelungen. Noch aber ſpricht er ſich hier in Bezug auf die wirkliche Zerlegung des Gedichts in ein-

1) S. 87. — 2) S. 87 fg.

zelne Lieder und deren Ausführbarkeit nicht entſchieden aus, läßt auch das Ganze als ſolches in ſeiner Größe beſtehen. Mit der Zeit aber glaubte ſich Lachmann durch ſeine wachſende Kenntniß der mittelhochdeutſchen Poeſie und insbeſondere ihrer Metrik, ſo wie durch eine genaue Vergleichung der Hohenems-Münchener Handſchrift (A) der Nibelungen in den Stand geſetzt, die Herſtellung der alten Volkslieder, aus deren Sammlung und Ueberarbeitung unſer Gedicht entſtanden ſei, zu unternehmen. Im J. 1826 gab er auf Grund der Hohenems-Münchener Handſchrift (A) heraus: der Nibelunge Not mit der Klage in der älteſten Geſtalt mit den Abweichungen der gemeinen Lesart. Im J. 1836 ließ er ſeinen kritiſchen Commentar „Zu den Nibelungen und zur Klage“ folgen, worin er die Zerlegung des Gedichts durchführte. In der zweiten Ausgabe ſeiner Nibelunge Noth (1841) machte er dann die angenommenen urſprünglichen Lieder und deren Fortſetzungen, ſo wie die eingeſchobenen Strophen, theils durch verſchiedenen Druck, theils durch kritiſche Zeichen kenntlich [1]). Das Ergebniß Lachmann's war folgendes: Die Hohenems-Münchener Handſchrift (A) „ſteht allein allen übrigen Handſchriften mit dem offenbar älteren Text entgegen“ [2]). „Jedes Wort, das nicht in A ſteht, hat keine größere Beglaubigung als eine Conjectur“ [3]). Dieſer älteſte handſchriftlich aufbewahrte Text hat dann eine erweiternde und ausglättende Ueberarbeitung erfahren, die uns in der St. Galler Handſchrift (B) vorliegt, und eine zweite, welche die Hohenems-Laßberg'ſche Handſchrift (C) bietet. Das Zerriſſene und öfters Unzuſammenhängende in dem Text der Handſchrift A rührt eben daher, daß hier noch nicht ſo viel geſchehen iſt, um die urſprünglichen Lieder in Zuſammenhang zu bringen, wie in B und C. Eben deshalb bietet A eine ſo gute Handhabe, um die Nähte der alten Lieder zu erkennen. Natürlich aber erhalten dieſe äußerlichen Anhaltspunkte erſt ihre wahre Bedeutung durch die innere Kritik, die ſich ſowohl auf den

1) 4. Ausg. (6. Abdr. des Textes) 1867. — 2) Der Nibelunge not, her. von Lachmann, Berlin 1826, Vorr. S. VI. — 3) Ebend. S. VII.

Inhalt, als auf die Form der einzelnen Strophen zu richten hat. Mit Hülfe aller dieſer Mittel ſchält Lachmann zwanzig urſprüngliche Volkslieder aus unſerem Gedicht heraus, von denen zwei ohne ihren Anfang uns überliefert ſind. Dieſe Lieder haben ſchon, bevor ſie aufgeſchrieben wurden, mannigfache Zuſätze erhalten, zwiſchen den Jahren 1190 und 1210 aber hatten ſie die Geſtalt, wie wir ſie in unſerem Gedicht leſen [1]). Um das Jahr 1210 [2]) hat dann ein „Anordner“ [3]) dieſe Volkslieder geſammelt und ſie durch zahlreiche hinzugefügte Strophen zu dem Ganzen verbunden, das wir in Handſchrift A vor uns haben. Dies ſind die Grundlagen von Lachmann's Kritik der Nibelungen, wie er ſie ſelbſt öffentlich ausgeſprochen hat. Wir werden ſpäter ſehen, daß erſt nach Lachmann's Tode noch ein weiteres nicht unwichtiges Moment ſeiner Nibelungenkritik zum Vorſchein kam. Hier wollen wir nur noch erwähnen, daß mit den beſprochenen Arbeiten Lachmann's noch zwei andere in naher Beziehung ſtehen. Erſtens nämlich ſeine Abhandlung: „Kritik der Sage von den Nibelungen“, die 1829 in Niebuhr's Rheiniſchem Muſeum für Philologie erſchien [4]). Lachmann ſondert hier die verſchiedenen Beſtandtheile der Sage und gelangt zu dem Ergebniß, daß Siegfried urſprünglich ein Götterweſen war, und zwar denkt man bei ihm natürlich ſogleich an den nordiſchen Baldur. Doch ſoll dieſe Vergleichung „keine rohe Identification“ ſein [5]). Die zweite hieher gehörige Abhandlung iſt die von Lachmann 1833 in der Berliner Akademie geleſene über Singen und Sagen [6]). Strophiſche Dichtungen wurden urſprünglich geſungen. „Hingegen kurze Reimpaare ohne ſtrophiſche Abtheilung ſind ganz ſicher im 12. und 13. Jahrhundert nur geſagt und geleſen“ [7]). „Höchſt merkwürdig iſt aber, daß in den ausgebildetſten Darſtellungen deutſcher Sagen in ſtrophiſcher Form, in den Nibelungen und

1) Zu den Nib. 1836, S. 3. 5. 6. — 2) Ebend. S. 1. — 3) Ebend. S. 5. — 4) Wieder abgedruckt bei Lachmann: Zu den Nibelungen 1836, S. 333 fg. — 5) Ebend. S. 344. — 6) In den Historisch-philol. Abhandlungen der K. Akad. der Wiss. zu Berlin. Aus dem J. 1833. Berlin 1835. S. 105 fg. — 7) Ebend. S. 109.

im Alphart, in Kudrun, nur das Sagen und durchaus kein Singen vorkommt" [1]). Wir müſſen deshalb in der Blüthezeit der höfiſchen Poeſie „auch in dem Vortrage der (ſtrophiſch volksthümlichen) erzählenden Gedichte eine der höfiſchen Bildung entſprechende Veränderung annehmen, daß ſie nämlich nun mehr geſagt und vorgeleſen als geſungen und vermuthlich nicht einmal vorzugsweiſe von den Fahrenden vorgetragen wurden" [2]).

Außer den beſprochenen haben wir noch zwei werthvolle kritiſche Arbeiten Lachmann's zu berühren: ſeine Ausgabe des Ulrich von Lichtenſtein (1841), zu welcher Theodor von Karajan erklärende Anmerkungen lieferte, und ſeine Abhandlung über drei Bruchſtücke niederrheiniſcher Gedichte (1836) [3]). So überwiegend Lachmann's Arbeiten dem Gebiete der Kritik angehören, ſo war er doch nicht minder auch ein Meiſter auf dem der Exegeſe. Er bewies dies in den zahlreichen erklärenden Bemerkungen, die er ſeinen kritiſchen Commentaren einfügte, insbeſondere aber durch ſeine vortrefflichen Abhandlungen über das Hildebrandslied (1833) [4]) und über den Eingang des Parzivals (1835) [5]).

Wie den Werken der älteren deutſchen Literatur, ſo wandte Lachmann gegen das Ende ſeiner Laufbahn auch denen der neueren ſeine kritiſche Thätigkeit zu. Von den Verlegern aufgefordert übernahm er im J. 1837 „die Durchſicht und Herausgabe der ſämmtlichen Leſſing'ſchen Werke" [6]). Er ſah aber dieſe Aufgbe nicht als eine bloß untergeordnete Lohnarbeit an, wie dies bis dahin gewöhnlich geſchehen war, ſondern er ſetzte ſich eine kritiſche Textausgabe ſeines Autors zum Ziel. Zu dieſem Behuf brachte er erſtens eine zweckmäßige Anordnung in das Chaos der früheren Ausgaben von Leſſing's Werken, und zweitens legte er den Texten die Origi-

1) Ebend. S. 111. — 2) Ebend. S. 114. — 3) Philos.-hist. Abhandlungen der K. Akad. der Wiss. zu Berlin. Aus dem J. 1836, Berlin 1838. — 4) Hist.-philol. Abhandlungen der K. Akad. der Wiss. zu Berlin. Aus dem J. 1833. Berlin 1835, S. 123 fg. — 5) Ebend. aus dem J. 1835, Berlin 1837, S. 227 fg. — 6) Hertz, Lachmann, S. 168.

naldrucke zu Grunde und verſah ſie mit den nöthigen kritiſchen Bemerkungen [1]). In den Jahren 1838 bis 1840 erſchienen auf dieſe Weiſe „Leſſings ſämmtliche Schriften herausgegeben von Karl Lachmann.“ So hat Lachmann auch auf dieſem Gebiet, deſſen Wichtigkeit ſeitdem immer mehr zur Anerkennung gekommen iſt, die Bahn gebrochen.

2. Johann Andreas Schmeller.

Es war ein überaus glückliches Zuſammentreffen der Umſtände, daß Grimm's Forſchung, wie ſie durch Lachmann's philologiſchen Scharfſinn eine weſentliche Ergänzung in Betreff der Textkritik gewann, gleichzeitig auch noch von einer anderen ſehr wichtigen Seite, nämlich in Bezug auf die Unterſuchung der Volksmundarten, eine wahrhaft epochemachende Bereicherung erhielt. Aus ganz anderen Verhältniſſen heraus und von einem anderen Ausgangspunkt, als J. Grimm, hatte Johann Andreas Schmeller die Erforſchung ſeiner heimatlichen Mundart begonnen. Geboren zu Tirſchenreuth in der Oberpfalz am 6. Auguſt 1785 als der Sohn eines braven, aber armen Korbflechters, wuchs Schmeller auf in dem Dörfchen Rimberg nördlich von Pfaffenhofen in Altbayern. Dahin nämlich war der Vater ſchon im zweiten Lebensjahr des Knaben übergeſiedelt. Da keine Schule in dem kleinen Orte war, ſo unterrichtete der Vater ſelbſt neben ſeiner Arbeit den Sohn im Leſen, Schreiben und Rechnen. Bald aber nahm ſich der treffliche Pfarrer des benachbarten Dorfes Rohr, Anton Nagel, des Knaben an und verſchaffte ihm die Aufnahme unter die Schüler des Kloſters Scheiern. Hier lernte Schmeller die erſten Elemente des Lateins; aber bei dem Einbruch der Franzoſen im J. 1796 zerſtreuten ſich die Schüler, und als nach dem Vorüberziehen des kriegeriſchen Unwetters das Seminar wieder eröffnet wurde, nahm der Abt des Kloſters trotz der heißeſten Bitten Schmeller nicht wieder auf. Doch ſein Vater verzichtete nicht auf die Hoffnung, den Sohn einmal als Geiſtlichen zu ſehen. Mit

1) S. Lachmann's Selbſtanzeige bei Hertz, Lachmann, Beil. B, S. XVII fg.

Mühe brachte er die nothdürftigsten Mittel zusammen, um ihn (1797—99) auf dem Gymnasium in Ingolstadt zu erhalten. Im J. 1799 gieng der junge Schmeller nach München und vollendete dort auf Gymnasium und Lyceum die allgemein bildenden Studien, indem er sich seinen Unterhalt in angestrengter Thätigkeit durch Privatunterricht erwarb. Es war die Zeit, in welcher der allgemeine Umschwung der Geister auch nach Altbayern einzudringen begann. Schmeller's strengem Wahrheitssinn widerstrebte es, einen Beruf zu ergreifen, dem er sich nicht mit voller Ueberzeugung hätte widmen können. Er gab deshalb den Gedanken, Priester zu werden, auf. Aber während er nach einem anderen Lebensberuf suchte, begann er an aller Bücherweisheit irre zu werden. Es schien ihm, als werde er nur in dem einfachen Beruf des Landmanns Ruhe und Befriedigung finden. So gieng der gründlich gebildete absolvierte Lyceist (1803) in sein väterliches Dorf, um Bauer zu werden. Allein bald zeigte sich, daß er der geistigen Beschränkung so enger Verhältnisse entwachsen war. In seiner ländlichen Zurückgezogenheit schrieb er eine Abhandlung „über die naturgemäßeste Art, Kinder, die eine von der Schriftsprache abweichende Mundart reden, im Schreiben und Lesen zu unterweisen." Schon von den Knabenjahren an hatte er das Unterrichten praktisch geübt; als Schüler des edlen Cajetan Weiller auf dem Lyceum zu München hatte er die hohe Bedeutung des Erzieherberufs würdigen lernen; so erkannte er nun seine Lebensaufgabe darin, Lehrer und zwar vorzugsweise Lehrer der Muttersprache zu werden. Er machte sich auf und wanderte (1804) in die Schweiz zu Pestalozzi, dem großen Reformator des Erziehungswesens. Bei diesem, der eben im Begriff war, von Burgdorf nach Münchenbuchsee zu ziehen, fand er jedoch keine Verwendung, und als auch verschiedene andere Versuche, eine Stelle als Lehrer zu finden, fehlschlugen, ließ er sich für ein solothurnisches Regiment in spanischen Diensten anwerben. Fast zwei Jahre hatte er so, erst als Gemeiner, dann als Corporal, in Tarragona zugebracht, als eine günstige Wendung seines Geschickes eintrat. Einer der Offiziere des Regiments, der Hauptmann Voitel, ließ sich von dem jungen Corporal Unterricht im Englischen ertheи-

len und war nicht wenig überraſcht, einen ebenſo begeiſterten Verehrer der Peſtalozzi'ſchen Methode in ihm kennen zu lernen, wie er ſelbſt war. Bald wurden die beiden Männer nah befreundet. Voitel verſchaffte Schmeller zunächſt eine Verwendung an der Regimentsſchule zu Tarragona, und als kurze Zeit darauf eine königliche Probeſchule nach Peſtalozzi'ſchen Grundſätzen in Madrid errichtet werden ſollte, da wurde Hauptmann Voitel zu ihrem Director und Schmeller (17. Nov. 1806) zu deſſen erſtem Gehülfen ernannt. Schmeller hatte hier außer der ſpaniſchen Sprache, die er ſich während ſeines Aufenthalts in Tarragona vollkommen angeeignet hatte, auch das Franzöſiſche, Engliſche und Deutſche zu lehren. Die Anſtalt nahm einen glänzenden Aufſchwung; allein der Beginn der ſpaniſchen Unruhen hatte (1808) ihre Auflöſung zur Folge. Schmeller, der ſchon 1807 ſeinen Abſchied als Soldat erhalten hatte, gieng (1808) nach Yverdon zu Peſtalozzi und gründete bald darauf in Verbindung mit ſeinem Freunde Samuel Hopf eine Privatlehranſtalt zu Baſel, die bis zum J. 1813 beſtand. Als Schmeller (Dec. 1813) nach Bayern zurückkehrte, war dies vor kurzem durch den Rieder Vertrag der deutſchen Sache beigetreten. Schmeller beſchloß, ſeine Kräfte der Vertheidigung des Vaterlandes zu weihen. Am 20. Jan. 1814 wurde er zum Oberlieutenant im freiwilligen Jägerbataillon des Illerkreiſes ernannt. Bevor er einrückte, beſuchte Schmeller noch einmal ſeine Eltern. „Es war keine Bahn von Gundamsried nach Rimberg", ſchreibt er in ſeinem Tagebuch vom 8. Jan. 1814, „der nach zehn Jahren Wiederkehrende drückte die erſten Fußſtapfen in den Schnee. Alles ſchien mir bedeutungsvoll ein ſeltenes himmliſches Feſt zu feiern. Am ſteilen Pfad, wo ich einſt die von Nagel geliehenen Dichter leſend gegangen war, wo ich beim Scheiden vor zehn Jahren im tiefſten Wehmuthsgefühl ſaß, ſtand ich wieder ſtill. Die Schweiz und Spanien, Tarragona und Voitel, Madrid und Anduja lagen zwiſchen damals und jetzt. Ich gieng nach Rimberg heim und ſtatt in Ried oder Pfaffenhofen, war ich in Tarragona, Madrid und Baſel geweſen. — O unbeſchreibbares Gefühl! — Ich ſah hinab auf die wohlbekannten lieblichen Hütten — noch ſtanden ſie alle,

wie einſt. Hinauf, hinein, mit pochendem Herzen geklopft. — Es iſt zu; durch's Fenſterchen geſehen, — es iſt niemand darin. Um das Häuschen herum — eine entblätterte Rebe bekleidet die Oſtſeite, hinten iſt eine mir neue Thür, ein neues Gemüßgärtchen, der Stall voll Thierſtimmen, wohl mit Stroh verwahrt. Die Nachbarin kommt, kennt mich, ſagt, die Eltern ſeien nach Rohrbach auf der erſten Meſſe (Primiz). — Auf der erſten Meſſe! Gerade an dieſem Tage meiner Zurückkunft! Schmerzenvoll werden ſie denken, wenn unſer Sohn nicht ein ungerathener wäre, ſo hätten wir dieſe Freude auch an ihm erleben können. — Bei der Nachbarin wartete ich nun, bis ich wirklich meine lieben Eltern kommen ſah. Mit lautem weinenden Schreien rief die Mutter: O mein Andrel, mein Kind! Dann ſtanden ſie wortlos eine Zeit lang, mich in ihren Armen haltend. Dann wieder Thränen und lautes Weinen der Mutter. „„Mein Kind, ſo ſoll ich dich denn doch noch einmal ſehen!““ O mir war das Herz zum zerſpringen. Aehnliches habe ich noch nie empfunden. Dann in die väterliche Stube. „„So ſei mir denn willkommen unterm väterlichen Strohdach!““ ſagte der Vater mit einem Blick gen oben, der mich anbeten machte. O Gott, kein gewaltigerer, heiligerer Prieſter für mich, als mein Vater! Welche Fülle echter begeiſterter Religioſität! „„Alles durch Gott, für Gott. Wir ſind oft umſonſt, ſagte er, nach Scheyern, Freyſing, Landshut gegangen, nein! nicht umſonſt, weil Gott es fügte.““ Wohl vergab er mir, daß ich ihm nicht das Glück verſchafft, auch einen geiſtlichen Sohn zu haben. „„Du haſt ja deinen freien Willen, ſagte er, und Gott hat es ſo haben wollen.““ — Die tiefe, rührende Anhänglichkeit an Eltern und Heimath, die aus dieſen Worten Schmeller's ſpricht, iſt der Boden, auf dem ſeine Sprachforſchung erwachſen iſt. „Wie ein Neuerer", ſchreibt er aus Rimberg den 27. Jänner 1814, „von Griechenland's und Rom's Großheit begeiſtert, in Athen's und Rom's Umgebung umherwandelt, ſo ſehe ich in der Sprache, in den Sitten dieſer Dörfer ehrwürdige Ueberreſte und Mahnung an die Zeit der Siegfriede und Chrimhilden in Menge. Wahrhaftig mit frommer Aufmerkſamkeit belauſche ich die ſeit einem Jahrtauſend rein und eigen-

thümlich bewahrten Töne und Worte dieſer einfachen Hütten. Eine eigene Regelmäßigkeit waltet in den Ausſprachgeſetzen dieſer heimathlichen Mundart, welche als eine der älteſten Urkunden für den ganzen deutſchen Sprachbau erhalten iſt."

Das bayeriſche Reſerveheer, zu welchem die freiwilligen Jägerbataillone gehörten, kam während des Feldzugs von 1814 nicht zum Ausrücken. Schmeller ſtand mit ſeinem Bataillon in Kempten. Er benutzte die ihm gewordene Muße zur Ausarbeitung ſeiner erſten ſelbſtändig erſchienenen Druckſchrift: „Soll es Eine allgemeine europäiſche Verhandlungs-Sprache geben?" Auch der zweite franzöſiſche Feldzug im J. 1815 war durch die Schlacht bei Belle Alliance bereits entſchieden, bevor der Heerestheil, bei dem Schmeller ſtand, auf dem Kampfplatz anlangte. Schmeller konnte daher den Marſch durch Frankreich und eine längere Einquartierung in dieſem Lande zum Studium der franzöſiſchen Mundarten benutzen. Bald nach der Rückkehr aus Frankreich begann Schmeller's epochemachende wiſſenſchaftliche Thätigkeit. Wir haben geſehen, wie ihn die Beobachtung ſeiner heimathlichen Mundart und ihr Verhältniß zur geſammten deutſchen Sprache ſchon von frühauf beſchäftigte. Aus der Fremde zurückgekehrt, nahm er dieſe Studien mit neuer Luſt wieder auf. Während ſein Bataillon in Salzburg ſtand, ließ er ſich (Anfang 1816) Urlaub geben, um die Schätze der Münchner Bibliothek für ſeine Zwecke zu benutzen. Hier lernte er Schlichtegroll, Scherer und Docen kennen. In der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften war bereits ein reger Eifer für Erforſchung der deutſchen Sprache und insbeſondere der bayeriſchen Mundart vorhanden. Wir haben in einem früheren Abſchnitt die verdienſtlichen Leiſtungen Docen's geſchildert. Der ehrwürdige bayeriſche Hiſtoriker Lorenz von Weſtenrieder († 1829) veröffentlichte im J. 1816 ſein Glossarium Germanico-Latinum vocum obsolетarum primi et medii aevi, inprimis Bavaricarum. Der Bibliothekar Joſeph Scherer († 1829) gieng mit der Herausgabe der altſächſiſchen Evangelienharmonie und der Ausarbeitung eines bayeriſchen Idiotikons um. Dieſen Männern blieben Schmeller's gründliche Studien und ſeine ausgezeichnete Befähigung für derar-

tige Arbeiten nicht lange verborgen, und namentlich war es Scherer, der Alles aufbot, um Schmeller für die Bearbeitung der bayerischen Mundarten zu gewinnen. Durch seine Verwendung erhielt Schmeller einen sechsmonatlichen Urlaub, und bald darauf bestimmte ihm der Kronprinz Ludwig von Bayern auf zwei Jahre einen jährlichen Geldzuschuß von fünfhundert Gulden zum Behuf einer wissenschaftlichen Bereisung des Königreichs zur Untersuchung seiner Mundarten. Mit Freude ergriff Schmeller die dargebotene Gelegenheit zur Ausführung seiner Lieblingsplane, und nach den gründlichsten Vorbereitungen und fünfjähriger angestrengter Arbeit erschien im J. 1821 sein erstes größeres Werk: Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. Mit großer Sorgfalt und Umsicht behandelt Schmeller hier die Laute und Formen der bayerischen Mundarten und fügt dann zum Schluß eine Anzahl wohlgewählter Dialektproben bei. Aber noch brauchte es sechs weitere Jahre des ununterbrochenen Sammelns und Zubereitens, bis im J. 1827 der erste Band von Schmeller's Hauptwerk an's Licht trat unter dem Titel: „Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provincial-Litteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet." Im J. 1828 erschien der zweite, 1836 der dritte, 1837 der vierte Theil, der das ganze Werk schloß.

Seit dem Auftrag, die bayerischen Mundarten zu erforschen, gestalten sich auch Schmeller's äußere Verhältnisse günstiger. Der Urlaub, den er als Oberlieutenant erhalten hatte, wurde ihm fernerhin verlängert. Im J. 1284 ernannte ihn die Münchener Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. 1826 wurde er ermächtigt, Vorlesungen an der Münchener Universität zu halten. Er eröffnete dieselben 1827 mit der Antrittsrede: „Ueber das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler." Im J. 1828 wurde er außerordentlicher Professor der altdeutschen Sprache und Literatur, 1829 Custos an der Hof- und Staats-

bibliothek, 1844 Unterbibliothekar, endlich 1846 ordentlicher Profeſſor der altdeutſchen Sprache und Literatur. In allen dieſen Stellungen erfüllte Schmeller ſeine Verpflichtungen mit muſterhafter Gewiſſenhaftigkeit. Der von ihm begründete Handſchriftenkatalog der Münchener Bibliothek [1]) iſt ein bleibendes Denkmal ſeines aufopfernden Fleißes. Seine Wirkſamkeit an der Univerſität wurde 1829 durch Maßmann's Anſtellung unterbrochen, erſt im J. 1846 nahm er ſie wieder auf [2]). Schmeller's letzte Lebensjahre wurden durch einen unglücklichen Zufall verbittert. Auf einer Reiſe durch Tirol im Herbſt 1847 brach er am Jaufen bei Sterzing das Bein. Die ſchmerzvolle Kur des zuerſt verkannten Bruches vermochte nicht, die Folgen des unglückſeligen Ereigniſſes zu beſeitigen. Geiſtig ungebrochen, aber körperlich hinſiechend verlebte Schmeller die folgenden Jahre, bis ein raſch verlaufender Choleraanfall am 27. Juli 1852 ſeinem Leben ein Ziel ſetzte [3]).

Schmeller's Studien erſtreckten ſich nicht nur über den ganzen Bereich der germaniſchen Sprachen, ſondern ſie giengen auch noch weit über dieſen Bereich hinaus. So beſchäftigte er ſich namentlich ſehr eingehend mit den ſlaviſchen Sprachen. Aber den Mittelpunkt

---

1) Die deutschen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München nach J. A. Schmeller's kürzerem Verzeichniss. Thl. I und II. München 1866. Vgl. daſelbſt den Vorbericht des Herausgebers K. Halm; und außerdem Konr. Hofmann's Vortrag über Schmeller's amtliche Thätigkeit auf der k. Staatsbibliothek (Münchener Gel. Anzeigen 1855, Nr. 14—16), und Ant. Ruland in Naumann's Serapeum XVI, (1855), Nr. 4. 23. 24. Vgl. aber auch J. Böhmer ebend. XVI (1855), Nr. 18. 19. — 2) Zwei Vorleſungen Schmeller's über deutſche Grammatik theilt (nach einem Collegienhefte Rockinger's) Ant. Birlinger mit in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 37 (1865) S. 353 fg. — 3) Die thatſächlichen Angaben über Schmeller's Leben ſind folgenden Schriften entnommen: Lebensſkizze Schmeller's. Von Bibliothekar Föringer. München 1855. — Rede von Fr. von Thierſch, in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1853, Nr. 8 fg. — Der Artikel Schmeller in Brockhaus' Converſations-Lexikon der neueſten Zeit und Literatur, Bd. IV, (1834) S. 173—175. (Nach Föringer a. a. O. S. 6 eine abgekürzte Autobiographie Schmeller's).

seiner Thätigkeit bildete die Erforschung der süddeutschen Volksmundarten. Aufgewachsen in ländlicher Abgeschiedenheit als Sohn eines armen Kürbenzäuners [1]) hieng er mit der ganzen Innigkeit seines reichen Gemüths an der Sprache und Sitte des Volkes. Und hier lag auch der Ausgangspunkt seines Forschens, als sich seine eminente Begabung für die Untersuchung der menschlichen Sprache mehr und mehr entwickelte. Die ältere deutsche Sprache zog ihn anfänglich durchaus nicht an. Er hielt sie, durch Adelung's Autorität bestimmt, für barbarisch. Die vollen Endungen waren ihm entweder „willkürliche Anhängsel" oder „verstandlose Nachäffungen lateinischer Grammaticalformen." Höchstens interessierte ihn „das crude Material ihrer Ausdrücke." „Ich sah also in diesen Sprachalterthümern, so berichtet er uns selbst, nur den rohen Körper, weil ich ihnen einmal keinen Geist, d. i. keinen lebendigen, strengen, nothwendigen Grammaticalismus zutraute und also einen solchen auch nicht in ihnen suchte. Nur das Aufspüren und Verfolgen der wunderbaren geistigen Gliederungen und Gelenke, die im consequenten Grammaticalismus einer Sprache liegen, vermag den damit beschäftigten Geist zu reizen und zu vergnügen. Wo dieser Reiz nicht ist, da hört alles Interesse auf. Es gab demnach eine Zeit, wo ich diese Ueberbleibsel des Alterthums mit völliger Gleichgültigkeit, ja mit einer Art von Ekel betrachtete. Mittlerweile hatte ich doch nicht lassen können, (unbefriedigt, wie ich war, durch Adelung's Aussprüche), über die festere Begründung oder Vereinfachung manches Satzes in der Grammatik der deutschen Sprache nachzudenken. Mit Ueberraschung sah ich oft, daß da, wo die Bücherſprache starr und todt jeder Erklärung aus sich selbst widerstrebte, die im Munde des Volkes für sich fortlebende gemeine Sprache die erhellendsten Aufschlüsse bot. Die herkömmlich vor-

1) Schmeller's Bayer. Wörterbuch II, (1828), 327: „Der Kürbenzäuner, der aus Holz- und Wurzel-Schienen Kürben flicht, zäunt. (Unter allen Gewerben ist dieses unscheinbare dem Verfasser des b. Wörterbuchs das ehrwürdigste, denn es ist das eines bald achtzigjährigen Ehrenmannes, dem er sein Dasein und seine erste Erziehung verdankt)."

nehme Geringſchätzung dieſes Feldes der Spracherſcheinung konnte mich von da an nicht weiter abhalten, beſonders aufmerkſam auf dasſelbe zu ſein. Bald lehrte es mich eine Reihe von Analogieen und Geſetzen, von denen in der Bücherſprache nur wenige Spuren vorhanden ſind. Von dieſer, in die Ohren fallenden Wirklichkeit ausgehend, wandte ich mich nun auf's neue zurück zu jenen mißkannten Alterthümern, und ſieh, es zeigte ſich eine Uebereinſtimmung, die meinen Zweifeln über die Wahrheit und Echtheit der grammatiſchen, in dieſen Reſten des Alterthums erhaltenen Formen ein Ende und mir dieſe Ueberbleibſel zum Gegenſtand eines neuen und des für den Geiſt anziehendſten Studiums machte. Ich ſah, wie ſehr ich die organiſche Natur der Sprache darin verkannt hatte, daß ich glaubte, das, was war, müſſe durch das, was iſt, erklärt und gemeiſtert werden, ſtatt das ewige Geſetz alles Organismus zu bedenken, nach welchem alles, was iſt, nur aus dem, was war, hervorgegangen ſein kann." „Auf dieſem Standpunkt befand ich mich, fährt Schmeller fort, als Jacob Grimm's deutſche Grammatik erſchien. Ausgeſtattet mit ganz außerordentlichem Talent für Forſchungen nicht bloß dieſer Art, war dieſer Mann viel früher und gleich von oben herein zur vollen klaren Anſchauung deſſen gekommen, wozu ich mich erſt von unten auf mühſam emporzuarbeiten ſuchte. Was ich aus den mannigfaltigen, vielfach verſiegten oder trüben Bächen des wirklichen Volkslebens in mancherlei Gauen deutſcher Zunge auf die nicht bequemſte Weiſe zuſammentrug, das ſchöpfte er bequemer und reiner aus den ſchriftlichen Quellen ſelbſt, die dem gemeinſamen Urſprung, von welchem alle dieſe weitzertheilten Bäche ausgegangen ſind, um zehn bis fünfzehn Jahrhunderte näher liegen. Statt auf einem einzigen Wege fortzuſchreiten, der bei befangener Ausſicht, eh er zurückgelegt iſt, immer keine rechte, innere Sicherheit vor der Gefahr des Sichverlierens gewährt, umfaßte Grimm gleich das ganze vor ihm liegende Gebiet, rückte mit der möglichſten Umſicht auf allen Wegen zugleich vorwärts, und auf ſolche Art wurde gefunden und bis zur Evidenz nachgewieſen die organiſche Einheit des germaniſchen Sprachſtammes und der durchgehende Parallelismus, unter welchem

ſeine Aeſte von Knoten zu Knoten auseinandertreten. Durch die überraſchenden Reſultate, die er in ſeinem großen, noch nicht geſchloſſenen Werke über die deutſche Sprache im weiteſten Sinne niedergelegt hat, findet ſich die nächſte Gegenwart in klarem Zuſammenhang mit der entfernteſten Vergangenheit" [1]). Man kann Schmeller's Verhältniß zu Grimm nicht treffender ſchildern, als es hier von Schmeller ſelbſt geſchieht. Bewundernswerth aber war es, mit welcher Energie und Begabung nun Schmeller auf die großen Entdeckungen Grimm's eingieng. In kurzer Zeit war er einer der erſten Kenner auch der altgermaniſchen Sprachen. Und gerade dieſe Verknüpfung der beiden entgegengeſetzten Enden der Forſchung iſt das Epochemachende in Schmeller's mundartlichen Arbeiten. Auf der einen Seite ſchöpft er aus dem lebendigſten Verkehr mit dem Volke. Er ſieht den Leuten auf den Mund und faßt mit feinem Ohr die gehörten Laute auf, für deren Beſonderheiten er ſich durch kleine Abänderungen der gewöhnlichen lateiniſchen Buchſtaben ein neues Bezeichnungsmittel ſchafft. Mit eingehendem Verſtändniß und ſinnigem Gemüth ſammelt er die eigenthümlichen Ausdrücke und Redeweiſen des Volkes und läßt uns dadurch tiefe Blicke in deſſen Sitten und Gewohnheiten thun. Andererſeits aber durchforſcht er für ſeinen Zweck die Denkmäler aller älteren germaniſchen Sprachen, gedruckte und ungedruckte; und namentlich bieten ihm hier die handſchriftlichen Schätze der Münchener Bibliothek ein unerſchöpfliches Material. So wird ſein Bayeriſches Wörterbuch eine eben ſo reiche Fundgrube für die ältere Sprache, wie für die neuere Mundart. Und das Alles ſteht nicht etwa als roher Stoff unvermittelt neben einander, ſondern es wird auf die einfachſte Weiſe, bald durch die bloße wohlüberlegte Anordnung, bald durch überraſchend ſcharfſinnige Combination in Verbindung gebracht.

Wenn auch Schmeller's größtes Verdienſt in ſeinem Bayeriſchen Wörterbuch liegt, ſo nimmt er doch zugleich unter den Her-

1) Schmeller, Ueber das Studium der altdeutſchen Sprache und ihrer Denkmäler, München 1827, S. 7 fg.

ausgebern älterer germaniſcher Sprachdenkmäler eine der erſten Stellen ein. Er iſt es, dem man die lange und ſehnlichſt erwartete Herausgabe der altſächſiſchen Evangeliendichtung verdankt. Unter dem Titel: Heliand. Poema Saxonicum seculi noni, ließ Schmeller im J. 1830 zu München den Text des Werkes erſcheinen. 1840 folgte das ungemein ſorgfältig gearbeitete Gloſſar. Dieſe wahrhaft muſtergültige Leiſtung bildet die Grundlage aller nachfolgenden altſächſiſchen Studien. Mit derſelben Sauberkeit veröffentlichte Schmeller 1841 zum erſtenmal vollſtändig und kritiſch aus dem St. Galler Codex die früher nur mangelhaft bekannt gemachte [1]) althochdeutſche Ueberſetzung der Evangelienharmonie des Ammonius oder Tatianus. Unter den übrigen Textausgaben Schmeller's heben wir noch hervor das von Docen entdeckte, von Schmeller (1832) zuerſt herausgegebene alliterierende althochdeutſche Gedicht auf den jüngſten Tag, dem Schmeller den Titel Muspilli gab; die Benedictbeurer Liederhandſchrift des 13. Jahrhunderts (1847); die Jagd des Hadamar von Laber, ein ſchwieriges Gedicht aus dem 14. Jahrhundert (1850); und endlich die in Gemeinſchaft mit J. Grimm (1838) herausgegebenen Lateiniſchen Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts, unter welchen Schmeller die Bruchſtücke des Ruodlieb angehören. Alle dieſe Ausgaben ſind mit werthvollen Einleitungen, einige auch mit eingehenden Erläuterungen verſehen. Außerdem veröffentlichte Schmeller eine Reihe gehaltvoller Abhandlungen in den Schriften der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Wir nennen darunter die „über die Nothwendigkeit eines ethnographiſchen Geſammtnamens für die Deutſchen und ihre nordiſchen Stammverwandten“ (1826, gedruckt 1835), worin ſich Schmeller für den Geſammtnamen Germanen erklärt; die über Wolfram's von Eſchenbach Heimath (1837); die über den Versbau in der alliterierenden Poeſie beſonders der Altſachſen (1839); die über Quantität im bayriſchen und einigen andern oberdeutſchen Dialekten (1830, gedruckt 1835); endlich die über die ſogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venediſchen Alpen und ihre Sprache, (geleſen 1834,

1) S. o. S. 176. 180.

gedruckt 1838). An die zuletzt genannte umfangreiche Abhandlung ſchloß ſich Schmeller's ſogenanntes cimbriſches Wörterbuch, das iſt deutſches Idiotikon der VII und XIII Communi in den venetianiſchen Alpen, an, das erſt nach Schmeller's Tode von Joſeph Bergmann (1855) herausgegeben wurde. Die ſorgfältigſte Unterſuchung an Ort und Stelle und die umfaſſendſte Kenntniß der ganzen einſchlägigen Literatur ſetzte Schmeller in den Stand, zum erſtenmal eine wiſſenſchaftlich probehaltige Darſtellung jener merkwürdigen deutſchen Sprachinſeln zu geben [1]). So ſehen wir Schmeller nach den verſchiedenſten Seiten hin thätig. Aber wo wir ihm auch begegnen, da ſind Schlichtheit und Zuverläſſigkeit die Grundzüge ſeines Weſens.

3. Ludwig Uhland.

In Ludwig Uhland finden wir drei Richtungen vereinigt, die ſonſt getrennt zu ſein pflegen. Er iſt Dichter, Volksvertreter und wiſſenſchaftlicher Forſcher. Aber dieſe drei Beſtrebungen laufen bei ihm nicht etwa bloß zufällig neben einander her, ſondern ſie haben ihre gemeinſame Wurzel in dem Geiſt und Gemüth des reichbegabten und charaktertüchtigen deutſchen Mannes. Wir haben hier nur Uhland den Forſcher zu ſchildern, und nur in dieſer Beziehung wollen wir zunächſt einen kurzen Ueberblick über ſein Leben geben. Ludwig Uhland wurde geboren zu Tübingen am 26. April 1787. Schon 1801 bezog er die Univerſität Tübingen, um Jurisprudenz zu ſtudieren. Seine Neigung wäre auf Philologie gegangen. Aber alle Lehrſtellen des Landes wurden damals noch mit Theologen beſetzt. So verband er mit einem gewiſſenhaften Betrieb ſeines Berufsfaches die Studien, zu denen ihn die Neigung zog. Er las mit Eifer die antiken Klaſſiker. Aber wunderbar ergriff ihn, was ihm von der altgermaniſchen Sage zu Handen kam: der Saxo Grammaticus, das Heldenbuch und beſonders das latei-

1) Eine namhafte Anzahl anderer Veröffentlichungen Schmeller's müſſen wir hier unerwähnt laſſen. Ein chronologiſches Verzeichniß von Schmeller's Arbeiten gibt Föringer a. a. O. S. 39—55.

niſche Gedicht von Walther und Hildgund. Des Knaben Wunderhorn führte ihn (1805) in das Volkslied ein. Auch Herder's Volkslieder und Percy's Reliques wurden ihm nun bekannt, und er beſchäftigte ſich mit dem Engliſchen und Franzöſiſchen, dem Spaniſchen und den ſkandinaviſchen Sprachen, um die alten Lieder im Urtext leſen zu können. Uhland's Studien und Uhland's Dichtung giengen Hand in Hand. Es war die Zeit der Romantik; doch fühlte ſich Uhland vorzugsweiſe zu der neuen Richtung der Romantik hingezogen, die ihren Ausdruck in Arnim's Einſiedlerzeitung fand. Im April 1810 erwarb ſich Uhland die juriſtiſche Doctorwürde zu Tübingen und gleich im folgenden Monat trat er eine Reiſe nach Paris an, um ſich dort in der Kenntniß des franzöſiſchen Rechts zu vervollkommnen. Er verabſäumte dieſen offiziellen Zweck ſeiner Reiſe nicht, ſeine Hauptthätigkeit aber war den Muſeen und vor allem der Bibliothek zugewendet. Hier beſchäftigten ihn die altdeutſchen und beſonders die altfranzöſiſchen Handſchriften, und aus dieſen Studien gieng (1812) ſeine epochemachende Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos [1]) hervor. Auch knüpfte ſich dort auf dem Boden gemeinſamer Beſtrebungen Uhland's Freundſchaft mit einem der größten unſerer philologiſchen Kritiker, Immanuel Bekker, der neben ſeinen berühmten klaſſiſchen Arbeiten auch die romaniſche Philologie mit Liebe pflegte. Am 26. Jan. 1811 verließ Uhland Paris und kehrte in ſeine Heimath zurück, 1812 wurde er Secretär beim Juſtizminiſterium in Stuttgart, 1814 gab er jedoch dieſe Stellung auf und ließ ſich ebendort als Advocat nieder. Wir dürfen hier weder Uhland's Thätigkeit für die Herſtellung der alten württembergiſchen Verfaſſung (1815. 1816), noch ſeine Wirkſamkeit als Volksvertreter (1819—25) ſchildern. Wir bemerken nur, daß ſeine furchtloſe Vertretung der Freiheit und des Rechts die Urſache war,

1) In Fouqué's und Neumann's Muſen, Berlin 1812, Drittes Quartal, S. 59 fg. Dazu: Proben aus altfranzöſiſchen Gedichten, im folgenden Quartal. Das Ganze mit Uhland's handſchriftlichen Zuſätzen und Berichtigungen wieder abgedruckt in deſſen Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage IV (1869) S. 327 fg.

daß er ſo ſpät die ſeinen Gaben entſprechende öffentliche Anſtellung erhielt und daß er derſelben ſo bald wieder entzogen wurde. Gegen Ende des Jahres 1829 nämlich wurde Uhland eine außerordentliche Profeſſur der deutſchen Literatur an der Univerſität Tübingen übertragen. Daß man den bereits zweiundvierzigjährigen berühmten Dichter nur zum außerordentlichen Profeſſor ernannte, war um ſo auffallender, als Uhland ſich damals ſchon nicht nur durch die erwähnte Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos, ſondern auch durch ſeine ſchöne und gründliche Schrift über Walther von der Vogelweide (1822) als Forſcher einen ſehr geachteten Namen erworben hatte. Uhland fühlte ſich als Lehrer der akademiſchen Jugend in ſeinem Element. Mit größter Gewiſſenhaftigkeit und tiefſter Sachkenntniß las er im Sommer 1830 über Geſchichte der deutſchen Poeſie im 13. und 14. Jahrhundert [1]), woran ſich im Sommer 1831 die Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im 15. und 16. Jahrhundert [2]) anreihte. Im Winter 1831 auf 32 und im darauf folgenden Sommer trug Uhland die Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker vor [3]). In allen ſeinen Vorleſungen erfreute er ſich einer ſehr zahlreichen und mit Liebe folgenden Zuhörerſchaft, und mancher begabte Forſcher iſt durch Uhland's Vorträge für die germaniſche Philologie gewonnen worden. Aber Uhland's Wirkſamkeit als Univerſitätslehrer ſollte nicht lange währen. Am 3. Juni 1832 wählte ihn Stuttgart in die württembergiſche Kammer der Abgeordneten. Paul Pfizer's Motion gegen die Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832, welcher auch Uhland beiſtimmte, veranlaßte die Regierung, die Kammer im März 1833 aufzulöſen. Uhland wurde von neuem gewählt, und als ihm die Regierung den Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigerte, brachte er ſein ihm theures Amt zum Opfer und kam um Entlaſſung von ſeiner Profeſſur ein. Bis zum J. 1838 ſehen wir Uhland nun

1) Dieſe Vorleſungen ſind herausgegeben durch A. v. Keller und W. L. Holland in Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage Bd. I, Stuttg. 1865 und Bd. II, 1866. — 2) Her. durch W. L. Holland ebend. Bd. II, (1866). — 3) Her. durch A. von Keller, ebend. Bd. VII (1868).

im Verein mit den trefflichſten Männern als württembergiſchen Volksvertreter thätig. Aber ſo gewiſſenhaft er auch ſeinen Pflichten als Volksvertreter oblag, ſo ließen ihm die Landtagsverhandlungen doch Zeit, um auch ſeine Lieblingsſtudien fortſetzen zu können. Wir ſehen ihn damals (1834 und 35) vorzugsweiſe mit der nordgermaniſchen Mythologie beſchäftigt, und eine Frucht dieſer Studien iſt ſein 1836 erſchienener Mythus von Thôr. Im J. 1839 kehrte Uhland nach Tübingen zurück, und nun konnte er ſich eine Reihe von Jahren hindurch ungeſtört ſeinen Forſchungen hingeben. Sein Aufenthalt in Tübingen iſt nur unterbrochen von Reiſen durch Deutſchland und die Schweiz, die er zum Zweck ſeiner Arbeiten und in der lebendigen Freude an Natur und Geſchichte unternimmt. Er tritt mit den namhafteſten Forſchern in brieflichen und perſönlichen Verkehr, mit J. und W. Grimm, mit Lachmann, Schmeller, W. Wackernagel, Franz Pfeiffer und K. Müllenhoff. Der Germaniſtentag zu Frankfurt (1846) führt ihn mit einem großen Theil der Fachgenoſſen perſönlich zuſammen. Er arbeitete in dieſer Zeit an einem Hauptwerk ſeines Lebens, an ſeinem Volkslied. 1844 und 45 gab er den Erſten Band ſeiner Alten hoch- und niederdeutſchen Volkslieder heraus, welcher die Texte und den Nachweis ihrer Quellen enthält. Aber dies ruhige Forſcherleben Uhland's ſollte noch einmal durch politiſche Stürme unterbrochen werden. Das Jahr 1848 griff auch in Uhland's Leben tief ein. Er wurde von der württembergiſchen Regierung in die Verſammlung der ſiebzehn Vertrauensmänner entſendet, welche der Bundesverſammlung Vorſchläge zur Reviſion der Bundesverfaſſung machen ſollte, und bald darauf wurde er von dem Wahlbezirk Tübingen-Rottenburg zum Abgeordneten in das deutſche Parlament gewählt. Uhland ſchloß ſich dort keinem politiſchen Club an, aber ſeinen ernſt und offen ausgeſprochenen Ueberzeuguugen nach gehörte er in der deutſchen Frage zur großdeutſchen, in den inneren Angelegenheiten zur demokratiſchen Partei. Doch mochte man Uhland's politiſche Anſichten theilen oder nicht, der Lauterkeit ſeines Charakters und ſeinem echt deutſchen Sinn konnte niemand ſeine Hochachtung verſagen. Um Uhland's politiſche Stellung zu verſtehen, muß man alle ſeine übrigen

Lebensäußerungen: ſeine Dichtung und ſeine Forſchung, mit in Betracht ziehen. Dann erkennt man, welche Anſicht er vom Volke und insbeſondere vom deutſchen Volke hatte, und wie wenig die gewöhnliche Parteiſchablone im Stande iſt, Uhland's Weſen zu erſchöpfen. Mit der Treue, die den Grundzug ſeines Charakters bildete, folgte Uhland der Verlegung des Parlaments nach Stuttgart und blieb bis zu deſſen gewaltſamer Auflöſung (18. Juni 1849) bei der Fahne ſeiner Partei. Schmerzlich ergriffen von dem Scheitern ſeiner politiſchen Hoffnungen zog er ſich (1849) wieder nach Tübingen in das Privatleben zurück. Mit alter Liebe pflegte er hier das Studium der deutſchen Sage und Dichtung. Das Erſcheinen von Pfeiffer's Germania (1856 fg.) veranlaßte ihn, einzelne Früchte ſeiner Forſchungen zu veröffentlichen. Aber der Reichthum ſeiner gelehrten Thätigkeit ſollte erſt nach ſeinem Tode zum Vorſchein kommen. Am 13. November 1862, — drei Jahre nach Wilhelm und ein Jahr vor Jacob Grimm, — wurde Uhland aus dem Leben abgerufen [1]).

Die wiſſenſchaftliche Aufgabe, die Uhland's Leben erfüllte, war die Erforſchung der germaniſchen Poeſie. Was ihn aber vorzugsweiſe anzog, waren nicht ſowohl die beſtimmten dichtenden Perſönlichkeiten, in denen die Poeſie in literariſch gebildeten Zeitaltern ſich verkörpert, als vielmehr die allgemeinen Quellen aller Poeſie, wie ſie zumal in der Jugendzeit das ganze Volk durchſtrömen. Die Grundlage von Uhland's Forſchung bildet deshalb ſeine Darſtellung der germaniſchen Sage, wie er ſie in ſeiner Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker (1831. 32) gegeben hat. „Der literariſchen Ausbildung und dem Hervortreten ſchriftſtelleriſcher Perſönlichkeit, ſagt er dort, geht überall ein Zeitalter volksthümlicher Ueberlieferung voran. Dieſe verſchiedenen Zuſtände ſind Erzeugniß und Ausdruck der innern Geſchichte des geiſtigen Völkerlebens. So lang alle Kräfte und Richtungen des

1) Die thatſächlichen Angaben über Uhland's Leben ſind entnommen dem trefflichen von ſeiner Wittwe herausgegebenen Buch: Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Als Handſchrift gedruckt.

Geiſtes in der Poeſie geſammelt ſind, blüht das Reich der lebendigen Sage; ſo bald die geiſtigen Thätigkeiten ſich nach verſchiedenen Seiten der Erkenntniß zu ſondern beginnen, entfaltet ſich die Literatur" [1]). — „Die Sage der Völker iſt hiernach weſentlich Volkspoeſie; alle Volkspoeſie aber iſt ihrem Hauptbeſtande nach ſagenhaft, ſofern wir unter Sage die Ueberlieferung durch Erzählen, das epiſche Element der Poeſie, zu verſtehen pflegen" [2]). — „Der Drang, der dem einzelnen Menſchen inwohnt, ein geiſtiges Bild ſeines Weſens und Lebens zu erzeugen, iſt auch in ganzen Völkern, als ſolchen, ſchöpferiſch wirkſam und es iſt nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Eben in dieſem gemeinſamen Hervorbringen haftet der Begriff der Volkspoeſie und aus ihrem Urſprung ergeben ſich ihre Eigenſchaften. Wohl kann auch ſie nur mittelſt Einzelner ſich äußern, aber die Perſönlichkeit der Einzelnen iſt nicht, wie in der Dichtkunſt literariſch gebildeter Zeiten, vorwiegend, ſondern verſchwindet im allgemeinen Volkscharakter. Auch aus den Zeiten der Volksdichtung haben ſich berühmte Sängernamen erhalten und, wo dieſelbe noch jetzt blüht, werden beliebte Sänger namhaft gemacht. Meiſt jedoch ſind die Urheber der Sagenlieder unbekannt oder beſtritten, und die Genannten ſelbſt, auch wo die Namen nicht in's Mythiſche ſich verlieren, erſcheinen überall nur als Vertreter der Gattung, die Einzelnen ſtören nicht die Gleichartigkeit der poetiſchen Maſſe, ſie pflanzen das Ueberlieferte fort und reihen ihm das Ihrige nach Geiſt und Form übereinſtimmend an, ſie führen nicht abgeſonderte Werke auf, ſondern ſchaffen am gemeinſamen Bau, der niemals beſchloſſen iſt" [3]). „Eine bedeutende Abſtufung und Ungleichheit der Geiſtesbildung iſt aber in dieſem Jugendalter eines Volkes nicht wohl gedenkbar; ſie kann erſt mit der vorgerückten künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Entwicklung eintreten" [4]). „Und ſo bleibt zwar die Thätigkeit der Begabteren unverloren, aber ſie mehrt und fördert nur unvermerkt das gemeinſame Ganze" [4]). Aus dieſen Geſichtspunkten gibt Uhland mit gründlichſter Sachkenntniß eine

1) Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage. Bd. VII, S. 3. — 2) Ebend. S. 4. — 3) Ebend. S. 4 fg. — 4) Ebend. S. 5.

umfaſſende Darſtellung der nordiſchen, deutſchen und romaniſchen Sage. Er beginnt mit der Götterſage und geht dann über zur Heldenſage. In Bezug auf dieſe erklärt er ſich gegen Mone's Anſicht, daß die Heldenſage nur eine umgewandelte Götterſage ſei. „Allerdings finden wir, ſagt er, in der Geſchichte der Sagen häufig auch den Hergang, daß die Göttermythen menſchlich umgeſtaltet werden. — Aber jener Hergang iſt keineswegs der allgemeine oder vorherrſchende. Wo überhaupt die Sage zu einer vollen Ausbildung gelangt iſt, werden wir die höhere und die irdiſche Welt, Göttliches und Menſchliches, gleichzeitig beſtehen und mannigfach in einander greifen ſehen. Auch die Heldenſage iſt dann nicht ohne Götter, immer zeigt ſie im Hintergrunde den Götterhimmel, und die einzelnen Göttergeſtalten treten freundlich oder feindlich wirkend in die irdiſche Handlung ein; aber nur aus dem gleichzeitigen Vorhandenſein zwei verſchiedener Welten kann dieſes Verhältniß hervorgehen. So bilden Götterſage und Heldenſage zuſammen ein Ganzes, aber ſie ſind nicht identiſch“ [1]).

Als einen Theil der Sage betrachtet Uhland den Göttermythus, und dieſem Gebiet gehören zwei ſeiner bedeutendſten Arbeiten an: „Der Mythus von Thôr nach nordiſchen Quellen“ (1836) und der erſt nach Uhland's Tod (1868) herausgegebene Odin. Ausgehend von der nothwendigen Verbindung der Mythenforſchung mit der Sprachforſchung führt Uhland ſeine Unterſuchungen auf der Grundlage einer eindringenden Kenntniß des Altnordiſchen. Schon „die unverkennbare Bedeutſamkeit der mythiſchen Namen“ [2]) fordert eine genaue Bekanntſchaft mit der Sprache, welcher dieſe Namen angehören. Aber der Name „gewährt doch nur dann eine ſichere Mythendeutung, wenn das Weſen, dem er angehört, auch durch ſeine Erſcheinung in Lied und Sage demſelben wirklich entſpricht“ [2]). Dieſer Erſcheinung geht nun Uhland in den nordiſchen Quellen ebenſo gründlich, als geiſtvoll nach. Die Mythen ſind „aus dichteriſch ſchaffendem Geiſte hervorgegangen. Sie können darum auch nur mit poetiſchem

1) Ebend. S. 87. Vgl. S. 339 fg. — 2) Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage, Bd. VI, S. 7.

Auge richtig erfaßt werden, dieſem aber werden ſie ſich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger entfalten“ [1]). Es iſt wenig damit gethan, den Wechſel der Jahreszeiten, des Lichtes und Dunkels u. ſ. w. in den Mythen nachzuweiſen. „Man würde unter der ſinnbildlichen Verhüllung doch oft nur die bekannteſten Naturerſcheinungen wiederfinden. Die Hauptſache iſt hier eben das ſchöne, ſinnreiche Bild, die lebendige Handlung“ [2]). Die mythiſche Symbolik hat ſich bei verſchiedenartigen Völkern ganz verſchieden angelaſſen, und der Erklärer hat deshalb je die Eigenthümlichkeit der beſondern Götterlehre zu beachten. „Der Drang des menſchlichen Geiſtes, ſich mittelſt der ihm eingeborenen Vermögen der Außenwelt zu bemächtigen, iſt in philoſophiſchen Zeitaltern vorzugsweiſe durch die Reflexion, in poetiſchen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur ſelbſt ihre Spiegel hat, im Waſſer und in der Luft und im Auge des Menſchen, ſo will auch die Dichterſeele von den äußeren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und dieſe Aneignung für ſich ſchon iſt ein geiſtiger Genuß, der ſich auch andern Betrachtern des Bildes mittheilt. — Das Innere des Menſchen aber ſtralt nichts zurück, ohne es mit ſeinem eigenen Leben, ſeinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeſchaffen zu haben. So tauchen aus dem Borne der Phantaſie die Kräfte und Erſcheinungen der unperſönlichen Natur als Perſonen und Thaten in menſchlicher Weiſe wieder auf. Die nordiſche Mythologie zeigt dieſen Hergang in allen Graden der Belebung und Geſtaltung, und wer ſie in ihrem eigenen Sinne würdigen will, muß dieſer Wiedergeburt im Bilde, als ſolcher ſchon, ihre ſelbſtändige Geltung einräumen. Gleich den Kräften und Erſcheinungen der Natur ſind aber auch die des Geiſtes in den Mythen perſönlich geworden; ſelbſt die abgezogenſten Begriffe, namentlich die Formen und Verhältniſſe der Zeit, haben ſich als handelnde Weſen geſtaltet. Indem ſo einerſeits die Natur durch Perſonification beſeelt wird, andrerſeits der Geiſt durch dasſelbe Mittel äußere Geſtaltung erlangt, werden beide fähig, auf dem gleichen

1) Ebend. S. 8. — 2) Ebend. S. 8 fg.

Schauplatze sinnbildlicher Darstellung zusammenzutreten" [1]). Wir können hier nicht weiter verfolgen, wie Uhland diese Grundsätze auf die Mythen von Thôr und Odin anwendet, und bemerken nur, daß er in seinen beiden Abhandlungen den größten Theil der nordischen Mythen in sinnigster Weise zu deuten sucht. Wie Uhland in seinen nordischen Mythenforschungen den ursprünglichen Glauben der germanischen Völker auf Grundlage der ältesten skandinavischen Quellen zu ergründen suchte, so knüpfte er eine Reihe anderer werthvoller Untersuchungen an die Ueberlieferungen seiner näheren Heimath. „Wenn die Forschung von meiner nächsten Heimat ausgeht, sagt er in seinem ersten Beitrag zur schwäbischen Sagenkunde, so verzichtet sie deshalb nicht darauf, weitere Kreise zu ziehen. Es ist aber im Gebiete der Sagen immerhin rathsam, den Blick in das Allgemeine und Entlegene an der genauen Beobachtung des Besondern und Heimischen zu schärfen" [2]).

An die Erforschung der Sage schloß sich bei Uhland die Untersuchung und Darstellung der altdeutschen Poesie. Hier ist Uhland zwar auch ein Meister in der Schilderung der bestimmten dichtenden Persönlichkeit, wie er dies schon durch seinen „Walther von der Vogelweide" (1822) bewies. Aber sein hauptsächlichstes Augenmerk ist auf die im ganzen Volke lebende Poesie gerichtet. So sind in seinen Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Poesie (1830 und 31) zwar auch die Bemerkungen über die einzelnen großen Dichter vortrefflich, aber die Hauptsache ist ihm doch, zu zeigen, wie die im Volke überlieferten Sagen sich dichterisch gestaltet haben. Natürlich bilden deshalb die Gedichte aus den deutschen Sagenkreisen den wesentlichsten Theil von Uhland's Darstellung. Er berichtet über ihren Inhalt und ihre Form und untersucht die Art ihrer Entstehung. Indem er sich mit W. Grimm's Auffassung der deutschen Heldensage auseinandersetzt, findet er das historische Element derselben bedeutender, als Grimm zugeben wollte [3]). Andrerseits betont er das mythische Element und bringt

1) Ebend. S. 9. — 2) Germania, her. von Franz Pfeiffer I (1856), S. 1. — 3) Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. I, S. 136.

den Sagenkreis der Nibelungen mit odiniſchen [1]), den der Amelungen mit perſiſchen Mythen [2]) in Beziehung. Aber ſo ſorgfältig er ſowohl den geſchichtlichen, als den mythiſchen Spuren nachgeht, ſo findet er doch in beiden nicht das eigentliche Weſen des Epos. „Weder von geſchichtlicher, noch von mythiſcher Seite, ſagt er, hat ſich uns der wahre und volle Gehalt des deutſchen Heldenliedes erſchloſſen. Das Geſchichtliche fanden wir nur in Durchgängen und Umriſſen erkennbar, das Mythiſche verdunkelt und mißverſtanden. Gleichwohl iſt dieſe Heldenſage nicht als verwittertes Denkmal alter Volksgeſchichte oder untergegangenen Heidenglaubens ſtehen geblieben, ſie iſt im längſt bekehrten Deutſchland lebendig fortgewachſen, im dreizehnten Jahrhundert in großen Dichtwerken aufgefaßt worden, hat noch lange nachher in der Erinnerung des Volkes gehaftet und ſpricht noch jetzt verſtändlich zum Gemüthe. Die Erklärung iſt einfach, wenn wir ſie im Weſen des Gegenſtandes ſuchen. Unſere Sagenwelt iſt weder Geſchichte, noch Glaubenslehre, ſie ſoll auch keines von beiden für ſich ſein. Sie iſt Poeſie, und zwar diejenige Art derſelben, die wir als Volksdichtung bezeichnet und deren Haupterſcheinung wir im Epos gefunden haben. Ihr Lebenstrieb muß daher ein poetiſcher, er muß in der Natur der Volkspoeſie gekeimt ſein. Eine zum Epos ausgebildete Volkspoeſie ſtellt als ſolche das Geſammtleben des Volkes dar, aus dem ſie hervorgegangen iſt. Sie umfaßt alſo zwar auch Volksgeſchichte und Volksglauben, aber ſie vergeiſtigt jene und veranſchaulicht dieſen, ſie nimmt dieſelben ungeſchieden von den übrigen Beziehungen des Lebens“ [3]). In Bezug auf das Nibelungenlied erklärt Uhland: „Was hier, wo wir von der Compoſition der Heldenlieder handeln, dieſem Gedichte ſo beſondere Bedeutung gibt, iſt der Umſtand, daß es vor allen andern den beſtimmten Eindruck eines Kunſtganzen macht. Eben darum ſtellt ſich bei ihm die Frage nach dem Dichter am natürlichſten und dringendſten hervor“ [4]). Dieſe Frage beantwortet nun Uhland nach ſorgfältiger Erwägung aller Umſtände dahin: „Von einem

1) Ebend. S. 141 fg. — 2) Ebend. S. 164 fg. — 3) Ebend. S. 211 fg. — 4) Ebend. S. 433.

Dichter des Nibelungenliedes können wir nicht sprechen, sofern wir unter einem solchen den Erfinder seiner Fabel oder auch den gestaltenden Bearbeiter eines vorher noch nicht poetisch zugebildeten geschichtlichen oder sagenhaften Stoffes verständen. In langer, lebendiger Fortbildung war der poetische Inhalt des Liedes, Handlung und Charakteristik, schon vollendet; ihr Dichter war allerdings nicht ein einzelner, sondern die längst im Volke wirkende dichterische Gesammtkraft. Gleichwohl kann uns auch ein bloßer Ordner nicht zufrieden stellen" [1]). Bei der schriftlichen Auffassung der Heldensage zum Behuf des Vorlesens war es im Allgemeinen nicht auf das bloße, wörtliche Aufschreiben der in mündlicher Ueberlieferung vorhandenen Lieder und Sagen abgesehen, sondern wer schrieb oder dictierend schreiben ließ, hatte irgend einen Zweck, die Sache weiter zu führen, für seine Zeit wirksam zu machen [2]). Daß aber der „Ordner" des Nibelungenliedes nicht die in der Ueberlieferung vorhandenen romanzenartigen Lieder bloß zusammenstellen und dabei nur die ihm nöthig scheinenden Verknüpfungen und Ergänzungen anbringen wollte, davon zeugt die Beschaffenheit des Werkes selbst [2]). Was nach Wegräumung jener Verknüpfungen übrig bleibt, kann niemals in solcher Gestalt als Lieder in volksmäßiger Ueberlieferung gelebt haben [3]). Durch das Ganze aber geht ein einheitlicher Geist, sowohl objectiv in der Darstellung der Zeitsitte, als „in der durch das Ganze verbreiteten subjectiven Stimmung" [4]). „Andeutungen der Zukunft finden wir als zum epischen Stile gehörig auch in andern und ältern Gedichten. Aber dieser ahnungsvolle Hauch durch das Ganze, diese Verkündigung des Unheils vom Anfang an, die Vorausschauung in der träumenden Seele, die immer näher rückende und bei jedem Vorschritt wieder durch einen Wehelaut angerufene Erfüllung, diese Weise ist nur dem Nibelungenliede eigen. Und warum hat denn auch keines von allen andern Gedichten dieses Kreises jene Anmuth, jene aus dem frischesten und lebendigsten Gefühl erzeugte Wahrheit, die jedes Wort durchdringt und

1) Ebend. S. 441. — 2) Ebend. S. 443. — 3) Ebend. S. 444. — 4) Ebend. S. 447.

beſeelt?“ [1]) „Wie ſollen wir aber einen Ordner nennen, deſſen Geiſt auf ſolche Weiſe die alte Sage in ſich auffaßt und zurückſpiegelt?“ — Nicht nur in der Sprache des Mittelalters würde er als tihtaere zu bezeichnen ſein. „Auch wir werden im Sprachgebrauch unſrer Zeit kein Hinderniß finden, den Ordner, dem wir ſolche Eigenſchaften zuſchreiben, gerad heraus einen Dichter zu nennen. Er iſt, um es kurz zu bezeichnen, nicht der Dichter der Sage, aber der Dichter des Liedes, wie es als ein Ganzes vor uns liegt“ [2]).

Die reichhaltigen Vorleſungen über Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, die Uhland im Sommer 1831 hielt [3]), leiten uns hinüber zu einem ſeiner Hauptwerke, den Alten hoch- und niederdeutſchen Volksliedern. Uhland hat dieſer Arbeit einen vieljährigen raſtloſen Fleiß gewidmet. Er wurde nicht müde, durch Reiſen und briefliche Anfragen ſein Material zu vervollſtändigen, und ſo lange ihm noch irgend eine Quelle entgieng, zauderte er mit der Veröffentlichung. Glücklicherweiſe ſetzte er dieſer faſt übertriebenen Gewiſſenhaftigkeit inſofern ein Ziel, daß er im J. 1844 wenigſtens die Liederſammlnng ſelbſt herausgab. Er ſchöpfte nicht aus mündlicher Ueberlieferung, ſondern „aus älteren Urkunden, aus Handſchriften und Drucken vom fünfzehnten bis in's ſiebenzehnte Jahrhundert“ [4]). Er wußte recht wohl, daß ſeinen Volksliedern dadurch „hie und da der romantiſche Duft von den Flügeln geſtreift wurde, daß ſie leibhafter, geſchichtlicher, ſelbſt gelehrter anzuſehen“ waren. „Doch ſind ſie eben damit, fährt er fort, wahrer und echter geworden, wie ſie aus dem Leben ihrer Zeit hervorſprangen“ [5]). Durch dies ſtreng geſchichtliche und ſorgfältig kritiſche Verfahren Uhland's haben wir erſt eine klare und richtige Vorſtellung vom Weſen des Volkslieds erhalten. Der Liederſammlung wollte Uhland noch eine Abhandlung über die deutſchen Volks-

1) Ebend. S. 447. Das Letzte ſind Worte W. Grimm's, Heldenſage, S. 368. — 2) Ebend. S. 448. — 3) Herausgegeben von W. L. Holland in Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage Bd. II (1866). — 4) Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder her. v. Uhland. Abthl. I, Vorw. S. VII. — 5) Ludwig Uhland. Zum 26. Apr. 1865. S. 326.

lieder und Anmerkungen zu den einzelnen Liedern folgen laſſen. Aber ehe er das Werk zum Abſchluß brachte, ſchied er aus dem Leben. In ſeinem Nachlaß fand ſich nebſt den Anmerkungen zu einem großen Theil der einzelnen Lieder [1]) die Einleitung zu jener Abhandlung und außerdem die Abſchnitte: „Sommer und Winter", „Fabellieder", „Wett- und Wunſchlieder", „Liebeslieder" [2]). Ohne Frage gehören dieſe Arbeiten zum Reifſten und Vorzüglichſten, was Uhland geſchrieben hat. Noch einmal ſehen wir ihn hier das Jüngſte mit dem Aelteſten verknüpfen, aber, wie immer, nicht durch geiſtreiche Einfälle, ſondern durch ſorgfältige geſchichtliche Unterſuchung. Was das Weſen des Volkslieds betrifft, ſo tritt er der früherhin verbreiteten Anſicht entgegen, „als gehöre die Zerriſſenheit, das wunderliche Ueberſpringen, der naive Unſinn zum Weſen eines echten und gerechten Volkslieds." „Schon die beſſere Beſchaffenheit andrer Lieder gleichen Stils weiſt darauf hin, daß auch den nun zerrütteten die urſprüngliche Einheit und Klarheit nicht werde gefehlt haben" [3]). Dies ergibt ſich um ſo gewiſſer, als man bei geſchichtlicher Verfolgung der Textverderbniſſe ſehr wohl nachweiſen kann, durch welche Umſtände die alten Texte zerrüttet worden ſind [4]). Das Schönſte aber in dieſen Abhandlungen iſt der tiefe und friſche Sinn, mit dem Uhland in unſer Volksleben eindringt. „Indem nun gezeigt worden, ſagt er am Schluſſe der Einleitung, daß die deutſchen Volkslieder aus dem Volksleben zu erläutern und zu ergänzen ſeien, ſo konnte ſich zugleich bemerklich machen, daß auch umgekehrt das Volk ohne Beiziehung ſeiner Poeſie nur unvollſtändig erkannt werde. Wenn die Sonne hinter den Wolken ſteht, kann weder Geſtalt noch Farbe der Dinge vollkommen hervortreten; nur im Lichte der Poeſie kann eine Zeit klar werden, deren Geiſtesrichtung weſentlich eine poetiſche war. Das dürftige, einförmige Daſein wird ein völlig andres, wenn dem friſchen Sinne die ganze

1) Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage, Bd. IV, 1869, her. von W. L. Holland. — 2) Herausgegeben von Franz Pfeiffer in Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage, Bd. III (1866). — 3) Ebend. S. 7. — 4) Ebend. S. 6.

Natur ſich befreundet, wenn jeder geringfügige Beſitz fabelhaft erglänzt, wenn das prunkloſe Feſt von innerer Luſt gehoben iſt; ein armes Leben und ein reiches Herz“ [1]). So greift bei Uhland die Liebe zum deutſchen Volke und das Studium der altdeutſchen Poeſie feſt in einander. „Eine Arbeit dieſer ſtillen Art, ſchreibt er über ſeine Volksliederforſchungen am 31. December 1849 an Haßler in Ulm, ſetzt ſich freilich dem Vorwurf aus, daß ſie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit ſei. Ich betrachte ſie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit, eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutſchen Volkslebens, an deſſen Geſundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erſcheinungen des Tages vor Augen hat, und deſſen edleren reineren Geiſt geſchichtlich herzuſtellen, um ſo weniger unnütz ſein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart ſich anläßt“ [2]). Und am 7. October 1850 an Moriz Haupt: „Mitten in der Schwüle dieſer zerrütteten Zeit laſſen es doch jene Brunnen aus der Tiefe des deutſchen Weſens niemals gänzlich an Labſal und Erfriſchung fehlen“ [3]).

4. Die anderen Mitforſcher der Brüder Grimm.

Wir haben in den vorangehenden Abſchnitten drei hervorragende Männer von ſehr verſchiedener Art beſprochen: Lachmann, Schmeller und Uhland. Auch die übrigen Mitforſcher der Brüder Grimm zeigen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der natürlichen Begabung und des geiſtigen Entwicklungsganges. Gerade dieſe ſich wechſelſeitig ergänzende Verſchiedenheit aber ſollte unſerer Wiſſenſchaft weſentlich zu ſtatten kommen.

Bevor wir das neu heranwachſende Geſchlecht der durch Grimm und Lachmann geweckten Forſcher beſprechen, müſſen wir erſt einiger Männer Erwähnung thun, deren Anfänge noch in die vorige Periode zurückreichen. Hier haben wir zuerſt einen Mann zu nennen, der auch in der jetzigen Periode ſeine Thätigkeit auf dem Gebiet

1) Ebend. S. 15 fg. — 2) Ludwig Uhland. Zum 26. April 1865. S. 401. — 3) Ebend. S. 412.

der altdeutſchen Literatur raſtlos fortſetzte, nämlich Friedr. Heinr. von der Hagen. Im J. 1821 als Ordentlicher Profeſſor an die Univerſität Berlin berufen, wo er 1856 ſtarb, widmete er ſeine Zeit hauptſächlich der Herausgabe altdeutſcher Dichtungen. Außer vielen kleineren Arbeiten gehören dieſer Periode folgende Hauptwerke Hagen's an. Erſtens eine dritte Auflage ſeines Nibelungenlieds in der Urſprache. Diesmal mit dem zweiten Titel: „Der Nibelungen Noth zum erſtenmal in der älteſten Geſtalt aus der St. Galler Urſchrift mit den Lesarten aller übrigen Handſchriften." Breslau 1820. Die Sammlung der Lesarten iſt natürlich bei weitem nicht vollſtändig und die ſprachliche Behandlung des Textes leidet immer noch an vielen Gebrechen. Aber „außer einer gründlichen und ausführlichen Abhandlung über die Geſchichte des Liedes, über die Handſchriften und ihr Verhältniß, endlich über die Einrichtung der neuen Ausgabe, erhalten die Leſer hier zunächſt einen faſt durchaus urkundlichen Text, lesbar und verſtändlich bis auf wenige Stellen, in der Schreibweiſe einer ſehr guten Handſchrift, die in einigen Punkten mit Sprachkenntniß noch geregelt iſt." So lautet (1820) Lachmann's anerkennendes Geſammturtheil in einer Kritik des Hagen'ſchen Werks, in welcher er dann den Fehlern und Schwächen desſelben mit gründlicher Schärfe zu Leibe geht [1]). Insbeſondere iſt die Sorgfalt zu rühmen, mit der Hagen das Verhältniß der Handſchriften unterſucht. Der Hohenems-Laßberg'ſchen als „der Nibelungen Lied" ſtellt er die übrigen als „der Nibelungen Noth" gegenüber [2]). Die Hohenems-Münchener nennt er „die mangelhafteſte", weil ihr „59 Lieder" fehlen [3]), dennoch aber meint er, „ſie ſtamme, bei manchen Auslaſſungen und Verſehen, wohl zunächſt aus der älteſten Urkunde" [4]). Auch hier (1820), wie bis an ſein Ende, hält übrigens Hagen an der Ueberzeugung feſt, daß „unſer Nibelungenlied von Einem großen und edlen, auf

1) Jen. Allg. Literatur-Zeitung, 1820, Ergänzungsblätter Nr. 70 fg. Neben der größeren Ausgabe Hagen's erſchien in demſelben Jahr (1820) auch noch eine kleinere. — 2) Einl. S. XLVII, LI. — 3) Ebend. S. XXXIX. — 4) Ebend. S. XLIV.

der ganzen Höhe ſeiner herrlichen Zeit ſtehenden Dichter verfaßt iſt“ [1]). Die zweite Hauptarbeit Hagens aus dieſer Periode iſt „Der Helden Buch in der Urſprache“, das er herausgab in Verbindung mit Aloys Primiſſer (geb. zu Innsbruck 1796, geſt. als Cuſtos der Ambraſer Sammlung in Wien am 25. Juli 1827) [2]). Der erſte Band des Werkes erſchien zu Berlin im J. 1820 und enthielt außer dem Roſengarten den erſten Druck des Biterolf und der Gudrun. So trat dies nur in der Ambraſer Handſchrift erhaltene, von Aloys Primiſſer (1816) entdeckte [3]) und ſeitdem ſo berühmt gewordene Gedicht, deſſen hohen Werth Hagen ſogleich erkannte, zuerſt in die Oeffentlichkeit. Der zweite Band (1825) gibt zum erſtenmal das ſ. g. Heldenbuch des Kaſpar von der Roen aus der Dresdener Handſchrift, ebenſo zum erſtenmal Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen und die Ravenna-Schlacht, und außerdem einen neuen Abdruck des Hürnen Seyfried nach Georg Wachter's Nürnberger Ausgabe [4]). — Wie dem Nibelungenlied, ſo blieb auch der übrigen deutſchen Heldendichtung Hagen's Thätigkeit bis an ſein Lebensende gewidmet. So ließ er 1855 ſeinem erſten Heldenbuch ein zweites folgen, das wiederum ſehr werthvolle Beiträge zur deutſchen Heldendichtung enthält. Darunter Alphart's Tod, eins der ſchönſten Gedichte aus dem Sagenkreiſe Dietrich's von Bern, zum erſtenmal veröffentlicht. — Neben der deutſchen Heldenpoeſie wandte Hagen auch den aus franzöſiſchen Quellen ſchöpfenden mittelhochdeutſchen Dichtern ſein Intereſſe zu. Im J. 1823 gab er zu Breslau Gottfried's von Straßburg Werke heraus, den Triſtan mit den Fortſetzungen Ulrich's von Thürheim und Heinrich's von Freiberg, wozu Hoffmann von Fallersleben noch die Bruchſtücke einer älteren deutſchen Triſtandichtung von Eilhart von Oberge fügte. — Aber nicht bloß die erzählende

---

1) Einleitung S. XXVIII. — 2) Neuer Nekrolog der Deutſchen, Jahrgang 1827, S. 1130. — 3) J. G. Büſching's Wöchentliche Nachrichten Bd. I, Bresl. 1816, S. 46. 389. — 4) Ein vorangehender Titel bezeichnet dies ganze Heldenbuch als: Deutſche Gedichte des Mittelalters her. v. F. H. v. der Hagen und J. G. Büſching. Zweiter Band.

Dichtung beſchäftigte Hagen, ſondern faſt in gleichem Maß auch die lyriſche. Viele Jahre bereitete er das umfaſſende Unternehmen einer Herausgabe aller mittelhochdeutſchen Lyriker vor, bis endlich im J. 1838 das Werk erſchien unter dem Titel: Minneſinger. Deutſche Liederdichter des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, aus allen bekannten Handſchriften und früheren Drucken geſammelt und berichtigt, mit den Lesarten derſelben, Geſchichte des Lebens der Dichter und ihrer Werke, Sangweiſen der Lieder, Reimverzeichniß der Anfänge, und Abbildungen ſämmtlicher Handſchriften, von Friedrich Heinrich von der Hagen, Leipzig, vier Bände in Quart. Hagen verfuhr dabei ſo, daß er zuerſt die „Maneſſiſche Sammlung aus der Pariſer Urſchrift, nach G. W. Raßmann's Vergleichung, ergänzt und hergeſtellt" abdrucken ließ und dieſe dann „aus den Jenaer, Heidelberger und Weingarter Sammlungen und den übrigen Handſchriften und früheren Drucken" vervollſtändigte. Was das Werk ſonſt bietet, iſt in dem oben angeführten Titel enthalten. Endlich beſchäftigte ſich Hagen auch viele Jahre hindurch mit der Sammlung der kleineren gereimten deutſchen Erzählungen aus dem 12. bis 14. Jahrhundert, die er dann in drei Bänden (Stuttgart und Tübingen 1850) unter dem Titel herausgab: „Geſammtabenteuer. Hundert altdeutſche Erzählungen: Ritter- und Pfaffen-Mären, Stadt- und Dorfgeſchichten, Schwänke, Wunderſagen und Legenden." Die Sammlung gab vieles noch nicht Veröffentlichte, wenn auch das auf dem Titel ſtehende: „meiſt zum erſtenmal gedruckt", übertrieben war [1]). Von beſonderem Werth ſind die reichhaltigen Nachweiſungen, die Hagen über die „Geſchichte der einzelnen Erzählungen" gibt. — Faſſen wir ſchließlich unſer Urtheil über Hagen's Leiſtungen zuſammen, ſo werden wir ſeinen bedeutenden Verdienſten, ſeiner warmen Liebe zur Sache, ſeiner daraus entſpringenden anregenden Thätigkeit, ſeinem Sammlerfleiß alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wenige Gelehrte haben ſo viele Denkmäler unſerer alten Literatur herausgegeben wie Hagen; noch

1) Vgl. Franz Pfeiffer's Beurtheilung von Hagen's Werk in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1851, I, Sp. 673.

wenigeren iſt es vergönnt geweſen, ſo viele wichtige Werke zum erſtenmal zu veröffentlichen. Aber ſo verdienſtlich dieſe Bereicherung unſeres Materials war, ſo wenig genügen Hagen's Ausgaben den ſtrengeren Anforderungen der philologiſchen Kritik. Gerade die ſpecifiſch philologiſchen Gaben ſind ihm bei aller Liebe zur Literatur und bei allen ſonſtigen Talenten nur in geringerem Maß zu Theil geworden. Dieſer Mangel mußte natürlich immer auffälliger hervortreten, je mehr ſich die germaniſche Philologie durch Grimm's Grammatik und Lachmann's Kritik zur Wiſſenſchaft geſtaltete. In Grimm's Grammatik hat ſich der gereifte Mann noch in ſehr achtungswerther Weiſe hineingearbeitet. Aber Lachmann's Forderungen zu erfüllen, war er von Natur außer Stande. Wenn man ſich erinnert, mit welcher Meiſterſchaft Lachmann das kritiſche Verfahren für die Behandlung altdeutſcher Texte feſtſtellte, ſo macht es einen peinlichen Eindruck, zu ſehen, wie Hagen außer Stande, den neuen Anforderungen zu genügen, ſich mit einer Art von Trotz gegen die gewonnene richtige Methode verſchließt [1]). Kam nun dazu der Gegenſatz zwiſchen Hagen und Lachmann in Bezug auf das Nibelungenlied und eine tiefgewurzelte und nicht unbegründete Abneigung der Brüder Grimm gegen Hagen, ſo erklärt ſich die einſame und zurückgeſchobene Stellung, die dieſer verdiente Gelehrte in ſeinen ſpäteren Lebensjahren einnahm.

Wir haben hier zunächſt noch zwei andere Forſcher zu nennen, deren Anfänge in die vorige Periode zurückreichen: Mone und den Freiherrn von Laßberg. Von Mone führen wir außer dem ſchon früher Erwähnten [2]) an die Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der teutſchen Literatur und Sprache (1830), die Ausgabe des Reinardus Vulpes (1832), die „Unterſuchungen zur Geſchichte der teutſchen Heldenſage" (1836), die Ueberſicht der niederländiſchen Volks-Literatur älterer Zeit (1838), endlich die „Altteutſchen Schauſpiele" (1841) und die „Schauſpiele des Mittelalters (1846). Auch vereinigte ſich Mone (1834) mit Hans Freiherrn von

1) Vgl. darüber Franz Pfeiffer in der oben angeführten Beurtheilung von Hagen's Geſammtabenteuer Sp. 700 fg. — 2) S. o. S. 525.

Aufseß zur Herausgabe des von dem letzteren (1832) gegründeten „Anzeigers für Kunde des deutschen Mittelalters." — Joseph Freiherr von Laßberg wurde geboren am 10. April 1770 zu Donaueschingen. Nachdem er seit 1789 den Fürsten von Fürstenberg als Forstmann gedient hatte, zog er sich 1817 von den Geschäften zurück und lebte seitdem ganz dem Studium der älteren deutschen Literatur und Geschichte, erst auf seinem reizenden Landsitz Eppishausen im Thurgau, dann seit 1838 auf dem schönen alten Schloß zu Meersburg am Bodensee. Hier übte er eine wahrhaft patriarchalische Gastfreundschaft. Von nah und fern kamen die Freunde der altdeutschen Literatur, unter ihnen namentlich Uhland [1]), um den ritterlichen Greis und die literarischen Schätze, die er um sich versammelt hatte, kennen zu lernen. Seine Bibliothek war eine der kostbarsten, die sich je im Besitz eines schlichten Privatmanns befunden hat. Sie zählte 273 Handschriften [2]), und darunter die berühmte Handschrift C des Nibelungenliedes. Nach Laßberg's Abscheiden (15. März 1855) kamen seine Bücherschätze in die Bibliothek des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen. Noch bei Lebzeiten Laßberg's hatte der Fürst die Bibliothek gekauft, aber deren Benutzung ihrem bisherigen Besitzer auf Lebenszeit belassen [3]). Unter Laßberg's gelehrten Veröffentlichungen machen wir hier nur namhaft seinen „Lieder Saal. das ist: Sammelung altteutscher Gedichte, aus ungedrukten Quellen", dessen vierter Band den ersten Abdruck des Hohenems-Laßberg'schen Nibelungentextes enthält. Schon 1820—25 gedruckt, aber vom Herausgeber nur verschenkt, kam diese wichtige Sammlung erst 1846 in den Buchhandel.

Mit dem Erscheinen von Grimm's Grammatik (1819) und Lachmann's Uebersiedelung nach Berlin (1825) begann sich ein neues Geschlecht von Forschern auf dem Gebiet der germanischen Philologie heranzubilden. Obwohl natürlich alle den Einfluß von

1) Briefwechsel zw. Laßberg und Uhland, her. von Franz Pfeiffer, Wien 1870. — 2) K. A. Barack, Die Handschriften der fürstl. Fürstenberg. Bibliothek zu Donaueschingen, Tübingen 1865, Vorw. S. V. — 3) Augsburg. Allgem. Zeitg. 1855, Nr. 81 Beil. — Nr. 194 Beil.

Lachmann's Arbeiten erfahren, ſo kann man dieſe Forſcher doch ſcheiden in ſolche, die als Schüler Lachmann's zu bezeichnen ſind, und in ſolche, bei denen dies nicht der Fall iſt; und zwar iſt hier nicht immer der perſönliche Unterricht Lachmann's das Entſcheidende, ſondern auch der Anſchluß an ſeine Art und Weiſe. Unter den Gelehrten, deren Thätigkeit in den Jahren 1819 bis 1840 beginnt, heben wir zuerſt einige hervor, die, obſchon mit Lachmann in Berührung gekommen, doch nicht deſſen Schule beigezählt werden können, nämlich Hoffmann von Fallersleben, Maßmann und Graff.

Heinrich Hoffmann wurde geboren am 2. April 1798 zu Fallersleben im ehemaligen Churfürſtenthum Hannover. Im J. 1816 bezog er die Univerſität Göttingen, um Theologie zu ſtudieren, vertauſchte jedoch dies Studium bald mit dem der Philologie. Angeregt durch F. G. Welcker, warf er ſich mit Vorliebe auf das Studium der Archäologie und wollte ſich vorbereiten zu einer Reiſe nach Italien und Griechenland. Da lernte er durch einen günſtigen Zufall auf der Kaſſeler Bibliothek Jacob Grimm kennen. „Ich fand ihn eben beſchäftigt mit ſeiner Grammatik", ſo erzählt uns Hoffmann ſelbſt. „Mehrere Bogen lagen bereits gedruckt vor. Ich ſah und erſtaunte, eine neue Welt gieng mir auf, ich wurde nachdenklich und ſchwankend in meinen Plänen." „Den anderen Tag ſahen wir uns wieder auf der Bibliothek. Jetzt lernte ich auch ſeinen Bruder Wilhelm kennen." „Als ich mit Jacob zuſammen die Treppe hinab gieng, erzählte ich ihm, daß ich nach Italien und Griechenland zu reiſen beabſichtigte, um dort an Ort und Stelle die Ueberbleibſel alter Kunſt zu ſtudieren. „„Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?"" fragte er darauf in einem herzlichen, liebevollen Tone. Ich höre die Worte noch heute, die Worte vom 5. September 1818. Noch auf der Reiſe entſchied ich mich für die vaterländiſchen Studien: deutſche Sprache, Literatur- und Kulturgeſchichte, und bin ihnen bis auf dieſen Augenblick treu geblieben" [1]). Von Göttingen überſiedelte Hoffmann im J. 1819

1) Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann von Fallersleben, Bd. I, Hannover 1868, S. 125.

nach Bonn. Auf der dortigen Univerſitätsbibliothek entdeckte er Bruchſtücke einer Handſchrift von Otfrid's Evangelienbuch. Ihrer Veröffentlichung (1821) fügte er ein Bruchſtück des mittelniederländiſchen Romans Renout van Montalbaen und eine Ueberſicht über die Denkmäler der mittelniederländiſchen Dichtung hinzu. Trefflich vorbereitet, unternahm er hierauf im J. 1821 eine Reiſe nach Holland. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in dieſem Lande gewann ihm die Zuneigung Bilderdijk's [1]) und anderer bedeutender Gelehrten, und ſeine Forſchungen auf den dortigen Bibliotheken boten die Mittel zu ſeinen epochemachenden Leiſtungen auf dem Gebiet der älteren niederländiſchen Literatur [2]). Nach einem längeren Aufenthalt in Berlin (1821—1823), wo er ſich des lebhaften Verkehrs mit Hartwig von Meuſebach erfreute, erhielt Hoffmann (1823) eine Stelle an der Central-Bibliothek in Breslau [3]). Auf Grundlage ſeiner bedeutenden gelehrten Arbeiten wurde er 1830 zum außerordentlichen [4]), 1835 zum ordentlichen Profeſſor der deutſchen Philologie [5]) an der Univerſität Breslau ernannt. Als er aber in ſeinen „Unpolitiſchen Liedern" die damaligen Zuſtände Deutſchlands angriff, wurde er (1843) aus ſeinem Amt als Profeſſor ohne Penſion entlaſſen [6]). Es folgte nun ein langes und unſtätes Wanderleben. Ein mehrjähriger Aufenthalt in Weimar (1854—1860) bot auch keine dauernde Befriedigung. Endlich bereitete die Ernennung zum Bibliothekar des Herzogs von Ratibor in Corvey (1860) dem viel geprüften Gelehrten wieder eine ruhige Stätte [7]). — Wir haben hier Hoffmann von Fallersleben weder als Dichter, noch als Politiker zu ſchildern. Nur ſo viel ſei uns zu bemerken erlaubt, daß Hoffmann's Dichten ſich mit ſeinen germaniſtiſchen Studien auf das nächſte berührt. Was aber Hoffmann den Politiker betrifft, ſo wird ſein Lebenslauf jedenfalls dazu dienen, das Vorurtheil zu beſeitigen, daß die Liebe zur altdeutſchen Literatur eine

1) Vgl. Brieven van Mr. Willem Bilderdijk aan A. H. Hoffmann van Fallersleben. Rotterdam 1837. — 2) Vgl. Hoffmann, „Mein Leben" u. ſ. ſ. I, 258—297. — 3) Ebend. I, 336. — 4) Ebend. II, 181. — 5) Ebend. II, 296. — 6) Ebend. IV, 32. — 7) Ebend. VI, 303.

reactionäre Geſinnung vorausſetze. — Hoffmann's gelehrte Thätigkeit erſtreckt ſich vorzugsweiſe auf zwei Seiten: Die Herausgabe germaniſcher Sprachdenkmale und die literaturgeſchichtliche Forſchung. Die Gebiete, denen er ſeinen Fleiß zuwendet, ſind ſehr mannigfacher Art. Doch tritt eins derſelben inſofern in den Vordergrund, als Hoffmann auf ihm unter allen deutſchen Gelehrten ohne Widerſtreit die erſte Stelle einnimmt: Die Erforſchung der älteren niederländiſchen Literatur. Den größten Theil ſeiner dahin gehörigen Arbeiten hat Hoffmann in ſeinen „Horae Belgicae" niedergelegt, die in den Jahren 1830 bis 1862 in zwölf Theilen erſchienen und die werthvollſten Beiträge zur Kenntniß der älteren niederländiſchen Literatur enthalten. Gleich zum Eingang gab er (1830) eine bibliographiſch-literariſche Abhandlung „De antiquioribus Belgarum literis", die alles, was wir bis dahin über dieſen wichtigen Zweig der germaniſchen Literatur beſaßen, weit hinter ſich ließ, und die er ſelbſt dann ſpäter (1857) in einer noch ſehr bereicherten zweiten Ausgabe zu einer „Ueberſicht der mittelniederländiſchen Dichtung" umgearbeitet hat. Die folgenden Theile veröffentlichen eine Reihe mittelniederländiſcher erzählender Dichtungen und Schauſpiele mit Anmerkungen und Gloſſaren, legen den Grund zu einem Glossarium Belgicum, machen die ſeltene älteſte Sammlung niederländiſcher Sprichwörter durch einen neuen Abdruck zugänglich, und geben eine reiche Ausbeute an niederländiſchen Volksliedern. Dieſen letzten wandte Hoffmann ſeine beſondere Vorliebe zu, ſo daß er die 1833 zum erſtenmal erſchienene Sammlung im J. 1856 mit vielen Bereicherungen zum zweitenmal herausgeben konnte. Schon als er die erſte Ausgabe veröffentlichte, hatte ſich Hoffmann in die Sprache und den Ton dieſer Dichtungen in ſolchem Maße eingelebt, daß er zwei von ihm ſelbſt gedichtete altholländiſche Lieder unter die übrigen einſchieben konnte, ohne daß jemand die Unechtheit bemerkte. Ja einer der erſten einheimiſchen Kenner der altniederländiſchen Literatur, Willems in Gent, nahm (1848) ohne alles Arg dieſe Gedichte Hoffmann's in ſeine Sammlung alter vlaemiſcher Lieder auf [1]). Später (1852) [2])

1) Horae Belgicae, P. VIII, p. V. — 2) Ebend. p. IV sq.

bekannte ſich Hoffmann als Verfaſſer, ließ ſie (1856) in der zweiten Ausgabe ſeiner Niederländiſchen Volkslieder weg, hatte ſie aber inzwiſchen (1852) mit noch 28 anderen von ihm gedichteten altniederländiſchen Liedern unter ſeinem Namen von neuem abdrucken laſſen [1]). Eine ſo tiefe und umfaſſende Kenntniß der älteren niederländiſchen Literatur hatte ſich Hoffmann natürlich nur mit Hülfe wiederholter Reiſen nach Holland und Belgien erwerben können. In jenen Ländern fanden ſeine Leiſtungen die größte Anerkennung. So füllten ſie nicht bloß eine weſentliche Lücke in den Studien der deutſchen Germaniſten aus, ſondern Hoffmann's Eifer für die altniederländiſche Dichtung weckte auch in deren Heimath die erkaltete Liebe zu dieſen Studien, wie dies der größte dortige Kenner des Altniederländiſchen, Profeſſor M. de Vries in Leiden, mit warmen Worten bezeugt [2]). Nah verwandt ſeinen niederländiſchen Studien waren die Bereicherungen, welche die mittelniederdeutſche Literatur Hoffmann verdankt: die erſte Veröffentlichung des niederdeutſchen Schauſpiels Theophilus aus dem 15. Jahrhundert (1853. 1854), eine neue Ausgabe des Reineke Vos (1834), der niederdeutſche Aeſopus (1870) und die älteſte niederdeutſche Sprichwörterſammlung von Tunnicius (1870). Neben ſeinen niederländiſchen und niederdeutſchen Arbeiten widmete ſich Hoffmann mit nicht geringerem Eifer auch den hochdeutſchen Sprachen. Beſonders verdankt ihm die Kenntniß des Althochdeutſchen ſehr wichtige Bereicherungen. Auch hier iſt es hauptſächlich das Auffinden und Herausgeben von Sprachquellen, wodurch ſich Hoffmann verdient macht. Im J. 1837 entdeckt er zu Valenciennes die ſeit Schilter's Tagen verlorene Handſchrift des Ludwigslieds von neuem und gibt ſie in Gemeinſchaft mit Willems heraus [3]). Schon vorher (1827) hatte er

1) Horae Belgicae P. VIII, (1852). In P. XII der Horae Belgicae (1862) fügte Hoffmann noch neunzehn weitere von ihm gedichtete altniederländiſche Lieder bei. — 2) In der Widmung ſeines großen Middelnederlandsch Woordenboek (1864) an Hoffmann von Fallersleben. — 3) Ueber die merkwürdige Geſchichte der Entdeckung und ſein Verhältniß zu Willems' Elnonensia (Gand 1837) berichtet Hoffmann in ſeinem Leben III, 20 — 25.

Williram's Paraphraſe des Hohen Liedes in doppelten Texten aus der Breslauer und Leidener Handſchrift herausgegeben. Auch hier waren es vor allem die gelehrten Reiſen durch einen großen Theil Deutſchlands, insbeſondere Oeſtreichs, die Hoffmann's unermüdlichem Spürſinn eine reiche Ausbeute gewährten. Wir nennen hier nur das althochdeutſche Gedicht, das Hoffmann unter dem Titel Merigarto (1834) veröffentlichte, dann ſeine Althochdeutſchen Gloſſen (1826) und die Fragmente der älteſten hochdeutſchen Ueberſetzung des Evangeliums Matthäi aus dem achten Jahrhundert, die Stephan Endlicher († 1849) auf der Wiener Bibliothek auffand und gemeinſam mit Hoffmann (1834) herausgab. Einen großen Theil ſeiner Entdeckungen veröffentlichte Hoffmann in zwei ſehr werthvollen Sammelwerken, den „Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Literatur (I. 1830. II. 1837) und den „Altdeutſchen Blättern", die er in Gemeinſchaft mit Moriz Haupt (I. 1836. II. 1837—1840) herausgab. Hier findet namentlich auch die deutſche Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts wichtige Bereicherungen. Unter Hoffmann's zahlreichen literaturgeſchichtlichen und bibliographiſchen Schriften iſt vor allem ſeine Geſchichte des deutſchen Kirchenlieds bis auf Luthers Zeit (1832, und ſehr vermehrt 1854) zu nennen. Auch aus ſeinen literaturgeſchichtlichen Schätzen gab Hoffmann Vieles in zwei Sammelwerken vereinigt, in dem „Weimariſchen Jahrbuch für deutſche Sprache, Literatur und Kunſt", das er mit Oskar Schade (1854—1857) herausgab, und in den „Findlingen. Zur Geſchichte deutſcher Sprache und Dichtung" (1860). Unter den rein biblographiſchen Schriften Hoffmann's heben wir hervor das „Verzeichniß der Altdeutſchen Handſchriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien" (1841). Auch auf oberdeutſchem Gebiet richtete ſich Hoffmann's Aufmerkſamkeit mit Vorliebe auf das Volksthümliche. „Unſere volksthümlichen Lieder" (1859) [1]) geben mühſame und genaue Nachweiſungen über die Lieder neuerer Dichter, die unter dem Volke die weiteſte Verbreitung gefunden haben. „Die deutſchen Geſellſchaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts"

1) Die erſte Ausgabe im Weimariſchen Jahrbuch VI (1857).

(1844) nehmen sich einer kulturgeschichtlich wichtigen Gattung an. Die „Schlesischen Volkslieder mit Melodien. Aus dem Munde des Volkes gesammelt", (1842) waren neben vielen anderen auf Schlesien bezüglichen Schriften ein bleibendes Denkmal von Hoffmann's Aufenthalt in diesem Lande. Auch das Mundartliche hatte für Hoffmann einen besonderen Reiz. Dichtete er doch selbst „Allemannische Lieder" (1826) und betheiligte sich vielfach an der mundartlichen Forschung, namentlich durch eine Darstellung seiner heimathlichen Fallerslebener Mundart (1858) [1]). Noch haben wir schließlich ein Werk Hoffmann's zu erwähnen, das die Grundlinien unserer Wissenschaft bieten sollte: „Die deutsche Philologie im Grundriß. Ein Leitfaden zu Vorlesungen" (1836). Hoffmann faßt „die deutsche Philologie" als „das Studium des geistigen Lebens des deutschen Volkes, insofern es sich durch Sprache und Literatur kundgibt" [2]). Er behandelt seinen Gegenstand zwar nur bibliographisch, aber mit großer Umsicht und Zuverlässigkeit, und eine lehrreiche Vorrede gibt Auskunft über sein Verfahren [3]).

Von einer ganz anderen Seite als Hoffmann kam Hans Ferdinand Maßmann an die altdeutschen Studien heran. Geboren am 15. August 1797 zu Berlin, wo sein Vater ein strebsamer und geschickter Uhrmacher war, besuchte Maßmann das Friedrich-Werdersche Gymnasium daselbst in der Zeit, in der Jahn den Berliner Turnplatz gründete. Jahn's Wesen machte auf den jungen Maßmann einen unauslöschlichen Eindruck. Deutsch zu sein in Wort und That, wurde fortan Ziel seines Strebens. Im J. 1814 bezog er die Universität Berlin, um Theologie zu studieren. Aber schon im folgenden Jahr (1815) unterbrach er seine Studien und machte als freiwilliger Jäger den Feldzug nach

1) Sonderabdruck aus Frommann's Deutschen Mundarten, V (1858). — 2) Vorr. S. V. — 3) Wir haben hier natürlich nur die hauptsächlichsten Arbeiten Hoffmann's hervorheben können. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften (bis 1868) gibt: Hoffmann von Fallersleben 1818—1868 Funfzig Jahre dichterischen und gelehrten Wirkens bibliographisch dargestellt von J. M. Wagner. Wien 1869.

Frankreich mit. Von 1816 bis 18 ſtudierte er dann abwechſelnd in Jena und Berlin. Ein eifriges Mitglied der neugegründeten Burſchenſchaft nahm er Theil an der begeiſterten Feier der deutſchen Reformation, die am 18. Oktober 1817 zugleich mit dem Jahrestag der Schlacht bei Leipzig auf der Wartburg begangen wurde. Als die Aufgabe ſeines Lebens betrachtete Maßmann, für eine echt deutſche, körperlich und geiſtig geſunde Erziehung der Jugend zu wirken, und namentlich ſah er im Turnweſen einen weſentlichen Beſtandtheil einer ſolchen Erziehung. Nachdem er mehrere Jahre (ſeit 1818) in Breslau, Magdeburg und Nürnberg als Jugendlehrer thätig geweſen war, kehrte er nach Berlin zurück, „nunmehr ſeine früh und ſtets mit Liebe gehegten hiſtoriſchen Studien der Mutterſprache beſtimmter aufzunehmen“ [1]). Im J. 1824 machte er eine „ſprachwiſſenſchaftliche Reiſe“ durch das weſtliche Deutſchland, um die Bibliotheken für ältere Deutſche Literatur auszubeuten. Zwei Jahre danach (1826) wurde er Turnlehrer an der Cadetten-Anſtalt zu München, und 1828 erhielt er den Auftrag, „eine öffentliche Turnanſtalt für die Schulen der Hauptſtadt zu errichten.“ Zugleich hielt er Vorleſungen über ältere deutſche Literatur vor Studierenden und Künſtlern. Im J. 1829 wurde er zum außerordentlichen, 1835 zum ordentlichen Profeſſor an der Univerſität ernannt. 1842 nahm er einen Ruf nach Berlin an als Leiter des neu einzurichtenden preußiſchen Turnweſens und Profeſſor an der Univerſität [2]). Maßmann's gelehrte Thätigkeit war eine ſehr mannigfaltige. So weit ſie in unſeren Bereich fällt, bezog ſie ſich hauptſächlich auf das Gothiſche, Mittelhochdeutſche und Althochdeutſche. Eine Reihe bedeutender Denkmäler verdankt Maßmann ihre erſte Veröffentlichung durch den Druck. So der Alexander des Pfaffen Lamprecht (1828) [3]), und die übrigen Gedichte

1) Maßmann's Selbſtbiographie in: Adolph von Schaden, Gelehrtes München, München 1824, S. 70. — 2) Vgl. außer der oben angeführten Selbſtbiographie den Artikel Maßmann in Brockhaus Real-Encyklop. (11) 9, 927. — 3) Denkmäler Deutſcher Sprache und Literatur aus Handſchriften des 8. bis 16. Jahrhunderts zum erſten Male herausgegeben von H. F. Maßmann. München — 1828, S. 16 — 75.

des 12. Jahrhunderts, welche die straßburg-molsheimische Handschrift enthält (1837) [1]), der Eraclius (1842), der Alexius (1843). Ebenso eine Anzahl kleinerer althochdeutscher Denkmäler, die Maßmann vereinigt mit den bereits veröffentlichten unter dem Titel: „Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom achten bis zum zwölften Jahrhundert", 1839 herausgab. Vorzugsweise aber sind es zwei Gegenstände, die Maßmann's germanistische Thätigkeit viele Jahre hindurch in Anspruch nehmen: Die Reste des Gothischen und die s. g. Kaiserchronik. Im J. 1833 reiste er im Auftrage des Kronprinzen Maximilian von Bayern nach Italien, um die gothischen Sprachreste auf den Bibliotheken zu Mailand, Rom und Neapel zu untersuchen. Die Frucht dieser Reise war die erste Veröffentlichung von Bruchstücken einer gothischen Auslegung des Evangeliums Johannis (München 1834) und eine vorzügliche neue Ausgabe der gothischen Urkunden von Neapel und Arezzo (1837). Endlich nach vieljähriger Vorbereitung erschien: „Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache. Mit gegenüberstehendem griechischem und lateinischem Texte, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtlicher Einleitung von H. F. Maßmann. Stuttgart 1857." Wie auf den Ulfilas, so verwendete Maßmann auf die Herausgabe der Kaiserchronik eine lange Reihe von Jahren in mühevoller Arbeit. Schon auf seinen gelehrten Reisen im J. 1824 hatte er sein besonderes Augenmerk auf die Handschriften dieses Werkes gerichtet und bereits 1825 die Herausgabe desselben angekündigt. Aber erst in den Jahren 1849 bis 1854 gelangte der Entschluß zur Ausführung, weil immer neues handschriftliches Material den ursprünglichen Plan erweiterte und bereicherte. Nun aber war es dem Herausgeber auch möglich gemacht, sowohl die verschiedenen Bearbeitungen des Textes zu erkennen, als auch das Ganze mit mühsamen und werthvollen Untersuchungen über die Entstehung und das Fortleben des Werkes zu begleiten.

---

1) Quedlinburg und Leipzig 1837.

Wie Maßmann, ſo kam auch Eberhard Gottlieb Graff von Seite der Pädagogik zu den altdeutſchen Studien. Geboren am 10. März 1780 zu Elbing widmete ſich Graff (1797) zu Königsberg der Vorbereitung zum Lehramt, wurde 1802 Lehrer am Gymnaſium zu Jenkau, 1805 gründete er eine Töchterſchule zu Elbing, kam dann aber 1810 als Schulrath zur Regierung in Marienwerder und ſpäter (1814) in gleicher Eigenſchaft nach Arnsberg und Koblenz. Er nahm ſich mit großem Eifer des Unterrichtsweſens an und veröffentlichte (1817) wohlgemeinte, wenn auch keineswegs klare und praktiſche Vorſchläge zu deſſen fundamentaler Umgeſtaltung [1]). Im J. 1813 war er Mitglied des Central-Comités unter dem Freiherrn vom Stein. Schon als Pädagog hatte er die Wichtigkeit der deutſchen Sprache für Erziehung und Unterricht mehr und mehr kennen lernen. Als er im J. 1820 wieder in ſeine Heimath verſetzt wurde, und zwar anfangs ohne Amt, warf er ſich ganz auf das gelehrte Studium der deutſchen Sprache. Die eben erſchienene Grimm'ſche Grammatik bot ihm dazu die Grundlage und der perſönliche Umgang mit Lachmann in Königsberg die ſicherſte Leitung [2]). 1823 erhielt er die Doctorwürde, 1824 eine Profeſſur der deutſchen Sprache an der Univerſität Königsberg. Im J. 1830 gab er alle amtliche Thätigkeit auf und lebte fortan mit Genehmigung der Regierung ganz ſeinen gelehrten Arbeiten zu Berlin, wo er nach langem Kränkeln am 18. Oktober 1841 ſtarb [3]). Obwohl Graff ſich mit den verſchiedenen älteren germaniſchen Sprachen bekannt machte, ja ſeine Studien auch über die Grenzen des Germaniſchen hinaus auf das Sanskrit erſtreckte, ſo hatte er ſich doch gleich beim Beginn ſeiner Forſchungen ein beſtimmtes Gebiet zur Bearbeitung ausgeſucht: Das Althochdeutſche.

1) Vgl. darüber K. Bormann, Graff als Pädagog, im Neuen Jahrbuch der Berliniſchen Geſellſchaft für Deutſche Sprache, Bd. V (1843), S. 67 fg. — 2) Graff, die althochdeutſchen Präpoſitionen, Widmung an Grimm, S. IV fg. Vgl. Hertz, Lachmann, Berl. 1851, S. 50. — 3) Fr. H. von der Hagen, Erinnerung an E. G. Graff, im Neuen Jahrb. der Berlin. Geſellſchaft für Deutſche Sprache. Bd. V (1843), S. 58 fg.

Schon im J. 1821 begann er die Sammlung eines althochdeutſchen Sprachſchatzes [1]), und auf die Ausarbeitung dieſes Werkes ſind von da an mittelbar oder unmittelbar alle ſeine Beſtrebungen gerichtet. Im J. 1824 gab er als Vorläufer ſeines künftigen Sprachſchatzes eine Schrift über die althochdeutſchen Praepoſitionen heraus, die Jacob Grimm gewidmet iſt und die deſſen vollen Beifall erntete [2]). In den Jahren 1825 bis 27 machte Graff mit preußiſcher Unterſtützung eine gelehrte Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, die Schweiz und Italien, um aus den Handſchriften der Bibliotheken Material für ſeinen althochdeutſchen Sprachſchatz zu ſammeln. Die Früchte dieſer Reiſe veröffentlichte er theilweiſe in einer Zeitſchrift: „Diutiska. Denkmäler deutſcher Sprache und Literatur, aus alten Handſchriften zum erſten Male theils herausgegeben, theils nachgewieſen und beſchrieben.“ Drei Bände 1826 — 29. Graff gibt hier zwar auch ſchätzbare Beiträge zur mittelhochdeutſchen Literatur, die wichtigſte Stelle aber nehmen die vielen hier zum erſtenmal veröffentlichten althochdeutſchen Gloſſen ein. Im J. 1831 gab Graff den Text von Otfrid's Evangelienbuch unter dem Titel: Krist, weit beſſer heraus, als man ihn bis dahin beſeſſen hatte. 1837 ließ er die althochdeutſchen Bearbeitungen des Boethius, des Marcianus Capella und von Ariſtoteles *κατηγορίαι* und *περὶ ἑρμηνείας*, 1839 die Windberger und Trierer Interlinearverſionen der Pſalmen folgen. Aber alle dieſe Bemühungen betrachtete Graff nur als Hülfsarbeiten für ſein Hauptwerk: Den althochdeutſchen Sprachſchatz. Als es endlich ſo weit war, daß die Veröffentlichung desſelben hätte beginnen können, fand ſich kein Verleger, der die großen Koſten des Drucks daran zu wagen bereit geweſen wäre. Da trat der preußiſche Kronprinz Friedrich Wilhelm (der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV.) in's Mittel und übernahm die Koſten der Veröffentlichung auf ſeine Kaſſe. So konnte im J. 1834 der erſte Theil von Graff's althochdeutſchem Sprachſchatz erſcheinen. Im

1) Graff, Althochd. Sprachschatz I, Vorr. S. I. — 2) J. Grimm an Hoffmann von Fallersleben d. 28. Aug. 1824, in Pfeiffer's Germania XI, 386.

J. 1836 folgte der zweite Theil, 1837 der dritte, 1838 der vierte, 1840 der fünfte. Vor Vollendung des ſechſten Theiles, welcher das ganze Werk abſchließen ſollte, ſtarb Graff. Dieſer Theil wurde aus Graff's Papieren, ſo weit dieſelben reichten, und mit Benutzung von Schmeller's Sammlungen durch Maßmann (1842) herausgegeben. Auch fügte Maßmann (1846) einen ſelbſtändigen alphabetiſchen Index über das ganze Werk hinzu. Graff hatte nämlich die althochdeutſchen Wörter nicht nach dem Alphabet geordnet, ſondern nach Wurzeln, und auch dieſe ſind nicht nach unſerem Alphabet aufgeſtellt, ſondern ſo, daß die vocaliſch anlautenden den Anfang machen, dann J und W, darauf L, R, M, N, dann die Labialen, die Gutturalen, die Dentalen folgen, ſo daß die mit S anlautenden Wörter den Schluß bilden. Das Auffinden wird aber noch mehr erſchwert dadurch, daß Graff öfters althochdeutſche Wörter unter Sanskritwurzeln bringt, unter denen ſie niemand ſucht. Dieſe Schwierigkeit des Gebrauchs und ſo manche Ungenauigkeiten und Verſehen, die ſich Graff beim Leſen der Handſchriften hat zu Schulden kommen laſſen, hat man dem Werk nicht ſelten zum Vorwurf gemacht. Aber alle dieſe Mängel zugegeben, iſt Graff's umfangreiches Lebenswerk doch ein höchſt verdienſtliches. Es bietet nach zwei Seiten hin ein Hülfsmittel, wie es vor Graff auch nicht annäherungsweiſe vorhanden war. Erſtens gibt es die Wörter der eigentlichen althochdeutſchen Literatur mit einer reichen Anzahl von Belegen aus Otfrid, Notker, Iſidor u. ſ. w., und zweitens ſammelt es den größten Theil der überaus zahlreichen althochdeutſchen Gloſſen in einer ſolchen Weiſe, daß es eine, wenn auch mit Vorſicht zu benutzende Grundlage für die ganze hochdeutſche Wortforſchung bildet.

Lachmann's Ueberſiedelung nach Berlin bezeichnet einen Wendepunkt in der Entwicklung der altdeutſchen Studien, indem dieſer Meiſter der philologiſchen Kritik nun eine förmliche Schule gründete für die methodiſche Behandlung der altdeutſchen Literatur. Sein Einfluß griff um ſo tiefer ein, als er mit ſeinen begabteſten Schülern auch in einen regen perſönlichen Verkehr trat. Einen geſellſchaftlichen Vereinigungspunkt für die gründlichſten Vertreter

der altdeutschen Studien bildete damals das Haus des Präsidenten Karl Hartwig Gregor von Meusebach in Berlin. Geboren am 6. Juni 1781 zu Bockstedt bei Artern hatte Meusebach in Göttingen und Leipzig die Rechte studiert und war nach mannigfachen juristischen Beamtungen in Dillenburg, Trier und Koblenz zuletzt Präsident des rheinischen Cassationshofs in Berlin geworden. Seit dem J. 1842 aus dem Staatsdienst getreten, starb er am 22. Aug. 1847 [1]). Die Mußestunden, die ihm sein praktischer Beruf ließ, hatte Meusebach von früh an dem Studium der deutschen Literatur gewidmet. Sein nächstes Ziel war, die im Druck erschienene deutsche Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts in möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Er verfolgte dieses Ziel mit solcher Sachkenntniß, Aufopferung und Beharrlichkeit, daß es ihm gelang, eine Bibliothek zusammen zu bringen, die in Bezug auf die deutsche Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts nicht ihres gleichen hatte [2]). Nach seinem Tode ist dieselbe von der preußischen Regierung für die königliche Bibliothek in Berlin angekauft worden. Meusebach war aber nichts weniger als ein bloßer Büchersammler. Voll Geist, Scharfsinn und Humor wandte er vielmehr das lebhafteste Interesse der Literatur selbst zu, und namentlich waren es die seiner eigenen Natur verwandten Erscheinungen, die ihn vor allem anzogen: Johann Fischart und das deutsche Volkslied. Zeitlebens hat er für beide Zwecke gesammelt, ohne doch je zum Abschluß zu gelangen. Was wir auf wissenschaftlichem Gebiet von ihm besitzen, sind einige Kritiken, die ebenso seine profunde Belesenheit, wie seinen geistreichen Humor bezeugen, die eine über Halling's Ausgabe von Fischart's Glückhaftem Schiff [3]), die andere ein humoristischer, auf seinem Gebiet berechtigter Angriff auf Grimm's Grammatik, von Grimm selbst (1826) „unwiderlegt herausgegeben“ [4]).

1) Brockhaus, Real-Encyklop. (11) X, S. 167 fg. — 2) Vgl. Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Characteristik der Meusebach'schen Bibliothek. Eine bibliogr. Skizze von Julius Zacher. Leipz. 1852. — 3) (Hallische) Allgem. Literatur-Zeitung, 1829, März, Nr. 55 fg. — 4) Zur Recension der deutschen Grammatik. Unwiderlegt herausgegeben von Jacob Grimm. Cassel, 1826.

Denn wie mit Lachmann, ſo ſtand Meuſebach auch mit Jacob und Wilhelm Grimm in freundſchaftlichem Verkehr. Grimm's Rechtsalterthümer ſind ihm gewidmet.

Der erſte bedeutende Schüler, den Lachmann in Berlin gewann, war Wilhelm Wackernagel. Geboren zu Berlin am 23. April 1806 widmete ſich Wilhelm Wackernagel auf der Univerſität Berlin in den Jahren 1824 bis 27 unter Lachmann's Leitung dem Studium der Philologie und zwar vorzugsweiſe der deutſchen. Gleich ſeine erſten gelehrten Arbeiten, die Spiritalia theotisca (Vratislaviae 1827) und das Weſſobrunner Gebet und die Weſſobrunner Gloſſen (Berlin 1827) zeigten den ſcharfſinnigen und umſichtigen Forſcher. Aber weder dieſe, noch ſeine darauf folgenden Arbeiten vermochten ihm den Weg zu einer Anſtellung in Preußen zu bahnen. Nachdem er 1828 bis 30 in Breslau privatiſiert, dann ſich von neuem in Berlin aufgehalten hatte, folgte er 1833 einem Rufe nach Baſel als Lehrer der deutſchen Sprache und Literatur an der Univerſität und am Pädagogium. Bald darauf, im J. 1837, erhielt er durch Ehrengeſchenk das Baſler Bürgerrecht und wurde 1854 in den Großen Kantonsrath, 1856 in den Stadtrath gewählt. Allgemein verehrt und geliebt ſtarb Wackernagel am 21. Dec. 1869 [1]).

W. Wackernagel war ein Mann von ebenſo tiefer, als ausgebreiteter Begabung: Ein trefflicher Jugendlehrer, ein ausgezeichneter Gelehrter, ein ſinniger Dichter, gleich tüchtig an Geiſt, wie an Charakter. Was er immer beginnt, Alles faßt er mit derſelben Treue, derſelben Gewiſſenhaftigkeit an. Seine gelehrte Thätigkeit erſtreckt ſich auf ſehr verſchiedene Gebiete, auch über den Bereich hinaus, deſſen Darſtellung uns hier zunächſt obliegt. Durch eine Reihe von Abhandlungen und Einzelſchriften hat er ſich an der kunſt- und kulturgeſchichtlichen Forſchung betheiligt. Wir nennen darunter nur beiſpielsweiſe „Die deutſche Glasmalerei“ (1855), „Die goldene Altartafel von Baſel“ (1857), „Ueber die mittelalterliche

1) Brockhaus, Real-Encyklop. (11) XV, 219. — Zur Erinnerung an W. Wackernagel. Baſel 1870.

Sammlung zu Basel" (1857), endlich den köstlichen Vortrag über Gewerbe, Handel und Schifffahrt der Germanen (1853) [1]). Aber auch auf dem Gebiet der Philologie in dem engeren Sinn, in welchem wir das Wort bei unserer Darstellung fassen, ist W. Wackernagel's Thätigkeit eine sehr weit greifende. Um uns den inneren Zusammenhang dieser so mannigfaltigen, aber überall mit gründlichster Sachkenntniß ausgeführten Arbeiten klar zu machen, besprechen wir zuerst Wackernagel's Hauptwerk. Dies ist sein Deutsches Lesebuch nebst den damit in Verbindung stehenden Arbeiten: dem Wörterbuch und der „Geschichte der deutschen Litteratur." Das Lesebuch erschien zuerst im J. 1835. Im J. 1861 erlebte der erste Theil, das altdeutsche Lesebuch, die vierte sehr vervollkommnete Ausgabe. Dieser erste Theil umfaßt das Gothische, Althochdeutsche, Mittelhochdeutsche und dessen Fortsetzungen bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts. Die folgenden Bände, welche Proben der deutschen Poesie und Prosa seit dem J. 1500 geben, erschienen 1847 in neuer Auflage. W. Wackernagel's Lesebuch ist nicht, wie manche andere derartige Bücher, eine rasch aus Anderen zusammengeraffte Compilation, sondern es ist ein Werk selbständigster gelehrter Arbeit, wie es nur dem Meister des Fachs gelingen kann. Nicht nur sind die einzelnen Stücke mit größter literaturgeschichtlicher Umsicht ausgewählt, sondern die Behandlung der Texte zeigt auch überall den gründlichen Kenner der Sprache und kritischen Philologen. Das beigefügte Wörterbuch schloß sich in der ersten Bearbeitung genau an das Lesebuch an und bildete durch seine zahlreichen Anführungen einen vortrefflichen Commentar zu demselben. In der neuen Bearbeitung (1861) ist es über diesen beschränkteren Gesichtskreis hinausgeschritten, indem es sich, mit Hinweglassung der Citate, zu einem gedrängten mittel- und althochdeutschen Handwörterbuch erweitert hat. Der Kenner bemerkt leicht, daß die hier dargebotenen Ergebnisse auf den umfassendsten Vorarbeiten ruhen. Schon im J. 1830 hatte W. Wackernagel im Verein mit Hoffmann von Fallersleben

1) In Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum IX (1853) S. 530—578.

ein vorzügliches „Gloſſar für das XII. — XIV. Jahrhundert" herausgegeben [1]), und ſeine in demſelben Jahr veröffentlichte „lexikographiſch-ſyntactiſche Abhandlung" über die mittelhochdeutſche Negationspartikel ne iſt ein muſterhafter Vorläufer eines mittelhochdeutſchen Wörterbuchs. An einem ſolchen hat denn auch W. Wackernagel viele Jahre gearbeitet, und eine Frucht dieſer Arbeit iſt das ſeinem altdeutſchen Leſebuch beigegebene Wörterbuch, das in trefflicher Weiſe die ſcharfe und klare Entwicklung der Bedeutungen mit einer maßvoll geübten Etymologie verbindet. — Ein zweites Werk W. Wackernagel's, das ſich ſeinem Leſebuch anſchließt, iſt die „Geſchichte der deutſchen Litteratur." Auch hier hatte Wackernagel ſeit lange nach den verſchiedenſten Seiten hin vorgearbeitet. So iſt ſeine „Geſchichte des deutſchen Hexameters und Pentameters" (1831) ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Metra, während die Abhandlung über dramatiſche Poeſie (1838) von der hiſtoriſch-aeſthetiſchen Seite der Literaturgeſchichte den Weg bahnt, und die über Bürger's Lenore (1835) eine einzelne anziehende Frage gründlich erörtert. Im J. 1848 begann dann Wackernagel die Herausgabe ſeiner deutſchen Literaturgeſchichte, die von den älteſten Zeiten beginnt und mit dem 1855 erſchienenen vierten Heft bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts reicht. Der Verfaſſer bezeichnet ſeine Literaturgeſchichte als „ein Handbuch", und gerade der dadurch geſtellten Aufgabe wird er in ausgezeichneter Weiſe gerecht. Durch die glückliche Gruppierung des Stoffes und die einfach ſchmuckloſe, ſtreng wiſſenſchaftliche Form der Darſtellung weiß er eine große Fülle von Thatſachen auf einen engen Raum zuſammenzudrängen, ohne doch je dunkel oder unlesbar zu werden. Dabei iſt ſein Werk nichts weniger als eine bloße Anhäufung rohen Stoffs. Vielmehr erhalten wir überall im Einzelnen die Ergebniſſe eindringender ſelbſtändiger Forſchung, und durch das Ganze ziehen ſich verknüpfend die Gedanken, die der Verfaſſer aus der Entwicklung ſowohl der Sprache, als der Literatur zu gewinnen

1) In den Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Litteratur, I, 347 fg.

ſucht. Auf die Epik der althochdeutſchen, die Lyrik der mittelhochdeutſchen Jahrhunderte folgt der neuhochdeutſche Zeitraum mit dem Drama und der Proſa [1]). Dabei „in der Sprache, in den Trägern der Literatur, in deren Stoffen und Arten überall ein Fortſchritt zum Umfaſſendſten und Allgemeinſten", immer mehr ein Aufnehmen aller Vorzeit und Fremde. So iſt die deutſche Literatur „auf dem Weg, und vielleicht ſchon nah am Ende des Wegs, eine Weltliteratur zu werden" [2]). — Dieſelben Gaben, die W. Wackernagel in ſeinem Leſebuch und deſſen beiden Begleitern, dem Wörterbuch und der Literaturgeſchichte, zeigt: kritiſch-philologiſche Schärfe, gewiſſenhafte Treue der Forſchung und ein feiner Sinn für die Erſcheinungen der Sprache und Literatur, treten uns entgegen in einer Reihe anderer bedeutender Leiſtungen. Als kritiſcher Philolog beſpricht er die Handſchriften der Baſler Univerſitätsbibliothek (1836), gibt er den Schwabenſpiegel (1840), das Biſchofs- und Dienſtmannenrecht von Baſel (1852), den Vocabularius optimus (1847), und im Verein mit Max Rieger den Walther von der Vogelweide (1862) heraus. Seine Ausgabe altfranzöſiſcher Lieder und Leiche (1846) verbreitet durch die beigegebenen Abhandlungen ein neues Licht über den Zuſammenhang der provenzaliſchen, altfranzöſiſchen, deutſchen und italieniſchen Lyrik. In ſeinem letzten Werk: „Johann Fiſchart von Straßburg und Baſels Antheil an ihm" (1870), gibt er eindringende Unterſuchungen über das ſo dunkle Leben des großen Humoriſten. Auf der anderen Seite klären ſeine linguiſtiſchen Abhandlungen wichtige Fragen der Sprachgeſchichte auf. So gibt die Abhandlung über die Nachahmung der Thierſtimmen: „Voces variae animantium" (1867) einen bedeutenden Beitrag zur älteſten, die über die Umdeutſchung fremder Wörter (1861) zur vergleichsweiſe jüngſten Entwickelung der Sprache, während die Unterſuchungen über „Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden" (1868) [3]) unſere Kenntniß der älteſten germaniſchen Sprachzuſtände erweitern.

1) W. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litter. III (1855) S. 362. — 2) Ebend. S. 363. — 3) Als Beigabe zu E. Binding's Burgundisch-romanischem Königreich, Thl. I.

Ueberall aber finden wir dieſelbe Sorgfalt, Schärfe und Beleſenheit [1]).

Der zweite bedeutende Schüler Lachmann's, Moriz Haupt, hat nicht im eigentlichen Sinn des Worts Lachmann's Unterricht genoſſen; aber der Schule Lachmann's gehört er nichtsdeſtoweniger ſo ſehr an, wie nur irgend einer. Geboren zu Zittau am 27. Juli 1808 ſtudierte Haupt in den Jahren 1826 bis 30 unter Gottfried Hermann's Leitung in Leipzig Philologie. Nachdem er dann längere Zeit in Zittau privatiſiert hatte, habilitierte er ſich 1837 an der Univerſität Leipzig. 1843 wurde er zum Ordentlichen Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur ernannt. Er entwickelte als Univerſitätslehrer eine ſehr erfolgreiche Thätigkeit ſowohl auf dem Gebiet der deutſchen, als auf dem der klaſſiſchen Philologie. Aber im J. 1850 wurde er auf Grund ſeiner Theilnahme an der nationalen Bewegung der Jahre 1848 und 49 von der k. ſächſiſchen Regierung ſeines Amtes entſetzt. Doch die preußiſche Regierung öffnete ſeiner ausgezeichneten Lehrgabe ein neues Feld, indem ſie ihn im J. 1853 an Lachmann's Stelle als ordentlichen Profeſſor der klaſſiſchen Philologie nach Berlin berief [2]). — Haupt hat in ſeiner ganzen Geiſtesart die nächſte Verwandtſchaft mit Lachmann, und die perſönliche Begegnung mit dieſem älteren Meiſter, 1834 in Meuſebach's Hauſe [3]), mußte deshalb den nachhaltigſten Eindruck auf ihn machen. Es entwickelte ſich bald der innigſte Verkehr zwiſchen beiden Männern, der ſich allmählich zur vertrauteſten Freundſchaft geſtaltete. Wie Lachmann, ſo verband Haupt die klaſſiſche Philologie mit der germaniſchen und wie jener, ſo faßte auch Haupt vor allem die kritiſch-hiſtoriſche Feſtſtellung der Texte in's

1) Wir haben hier natürlich nur die Hauptwerke W. Wackernagel's beſprechen und einzelne ſeiner kleineren Schriften als charakteriſtiſche Beiſpeile ſeiner Thätigkeit hervorheben können. Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner überaus zahlreichen Arbeiten geben J. G. Wackernagel und L. Sieber in der Zeitschr. für deutsche Philol. von Höpfner u. Zacher II, 3 (1870) S. 337—342. — 2) Brockhaus, Real-Encyklop. (11) VII, 703 fg. — 3) Hertz, Lachmann, 1851, S. 244.

Auge. Wir müſſen hier zur Seite liegen laſſen, was Haupt auf dem Felde der klaſſiſchen Philologie, namentlich für die römiſchen Dichter geleiſtet hat. Auf germaniſchem Gebiet war neben Lachmann's Rath und Beiſpiel der Verkehr mit Hoffmann von Fallersleben für Haupt mannigfach anregend [1]). In Verbindung mit ihm gab er 1836—40 die Altdeutſchen Blätter heraus, eine Sammlung von bisher unveröffentlichten altdeutſchen Denkmälern und wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Notizen. Die größten Verdienſte erwarb ſich Haupt durch kritiſche Herausgabe mittelhochdeutſcher Dichtungen. 1839 veröffentlichte er zum erſtenmal Hartmann's Erec, 1840 den Guten Gerhard des Rudolf von Ems; 1842 gab er die Lieder und Büchlein und den armen Heinrich des Hartmann von Aue heraus, 1845 den Winsbeken, 1851 die Lieder Gottfried's von Neifen, 1858 die des Neidhart von Reuenthal. Alle dieſe Ausgaben ſind mit einer Sorgfalt, einer Sprachkenntniß, einem Scharfſinn in Handhabung ſowohl der handſchriftlichen, als conjecturalen Textkritik durchgeführt, die ſie den Arbeiten Lachmann's würdig an die Seite ſtellen. So hat denn auch Lachmann dieſen ſeinen Freund und Schüler zum Erben und Vollender ſeines literariſchen Nachlaſſes eingeſetzt. Die Sammlung der älteſten mittelhochdeutſchen Lyriker in reinlichen Texten hat Lachmann begonnen, Haupt im J. 1857 unter dem Titel: Des Minneſangs Frühling, vollendet. Wo von Lachmann's wichtigſten Arbeiten: dem Walther, dem Wolfram, den Nibelungen, neue Ausgaben nöthig wurden, da fiel deren Beſorgung Moriz Haupt anheim. Ein ſehr weſentliches Verdienſt endlich erwarb ſich Haupt durch die Gründung ſeiner Zeitſchrift für deutſches Alterthum (1841), auf welche wir ſpäter noch einmal zurückkommen werden.

Noch haben wir einen Schüler Lachmann's zu beſprechen, der ſich dann ſeine eigenthümliche Lebensbahn gebrochen hat: Karl Simrock. Geboren zu Bonn am 28. Aug. 1802, widmete ſich Simrock ſeit 1818 erſt zu Bonn, dann zu Berlin der Rechtswiſſenſchaft. Daneben aber betrieb er mit Vorliebe, in Berlin unter

1) Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben, II (1868), S. 248. 275 fg.

Lachmann's Leitung [1]), das Studium der älteren deutſchen Literatur. Nach längerem Privatiſieren habilitierte er ſich für dies Fach an der Univerſität Bonn und erhielt im J. 1850 die ordentliche Profeſſur der altdeutſchen Literatur daſelbſt [2]). Simrock's Thätigkeit wendete ſich hauptſächlich zwei Seiten zu: der Ueberſetzung altdeutſcher Dichtungen und der deutſchen Mythologie. Selbſt Dichter und mit ganzer Seele dem deutſchen Alterthum zugethan, weiß Simrock ſich völlig in die Stimmung und den Ton der alten Dichtung zu verſetzen. Was aber gleich ſeine erſte, in ihrer Art epochemachende Leiſtung: ſeine Ueberſetzung des Nibelungenlieds (1827), vor den vorausgegangenen Verſuchen auszeichnete, war ſeine klare und bewußte Erkenntniß des durchgreifenden Unterſchieds zwiſchen dem Mittelhochdeutſchen und Neuhochdeutſchen. Bei einem möglichſt richtigen und genauen Verſtändniß des mittelhochdeutſchen Ausdrucks ſuchte er den Sinn des alten Dichters in wirklich gutem Neuhochdeutſch wiederzugeben. Simrock's Ueberſetzung des Nibelungenlieds fand die günſtigſte Aufnahme; im J. 1869 erlebte ſie die zwanzigſte Auflage. Dem Nibelungenlied ließ Simrock in Gemeinſchaft mit W. Wackernagel (1833) die Ueberſetzung des Walther von der Vogelweide folgen. 1842 überſetzte er Wolfram's Parzival und Titurel, 1843 die Gudrun, 1852 Gottfried's Triſtan, 1858 den Wartburgkrieg, 1867 den Freidank. So ſehr Simrock auch die höfiſchen Dichter zu ſchätzen wußte, ſie reichten ihm nicht an das Nibelungenlied, „ein Gedicht von der tiefſten und mächtigſten Wirkung, ein Gedicht, dem ſich unter den höfiſchen weder der Parzival noch der Triſtan vergleichen darf“ [3]). Das Nibelungenlied machte er deshalb auch zum Gegenſtand ſeiner unabläſſigen wiſſenſchaftlichen Studien. Eine Frucht dieſer Studien war (1858) die Schrift über die Nibelungenſtrophe und ihren Urſprung. — Simrock beſchränkte ſich aber nicht auf die mittelhochdeutſche Zeit, ſondern er wagte ſich auch an die alliterierenden Dichtungen der älteren Periode.

---

1) Hertz, Lachmann S. 89. 244. — 2) Brockhaus, Real-Encyklop. (11) XIII, 716 fg. — 3) Das Nib. überſ. von Simrock, zwanzigſte Aufl., Stuttg. 1869. Einl. S. XXI. Vgl. S. VI.

Im J. 1856 erſchien ſeine Ueberſetzung des Heliand, 1859 die des Beowulf, und ſchon früher (1851) die der Edda. Auch hier verdient das Geſchick, mit dem Simrock die faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten bewältigt hat, die größte Anerkennung. Die Ueberſetzung der Edda leitet uns hinüber zu Simrock's zweiter Leiſtung, der deutſchen Mythologie. Ein Lieblingsſtudium Simrock's bildete nämlich die volksthümliche Erzählung, wie ſie ſich in Märchen und Sagen und in den ſ. g. Volksbüchern ausſpricht. Dahin gehören Simrock's „Rheinſagen" (1837), ſeine Deutſchen Märchen (1864), ſeine Ausgabe der deutſchen Volksbücher (1839 fg.), und die Quellen des Shakſpeare in Novellen, Märchen und Sagen (1831). Ihren Abſchluß finden dieſe Studien in dem „Handbuch der deutſchen Mythologie mit Einſchluß der nordiſchen" (1855; dritte ſehr vermehrte Auflage 1869). Denn in der deutſchen Mythologie ſieht Simrock den Urſprung unſerer Sage und Dichtung. „Die Geſchichte, ſagt er, muß dem Volk, wenn auch nur in Geſtalt der Sage, gegenwärtig bleiben, wenn es nicht vor der Zeit altern ſoll. Vor allem gilt das von unſerer Mythologie, denn auch die Götterlehre, der alte Gottesdienſt iſt Poeſie, die älteſte und erhabenſte Poeſie der Völker, und wie die früheſte Quelle der unſern, die Edda, Urgroßmutter bedeutet, die Urgroßmutter aller deutſchen Sage und Dichtung, ſo iſt in der deutſchen Mythologie eine Poeſie niedergelegt, die in allen deutſchen Herzen anklingt, weil ſie das lautere Gold unſeres eigenen Sinnes iſt, unſer beſtes und älteſtes Erbe, das wir nicht verwahrloſen ſollen" [1]).

Hiermit haben wir die hauptſächlichſten Genoſſen der Brüder Grimm geſchildert. Wir haben ihre Thätigkeit ſogleich bis zum Ende verfolgt, um unſre Darſtellung nicht zu unterbrechen. Das jüngere, erſt ſpäter hinzugetretene Geſchlecht von Forſchern behalten wir einem anderen Abſchnitt vor. Hier aber müſſen wir noch einige Arbeiten aus den erſten Jahrzehnden nach dem Erſcheinen von Grimm's Grammatik kurz erwähnen. Mittelhochdeutſche Heldendichtungen gaben heraus O. F. H. Schönhuth, F. F. Oechsle,

1) K. Simrock, Handbuch der Deutſchen Mythologie (3) 1869, S. III.

E. Jul. Leichtlen, L. Ettmüller, Adolf Ziemann. Der zuletzt genannte veröffentlichte auch (1838) ein zwar noch ſehr mangelhaftes, aber doch in damaliger Zeit willkommenes mittelhochdeutſches Wörterbuch. Den Triſtan gab heraus E. von Groote (1821), den Suchenwirt (1827) Aloys Primiſſer, den Renner (1833) der Bamberger hiſtoriſche Verein, eine Auswahl aus Berthold's Predigten (1824) Chr. F. Kling. P. E. Müller's Unterſuchungen über das Verhältniß der nordiſchen und deutſchen Heldenſage bearbeitete in ſelbſtändiger Weiſe G. Lange (1832). — Beiträge zur Kenntniß des älteren Niederdeutſchen (und Mitteldeutſchen) gaben (1832 fg.) F. Wiggert und (1831) Th. Joſ. Lacomblet. Für das Angelſächſiſche waren J. M. Lappenberg und H. Leo thätig. Der letztere wirkte zugleich in ſehr verdienſtlicher Weiſe als Univerſitätslehrer für die Verbreitung altgermaniſcher Kenntniſſe. G. Ch. F. Mohnike, L. Gieſebrecht, Ferd. Wachter, L. Ettmüller, C. F. Köppen, J. L. Studach beſchäftigten ſich mit den ſkandinaviſchen Literaturen. W. Bäumlein unterſuchte (1833) die Entſtehung des gothiſchen Alphabets. — Was in dieſer Zeit für das ältere Neuhochdeutſche geſchah, war meiſt noch mangelhaft. Wir wollen dem ſchon früher Erwähnten hier nur noch die von dem Nürnberger Rector J. Adam Göz beſorgte Auswahl aus Hans Sachs (1829 fg.) [1]) und A. Gebauer's Bemühungen um die Dichter des 17. Jahrhunderts (1828 fg.) hinzufügen. — Von hohem unmittelbarem Werth für die germaniſche Philologie waren die Arbeiten mehrerer Rechtsgelehrten und Hiſtoriker. Wir dürfen uns natürlich hier nicht näher auf dieſe Gebiete einlaſſen und erwähnen deshalb nur beiſpielsweiſe C. G. Homeyer's Sachſenſpiegel (1827 fg.). Unter den Hiſtorikern aber iſt hier vor allen zu nennen Friedr. Chriſtoph Dahlmann (geb. zu Wismar 1785, 1829—1837 Prof. in Göttingen,

1) Das allerdings ſchwierige Unternehmen einer wiſſenſchaftlich genügenden und zugleich buchhändleriſch möglichen Ausgabe des Hans Sachs hat bis jetzt noch nicht ſeine Ausführung gefunden. Unter den älteren Verſuchen verdient der mit dem 1. Bd. in's Stocken gerathene von J. H. Häslein (Nürnb. 1781) hervorgehoben zu werden. Vgl. aber auch unten Kap. 7.

† zu Bonn am 5. Dec. 1860). Als Forscher, Freund und Charakter war er der würdige Genosse der Brüder Grimm. In seinen meisterhaften Untersuchungen über Saxo Grammaticus (1822), denen er dann noch Erläuterungen zu Aelfred's Germania und eine Uebersetzung von Are's Isländerbuch folgen ließ, bringt Dahlmann von Seiten der streng geschichtlichen Forschung in das germanische Alterthum ein, um das Sagenhafte aus der Geschichte gründlich auszuscheiden; doch nicht um Sage und Dichtung ihres Werthes zu berauben, sondern um sie als das, was sie sind, in ihrer vollen Würde bestehen zu lassen [1]). Hier treffen von entgegengesetzten Ausgangspunkten Dahlmann und Jacob Grimm zusammen, und dieser konnte deshalb seine deutsche Mythologie keinem Würdigeren widmen, als Dahlmann.

Drittes Kapitel.

Das Sanskrit und dessen Einwirkung auf die Erforschung der germanischen Sprachen.

1. Franz Bopp.

Wir haben in einem früheren Abschnitt Bopp's Leistungen bis zum Erscheinen von Grimm's Grammatik verfolgt. Was nun auch fernerhin Bopp befähigte, selbst einen Forscher wie Grimm wesentlich zu ergänzen, war außer seinem sprachvergleichenden Scharfsinn vor allem seine gründliche Kenntniß des Sanskrit. Das Sanskrit bietet in seinem Lautsystem, zumal auf dem Gebiet des Vocalismus, Erscheinungen von so ungetrübter Ursprünglichkeit, daß selbst die ältesten europäischen Schwestersprachen erst von dort ihr Licht empfangen. Ebenso bewahrt das Sanskrit eine solche Vollkommenheit der alterthümlichen Flexionen, daß viele Erscheinungen

1) C. F. Dahlmann, Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, Bd. I, Altona 1822, S. 195. 329 fg.

auf europäiſchem Gebiet erſt durch die Vergleichung mit dem Sanskrit verſtändlich werden [1]). Zu dieſen Vorzügen der Sprache ſelbſt kommt dann ferner der ſehr wichtige Umſtand, daß das Sanskrit ſeit einer langen Reihe von Jahrhunderten durch einheimiſche Grammatiker mit bewundernswerthem Scharfſinn und in einer von der europäiſchen ſehr abweichenden Weiſe bearbeitet worden iſt [2]).

Bopp wandte, nach ſeinem erſten Auftreten mit einer ſprachvergleichenden Schrift, ſeine Bemühungen zunächſt der grammatiſchen Bearbeitung der Sanskritſprache ſelbſt zu. Durch ſeinen Unterricht wurde Berlin neben Bonn, wo Auguſt Wilhelm Schlegel für Ausbreitung des Sanskrit wirkte, die hauptſächlichſte Pflanzſtätte des Sanskritſtudiums in Deutſchland. Durch eine Reihe von Lehrbüchern und brauchbaren Textausgaben aber erſtreckte Bopp ſeine Wirkſamkeit weit über den Bereich ſeines Berliner Lehrſtuhls hinaus. Den größten Einfluß unter dieſen von Bopp geſchaffenen Lehrmitteln hat ohne Zweifel ſeine im Jahr 1834 zu Berlin erſchienene „Kritiſche Grammatik der Sanskrita-Sprache in kürzerer Faſſung" gehabt, welche im J. 1868 die vierte Auflage erlebte. Aber ſo wichtig Bopp's Thätigkeit auf dem beſonderen Gebiet des Sanskrit war, ſo hat er doch ſeine hauptſächlichſte Bedeutung als Begründer der vergleichenden indoeuropäiſchen Grammatik. Was er in ſeinem oben beſprochenen Erſtlingswerk begonnen hatte, das führte er dann zunächſt in einer Reihe einzelner Abhandlungen weiter, in denen er theils die bereits gewonnenen Ergebniſſe noch feſter begründete, theils die Wiſſenſchaft durch eine Menge neuer Entdeckungen bereicherte. Wir erwähnen hier als beſonders wichtig für die germaniſche Sprachforſchung die Abhandlungen, die Bopp vom Jahr 1823 bis zum Jahr 1831 unter der Ueberſchrift „Vergleichende Zergliederung des Sanskrit und der mit ihm verwandten Sprachen" in der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften geleſen hat, und namentlich die ausführliche Kritik

1) Ueber die Bedeutung des Sanskrit für die Sprachforſchung vgl. Theodor Benfey, Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft S. 357 fg. — 2) Ebend. S. 35 fg.

über Grimm's deutſche Grammatik, die Bopp im April und Mai 1827 in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik erſcheinen ließ, und die Beurtheilung von Graff's althochdeutſchem Sprachſchatz, die er in derſelben Zeitſchrift im Februar 1835 veröffentlichte. Die beiden zuletzt genannten Arbeiten gab dann Bopp in erweiterter Geſtalt als beſonderes Buch heraus unter dem Titel: „Vocalismus oder ſprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's deutſche Grammatik und Graff's althochdeutſchen Sprachſchatz mit Begründung einer neuen Theorie des Ablauts. Berlin 1836." Das Geſammtergebniß ſeiner Forſchungen über den Bau der indogermaniſchen Sprachen aber legte Bopp nieder in ſeinem Hauptwerk: „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechiſchen, Lateiniſchen, Litthauiſchen, Gothiſchen und Deutſchen", Berlin 1833 bis 1852. In den Jahren 1857 bis 1861 erſchien die „Zweite gänzlich umgearbeitete Ausgabe" dieſes epochemachenden Werks, in welcher der Verfaſſer den oben genannten Sprachen auch noch das Armeniſche und Altſlaviſche hinzufügte [1]). Der erſte Band dieſer zweiten Ausgabe (Berlin 1857) handelt vom Schrift- und Lautſyſtem, von den Wurzeln und von der Bildung der Caſus; der zweite (1859) vom Adjectivum, von den Zahlwörtern, von den Pronominibus und vom Verbum, der dritte (1861) ſetzt die Erörterung des Verbums fort und geht dann zu der Lehre von der Wortbildung über.

Sollen wir nun in der Kürze die wichtigſten Ergebniſſe zuſammenfaſſen, durch welche Bopp's Arbeiten die germaniſche Sprachforſchung bereichert haben, ſo iſt vor allem hervorzuheben, daß auch abgeſehen von den wichtigen Entdeckungen, die Bopp im Einzelnen gemacht hat, ſein Geſammtreſultat von unberechenbarer Wichtigkeit für die germaniſche Philologie war. Was man nämlich bis dahin

1) D. h. auch auf dem Titel und mit der Abſicht, dieſe Sprachen durchweg in den Kreis der Unterſuchung zu ziehen. Denn Berückſichtigung hatte das Altſlaviſche ſchon in der erſten Ausgabe gefunden und zwar in ſehr ausgiebiger Weiſe. Vgl. in der 1. Ausgabe S. 329—361 den Abſchnitt über die „Bildung der Caſus im Altſlaviſchen." — 1868 fg. erſchien eine dritte Ausg. von Bopp's Vergleichender Grammatik.

nur an vereinzelten Beiſpielen beobachtet hatte, das hat Bopp durch den ganzen Bau der indogermaniſchen Sprachen durchgeführt und dadurch den unumſtößlichen Beweis geliefert, daß alle dieſe Sprachen, vom Ganges bis nach Island, eine einzige große Familie bilden, deren ſämmtliche Zweige aus einem Stamm hervorgewachſen ſind. Was insbeſondere die germaniſchen Sprachen betrifft, ſo iſt es in hohem Maß erfreulich, zu verfolgen, wie in deren Ergründung ſich Grimm und Bopp in die Hände arbeiten, und wie beide Männer, ſo verſchieden ihre Ausgangspunkte ſind, ſich in der Ueberzeugung begegnen, daß die Leiſtungen des einen auch dem anderen zu gute kommen. Gleich in der erſten Ausgabe der deutſchen Grammatik ſpricht ſich Grimm über dies Verhältniß aus. Von Raſk's Unterſuchungen über den Urſprung der isländiſchen Sprache ſagt er dort: „Daß er die perſiſche und indiſche Sprache aus der Reihe ſeiner Forſchungen abſichtlich ausgeſchloſſen hat, gereicht dieſen gewiß zum Vortheil und ihm zum Lob; denn ſich beſchränken thut jeder Arbeit wohl, wenn man von dem Innern, d. h. hier dem Einheimiſchen ausgehen will und ſoll. Die Ringe der Verwandtſchaft, welche die ſlaviſche, lateiniſche und griechiſche Sprache um unſre deutſche herum bilden, ſind engere und der Aufgabe näher gelegene, als die weiteren des Perſiſchen und Indiſchen. Aufſchlüſſe aber, wozu uns die allmählich wachſende Bekanntſchaft mit der reinſten, urſprünglichſten aller dieſer Sprachen, nämlich dem Sanskrit berechtigt, erſcheinen darum nicht geringer, ſondern als Schlußſtein der ganzen Unterſuchung überhaupt, und ſie hätten keinen beſſeren Händen anvertraut werden können, als denen unſeres Landsmannes Bopp." So urtheilte Grimm bereits im Jahr 1818, als ihm von Bopp noch Nichts vorlag als das 1816 erſchienene Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache und die Beurtheilung von Forſter's Sanskrit-Grammatik in den Heidelberger Jahrbüchern von 1818 [1]). Wie ſehr andererſeits Bopp von der

1) Grimm, Deutſche Gramm. Erſter Thl., Göttingen 1819, Vorrede (unterzeichnet: d. 29. September 1818) S. XIX. — Vgl. auch Grimm's Aeußerungen über die maßgebende Wichtigkeit des Sanskrit in der Vorrede zum zweiten Theil der Grammatik (1826) S. V fg.

epochemachenden Bedeutung der Grimm'schen Forschungen durchdrungen war, das spricht er an mehr als einer Stelle seiner Schriften aus. So äußert er z. B. in der Vorrede zu seinem Hauptwerke: „Auf das Germanische ist hierbei ganz vorzügliche Sorgfalt verwendet worden, und es mußte dies geschehen, wenn nach Grimm's vortrefflichem Werke noch Erweiterungen und Berichtigungen in der theoretischen Auffassung seiner Verhältniß-Formen gegeben werden, neue Verwandtschafts-Beziehungen aufgedeckt, oder bereits erkannte schärfer begränzt, und bei jedem Schritte der Grammatik die Rath gebende Stimme der asiatischen wie der europäischen Stammschwestern so genau wie möglich beobachtet werden sollte" [1]).

Von Bopp's Entdeckungen kommt zuvörderst alles das auch den germanischen Sprachen zu gute, was Bopp in Bezug auf die Entstehung der grammatischen Formen gefunden hat. Gerade hier hat die Forschung die ältesten uns noch zugänglichen Gestaltungen der indogermanischen Sprachen zu Grunde zu legen, und es läßt sich deshalb auf einem vergleichsweise so jungen Gebiet, wie das der germanischen Sprachen, wenig ausrichten ohne Hinzuziehung der älteren Schwestersprachen. Wenn nun auch bei Entzifferung der grammatischen Formen noch Vieles dunkel und unsicher ist, so hat sich doch Anderes der eindringenden Forschung bereits hinreichend erschlossen. Ich erinnere beispielsweise an den Zusammenhang der Personalendungen des Verbums mit den entsprechenden Personalpronominibus, den Bopp bereits im Jahr 1816 gemuthmaßt [2]) und dann in den beiden Ausgaben der Vergleichenden Grammatik weiter begründet hat.

In der Lautlehre war es vorzüglich der Vocalismus, der durch Bopp's Untersuchungen eine neue Gestalt erhielt. Obwohl Grimm innerhalb des germanischen Gebiets auch den Vocalen eine eindringende und umfassende Darstellung zu Theil werden ließ, so war

---

1) Bopp, Vergl. Gramm. Berlin 1833, Vorr. S. XIV. — Vgl. auch Bopp's Anzeige von Grimm's Gramm. in den Berliner Jahrbüchern für wiss. Kritik 1827; besonders Sp. 253; 254; 725. — 2) S. o. S. 465.

es ihm doch durch die Natur der germaniſchen, ja der europäiſchen Sprachen überhaupt unmöglich gemacht, in das Weſen des Vocalismus ſo tief einzudringen, wie ihm dies in vieler Beziehung beim Conſonantismus geglückt iſt. Die Vocale der germaniſchen Sprachen, ſelbſt die des Gothiſchen, ſind in manchen Punkten ſchon zu weit von der urſprünglichen Geſtalt abgewichen, um der Unterſuchung eine genügende Grundlage zu bieten; und auch das Griechiſche und Lateiniſche gewähren hier keine hinreichende Aushülfe. Erſt das Sanskrit bietet die Aufſchlüſſe, welche die europäiſchen Sprachen verſagen. Namentlich die Umwandlung, welche das a ſowohl in den germaniſchen Sprachen, als im Griechiſchen und Lateiniſchen an vielen Stellen erfahren hat, verdeckt den urſprünglichen Bau der Sprache in ſolchem Maß, daß auch der größte Scharfſinn das Richtige nicht hätte finden können ohne Beihülfe des Sanskrit, das gerade hier eine hohe Urſprünglichkeit bewahrt hat. Das a iſt aber nicht nur an ſich der wichtigſte Vocal, ſondern es gewinnt noch dadurch an Bedeutung, daß es anderen Vocalen als Element der Steigerung vorangeſchickt wird. So bildet im Sanskrit a + i, zuſammengezogen in ê, die erſte Steigerung des i; a + u, zuſammengezogen in ô, die erſte Steigerung des u. Tritt noch ein a vor dieſe erſte Steigerung, ſo erhalten wir die zweite Steigerung, nämlich a + a + i, zuſammengezogen in âi; a + a + u, zuſammengezogen in âu. Der Vocal a zeigt nur die zweite Steigerung und wird durch dieſelbe zu â. Die indiſchen Grammatiker haben die erſte dieſer Steigerungen Guna (Tugend), die zweite Wriddhi (Wachsthum) genannt. Alle dieſe Erſcheinungen finden ſich nun auch in den europäiſchen Schweſterſprachen des Sanskrit, aber durch die mannigfaltigen Trübungen des urſprünglichen a häufig verdunkelt. Ein nicht geringer Theil von Bopp's Entdeckungen ruht auf ſeiner ſcharfſinnigen Zergliederung des Vocalismus, wie wir dies im Folgenden noch öfters ſehen werden. Hier will ich nur das Eine bemerken, daß Grimm's Forſchung zwar innerhalb der germaniſchen Sprachen zu einer ſorgfältigen Berückſichtigung auch des Vocalismus geführt hatte, daß aber für die etymologiſche

Vergleichung germaniſcher Wörter mit griechiſchen, lateiniſchen u. ſ. w. erſt Bopp den Vocalen ihr Recht verſchafft hat.

Die Erforſchung der germaniſchen Flexionen verdankt Bopp in ihren beiden Haupttheilen: der Declination und der Conjugation, ſehr bedeutende Fortſchritte. Seiner Eintheilung der Declinationen in ſtarke und ſchwache hatte Grimm in der zweiten Ausgabe der Grammatik eine andere Auffaſſung zu Theil werden laſſen, als in der erſten [1]). Er hatte in der erſten Ausgabe das n der ſchwachen Declination als eine „Zwiſchenſchiebung" betrachtet. Doch war er bereits auf der richtigen Spur, indem er die Declination des gothiſchen namô, namins mit dem lateiniſchen nomen, nominis zuſammenſtellte. In der zweiten Ausgabe (1822) erklärt er das n der ſchwachen Declination für ein „Princip der Bildung" im „Zuſammenſtoß mit dem der Flexion", und läßt den Nominativ des ſchwachen Maſculins blôma für blôm-an-s ſtehen. Er vergleicht damit lateiniſch homo, hominis; sermo, sermonis; ſanskrit. 'sarma (felix), Genet. 'sarmanas. Dieſe richtige Annahme Grimm's führt dann Bopp durch genauere Zergliederung der Sanskritdeclination zu vollkommener Gewißheit [2]). Wie bei der ſchwachen Declination, ſo ſehen wir Grimm auch bei der ſtarken bereits auf dem richtigen Weg. Aber ein Punkt bleibt ihm dunkel, und indem Bopp gerade dieſen ſehr wichtigen Punkt mit ſcharfſinniger Benützung des Sanskrit aufhellt, fällt auf die ganze germaniſche Declination ein neues Licht. Grimm ſcheidet beim Subſtantivum vier Declinationen. Er ſieht nicht nur, daß der charakteriſtiſche Buchſtabe ſeiner dritten Declination (gothiſch m. sunus; f. handus; n. faihu) u iſt, ſondern er erkennt auch als charakteriſtiſchen Buchſtaben ſeiner vierten Declination (gothiſch m. balgs; f. ansts) ganz richtig das i. Ja nach einer Stelle in der zweiten Auflage des erſten Bandes ſeiner Grammatik könnte man glauben,

1) Vgl. Grimm, Gramm. I, Erſte Ausg. S. 147 mit I, Zweite Ausg. S. 817 fg. S. 832 fg. — 2) Bopp in den Jahrbüchern für wiſſ. Krit. 1827, Sp. 726 fg., und dann völlig durchgeführt in der Vergleichenden Grammatik.

Grimm habe auch das Weſen ſeiner erſten Declination (gothiſch m. fisks, f. giba, n. vaurd) bereits durchſchaut. Er ſagt dort nämlich: „Die Verſchiedenheit der einzelnen Declinationen beruht auf den Vocalen, nicht den Conſonanten. Sie zeigt ſich am deutlichſten im Subſtantivum, weniger im Adjectivum, tritt aber auch im Pronomen hervor. Wiederum iſt ſie unter den drei Geſchlechtern vorzüglich beim Maſculinum entwickelt. Zum Kennzeichen der vier männlichen Declinationen mag der gothiſche Accuſativ Pluralis Maſculini dienen, welcher in der erſten a, in der zweiten ja, in der dritten u, in der vierten ¶ gibt“ [1]). Hat nun Grimm hier nicht deutlich erkannt, daß der Vocal a in ſeiner erſten Declination dieſelbe Rolle ſpielt, wie u in der dritten, i in der vierten? Man ſollte es denken, und uns, die wir den wahren Zuſammenhang der Sache kennen, mag es leicht ſo erſcheinen. Dennoch aber war es nicht der Fall. Wir ſehen dies aus der Art, wie Grimm ſeine erſte Declination behandelt. Er iſt ganz nahe daran, ſie als A-Declination zu erkennen. Das i im Genetiv Singularis fällt ihm auf, er hält es aus Gründen, die er auf dem Boden der germaniſchen Sprachen gewinnt, für unorganiſch. Die ältere Flexion des Altſächſiſchen (fisc, Genetiv fiscas) führt ihn darauf, das is des Gothiſchen auf ein zu Grunde liegendes as zurückzuführen. Aber ſeiner erſten Declination überhaupt ein Thema, das mit a ſchließt, zu geben und demgemäß den Nominativ Singularis fisks für entſtanden aus fisk(a)s zu erklären mit unterdrücktem a, dazu iſt Grimm nicht gekommen. Vielmehr hat dieſen Schritt erſt Bopp gethan, und zwar zuerſt in ſeiner Beurtheilung von Grimm's Grammatik in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, Mai 1827 [2]). Die Entdeckung einer ſolchen durch alle indogermaniſchen Sprachen hindurchgehenden A-Declination war deswegen auf europäiſchem Boden ſo ſchwer zu machen, weil die Trübung des a in u im Lateiniſchen, in o im Griechiſchen auch in den beiden an-

1) Grimm, Gramm. Thl. I, zweite Ausgabe, 1822, S. 810. — 2) Spalte 730 (In dem neuen Abdruck in Bopp's Vocalismus. Berlin 1836 S. 91).

tiken Sprachen dieſe Declination ſehr verdunkelt hat. Dagegen bot das Sanskrit, das dieſe A-Declination in derſelben Klarheit bewahrt hat, wie die I- und U-Declination, Bopp's Scharfſinn die Mittel, die Sache auch auf germaniſchem Boden aufzuhellen. Dieſe Entdeckung war aber deswegen von ſolcher Wichtigkeit, weil ſie zuſammengenommen mit Bopp's übrigen Ergebniſſen ſowohl für die ſtarken Declinationen unter ſich, als für das Verhältniß der ſtarken Declinationen zu den ſchwachen die Forſchung erſt zum Abſchluß brachte. Die germaniſchen Declinationen fügten ſich nun in den ganzen Bau der indogermaniſchen Sprachen ſo ein: die germaniſchen Declinationen ſcheiden ſich in ſolche, deren Stämme vocaliſch ſchließen, und in ſolche, deren Stämme conſonantiſch ſchließen. Die erſtere Klaſſe bilden die ſtarken Declinationen, und zwar in den drei Abtheilungen der Stämme auf a (Grimm's erſte und zweite ſtarke Declination); der Stämme auf i (Grimm's vierte ſtarke Declination) und der Stämme auf u (Grimm's dritte ſtarke Declination). Unter den conſonantiſch ſchließenden bilden die Hauptmaſſe die Stämme auf n (Grimm's ſchwache Declinationen). Aber dieſe Stämme auf n ſind keineswegs die einzigen conſonantiſch ſchließenden Declinationsſtämme in den germaniſchen Sprachen. Ebendahin gehören die Stämme auf r (gothiſch dauhtar u. ſ. w.) und ſo manches Andere, das ſich auf germaniſchem Boden anomal ausnimmt. In ſeiner vergleichenden Grammatik hat Bopp dies Alles eingehend erörtert, indem er die einzelnen Caſusbildungen der germaniſchen Sprachen mit den entſprechenden des Sanskrit, Griechiſchen, Lateiniſchen u. ſ. w. vermittelt. — In Bezug auf den Unterſchied zwiſchen der Declination des ſtarken Subſtantivs und Adjectivs war Grimm der Meinung, daß die vollen Formen des Adjectivs (gothiſch Dativ Sing. Maſc. und Neutr. blindamma, Genet. Sing. Fem. blindaizôs, u. ſ. w.) die urſprünglichere Declination erhalten haben, welche in den kürzeren Formen des Subſtantivs (Dativ. Sing. Maſcul. fiska, Neutr. vaurda; Genet. Sing. Fem. gibôs) nur abgeſtumpft ſei [1]). Dagegen ſtellte Bopp in ſeiner

1) Grimm, Gramm. I, zweite Ausg., 1822, S. 807 fg.

Vergleichenden Grammatik im Jahr 1835 die Anſicht auf, daß der Unterſchied der germaniſchen ſtarken Adjectivdeclination von der Subſtantivdeclination daher rühre, daß ſich das ſtarke Adjectiv ein Pronomen einverleibt habe, und dies Pronomen, obwohl mit dem Adjectivſtamm feſt verwachſen, ſeine pronominale Declinationsweiſe beibehalte [1]).

Wie für die germaniſche Declination, ſo wurden auch für die Conjugation Bopp's Forſchungen von eingreifender Bedeutung. Die germaniſchen ſtarken Conjugationen ſcheiden ſich im Gothiſchen in reduplicierende (halda [ich weide], Praeteritum haihald; slêpa [ich ſchlafe], Praeteritum saizlêp; têka [ich berühre], Praeteritum taitôk, u. ſ. w.) und ablautende. Die reduplicierenden ſind in den anderen germaniſchen Sprachen durch Zuſammenziehung zu ſcheinbar bloß ablautenden geworden. (Althochdeutſch haltu [custodio] Praet. hîalt; slâfu [ich ſchlafe] Praeter. slîaf). Daraus und aus der Vergleichung mit dem Sanskrit, dem Griechiſchen und Lateiniſchen hatte Grimm 1822 in der zweiten Ausgabe des erſten Theils ſeiner Grammatik, wenn auch nur fragend und zweifelnd, die Vermuthung geſchöpft, es möchten vielleicht alle ablautenden Conjugationen der germaniſchen Sprachen auf früher vorhandene Reduplicationen zurückzuführen ſein. Zunächſt möchte er den Ablaut ô, uo (gothiſch fara [proficiscor], Praeter. fôr; althochdeutſch faru, fuor) ähnlich erklären, wie das althochdeutſche îa der ehemals reduplicierenden Praeterita. Und obwohl ihm dieſe Erklärung dann doch wieder bedenklich ſcheint, fährt er fort: „Sollte man nicht weiter gehen, allen und jeden Ablaut ſelbſt der übrigen ſtarken Conjugationen aus anfänglicher Reduplication leiten?“ [2]). Und nach einigen andern Muthmaßungen ſchließt er: „Ich häufe hier mehr Fragen und Zweifel, als ich jetzt ſchon beantworten und löſen kann; doch ſcheint mir im voraus gewiß, daß das Weſen des deutſchen Ablauts nicht in dem hohlen Klang zu ſuchen iſt; dieſe Ver-

1) Bopp, Vergleichende Gramm. Erſte Ausg., Zweite Abtheilung, Berlin 1835, S. 367. Zweite Ausg. Bd. II (1859) S. 2 fg. — 2) Grimm, Gramm. I, zweite Ausg. 1822, S. 1039.

ſchiedenheit der Vocale muß aus einer anfänglichen, ſinnlich-bedeutſameren Wortflexion entſpringen, ſei ſie nun der Reduplication ähnlich oder nicht." Ja an einer ſpäteren Stelle ſagt Grimm mit ausdrücklichen Worten: „Sanskritiſche Verba mit wurzelhaftem Vocal und einfachauslautender Conſonanz erhalten im Singular Praeteriti neben der Reduplication einen Ablaut (welche Veränderung indiſche Grammatiker Guna benennen, Bopp Annals p. 35), nämlich a wird zu â, i zu ê, u zu ô; Dual und Plural behalten den Wurzelvocal; z. B. tatrâsa (timui) tutôpa (percussi) tutôpitha (percussisti) tutôpa (percussit), Plur. tutupima (percussimus) tutupa (percussistis) tutupus (percusserunt); und Wurzeln mit kurzem a und einfacher Conſonanz nach demſelben beſitzen weiter die Eigenheit, daß ſie nur in I. III. Singul. reduplicieren, in II. Singul., im ganzen Dual und Plural hingegen ſtatt der Reduplication den Ablaut ê nehmen. Beiſpiele: tatâpa (arsi) têpitha (arsisti) tatâpa (arsit) têpima (arsimus) têpa (arsistis) têpus (arserunt) [ſtatt tatâpa, tatâpitha, tatâpa; Plur. tatapima, tatapa, tatapus] von der Wurzel tap; ebenſo von svap, tras; I. susvâpa, tatâpa [1]); II. svêpitha, trêsitha; III. susvâpa, tatâpa [1]); Plur. I. svêpima, trêsima etc. Jener Vocalwechſel im Sing. und Plur. erinnert deutlich an die Verſchiedenheit des Ablauts im Singular und Plural deutſcher Conjugationen und noch merkwürdiger die Gleichſetzung des Plurals mit der II. Singularis gegenüber der I. III. Singularis an die althochdeutſche und angelſächſiſche Weiſe: I. las II. lâsi III. las; pl. I. lâsumês, II. lâsut, III. lâsun, wozu ſelbſt die in deutſcher und indiſcher Sprache eintretende Abſtumpfung der Flexion von I. III. Singularis ſtimmt. Neuer Grund für die Zuſammenziehung des Ablauts aus früherer reduplicierender Form" [2]). Aber wenige Jahre ſpäter gibt Grimm den hier eingeſchlagenen Weg wieder auf. In dem 1826 erſchienenen zweiten Band der Grammatik heißt es: „Durch alle deutſchen Sprachen gilt aber die ausnahmsloſe Regel: Reduplication, auf das Praeteritum Indicativi und Conjunctivi

1) So ſteht da. — 2) Grimm, Gramm. I, zweite Ausg. 1822, S. 1055 fg.

beſchränkt, nicht einmal in das Participium übertretend, erſtreckt ſich nie in die übrige Wortbildung“ [1]). — „Jene Regel, der Mangel aller aus dem Praeteritum gezogenen Wortbildungen ſpricht klar dafür, daß die allmähliche Zuſammendrängung der Reduplication in die Doppelvocale io und ê die Natur organiſcher Ablaute niemals erreichte. Deſto weniger dürfen die wahren Ablaute aus früheren Reduplicationen erklärt werden. Die ablautenden Conjugationen ſind älter als die reduplicierenden und dieſe, wie ſchon ihr ſchwerfälliger langer Vocal oder ihre doppelte Conſonanz zu erkennen gibt, aus jenen entſprungen“ [2]). — „Den Ablaut aller deutſchen Wortbildung zum Grund gelegt, offenbaren ſich im allgemeinen drei Abſtufungen, auf denen der Sprachgeiſt vorrückte. Die erſte erkenne ich in aus reinen ablautenden Wurzeln gezeugten uneinfachen, dennoch wiederablautenden Verbis. Als dieſe Kraft erloſch, wandte ſich die Sprache zur Reduplication, ohne von den Formen ſtarker Flexion ſonſt etwas nachzulaſſen. Mit der ſchwachen Conjugation entſprang die dritte Stufe“ [3]). Dieſer Anſicht, nach welcher alſo der Ablaut das Urſprünglichere, die Reduplication etwas erſt ſpäter Eingetretenes wäre, trat Bopp im Jahr 1827 entgegen. Nachdem er in ſeiner Kritik von Grimm's Grammatik deſſen frühere Anſicht und deren ſpätere Zurücknahme angeführt und dieſe Zurücknahme mißbilligt hat, fährt er fort: „Es wäre alſo nach dieſer Theorie die Reduplication nur ein Erſatz für den Ablaut, ein Erſatz, zu dem die Sprache ihre Zuflucht genommen hätte, als die Kraft, durch Vocalwechſel Vergangenheit auszudrücken, erloſchen war. Der Zuſammenhang der gothiſchen Reduplication mit der altindiſchen und griechiſchen müßte alſo aufgehoben, oder ſo gefaßt werden, daß beide Sprachen bereits auf der zweiten der vom Verfaſſer aufgeſtellten Abſtufungen ſich befänden, indem ſie der Fähigkeit, durch Vocalwechſel grammatiſche Verhältniſſe zu bezeichnen, ſehr frühzeitig beraubt geworden wären, und daher durch Reduplication die Vergangenheit bezeichneten, die ſie in einem voll-

1) Grimm, Gramm. II, 1826, S. 72. — 2) Ebend. S. 73. — 3) Ebend. S. 73 fg.

kommneren Zuſtand durch Vocal-Wechſel mochten angedeutet haben. Obwohl wir keiner der mit dem Sanskrit verwandten Sprachen die Möglichkeit abſprechen wollen, in manchen Punkten treuer als jenes den Urzuſtand der Sprache aufbewahrt zu haben, ſo können wir doch dieſen Vorzug nicht dem Ablaut der germaniſchen Sprachen zugeſtehen, den wir als ein Erzeugniß euphoniſcher Einwirkung anſehen müſſen, von welcher die Sprachen in ihrem Lebenslaufe in dem Maß mehr und mehr abhängig werden, als das Bewußtſein des weſentlichen Antheils ſich ſchwächt, den jeder Beſtandtheil der Wurzel, beſonders der Stammvocal, an der Grundbedeutung nimmt“ [1]). Wir ſehen hier alſo Bopp die Anſicht vertreten, daß die Reduplication, wie im Sanskrit und Griechiſchen, ſo auch in den germaniſchen Sprachen das Grundgeſetz der Perfectbildung iſt, und daß erſt in einer jüngeren Periode der Sprachentwickelung der Ablaut allmählich deren Stelle eingenommen hat. Die eigentliche Theorie aber, nach welcher Bopp den Ablaut entſtehen läßt, hat ſich erſt in dem Jahrzehnd, das dem Jahr 1827 folgt, vollſtändig bei ihm entwickelt. Wir ſehen ſie in den verſchiedenen Schriften Bopp's allmählich ſich bilden, und wenn wir die Anmerkungen, mit welchen Bopp ſeine im Jahr 1827 erſchienene Kritik von Grimm's Grammatik neun Jahre ſpäter in ſeinem Vocalismus wieder abdrucken ließ, mit dem Text vergleichen [2]), ſo nehmen wir die bedeutenden Fortſchritte wahr, die Bopp in jenen neun Jahren in der Auffaſſung des germaniſchen Ablauts gemacht hat. Ihren Abſchluß findet Bopp's Theorie erſt in der zweiten Ausgabe der Vergleichenden Grammatik; ihre allmähliche Ausbildung aber verfolgt man nicht bloß in der erſten Ausgabe der Vergleichenden Grammatik, ſondern auch in anderen Schriften Bopp's, namentlich in der 1834 erſchienenen Kritiſchen Grammatik der Sanskritaſprache in kürzerer Faſſung [3]).

---

1) Bopp in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſch. Kritik 1827, Febr., Sp. 269 (Vocalismus S. 28 fg.). — 2) Vgl. z. B. Anm. 9 (S. 212) von Bopp's Vocalismus. — 3) Vgl. Bopp, Krit. Grammatik der Sanskrita-Sprache in kürzerer Faſſung, Berlin 1834, Vorr. S. VII fg.

Das Ergebniß von Bopp's Forſchungen in Bezug auf die ſtarken Zeitwörter der germaniſchen Sprachen war in den Grundzügen folgendes: Das ſtarke Praeteritum der germaniſchen Sprachen iſt dieſelbe Form wie das ſanskritiſche und griechiſche reduplicierende Perfectum. Bei dem Theil der germaniſchen ſtarken Verba, die im gothiſchen Praeteritum reduplicieren, liegt die Verwandtſchaft mit dem ſanskritiſchen und griechiſchen Perfectum nahe. Aber auch die ſchon im Gothiſchen nicht mehr reduplicierenden, ſondern bloß ablautenden Verba waren in einer früheren Periode reduplicierend und haben die Reduplication nur verloren. Der verſchiedene Vocal, den der Stamm der ablautenden Verba in den verſchiedenen Tempusformen zeigt, erklärt ſich aus bloßen Modificationen des eigentlichen reinen Stammvocals, und dieſe Modificationen ſind bewirkt worden durch das größere oder geringere Gewicht der Flexionsſylben. Der Vocal des reinen Stammes wird nämlich bald nach der oben geſchilderten Weiſe geſteigert, bald wird er geſchwächt. Solche Schwächungen erfährt ſehr häufig das kurze **a** der Wurzel, indem es bald in den leichteren Vocal u, bald in den noch leichteren i verwandelt wird. Auf dieſe Art führt Bopp die ablautenden, ſchon im Gothiſchen nicht mehr reduplicierenden Zeitwörter theils auf den Wurzelvocal a, theils auf i, theils auf u zurück. Der Wurzelvocal iſt keineswegs immer im Praeſens erhalten, ſondern oft auch im Singular oder im Plural des Praeteritums. Auf den Wurzelvocal a führen ſich zurück die VII., X., XI. und XII. Ablautsreihe Grimm's. In der X. (gothiſch giba, gaf, gêbum, gibans), XI. (gothiſch stila, stal, stêlum, stulans) und XII. (gothiſch hilpa, halp, hulpum, hulpans) hat der Singular des Praeteritums den urſprünglichen Vocal der Wurzel, nämlich a, bewahrt. Das u in stulans, hulpum, hulpans; das i in giba, stila, gibans ſind nur Schwächungen des urſprünglichen a. Dagegen erklärt ſich das lange ê des Pluralis Praeteriti der X. und XI. Ablautsreihe (gothiſch gêbum, stêlum; althochdeutſch gâbumês, stâlumês) aus der Zuſammenziehung einer früheren Reduplication (ga-gabum), wie im Sanskrit aus tatanima (I. Plur.

Perfecti von tan, ausdehnen) tênima wird [1]). In Grimm's VII. Ablautreihe (gothiſch fara, fôr, fôrum, farans) hat das Praeſens und das Participium Praeteriti das urſprüngliche a der Wurzel bewahrt. Das ô des Praeteritums erklärte Bopp früherhin für eine Steigerung des wurzelhaften a, ſo daß ſich gothiſch fôr (aus älterem faifôr) ganz ſo zu fara verhalten würde, wie im Sanskrit das Perfectum ćaćâra zur Wurzel ćar (gehen) [2]). Später gab er dieſe Erklärung auf und zog vor, in fôr, vôhs (ich wuchs) u. ſ. f. Zuſammenziehungen aus den angenommenen reduplicierten Formen fa-far, va-vahs zu erkennen [3]). So wie die bisher beſprochenen vier Ablautsreihen ſich auf den Wurzelvocal a zurückführen, ſo die VIII. (gothiſch steiga, staig, stigum, stigans) auf i; die IX. (gothiſch giuta, gaut, gutum, gutans) auf u. Den urſprünglichen Wurzelvocal hat in beiden der Plural des Praeteritums erhalten (stigum, gutum), während das Praeſens (steiga, giuta) und der Singular des Praeteritums (staig, gaut) Steigerung des urſprünglichen Vocals erfahren haben. —

Von beſonderer Wichtigkeit für die Erkenntniß der germaniſchen Conjugation erwies ſich die Anwendung, die Bopp von der Eintheilung der ſanskritiſchen Conjugationen auf die germaniſchen Zeitwörter machte. Es ergab ſich ihm, daß die große Maſſe der germaniſchen ſtarken Verba der erſten (und ſechſten) Klaſſe der ſanskritiſchen Zeitwörter angehört, welche die Wurzel durch ein eingeſchobenes a mit der Perſonalendung verbinden [4]). Im Griechiſchen entſpricht dieſen beiden Verbalklaſſen die Conjugation auf ω; im Lateiniſchen die dritte Conjugation. Das a, das urſprünglich zwiſchen Wurzel und Endung tritt, wird im Gothiſchen öfters in i geſchwächt, ſo wie im Griechiſchen in o und e, im Lateiniſchen in i und u. So entſpricht gothiſches gib-i-th (2. Plur. Praeſ. Indic., ihr gebt) dem ſanskritiſchen bôḍ-a-ṫa (ihr wißt), dem griechi-

1) Bopp, Vergl. Gramm., 2. Ausg. Bd. II, S. 481 fg. — 2) Bopp, Vergl. Gramm., I. Ausg., 4. Abthlg. 1842, S. 842 fg. — 3) Bopp, Vergl. Gramm. II. Ausg. Bd. II (1859) S. 478. — 4) Zuerſt ausgeſprochen in den Jahrbüchern f. wiſſenſch. Kritik, 1827, Febr., Sp. 282.

ſchen λέγ-ε-τε, dem lateiniſchen leg-i-tis. Ebenſo gib-a-m (wir geben) dem ſanskritiſchen bôḍ-â-mas (wir wiſſen), dem griechiſchen λέγ-ο-μεν, dem lateiniſchen leg-i-mus. Dagegen entſprechen die ſämmtlichen ſchwachen Conjugationen der germaniſchen Sprachen den Zeitwörtern der zehnten Klaſſe des Sanskrit, welche zwiſchen Wurzel und Endung aja einſchiebt (côr-aja-ti, er ſtiehlt, von cur, ſtehlen). Die Charakterbuchſtaben der drei ſchwachen Conjugationen [gothiſch 1.) i, 2.) ô, 3.) ai] ſind alſo nur verſchiedene Abänderungen eines und desſelben früheren aja. Ebenſo wie dies bei den drei Arten der griechiſchen Verba contracta auf έω, άω und όω und bei der erſten, zweiten und vierten Conjugation des Lateiniſchen der Fall iſt. Gehört demnach die unermeßliche Mehrzahl der germaniſchen Verba den angegebenen drei ſanskritiſchen Klaſſen an, ſo ergab ſich, daß viele andere Erſcheinungen, die auf germaniſchem Gebiet das Ausſehen des Anomalen haben, ſich daher erklären, daß dieſe anomal ſcheinenden Verba nur vereinzelte Ueberreſte anderer ſanskritiſcher Verbalklaſſen ſind. So hat ſich in unſerem ist eine Form der ſanskritiſchen zweiten Klaſſe erhalten, welche die Endungen unmittelbar an die Wurzel fügt. (Deutſch is-t = Sanskrit as-ti, griechiſch ἐσ-τί, lateiniſch es-t). Aber wir können natürlich hier nicht Bopp's Entdeckungen in alle ihre oft überraſchenden Einzelheiten verfolgen und bemerken nur noch, daß auch die ſchon im Jahr 1816 veröffentlichte Entdeckung Bopp's über die Entſtehung des germaniſchen ſchwachen Praeteritums aus einer Zuſammenſetzung mit dem Hülfszeitwort thun in der Vergleichenden Grammatik eine ſchlagende gelehrte Begründung gefunden hat [1]). Eine Menge von anderen treffenden Beobachtungen, die ſich in allen Theilen von Bopp's Vergleichender Grammatik finden, müſſen wir hier übergehen.

2) Der fortdauernde Einfluß des Sanskrit auf die Erforſchung der germaniſchen Sprachen.

Durch die Arbeiten Bopp's und ſeiner Mitforſcher war bis

1) Bopp, Vergleichende Gramm., 2. Ausg. Bd. III (1859) S. 398 u. S. 503 — 506.

in's Einzelne der ſtreng-wiſſenſchaftliche Beweis geführt von dem engen Zuſammenhang, in welchem die germaniſchen Sprachen mit dem Sanskrit und den übrigen Idiomen der indoeuropäiſchen Familie ſtehen. Von da an mußten natürlich die Fortſchritte in der Kenntniß des Sanskrit und ſeines Verhältniſſes zu den verwandten Sprachen auch der germaniſchen Forſchung zu Statten kommen. Es war deshalb auch für die germaniſchen Studien von großer Bedeutung, daß ſich von Bonn, wo ſeit 1819 Auguſt Wilhelm Schlegel für das Studium des Indiſchen wirkte, und von Berlin aus, wo Bopp im Jahr 1821 ſeine Lehrthätigkeit eröffnete, der Betrieb des Sanskrit allmählich auf alle deutſchen Univerſitäten verbreitete. Ohne daß wir den großen Verdienſten anderer Völker, namentlich der Engländer und Franzoſen, zu nahe treten, dürfen wir wohl ſagen, daß im Lauf der letzten vierzig Jahre Deutſchland der Hauptſitz des europäiſchen Sanskritſtudiums geworden iſt. Wir haben hier natürlich nicht die Leiſtungen auf dem Gebiet des Sanskrit ſelbſt zu verfolgen, ſondern es liegt uns nur ob, den Einfluß des Sanskrit auf die germaniſche Sprachforſchung darzuſtellen. Auf die Accentuation des Sanskrit gründeten Adolf Holtzmann (1841) und C. W. M. Grein (1862) neue Theorieen des germaniſchen Ablauts. Rudolf Weſtphal entwickelte (1853) ein eigenthümliches Auslautsgeſetz des Gothiſchen, wonach dieſe Sprache, bevor ſie in den Bereich unſrer Kenntniß tritt, eine zwiefache Umgeſtaltung erfahren haben ſoll. Erſt hat ſie eine Periode durchgemacht, in der ſie unter den Conſonanten nur s und r im Auslaut duldete. Jeder andere im Auslaut erſcheinende Conſonant wurde entweder abgeworfen oder durch Anfügung eines a zum Inlaut gemacht. Später trat dann das Gothiſche in eine Periode, in der es in urſprünglichen Endſilben mehrſilbiger Wörter kein urſprünglich kurzes a und i duldete, ſondern dieſe Vocale wegfallen ließ [1]). — Ueber Grimm's Lautverſchiebungsgeſetz ſchrieben G. Curtius (1853), W. Scherer [2]) (1868), Berth. Delbrück (1869); über die Flexion

1) R. Westphal, Das Auslautsgesetz des gothischen, in der Zeitschrift für vergl. Sprachforschung von Aufrecht und Kuhn, Bd. II (1853), S. 161—190. — 2) S. auch unten Kap. 7.

der Adjectiva im Deutſchen Leo Meyer (1863) [1]). — Wie in mannigfachen Einzelunterſuchungen wurde auch im Ganzen der Verſuch gemacht, die Ergebniſſe der Sanskritforſchung der germaniſchen Grammatik zu gute kommen zu laſſen. August Schleicher (geb. zu Meiningen 1821, † zu Jena 1868) [2]) faßte in ſeinem Compendium der vergleichenden Gremmatik der indogermaniſchen Sprachen, (Weimar I. 1861; II. 1862) die Reſultate Bopp's, Grimm's und ihrer Mitforſcher zuſammen [3]); in ſeiner Schrift: Die deutſche Sprache, Stuttgart 1860 [4]), hob er aus der vergleichenden Grammatik das heraus, was ſich auf das Neuhochdeutſche und Mittelhochdeutſche bezieht. — Einen Verſuch, die Grammatik aller germaniſchen Sprachen auf Bopp's vergleichender Grundlage neu zu behandeln, begann Johann Kelle (Profeſſor an der Univerſität Prag) in ſeiner Vergleichenden Grammatik der germaniſchen Sprachen, deren erſter 1863 zu Prag erſchienener Band das Nomen darſtellt. — Wie auf die Grammatik, ſo hatte natürlich auch auf die etymologiſche Erforſchung des Wortſchatzes das Studium des Sanskrit großen Einfluß. Auguſt Friedrich Pott (geb. am 14. Nov. 1802 zu Nettelrede im Hannoverſchen, ſeit 1833 Profeſſor der allgemeinen Sprachwiſſenſchaft an der Univerſität Halle) lieferte in ſeinen hieher gehörigen Schriften auch zur Erforſchung der germaniſchen Sprachen bedeutende Beiträge. Von ſeinen Etymologiſchen Forſchungen erſchien der erſte Band 1833, der zweite 1836 zu Lemgo. Die zweite Auflage, erſter Theil 1859 (Praepoſitionen), zweiter 1861 (Wurzeln, Einleitung) „in völlig neuer Umarbeitung"

---

1) Wir müſſen uns natürlich hier begnügen, einige hervorragende Beiſpiele dieſer ſprachvergleichenden Thätigkeit anzuführen. Eine weiter gehende Aufzählung aller der kleineren Arbeiten, Beiträge zu Zeitſchriften u. ſ. w., die ſich vergleichend mit dem Germaniſchen beſchäftigen, würde hier um ſo weniger am Platze ſein, als ſie ſich weit über die Gränzen des germaniſchen Gebiets ausbreiten müßte. Denn nicht ſelten enthalten gerade ſolche Arbeiten, die ſich gar nicht ſpeciell mit den germaniſchen Sprachen beſchäftigen, auch für unſer Gebiet fruchtbare Beobachtungen. — 2) Vgl. Auguſt Schleicher Skizze von Dr. Salomon Leſmann. Leipz. 1870. — 3) Zweite Ausg. 1866. — 4) Zweite Ausg. 1869.

ist ein selbständiges, von der ersten Ausgabe ganz verschiedenes Werk. — Wie die meisten bedeutenderen Richtungen in der Wissenschaft, so suchte auch die vergleichende Sprachforschung sich in besonderen Zeitschriften Sammelpunkte für die Mittheilung des Erforschten zu gründen. So entstand im J. 1846 unter der Leitung von Alb. Hoefer (Professor an der Universität Greifswald) die „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache", von welcher bis zum Jahr 1853 vier Bände erschienen. Im J. 1852 gründeten Theodor Aufrecht und Adalbert Kuhn die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen", die (vom dritten Jahrgang 1854 an unter Kuhn's alleiniger Leitung) im J. 1869 bereits zu ihrem 19. Bande gediehen ist. Dazu kam dann noch (1862 fg.) Theodor Benfey's „Orient und Occident."

Viertes Kapitel.

Die schulmäßige Behandlung des Neuhochdeutschen in den Jahren 1819 bis 1840.

Es kann unsere Absicht nicht sein, in einer Geschichte der Wissenschaft die große Menge der deutschen Schulgrammatiken zu besprechen, die zwar theilweise ihren praktischen Zweck in ganz achtungswerther Weise verfolgen, aber zur Förderung der Wissenschaft nichts beigetragen haben. Wir werden uns vielmehr auf einige hervorragende Erscheinungen beschränken, die auch für die Wissenschaft nicht ohne Frucht waren. Dahin gehören vor allen die Arbeiten der beiden Heyse, zumal die des jüngeren. Johann Christian August Heyse wurde geboren am 21. April 1764 zu Nordhausen, studierte 1783 bis 86 zu Göttingen Theologie und Pädagogik und widmete sich dann ganz der praktischen Ausübung der letzteren. 1792 wurde er Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg, 1807 Rector des Gymnasiums zu Nordhausen und Director der zu errichtenden Töchterschulen. Endlich im J. 1819 nahm er

einen Ruf als Director einer höheren Töchterſchule in Magdeburg an und ſtarb daſelbſt am 27. Juni 1829 [1]). Heyſe war ein ſehr geachteter Pädagoge, und von dieſer Seite her kam er auch zu ſeinen deutſch-ſprachlichen Arbeiten. Der bedeutendſten unter ihnen gab er den Titel: „Theoretiſch-praktiſche deutſche Grammatik oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Leſen und Schreiben der deutſchen Sprache. Für den Schul- und Hausgebrauch bearbeitet", (Hannover 1814). Ihr Zweck ſollte ſein, „nicht bloß der Jugend unter Anführung des Lehrers ein praktiſches Lehr- und Leſebuch ihrer Mutterſprache, ſondern auch denkenden Geſchäftsleuten, denen die Reinheit und Richtigkeit im Sprechen nicht gleichgültig iſt, ein eben ſo vollſtändiges, als bequemes Nachſchlagebuch in zweifelhaften Fällen zu verſchaffen" [2]). 1816 gab dann Heyſe einen Auszug aus ſeinem größeren Werk unter dem Titel: „Kleine theoretiſch-praktiſche deutſche Sprachlehre" heraus, und endlich im J. 1821 ließ er noch ſeinen Kurzen Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutſchen Sprache folgen. Daß Heyſe mit dem praktiſchen Geſchick des geübten Schulmanns gearbeitet hatte, bewies der große Erfolg, den ſeine Bücher fanden. Ein beſonderes Glück für dieſe aber war es, daß Heyſe ihre weitere Vervollkommnung ſeinem Sohne Karl überlaſſen konnte.

Doch bevor wir uns zu dem jüngeren Heyſe wenden, wollen wir erſt noch einen anderen einflußreichen Grammatiker beſprechen, nämlich Karl Ferdinand Becker. Geboren am 14. April 1775 zu Lyſer an der Moſel wurde Becker auf dem Gymnaſium zu Paderborn gebildet und trat dann in das Prieſterſeminar zu Hildesheim. Doch bevor er die Prieſterweihe nahm, gab er den geiſtlichen Stand auf und widmete ſich (1799) in Göttingen dem Studium der Medicin und der Naturwiſſenſchaften. Insbeſondere ergriff ihn die Verbindung, welche damals die Naturphiloſophie zwiſchen Medicin und Speculation anſtrebte. 1803 verheirathete er ſich und ließ ſich als praktiſcher Arzt zu Höxter nieder. 1810

1) Hall. Literatur-Zeitung 1829 Intelligenzbl. Nr. 76. — 2) Vorbericht, S. III.

ernannte ihn die westfälische Regierung zum Sous-Directeur der Salpeterfabrication im Harzdepartement. In den Jahren der Befreiung wurde er (1814) in die Centralhospitalverwaltung zu Frankfurt am Main berufen und nach deren Auflösung siedelte er als praktischer Arzt nach Offenbach über. Angesehene Freunde im benachbarten Frankfurt veranlaßten ihn, ihre Kinder mit den seinigen zu erziehen. Durch den zu ertheilenden Unterricht wurde er zur Sprachwissenschaft geführt. So entstand die Reihe seiner sprachwissenschaftlichen Schriften. In hoher Achtung als Pädagog und patriotisch gesinnter Ehrenmann starb Becker am 4. Sept. 1849 [1]). Wir führen nun zuvörderst Becker's sprachwissenschaftliche Hauptschriften nach der Reihenfolge ihrer Entstehung auf. Von G. F. Grotefend und Herling veranlaßt bearbeitete er zuerst (1824) die Wortbildung [2]). 1827 folgte der „Organism der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik", mit dem Nebentitel: Deutsche Sprachlehre. Erster Band. Der zweite Band erschien als deutsche Grammatik 1829. 1831 folgte die „Schulgrammatik der deutschen Sprache [3]), 1833 das Wort in seiner organischen Verwandlung, 1836—39 die „Ausführliche deutsche Grammatik", 1841 eine „neubearbeitete Ausgabe des „Organism der Sprache", 1842 und 43 die „Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik, zweite neubearbeitete Ausgabe", endlich 1848 „Der deutsche Stil." In allen diesen mannigfachen Arbeiten suchte Becker eine und dieselbe Grundansicht zur Geltung zu bringen. Angeregt durch Wilhelm von Humboldt's geniale Forschungen wollte Becker eine fundamentale Umgestaltung der Grammatik dadurch herbeiführen, daß er nicht, wie die bisherige Grammatik, die Form, sondern die Bedeutung

1) Karl Ferd. Becker, der Grammatiker. Eine Skizze von G. Helmsdörfer. Frankf. a. M. 1854. — 2) Die deutsche Wortbildung oder die organische Entwickelung der deutschen Sprache in der Ableitung. Von Dr. K. F. Becker. Frankf. a. M. 1824. Diese Schrift bildet zugleich das vierte Stück der Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereines für deutsche Sprache. — 3) Im J. 1879 erschien die 9. Aufl., neu bearb. von Theod. Becker.

zur Grundlage ſeines Syſtems machte [1]). Die Sprachformen, ſagt er, finden nur vermittelſt ihrer Bedeutung einen gemeinſamen Vereinigungspunkt in dem Satze [2]). „Dadurch, daß die Grammatik von der Betrachtung des in dem Satze ausgedrückten Gedankens ausgeht und alle beſondern Sprachformen aus dem Satze entwickelt, werden zugleich alle Theile derſelben mit einander in eine innere Verbindung und in eine lebendige Beziehung geſetzt“ [3]). Die Sprache iſt nämlich ein Organismus. Denn „die Verrichtung des Sprechens geht mit einer inneren Nothwendigkeit aus dem organiſchen Leben des Menſchen hervor“ [4]). „Da nun jedes auf organiſche Weiſe erzeugte Product eines organiſchen Dinges nothwendig auch organiſch iſt, ſo müſſen wir auch in der geſprochenen Sprache nothwendig eine organiſche Natur anerkennen“ [5]). „Die Sprache iſt nichts Anderes als der in die Erſcheinung tretende Gedanke, und beide ſind innerlich nur Eins und Dasſelbe“ [6]). Die Sprache hat „zwei Seiten: eine innere, welche der Intelligenz, und eine äußere, welche der Erſcheinung zugewendet iſt. Von jener Seite angeſehen iſt die Sprache Gedanke, von dieſer Seite angeſehen iſt ſie eine Vielheit mannigfaltiger Laute: wir nennen jene die logiſche, und dieſe die phonetiſche — die Lautſeite — der Sprache“ [7]). „Alle Sprache iſt, weil ſich in ihr nur der menſchliche Gedanke ausprägt, nur Eine Sprache“ [8]). „Eine Grammatik, welche die Verhältniſſe des Gedankens und der Begriffe zu ihrer Grundlage macht, kann und muß, weil dieſe Verhältniſſe in allen Sprachen dieſelben ſind, die Grammatik für alle Sprachen ſein“ [9]). Dies ſind die Fundamente, auf welchen Becker das Gebäude ſeiner Grammatik errichtet. Wir können hier keine eingehende Kritik ſeiner Anſichten geben, ſondern begnügen uns, den Punkt zu bezeichnen, durch welchen ſich dieſelben am weſentlichſten von denen

1) Ausführliche deutſche Grammatik I (1836) Vorr. S. VIII. — 2) Ebend. S. VII. — 3) Ebend. S. IX. — 4) Organism der Sprache (2) 1844, S. 1. — 5) Ebend. S. 9. — 6) Ebend. S. 2. — 7) Ebend. S. 12. — 8) Ebend. S. 11. — 9) Ausführliche deutſche Grammatik I (1836) Vorr. S. X.

Wilhelm von Humboldt's unterſcheiden, weil dieſer Punkt zugleich der iſt, an welchem die Unhaltbarkeit von Becker's Grundanſichten am ſchlagendſten zum Vorſchein kommt. Die geiſtige Seite der Sprache geht bei Becker in den logiſchen Denkformen auf, die bei allen Sprachen dieſelben ſind; die Unterſchiede der Sprachen fallen der leiblich-phonetiſchen Seite anheim. Dagegen legt W. von Humboldt ein Hauptgewicht auf die „innere Sprachform." „Es kann ſcheinen, ſagt er, als müßten alle Sprachen in ihrem intellektuellen Verfahren einander gleich ſein. Bei der Lautform iſt eine unendliche, nicht zu berechnende Mannigfaltigkeit begreiflich, da das ſinnlich und körperlich Individuelle aus ſo verſchiedenen Urſachen entſpringt, daß ſich die Möglichkeit ſeiner Abſtufungen nicht überſchlagen läßt. Was aber, wie der intellektuelle Theil der Sprache, allein auf geiſtiger Selbſtthätigkeit beruht, ſcheint auch bei der Gleichheit des Zwecks und der Mittel in allen Menſchen gleich ſein zu müſſen; und eine größere Gleichförmigkeit bewahrt dieſer Theil der Sprache allerdings. Aber auch in ihm entſpringt aus mehreren Urſachen eine bedeutende Verſchiedenheit. Einestheils wird ſie durch die vielfachen Abſtufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die ſpracherzeugende Kraft, ſowohl überhaupt, als in dem gegenſeitigen Verhältniß der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirkſam iſt. Anderentheils ſind aber auch hier Kräfte geſchäftig, deren Schöpfungen ſich nicht durch den Verſtand und nach bloßen Begriffen ausmeſſen laſſen. Phantaſie und Gefühl bringen individuelle Geſtaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie ſich das Nämliche in immer verſchiedenen Beſtimmungen darſtellen kann, in's Unendliche geht" [1]). — Wenn wir nun auch Becker's Unternehmen im Weſentlichen als verfehlt bezeichnen müſſen, ſo ſchließt dies doch nicht aus, daß die Schriften dieſes ſcharfſinnigen Mannes

1) W. von Humboldt, Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, Werke VI (1848) S. 93 fg. — Vgl. H. Steinthal, Grammatik Logik und Psychologie, Berlin 1855.

durch mannigfache Anregung die Wissenschaft gefördert haben. Namentlich auf dem Gebiet der Syntax sind sie theils trotz der unrichtigen Grundansicht, theils eben wegen derselben lehrreich.

Wir kehren nun zurück zu Karl Heyse. Er war der Sohn des oben besprochenen August Heyse und wurde geboren am 15. Okt. 1797 zu Oldenburg. Nachdem er auf den Gymnasien zu Oldenburg und Nordhausen und in einem Privatinstitut zu Vevay seine Vorbildung erhalten hatte, wurde er 1815 von Wilhelm von Humboldt zum Führer seines jüngsten Sohnes gewählt. Im J. 1816 gieng er nach Berlin, wo er vorzüglich F. A. Wolf's, Boeckh's und Solger's, später auch Hegel's und Bopp's Vorträge hörte. 1819 bis 1827 war er Lehrer im Hause Mendelssohn Bartholdy's. Hierauf habilitierte er sich (1827) in der philosophischen Fakultät der Universität Berlin und erhielt daselbst 1829 eine außerordentliche Professur. Seine Vorlesungen erstreckten sich über mehrere griechische und römische Klassiker und über Philosophie der Sprache. Er starb am 25. Nov. 1855 [1]). — Nach dem Tode seines Vaters (1829) übernahm K. Heyse die Besorgung der neuen Ausgaben von dessen Schriften. Er arbeitete dieselben aber in solchem Maß um, daß man ihre späteren Ausgaben als seine eigenen Werke bezeichnen muß. So namentlich die „fünfte, völlig umgearbeitete" Ausgabe der „Theoretisch-praktischen deutschen Grammatik" (I. 1838. II. 1849) und die „Theoretisch-praktische deutsche Schulgrammatik" insbesondere von der zwölften Ausgabe (1840) an. Ebenso das vom älteren Heyse im J. 1804 herausgegebene „Wörterbuch für Verdeutschung und Erklärung der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten" in seinen späteren Ausgaben [2]). Von Anfang an selbständige Arbeiten Karl Heyse's waren das Handwörterbuch der deutschen Sprache

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) VII, 905. — Augsb. Allgem. Zeitg. 1855, Nr. 341 (aus der Vossischen Zeitung). — Steinthal's Vorr. zu Heyse's System der Sprachwissenschaft. — 2) Nach K. Heyse's Tode besorgte (1859) die 12. Ausgabe sehr bereichert C. A. F. Mahn, die 13. (1865) A. Otto Walster, die 14. (1870) Gust. Heyse u. W. Wittich.

(1833—49) und die „Kurzgefaßte Verslehre der deutschen Sprache" (1820. Zweite umgearbeitete Ausgabe 1825"). Dazu kam dann noch ein wichtiges Werk K. Heyse's, das erst nach dessen Tode von Steinthal (1856) herausgegebene „System der Sprachwissenschaft." — Auch Heyse geht in seinen Ansichten von W. von Humboldt aus, doch ohne denselben in Becker's Weise mißzuverstehen. Schon 1829 erklärte er sich gegen Becker's Auffassung der Sprache als eines bloßen Organismus. „Die Sprache, sagt er, wird durch die Benennung einer „„organischen Verrichtung"" in die Kategorie bloßer durch das Naturleben geforderter bewußtloser Thätigkeit herabgesetzt. Der Mensch als selbstbewußtes, geistig freies Wesen steht auf einer höheren Stufe als alle Naturgeschöpfe und diejenigen Aeußerungen des Menschen, welche Ausflüsse seiner Intelligenz sind, dürfen nicht als bloße Naturthätigkeiten betrachtet werden" [1]). „Die Sprache, sagt er später in seinem System der Sprachwissenschaft, darf nicht aus einem vorausgesetzten Begriffssystem construiert werden; sondern ihre Entwickelung muß als ein psychologisch-physiologischer Proceß dargestellt werden, in welchem beide Seiten sich vollständig durchdringen" [2]). „Das eigenthümliche Leben der Einzelsprache zeigt sich aber nicht allein in der Verschiedenheit der Lautform für die Vorstellung, sondern auch in der inneren Anschauungs- und Auffassungsweise der Vorstellungen und Beziehungen selbst, welche in jeder Sprache eine andere ist" [3]). Dagegen „schlägt bei Becker die verheißene Physiologie der Sprache in ein abstraktes System der Logik um" [4]). Heyse's Grundansichten bieten ihm nun auch die Möglichkeit, zwischen Volksmundart und Schriftsprache gehörig zu unterscheiden und daraus die Nothwendigkeit abzuleiten, daß die letztere auch von den eigenen Volksgenossen grammatisch erlernt werde, ohne doch den lebendigen Zusammenhang mit der Volkssprache aufzugeben. Auch hier schließt

1) Berliner Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik 1829, Bd. I, Sp. 129. — 2) K. Heyse, System der Sprachwissenschaft, Berlin 1856, S. 66. — 3) Deutsche Schulgrammatik (12) 1840, Vorr. S. X. — 4) System der Sprachwissenschaft. S. 68.

ſich Heyſe den Anſichten Wilhelm von Humboldt's an. Nachdem dieſer in ſeinem großen Werk über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaus von den Dichtern und Proſaikern und ihrem Einfluß auf die Sprache geſprochen hat, fährt er fort: „Neben dieſen, lebendig in ihren Werken die Sprache geſtaltenden Bildnern ſtehen dann die eigentlichen Grammatiker auf und legen die letzte Hand an die Vollendung des Organismus [1]). Es iſt nicht ihr Geſchäft, zu ſchaffen; durch ſie kann in einer Sprache, der es ſonſt daran fehlt, weder Flexion, noch Verſchlingung der End- und Anfangslaute volksmäßig werden. Aber ſie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten und füllen übrig gebliebene Lücken." — „Solche Bearbeitungen einer und derſelben Sprache können in verſchiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber muß, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben ſoll, die Regelmäßigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftſtellern und Grammatikern, und von dieſen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen" [2]). Die Anführung der letzteren Stelle leitet Heyſe mit den Worten ein: „Reißt ſich die Spriftſprache von der Volksſprache ganz los, ſo läuft ſie Gefahr zu erſtarren und endlich zur todten Sprache zu werden. — Andrerſeits muß, damit der Volksdialekt nicht verwildere, jeder in ihm Aufgewachſene die Schriftſprache der Nation erlernen, um an dem geiſtigen Geſammtleben der Nation Antheil zu haben und den bildenden Einfluß, welcher daraus hervorgeht, nicht zu verlieren" [3]). Dies iſt der Geſichtspunkt, von dem K. Heyſe die deutſche Sprache in ſeinen „theoretiſch-praktiſchen" Grammatiken behandelt. Sowohl die hiſtoriſche Erforſchung der Sprache, als die Sprachphiloſophie dienen auch der praktiſchen Grammatik zur Grundlage. Aber weder die eine, noch die andere iſt Zweck der Schulgrammatik. Vielmehr „ſoll der Schüler ſeine Mutterſprache in ihrem gegenwärtigen Zuſtande ver-

1) Ueber die Bedeutung dieſes Wortes bei W. von Humboldt vgl. H. Steinthal, Grammatik Logik und Psychologie 1855, S. 125 fg. — 2) W. von Humboldt, Wke. VI, 198 fg. — 3) K. Heyse, System der Sprachwiss. S. 230 fg.

ſtehen und mit Sicherheit und Freiheit handhaben lernen“ [1]). Denn „die gebildete Schriftſprache hat eigentlich nur eine ideale Exiſtenz, iſt mehr oder weniger ein künſtliches Kultur-Produkt. Das Hochdeutſche z. B. wird vom Volke nirgends ganz rein geſprochen; es muß erlernt werden, ſoweit ſich die Abweichungen von dem Volksdialekt erſtrecken“ [2]).

Unter den übrigen Bearbeitern der neuhochdeutſchen Sprache nennen wir noch den ſchon früher erwähnten Joh. Gottlieb Radlof, deſſen 1820 erſchienene „Ausführliche Schreibungslehre der teutſchen Sprache, für Denkende“ neben manchem Verkehrten auch mehreres Richtige enthält; dann S. H. A. Herling, deſſen „Grundregeln des deutſchen Stils oder der Periodenbau der deutſchen Sprache“ 1823 und deſſen „Syntax der deutſchen Sprache“ 1830 erſchien; ferner Friedrich Schmitthenner, der vom J. 1821 an die deutſche Sprache in einer Reihe von Schriften behandelte, und endlich Maximilian Wilhelm Götzinger, deſſen deutſche Sprachlehre für Schulen 1827 zum erſten, 1869 [3]) zum zehntenmal erſchien.

Fünftes Kapitel.

Das Leben und die Werke der Brüder Grimm vom Jahr 1840 bis zu ihrem Tod.

1. Das Leben der Brüder Grimm vom Jahr 1840 bis zu ihrem Tod.

Wir haben die Brüder Grimm in Kaſſel verlaſſen, wo ſie ſeit ihrer Göttinger Amtsentſetzung in ſtiller Zurückgezogenheit ihren wiſſenſchaftlichen Forſchungen lebten. Die ungeſtörte Ruhe that wohl nach der Göttinger Zeit, die bei allem Schönen und Anregenden ihre Thätigkeit doch in bedeutendem Maß für amtliche Ge-

1) K. Heyſe's Vorr. zur 12. Ausg. der Schulgrammatik (1840) S. XIII. — 2) K. Heyse, Syst. der Sprachwiss. S. 5. — 3) Die 10. Auflage, durchgeſehen und zum Theil überarbeitet von Dr. Ernſt Götzinger, Prof. an der Kantonsſchule in St. Gallen, erſchien 1869.

ſchäfte in Anſpruch genommen hatte. Aber ohne eigenes Vermögen, wie ſie waren, konnten ſie doch unmöglich in dieſer unſicheren Lage verharren. Da eröffnete die Thronbeſteigung König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen neue Ausſichten. Die Brüder erhielten (1840) einen Ruf nach Berlin und nahmen ihn an. Im März 1841 ſiedelten ſie dahin über. Eine gewiſſe Abneigung, die ſie früherhin gegen Berlin gehabt hatten, wich bald einer beſſeren Meinung, und zumal Wilhelm pflegte Fremden gegenüber die Vorzüge des Berliner Lebens in das hellſte Licht zu ſetzen [1]). Auch Jacob wußte das viele Gute, das der Aufenthalt in Berlin bot, wohl anzuerkennen; aber doch fühlte er ſich öfters nicht recht in ſeinem Element, wie er dies in der köſtlichen Beglückwünſchungsſchrift zu Savigny's Doctorjubiläum (1850) ſo anſchaulich ausſpricht [2]). Er fühlte das Ungeſunde der damaligen preußiſchen Zuſtände um ſo lebhafter, als er den hohen Beruf Preußens für Deutſchland wohl zu würdigen wußte [3]). Mannigfache größere und kleinere Reiſen unterbrachen J. Grimm's Aufenthalt in Berlin. So beſuchte er von dort aus Schweden und Italien [4]). Als im J. 1846 die Germaniſten, d. h. die Forſcher auf dem Gebiet der deutſchen Geſchichte, des deutſchen Rechts und der deutſchen Sprache und Literatur ſich zu Frankfurt am Main verſammelten, wählten ſie J. Grimm zu ihrem Vorſitzenden. Dasſelbe wiederholte ſich im Jahr 1847 bei der Verſammlung in Lübeck. Das Jahr 1848 führte Grimm in das deutſche Parlament. So ſehr aber auch Grimm von der reinſten Liebe zum deutſchen Volke erfüllt war und ſo tiefe Blicke er in deſſen Natur und Vergangenheit gethan hatte, ſo war doch in einer politiſchen Ver-

1) H. Grimm, Zur Rede J. Grimm's auf Wilhelm, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 183. — 2) Das Wort des-Beſitzes, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 117 fg. — 3) Vgl. J. Grimm's Brief an Lachmann vom 12. Mai 1840. Ebend. I, 182, und die Widmung der Geſchichte der deutſchen Sprache an Gervinus (1848), S. IV. — 4) Vgl. Italieniſche und ſcandinaviſche Eindrücke, vorgeleſen in der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 5. Dec. 1844, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 57 — 82.

ſammlung, welche die ſchwierigſten praktiſchen Aufgaben der Gegenwart löſen ſollte, nicht ſeine Stelle. Er ſah in manchen weſentlichen Fragen ſehr richtig, aber es fehlte ihm in kaum glaublichem Maß das Verſtändniß der unentbehrlichen politiſchen Formen. Weder das Eine, noch das Andere wird läugnen, wer ſeine Frankfurter Rede über die Geſchäftsordnung [1]) mit Unbefangenheit lieſt. Den Reſt ſeiner Jahre brachte J. Grimm in unermüdlicher gelehrter Thätigkeit in Berlin zu. Vorleſungen an der Univerſität haben er und Wilhelm nur einige Jahre gehalten, bei den Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften aber fehlten ſie äußerſt ſelten. Wir verdanken dieſer Theilnahme eine Reihe werthvoller Abhandlungen. Das Werk aber, das die Brüder in den letzten Jahren ihres Lebens faſt ganz in Anſpruch nahm, war das Deutſche Wörterbuch. Da zerriß plötzlich der Tod das Band, das von frühſter Kindheit an die Brüder ſo innig vereinigt hatte. Am 16. December 1859 ſtarb Wilhelm Grimm. Tief erſchüttert ließ ſich Jacob Grimm doch nicht niederbeugen. Er vertiefte ſich nur noch mehr in ſeine Arbeit. Am 5. Juli 1860 hielt er in der Akademie der Wiſſenſchaften die Denkrede auf ſeinen Bruder [2]). Aber allmählich zeigten ſich die Gebrechen des Alters. In den letzten Zeiten waren ſeine Nächte nicht mehr ſo gut als früher. Er erwachte und konnte den Schlaf nicht wiederfinden. „Wie ſchön ſind die langen Sommertage, worauf ſich Vögel und Menſchen freuen! Sie gemahnen an die Jugendzeit, in der die Stunden Licht einſaugen und langſam verfließen; was davon noch übrig war, wird vom Dunkel des Winters und des Alters ſchnell geſchluckt. Nun bin ich bald 78, und wenn ich ſchlaflos im Bette liege und wache, tröſtet mich die liebe Helle und flößt mir Gedanken ein und Erinnerungen. 3. Juni 1862. Jac. Grimm.“ Dieſe Worte fanden ſich auf einen kleinen Zettel geſchrieben in ſeiner Brieftaſche [3]). Bald nach der Rückkehr

1) Stenographiſcher Bericht über die Verhandlungen der — Nationalverſammlung zu Frankfurt a. M., Bd. I, Frankfurt 1848, S. 166. — 2) Wieder abgedruckt in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 163. — 3) H. Grimm, Zur Rede auf W. Grimm, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 186.

von einer Herbſtreiſe im Jahr 1863 befiel ihn in Folge von Erkältung eine Leberentzündung. Dieſe ſchien gehoben, da traf ein Schlagfluß ſeine rechte Seite. Er verfiel in einen Zuſtand von Schlaftrunkenheit. Sonntag den 20. September Abends zehn Uhr that er den letzten Athemzug [1]).

2. J. Grimm's Arbeiten vom Jahr 1840 bis zum Jahr 1863.

Unter den ſeit 1840 erſchienenen Arbeiten J. Grimm's ſind zwei dem Titel nach nur neue Ausgaben früherer Schriften, in der That aber neue Werke: Die angefangene dritte Ausgabe des erſten Theils der deutſchen Grammatik (1840) und die zweite Ausgabe der deutſchen Mythologie (1844). Von der letzteren haben wir ſchon früher geſprochen. Die dritte Ausgabe der Grammatik erſtreckt ſich leider nur über die Lehre von den Vocalen, dieſe aber behandelt ſie (auf 552 Seiten) mit einer Reichhaltigkeit, welche die vorangehende Bearbeitung noch weit übertrifft [2]). Ein anderes Hauptwerk, das die letzten Lebensjahre J. Grimm's ausfüllte: das mit ſeinem Bruder gemeinſam unternommene Deutſche Wörterbuch, behalten wir einem beſonderen Abſchnitt vor. Unter den übrigen Arbeiten J. Grimm's aus dieſem Zeitraum treten durch Umfang und Bedeutung zwei hervor: Die Sammlung der Weisthümer und die Geſchichte der deutſchen Sprache.

1. Weisthümer geſammelt von Jacob Grimm, 1840 fg.

Wir haben bei der Beſprechung von Grimm's Rechtsalterthümern geſehen, welchen Werth der große Forſcher auf die Aufzeichnungen der ländlichen Rechte legt, die den Namen der Weisthümer zu führen pflegen. Seit der Bearbeitung jenes Werks gieng er mit dem Gedanken um, dieſe wichtigen Denkmäler des altdeutſchen Rechts zu ſammeln und durch den Druck dem Untergang zu ent-

1) Ebend. S. 187. — 2) Da die Ausſicht, dieſe dritte Ausgabe zu vollenden, immer mehr in die Ferne trat, geſtattete Grimm (1852) einen wörtlichen Wiederabdruck der vergriffenen und viel begehrten zweiten Ausgabe des erſten Theiles und der erſten Ausgabe des zweiten Theiles der Grammatik.

reißen. Endlich im J. 1840 gelangte der Plan zur Ausführung. In Verbindung mit Ernſt Dronke und Heinrich Beyer gab Grimm in dieſem Jahr den zweiten Theil ſeiner Weisthümer heraus. Der erſte erſchien (übrigens mit derſelben Jahrzahl 1840) durch einen Zufall ein Jahr ſpäter als der zweite [1]). Der dritte folgte 1842, der vierte 1863. Der fünfte (1866) und ſechſte (1869) wurden erſt nach Grimm's Tode von Richard Schroeder hinzugefügt. Die drei letzten Bände dieſes wichtigen Werks wurden mit Unterſtützung König Maximilian's II. durch die Münchener hiſtoriſche Commiſſion herausgegeben. Das Ganze enthält über zweitauſend ſolche Rechtsaufzeichnungen, obwohl die zahlreichen öſterreichiſchen größtentheils ausgeſchloſſen ſind, weil ſie einer beſonderen Zuſammenſtellung entgegenſahen [2]). „Täuſcht mich nicht meine Vorliebe, ſagt Grimm am Beginn des Werks, ſo wird dieſe Sammlung unſere Rechtsalterthümer unglaublich bereichern und beinahe umgeſtalten, wichtige Beiträge zur Kunde der deutſchen Sprache, Mythologie und Sitte liefern, überhaupt aber gewiſſen Partien der früheren Geſchichte Farbe und Wärme verleihen; denn es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß der Urſprung vieler in den Ueberlieferungen der Weisthümer enthaltenen Gebräuche weit über das Datum ihrer Aufzeichnungen hinausreicht" [3]). Grimm hatte die Abſicht, die Natur, das Alter und die vielfache Bedeutſamkeit dieſer Denkmale ausführlich zu erörtern [4]). Aber er iſt nicht zur Ausführung dieſes Planes gekommen, da er vor Vollendung der Sammlung durch den Tod abgerufen wurde. Aber kurz und gedrungen faßt er noch einmal im letzten Jahr ſeines Lebens ſeine Grundanſchauungen über Sprache, Glauben und Recht des deutſchen Alterthums zuſammen. „Als es gelang, die heimiſche Sprache in ihre Ehre einzuſetzen, ſagt er, als verſchollene Kunde des Heidenthums aus Lied und Sage neu erwacht war, ſchienen alle bisher geltenden

1) Grimm, Weisthümer, Thl. II, »Zur Nachricht«, S. III. Dieſe Vorrede zum 2ten Theil iſt unterzeichnet den 7. Dec. 1839, die zum erſten den 3. Jan. 1841. — 2) Weisthümer, gesamm. von J. Grimm, Thl. IV, Vorbericht S. III. V. — 3) Ebend. I, S. IV. — 4) Ebend. II, S. III.

Vorstellungen von der Rechtsgewohnheit unserer Vorfahren fortan dürftig oder unhaltbar. Denn wie die Sprache, eine lautere Kraft des menschlichen Denkvermögens gewaltig entsprungen, in Poesie und Rede endlose Wurzel geschlagen hat, wie der Glaube aus inniger Naturanschauung erzeugt in die Geschichte der Völker verwebt und fortgetragen wurde, müssen auch Uebung und Brauch die vielgestaltete Sitte des Lebens zu förmlichem Recht erhöht und geweiht haben. Diese Dreiheit der Sprache, des Glaubens und des Rechts leiten sich aus einem und demselben Grunde her, und um der nämlichen Ursache willen ist ihre sinnliche Fülle im Verlauf der Zeit verloren gegangen" [1]).

2. Geschichte der deutschen Sprache von Jacob Grimm 1848.

J. Grimm's Geschichte der deutschen Sprache ist ein sehr eigenthümliches Buch, in dessen Zusammenhang sich schwerlich jemand finden wird, wenn er die Entstehungsgeschichte des Buches nicht kennt. Keinem nachdenkenden Leser kann entgehen, daß das Buch eigentlich etwas ganz Anderes enthält, als der Titel erwarten läßt. Der Verfasser versucht zwar in der Vorrede seinen Plan zu rechtfertigen, indem er drei verschiedene Arten unterscheidet, in denen die Geschichte der deutschen Sprache geschrieben werden könne. „Im engsten Sinn, sagt er, wäre sie nur auf das, was wir heute in Deutschland herrschende Sprache nennen, auf die hochdeutsche angewiesen." In einem weiteren Sinn hätte sie alle „deutschen Sprachen" zu umfassen, wie dies in Grimm's Grammatik geschehen ist. Aber „wie nicht Sicherheit, allein Fülle und Gewicht der Sprachgesetze durch Aufnahme aller Mundarten und Dialekte in den Kreis der Untersuchung sich steigern, muß es diese noch in höherm Grade fördern, wenn auch die Sprachen der uns benachbarten und urverwandten Völker zugezogen werden. Erst damit erlangt jenes Bild, in welchem uns sämmtliche deutsche Sprachen die vordere Bühne einnehmen, seinen Grund für die in der Tiefe aufgestellten ausländischen, und eine rechte Perspective thut sich unsern Blicken

1) Ebend. IV, S. III, geschrieben den 13. Dec. 1862.

auf. Von solchem Stand aus habe ich mich nicht enthalten können, diesmal die Geschichte unserer Sprache zu unternehmen“ [1]). Aber auch nach dieser Erklärung wird der Leser eine Menge Dinge in dem Buch finden, die er hier nicht erwartet, so die ausführlichen Untersuchungen über Völker, von deren Sprache wir wenig oder nichts wissen; und andrerseits wird er oft gerade das vermissen, was er in dem Buche zu suchen berechtigt ist, nämlich die eingehende Berücksichtigung der urverwandten Sprachen. So müßte ohne Frage bei der Aufgabe, die sich Grimm hier stellt, das Sanskrit eine Hauptrolle spielen. Aber gerade dem Sanskrit wird in Grimm's Werk nur eine sehr beiläufige Berücksichtigung zu Theil. Alle diese auffallenden Erscheinungen finden ihre Erklärung, wenn wir auf die Entstehung des Buches zurückgehen. Es ist nämlich hervorgegangen aus einer ethnographischen Hypothese, die Grimm schon einige Jahre früher aufgestellt hatte. In einer Abhandlung über Jornandes und die Geten die er am 5. März 1846 in der Berliner Akademie gelesen und in demselben Jahr zum Druck befördert hatte, versuchte er den Beweis zu führen, daß die alten thrakischen Geten und die deutschen Gothen ein und dasselbe Volk seien. Diese Hypothese zu stützen und weiter auszuführen, war der Hauptzweck von Grimm's Geschichte der deutschen Sprache. Daß wir hiemit dem Buche nicht zu nahe treten, ergibt sich aus Grimm's eigenen Worten. Wo er im zweiten Band einen Rückblick auf seine Untersuchungen wirft, beginnt er die Zusammenfassung seiner Gründe mit den Worten: „Da der Geten und Gothen Identität fast ein Angel ist, um den sich mein ganzes Werk dreht, und wie ich die deutsche Sprache nach der gothischen geregelt habe, nun auch der Vordergrund deutscher Geschichte die Geten nicht entbehrt, will ich hier meine Ansicht, und welche Einwände ihr entgegenstehn, nochmals überschauen“ [2]). Aber trotz allem Aufwand von Gelehrsamkeit und kühnster Combination ist es Grimm nicht gelungen, seine Hypothese auch nur wahrscheinlich zu machen. Vielmehr hat er bei

1) J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, Vorr. S. XV. — 2) Ebend. S. 800.

beſonnenen und nüchternen Geſchichtsforſchern nur die Ueberzeugung hervorgerufen, daß die hier von ihm angewendete Methode auf die bedenklichſten Abwege führt [1]).

Müſſen wir alſo das Buch in Betreff der nächſten Aufgabe, die es ſich ſtellt, fallen laſſen, ſo bietet dasſelbe doch andere Seiten, die ihm einen weit höheren Werth verleihen. Grimm iſt mit den epochemachenden Werken, durch welche er der Wiſſenſchaft neue Bahnen gebrochen hat, nicht zum Abſchluß gekommen. Die neue Ausgabe der deutſchen Grammatik brach 1840 ab, nachdem ſie nicht über ein Viertel des erſten Bandes hinausgekommen war. Die Mythologie, ſowie die Rechtsalterthümer hätte Grimm in den letzten Jahrzehnden ſeines Lebens in ſehr erweiterter und theilweiſe umgearbeiteter Geſtalt erſcheinen laſſen, wenn er dazu gelangt wäre. Mit einem umfaſſenden Werk über die deutſche Sitte [2]) trug er ſich ſchon ſeit Jahren, ohne zu deſſen Ausführung zu kommen. Auch der großartigſte Fleiß und die gewaltigſte Arbeitskraft, wie ſie Grimm auszeichneten, waren nicht im Stande, allen dieſen Anforderungen gerecht zu werden. Da ergriff der greiſe Forſcher die Gelegenheit, die ihm ſeine Geſchichte der deutſchen Sprache darbot, um mit raſcher Hand wenigſtens einzelne Abſchnitte der großen Aufgaben auszuarbeiten, zu deren vollſtändiger Bewältigung ihm mehr und mehr die Hoffnung ſchwand. So bietet das Werk in den Kapiteln über die Lautverſchiebung, über den Ablaut, über die Declinationsvocale, über die ſchwachen Nomina den Entwurf deſſen, was wir in der dritten Ausgabe der Grammatik zu erwarten gehabt hätten, wenn der Verfaſſer zu deren Vollendung gelangt wäre. Wir haben hier das letzte Wort vor uns, das der große

1) Vgl. Georg Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte I (2) S. 5, u. Karl Müllenhoff in der Allgem. Encyklopädie von Erſch u. Gruber, Erſte Section, 64. Thl., S. 463 fg. Ueber Grimm's unkritiſche Methode in der eigentlichen Geſchichtsforſchung vgl. Waitz a. a. O. S. 6 und deſſen ſonſt ſo verehrungsvollen Vortrag: Zum Gedächtnis an Jacob Grimm, Göttingen 1863, S. 25. 32. — 2) Vgl. u. A. J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 1016.

Sprachforscher in diesen fundamentalen Fragen gesprochen hat. Aus der Fülle seiner Studien bietet er viel des Anregenden und Neuen, und auch wo wir ihm nicht beistimmen können, werden wir sein unverdrossenes Fortarbeiten in Ehren halten. Insbesondere unterzieht er hier die zerstreuten Sprachreste der älteren germanischen Völker, der Langobarden, Burgunden u. s. w. einer erneuten Prüfung. Wie zur Grammatik, so bietet das Werk mannigfache Ergänzungen zur deutschen Mythologie, so z. B. einen besonderen Abschnitt über die Edda. Am anziehendsten aber sind die Vorarbeiten zu seinem Werk über die deutsche Sitte, die Grimm seiner Geschichte der deutschen Sprache einverleibt hat. So die frischen Schilderungen des ursprünglichen Hirten- und Jägerlebens und im Gegensatz dazu die des Ackerbaues. Mit diesen Darstellungen der Sitte und des Lebens steht eine der werthvollsten Seiten des ganzen Werkes in engster Beziehung, nämlich die Untersuchung des Wortschatzes nach bestimmten Richtungen hin, um aus den Wörtern, mit denen die Sprachen gewisse Dinge, z. B. die Metalle, das Vieh, die Getraidearten u. s. w. bezeichnen, Schlüsse zu ziehen auf die Kultur und die alten Verbindungen der Völker. Zwar ist auch hier die größte Vorsicht nöthig, um sich nicht übereilten Folgerungen hinzugeben. Aber jedenfalls hat Grimm hier ein sehr fruchtbares Gebiet betreten. Und so können wir denn auf dieses Werk Grimm's anwenden, was er selbst im allgemeinen von den deutschen Arbeiten sagt: „Es scheint mir insgemein eine löbliche Eigenschaft deutscher Arbeiten, daß sie nicht Alles abthun, noch vorschnell zu Schlusse bringen wollen, sondern sich auch unterwegs gefallen, an unvorhergesehener Stelle niederlassen und Beete anlegen, die noch fortgrünen, nachdem das Hauptfeld schon in rüstigere Hände übergegangen ist; französische und selbst englische Bücher, welchen an sorgsamer Ausgleichung des Inhalts mit der Form allzuviel liegt, pflegen, wenn sie veralten, leicht entbehrlich zu werden" [1]).

1) J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, Vorr. S. XVI.

3. Kleinere Arbeiten Jacob Grimm's von 1840 bis 1863.

Von den zahlreichen kleineren Schriften Grimm's aus den Jahren 1840 bis 63 haben wir einige schon erwähnt, andere, wie die Rede auf Lachmann, besprechen wir in einem späteren Abschnitt. Diese Arbeiten sind mit wenigen Ausnahmen Vorträge, die Grimm in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten hat. Wer diese zahlreichen Vorträge über die verschiedenartigsten Gegenstände vereinzelt betrachtet, der wird vielleicht denken, Grimm habe sich doch gar zu sehr zersplittert; wer sie aber mit Aufmerksamkeit in ihrer Gesammtheit überblickt, der wird sich überzeugen, daß auch hier, wie in der Geschichte der deutschen Sprache, der große Forscher sich gedrungen fühlte, der Welt wenigstens Bruchstücke dessen zu überliefern, wovon er nicht wußte, ob ihm die vollständige Ausarbeitung noch vergönnt sein werde. So bietet die Sammlung von Grimm's Kleineren Schriften [1]) einen außerordentlichen Reichthum der mannigfaltigsten Untersuchungen, aber der Kenner wird sie leicht in die verschiedenen großen Gebiete von Grimm's Forschungen einreihen. Auch hier begegnen wir zuerst einer Anzahl von Abhandlungen aus dem Gebiet der Grammatik, dies Wort in dem umfassenden Sinn genommen, wie es Grimm's Deutsche Grammatik thut. Und zwar gehören diese grammatischen Untersuchungen theils den Lehren an, die Grimm in den vollendeten Abschnitten seines Hauptwerks schon behandelt hatte, und bilden insofern Vorarbeiten zur Fortsetzung der angefangenen neuen Ausgabe; theils geben sie Bruchstücke dessen, was Grimm uns in dem nicht erschienenen fünften Bande geboten haben würde. Zur ersten Art rechnen wir, obschon nur theilweise, die Abhandlungen über Diphthongen nach weggefallnen Consonanten (1845) [2]), über den Personenwechsel in der Rede (1855) [3]), über das Pedantische in der deutschen Sprache (1847) [4]), von Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen (1858) [5]). Die zuletzt genannte Abhandlung

1) Herausgegeben von K. Müllenhoff, Bd. I—III, Berlin 1864—1866. — 2) J. Grimm, Kleinere Schriften 3, 103. — 3) Ebend. 3, 236. — 4) Ebend. 1, 327. — 5) Ebend. 3, 349.

bietet, nach Grimm's Weise, mehr als die Ueberschrift verspricht. Sie entwickelt zugleich, im Anschluß an das reichhaltige sechste Kapitel des dritten Buchs der Grammatik, Grimm's Ansichten über das natürliche und das grammatische Geschlecht. Auch zeigt sie uns, wie Grimm die Eigennamen zu behandeln gedachte und wie er auch auf diesem Gebiet der Forschung neue Antriebe gab. Er hatte (1846) Förstemann's Sammlung der althochdeutschen Eigennamen veranlaßt. „Welchen Reiz, sagt der greise Forscher jetzt (1858), und welche anziehende Kraft hat unter allen sprachlichen Untersuchungen eben die über die Eigennamen, wie geschäftig sein muß man um jede hier aufsteigende Frage zu behandeln; ich werde zwar oft noch die Eingänge finden, aber nicht mehr den Genuß haben, bis in die Mitte der Forschung zu gelangen, geschweige ihren Ausgang zu ermitteln" [1]). Dem fünften Band, den Grimm seiner Grammatik noch hinzufügen wollte: der Lehre vom zusammengesetzten Satz, gehört die Abhandlung über einige Fälle der Attraction (1857) [2]) an. Manche Arbeiten, wie der Vortrag über Frauennamen aus Blumen (1852) [3]), über die Namen des Donners (1853) [4]), über den Liebesgott (1851) [5]) und über das Gebet (1857) [6]), wenden die Sprachforschung auf Mythologie und Sitte an. Der Rechtswissenschaft hatte Grimm (1850) in seinem Nachweis, daß die malberg'sche Glosse zur Lex Salica fränkisch und nicht keltisch sei, seine eindringende Forschung zu gute kommen lassen [7]). Von besonderem Interesse aber in Bezug auf Grimm's wissenschaftliche Grundansichten sind einige linguistische Abhandlungen von allgemeinerem Inhalt, wie die Bemerkungen über Etymologie und Sprachvergleichung (1854) [8]) und vor allen die Vorlesung über den Ursprung der Sprache (1851) [9]). Was die Lösung dieses schwierigen Pro-

1) Ebend. 3, 351. — 2) Ebend. 3, 312. — 3) Ebend. 2, 366. — 4) Ebend. 2, 402. — 5) Ebend. 2, 314. — 6) Ebend. 2, 439. — 7) In der Vorrede zu Joh. Merkel's Ausgabe der Lex Salica, Berlin 1850. Schon 1846 hatte K. Müllenhoff (in G. Waitz, das alte Recht der Salischen Franken, Kiel 1846) den fränkischen Ursprung der malberg'schen Glosse gegen Leo's keltische Erklärungen vertreten. — 8) J. Grimm, Kleinere Schriften 1, 299. — 9) Ebend. 1, 255.

blems betrifft, ſo ſchließt ſich Grimm im Weſentlichen den Anſichten Herder's an. Noch wichtiger aber als die Betrachtungen über das eigentliche Thema dieſer Vorleſung ſind uns darin für unſeren Zweck die Anſichten, die Grimm über die geſchichtliche Entwickelung der vorhandenen Sprache äußert. „Anfangs, ſagt er, entfalteten ſich, ſcheint es, die Wörter unbehindert in idylliſchem Behagen, ohne einen anderen Haft als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungeſucht, doch zu voll und überladen, ſo daß Licht und Schatten ſich nicht recht vertheilen konnten. Allmählich aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeiſt auf die Nebenbegriffe ſchwächeres Gewicht fallen und ſie verdünnt und gekürzt der Hauptvorſtellung als mitbeſtimmende Theile ſich anfügen. Die Flexion entſpringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Beſtimmwörter, die nun wie halb und faſt ganz verdeckte Triebräder von dem Hauptwort, das ſie anregten, mitgeſchleppt werden und aus ihrer urſprünglich auch ſinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen ſind, durch die jene nur zuweilen noch ſchimmert. Zuletzt hat ſich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöſt und feſter beſtimmt nochmals äußerlich geſetzt zu werden; die Sprache büßt einen Theil ihrer Elaſticität ein, gewinnt aber für den unendlich geſteigerten Gedankenreichthum überall Maß und Regel. Erſt nach gelungener Zergliederung der Flexionen und Ableitungen, wodurch Bopp's Scharfſinn ſo großes Verdienſt errungen hat, hoben ſich die Wurzeln hervor und es ward klar, daß die Flexionen größtentheils aus dem Anhang derſelben Wörter und Vorſtellungen zuſammengedrängt ſind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen vorangehn. Ihm ſind Praepoſitionen und deutliche Zuſammenſetzungen angemeſſen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Compoſition, der erſte ließ freie Wörter ſinnlicher Vorſtellungen für alle grammatiſchen Verhältniſſe aufeinander folgen. Die älteſte Sprache war melodiſch, aber weitſchweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetiſcher Kraft, die neue Sprache ſucht, den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen ſicher einzubringen, und vermag mit geringeren Mit-

teln dennoch mehr“ [1]). Dieſe Aeußerungen laſſen uns einen der tiefſten Blicke in Grimm's Anſichten über die Sprache thun. Die mittlere von ſeinen drei Perioden hat ihn immer beſonders angezogen. In ihr „ſehen wir die Sprache für Metrum und Poeſie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechſel der Form unerläßlich ſind, auf's höchſte geeignet“ [2]). Aber trotzdem gibt er ihr nicht den Preis vor der dritten Periode. „Da nun aber, ſagt er, die ganze Natur des Menſchen, folglich auch die Sprache dennoch in ewigem, unaufhaltbarem Aufſchwung begriffen ſind, konnte das Geſetz dieſer zweiten Periode der Sprachentwicklung nicht für immer genügen, ſondern mußte dem Streben nach einer noch größeren Ungebundenheit des Gedankens weichen, welchem ſogar durch die Anmuth und Macht einer vollendeten Form Feſſel angelegt ſchien“ [3]). „Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten aller Lautgeſetze, durch den Wegfall beinahe ſämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die engliſche“. „An Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt ſich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite ſetzen“ [4]). „Die Schönheit menſchlicher Sprache blühte nicht im Anfang, ſondern in ihrer Mitte; ihre reichſte Frucht wird ſie erſt einmal in der Zukunft darreichen“ [4]). Unſrer Aufgabe gemäß haben wir uns etwas länger bei dieſer Abhandlung aufgehalten und können nun nur noch die wichtigſten unter den übrigen Arbeiten Grimm's erwähnen. Zur Mythologie gehört der Vortrag über zwei Gedichte aus der Zeit des deutſchen Heidenthums (1842), deren Auffindung auf der Merſeburger Dombibliothek „durch den gerechteſten Zufall Herrn Dr. Georg Waitz überwieſen worden iſt“ [5]). Einen wichtigen Beitrag zu Mythologie und Aberglauben liefern ferner die Abhandlungen über Marcellus Burdigalenſis (1847) [6]) und über die Marcelliſchen Formeln (1855) [7]). Mit Recht und Sitte beſchäftigen ſich die Vorträge über deutſche Gränzalterthümer (1843) [8]), über Schenken

1) Ebend. 1. 283 fg. — 2) Ebend. 1, 291. — 3) Ebend. 1, 291 fg. — 4) Ebend. 1, 293. — 5) Ebend. 2, 2. — 6) Ebend. 2, 114. — 7) Ebend. 2, 152. — 8) Ebend. 2, 30.

und Geben (1848) [1]) und über das Verbrennen der Leichen (1849) [2]). Eine bedeutende Stelle nehmen die Arbeiten zur Literatur ein: die Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich den Staufer und aus seiner so wie der nächstfolgenden Zeit (1843) [3]), die Rede auf Schiller (1859) [4]), und endlich der eingehende Vortrag über das finnische Epos (1845) [5]). Dazu kommen noch die mehr allgemeinen Betrachtungen über Schule, Universität, Akademie (1849) [6]) und die Rede über das Alter (1860) [7]). Blicken wir zurück auf alles Angeführte, wozu noch eine Reihe kürzerer Arbeiten kommt, so setzt uns schon die Menge und Mannigfaltigkeit dessen, was Grimm neben seinen großen Hauptwerken zu leisten vermochte, in Verwunderung. Aber unser Erstaunen steigert sich, wenn wir sehen, daß Grimm in diese Arbeiten nicht nur eine Fülle von Geist ausgegossen, sondern sie auch mit einem solchen Maß gründlichster Gelehrsamkeit ausgestattet hat, daß man kaum begreift, woher er die Zeit zu allen diesen umfassenden Sammlungen genommen hat. Und Grimm beschränkt sich hier nicht auf die Durcharbeitung des weitschichtigen germanischen Materials, sondern er greift weit über dessen Gränzen hinaus in das griechische, slavische und finnische Alterthum. Wir mögen in vielen Dingen anderer Ansicht sein als der Verfasser, wir mögen öfters seinen allzukühnen Combinationen nicht folgen, ja in Manchem seine ganze Anschauungsweise bestreiten: aber bei dem allen erhalten wir einen mächtigen Eindruck von dem geistigen Reichthum J. Grimm's, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß schon diese seine „kleineren" Nebenarbeiten hinreichen würden, um ihm eine der ersten Stellen in der Geschichte unserer Wissenschaft zu sichern.

3. Wilhelm Grimm's Arbeiten vom Jahr 1840 bis zum Jahr 1859.

Die Arbeiten aus Wilhelm Grimm's letzter Periode schließen sich meist denen aus der vorangehenden an. Es sind hauptsächlich sorgfältige und mit feiner Kenntniß hergestellte Ausgaben mittel-

1) Ebend. 2, 173. — 2) Ebend. 2, 211. — 3) Ebend. 3, 1. — 4) Ebend. 1, 374. — 5) Ebend. 2, 75. — 6) Ebend. 1, 211. — 7) Ebend. 4, 188.

hochdeutſcher und althochdeutſcher Schriften. Von der goldenen Schmiede des Konrad von Würzburg gibt er jetzt (1840) einen kritiſchen Text, indem er über ſeine eigene Ausgabe dieſes Gedichts in den Altdeutſchen Wäldern (1815) bemerkt, daß ſie „weiter keine Berückſichtigung mehr verdiene“ [1]). Desſelben Dichters Silveſter gibt er (1841) zum erſtenmal vollſtändig heraus. Den Werner vom Niederrhein (1839) und Athis von Prophilias, ein nur in Bruchſtücken erhaltenes mitteldeutſches Gedicht aus dem erſten Jahrzehnd des 13. Jahrhunderts (1846), behandelt er mit derſelben gründlichen Sorgfalt, wie früher den Graf Rudolf. Am längſten aber beſchäftigt ihn fortgeſetzt Freidank. Er hatte in ſeiner Ausgabe desſelben (1834) die Vermuthung ausgeſprochen und zu begründen geſucht, Freidank ſei Walther von der Vogelweide. J. Grimm hatte (1843) die Richtigkeit dieſer Annahme bezweifelt [2]). Wilhelm ſuchte darauf, dieſelbe in ſeiner akademiſchen Vorleſung „Ueber Freidank“ (1849) noch feſter zu begründen. Einer der erſten Kenner der altdeutſchen Literatur, Wilhelm Wackernagel, trat ihm bei (1853) [3]). Ein anderer anerkannter Forſcher aber, Franz Pfeiffer, ſuchte (1855), W. Grimm's Beweisführung zu widerlegen [4]), worauf dann W. Grimm (1855) in einem zweiten Nachtrag über Freidank erwiderte. Mag man im Endergebnis W. Grimm beiſtimmen oder nicht, darüber iſt Alles einig, daß er ſeine Anſicht mit Meiſterſchaft vertreten hat [5]). — Die Aufſuchung der Aehnlichkeiten zwiſchen Freidank und Walther von der Vogelweide hatte W. Grimm

1) Konrads von Würzburg Goldene Schmiede von W. Grimm 1840, Vorr. S. VII. — 2) Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer (1843), in J. Grimm's Kleineren Schriften 3, S. 8 fg. u. S. 100 fg. — 3) W. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur, Zweite Abthlg., Basel 1853, S. 279. — 4) Zur deutschen Litteraturgeschichte. Drei Untersuchungen von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1855, S. 37 fg. Deſſen Freie Forſchung, Wien 1867, S. 163 fg. — 5) Vgl. Franz Pfeiffer a. a. O. S. 37; und Pfeiffer's Urtheil über die Treflichkeit von W. Grimm's Ausgabe des Freidank in deſſen „W. Grimm“ (1860), wieder abgedr. in Pfeiffer's Freie Forſchung (1867) S. 388.

auch auf eine nähere Erörterung ihrer Reime geführt [1]). Bei der Gründlichkeit, mit der er seine Sache betrieb, wurde er dadurch zu umfassenden Untersuchungen über den Reim veranlaßt [2]), deren Ergebnisse er in der Abhandlung „Zur Geschichte des Reims" (1850) niederlegte, einer Arbeit, die in mehr als einem Punkte zeigt, wie scheinbar kleine Dinge, mit solcher Genauigkeit und Feinheit untersucht, zu wichtigen und unerwarteten Aufschlüssen führen können [3]). Die Untersuchungen über das Metrische im Freidank selbst fanden ihren Abschluß in der neuen Bearbeitung jenes Spruchgedichts, die erst nach W. Grimm's Tod (1860) erschien. Außer den besprochenen mittelhochdeutschen Dichtungen waren es vorzüglich einige der ältesten althochdeutschen Denkmäler, womit sich W. Grimm im letzten Abschnitt seines Lebens eingehend beschäftigte und die er in seiner gründlichen Weise herausgab, nämlich die Exhortatio ad plebem christianam und die Glossae Cassellanae (1848) und die „Altdeutschen Gespräche" aus einer Vaticanischen Handschrift des neunten Jahrhunderts (1849) und einer Pariser des zehnten (1851).

Wir haben hier natürlich nur einige der wichtigsten unter den vielen kleineren Arbeiten W. Grimm's hervorheben können. Eine fortgesetzte Beschäftigung gewährte ihm das Nachsammeln zur Literatur und Geschichte der Märchen, wozu die Einleitung zu den von den Brüdern übersetzten irischen Elfenmärchen (1826) einen schönen Beitrag geliefert hatte, und das seinen Abschluß (1856) in der dritten Auflage des dritten Bandes der Kinder und Hausmärchen fand [4]). Den größten Theil seiner Zeit aber nahm im letzten Jahrzehend von W. Grimm's Leben sein Antheil am deutschen Wörterbuch in Anspruch.

---

1) Vridankes Bescheidenheit, von W. Grimm, 1834, Einleitung, S. CXXVII. — Ueber Freidank von W. Grimm 1850, S. 47 fg. — 2) W. Grimm, Zur Geschichte des Reims 1852, S. 1. 4. — 3) Ich verweise beispielsweise auf das, was W. Grimm S. 52. 89. 106 der genannten Abhandlung über die Reime der Nibelungen sagt. — 4) Vgl. o. S. 427 fg. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir auch an den irischen Elfenmärchen den Hauptantheil W. Grimm zuschreiben.

4. Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm 1852 bis 1863.

Als die Brüder Grimm im Jahr 1837 wegen ihres Festhaltens an der umgestürzten hannoverischen Verfassung ihrer Aemter entsetzt worden waren, wurde ihnen von der Weidmann'schen Buchhandlung der Antrag gemacht, ihre „unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues, großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen." „Unmuße, sagt J. Grimm, und die freiwilligste war genug da, sie wäre nimmer ausgegangen, was frommte ihrer mehr und im Ueberschwank zu bereiten? Beinahe hieß es, alte warm gepflegte Arbeiten aus dem Nest stoßen, eine neue ungewohnte und mit jenen, aller nahen Verwandtschaft zum Trotz unverträgliche, ihren Fittich heftiger schlagende darin aufnehmen. Auf deutsche Sprache von jeher standen alle unsere Bestrebungen, den Gedanken, ihren unermessenen Wortvorrath selbst einzutragen, hatten wir doch nie gehegt, und schon der mühsamen Zurüstungen sich zu unterfangen, konnte den für die Ausdauer unentbehrlichen Muth auf die Probe stellen. Aber im Vorschlag lag auch etwas Unwiderstehliches, das sich gleich geltend machte und zum Voraus allen Schwierigkeiten, den vor Augen schwebenden, wie solchen, die sich erst, wenn Hand angelegt werden sollte, erzeigen würden und die es vorauszusehen unmöglich ist, die Spitze bot. Wir erwogen und erwogen, ein unabsehbares, von keinem noch angelegtes, geschweige vollbrachtes Werk öffnete allenthalben die fernsten Aussichten. Es gab weder ein deutsches Wörterbuch, noch einer andern neueren Sprache in dem umfassenden Sinn, den wir ahnten, welchem gerade jetzt mehr als irgendwann mit treu aufgewandten Kräften Folge geleistet, mit reger Theilnahme entgegengekommen werden könnte." „Eingedenk des uralten Spruchs, daß ein Bruder dem andern wie die Hand der Hand helfe, übernahmen wir williges und beherztes Entschlusses, ohne langes Fackeln, das dargereichte Geschäft" [1]). Im Frühjahr 1838 wurde zu Kassel der Vertrag zwischen den Brüdern Grimm

1) Deutsches Wörterbuch von J. Grimm und W. Grimm, I, Sp. I fg.

und Karl Reimer abgeſchloſſen [1]). Ueber den Plan und Fortgang des Werks erſtattete im Herbſt 1846 W. Grimm Bericht auf der Verſammlung der Germaniſten zu Frankfurt am Main, die J. Grimm zu ihrem Vorſitzenden gewählt hatte. „Das Wörterbuch, ſagte er, ſoll die deutſche Sprache umfaſſen, wie ſie ſich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und ſchließt mit Goethe. Zwei ſolche Männer, welche, wie die Sonne dieſes Jahrs den edlen Wein, die deutſche Sprache beides feurig und lieblich gemacht haben, ſtehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftſteller, die zwiſchen beiden aufgetreten ſind, waren ſorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes ſollte zurückbleiben. Ich brauche nicht zu ſagen, daß die Kräfte Zweier, zumal wenn ſie über die Mitte des Lebens längſt hinweggeſchritten ſind, nicht zureichen, dieſen Schatz zu heben, kaum zu bewegen: aber ganz Deutſchland (auch hier machte das nördliche und ſüdliche keinen Unterſchied) hat uns treuen Beiſtand, manchmal mit Aufopferung geleiſtet; oft iſt er uns da, wo wir ihn nicht erwarteten, angeboten, nur ſelten, wo wir ihn erwarteten, verſagt worden" [2]). Jacob Grimm beſtimmt dann in der Vorrede zum Wörterbuch [3]) den Umfang desſelben näher dahin, daß es mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnen ſolle. Außer den gedruckten deutſchen Wörterbüchern, deren bedeutendere wir in früheren Abſchnitten beſprochen haben, ſtanden den Verfaſſern Exemplare des Friſchiſchen und des Adelungiſchen Wörterbuchs mit handſchriftlichen Zuſätzen von Joh. Heinr. Voß und des Campe'ſchen Wörterbuchs mit Eintragungen von Meuſebach zu Gebot [4]). „Neben dieſen beiden, unſerm Wörterbuch vorausgehenden und gar nicht für es angelegten Sammlungen, ſagt J. Grimm, kommt nun der weit anſehnlichere Vorrath von mannigfalten Auszügen in Betracht, die ihm unmittelbar zur Grundlage gereichen ſollten, zum Theil aus unſrer eignen, unabläſſenden Leſung der Quellen hervorgiengen, zum gro-

1) Ebend. Sp. LXVII. — 2) Verhandlungen der Germaniſten zu Frankfurt am Main — 1846, Frankf. a. M. 1847, S. 114. — 3) I, Sp. XVIII. — 4) Ebend. Sp. LXV.

ßen Theil aber durch Andere abgefaßt wurden, die wir damit beauftragt hatten, oder die sie von freien Stücken und nach eigner Wahl anboten" [1]). So sammelt sich um die Brüder ein massenhaftes Material. „Wie wenn tagelang feine, dichte Flocken vom Himmel niederfallen, sagt J. Grimm, bald die ganze Gegend in unermeßlichem Schnee zugedeckt liegt, werde ich von der Masse aus allen Ecken und Ritzen auf mich andringender Wörter gleichsam eingeschneit" [2]). Kein Wunder, daß er bisweilen „Alles wieder abzuschütteln" dachte, aber um so achtungswerther, daß er dennoch in unabläſſiger Arbeit aushielt. Das Werk sollte weder eine bloße Sammlung der noch gebräuchlichen Wörter, nach Art des Adelung'schen Wörterbuchs, noch auch ein Glossar zur Erläuterung veralteter Ausdrücke sein, sondern es sollte den ganzen Sprachschatz der letzten vier Jahrhunderte umfassen in allen seinen Verzweigungen und in der vollständigen geschichtlichen Entwickelung der Bedeutungen. „Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Worts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grund, die bei seiner Findung die erste und ursprüngliche war. Es ist sein leiblicher Bestandtheil, oft geistig überdeckt, erstreckt und verflüchtigt, alle Worterklärung, wenn sie gedeihen soll, muß ihn ermitteln und entfalten. Aufzusuchen ist er vor allem in dem einfachen Verbum und wiederum zuerst in dem starken" [3]). „Diese sinnlichen Bedeutungen anzugeben und voranzustellen, ist in dem ganzen Wörterbuch gestrebt worden, es war aber unmöglich, überall den bezeichneten Weg einzuschlagen, da es manche einfache und selbst starke Verba gibt, deren sinnlicher Gehalt nicht mehr deutlich vorliegt", und da wir von manchen Substantiven nicht mehr sicher wissen, von welchem Verbum sie abzuleiten sind [4]). Definitionen wurden meist unterlassen, statt ihrer wird die Bedeutung durch ein beigesetztes lateinisches Wort angegeben. Das Wörterbuch ist zwar für das ganze Volk. Denn „die Grammatik ihrer Natur nach ist für Gelehrte, Ziel und Bestimmung des allen Leuten dienenden Wörterbuchs sind

1) Ebend. Sp. LXVI. — 2) Ebend. Sp. II fg. — 3) Ebend. Sp. XLV. — 4) Ebend. Sp. XLVI.

neben einer gelehrten und begeisterten Grundlage nothwendig auch im edelsten Sinne praktisch“ [1]). Aber „das Wörterbuch braucht gar nicht nach platter Deutlichkeit zu ringen und kann sich ruhig alles üblichen Geräthes bedienen, dessen die Wissenschaft so wenig als das Handwerk entbehrt, und der Leser bringt das Geschick dazu mit oder erwirbt sich's ohne Mühe. Fragst du den Schuster, den Bäcker um etwas, er antwortet dir auch mit seinen Wörtern und es bedarf wenig oder keiner Deutung. Auch ist gar keine Noth, daß Allen Alles verständlich, daß Jedem jedes Wort erklärt sei, er gehe an dem Unverstandnen vorüber und wird es das nächstemal vielleicht fassen“ [2]). Darauf hin bedienen sich nun die Verfasser ohne weiteres der ganzen wissenschaftlichen Terminologie. „Bei den Philologen haben sich längst lateinische Kunstwörter eingeführt, die sogar in üblicher Abkürzung von jedermann verstanden werden und an denen ohne Nachtheil niemand ändert“ [3]). „Mit den Buchstaben m. f. n. werden die drei Geschlechter auf das einfachste bezeichnet“ [3]). Aber nicht bloß der Kunstausdrücke der lateinischen Grammatik, sondern auch der Abkürzungen, die Grimm in seine deutsche eingeführt, bedient sich das Wörterbuch: ags. (angelsächsisch), ahd. (althochdeutsch) u. s. w. Diese Abkürzungen und die der lateinischen Kunstausdrücke werden vor dem ersten Band aufgelöst, aber nicht die der althochdeutschen, mittelhochdeutschen und anderen altgermanischen Schriften, wonach z. B. O. den Otfrid, MSH die Minnesänger in der Ausgabe von Hagen bedeutet u. s. w. „Wer in diesen Fächern bewandert ist, versteht ihre Titel und Abkürzungen von selbst“, heißt es in der Einleitung [4]). Und doch sollte das Wörterbuch nicht bloß für Gelehrte sein, sondern „allen Leuten dienen“ und „im edelsten Sinne praktisch“ sein [5]). Aber „man darf nur nicht die fesselnde Gewalt eines nachhaltigen Füllhorns, wie man das Wörterbuch zu nennen pflegt, und den Dienst, den es thut, vergleichen mit dem ärmlichen eines dürren Handlexikons, das ein paarmal im Jahr aus dem Staub unter der

1) Ebend. Sp. VII. — 2) Ebend. Sp. XII. — 3) Ebend. Sp. XXXVIII. — 4) Ebend. Sp. XCI. — 5) Ebend. Sp. VII.

Bank hervorgelangt wird, um den Streit zu schlichten, welche von zwei schlechten Schreibungen den Vorzug verdiene oder die steife Verdeutschung eines geläufigen fremden Ausdrucks aufzutreiben" [1]). „Einem Uhrwerke gleich läßt sich das Wörterbuch für den Gebrauch des gemeinen Mannes nur mit derselben Genauigkeit einrichten, die auch der Astronom begehrt, und wenn es überhaupt nutzen soll, gibt es kein anderes als ein wissenschaftliches" [2]).

Die Brüder vertheilten die Arbeit in der Weise unter sich, daß jeder bestimmte Buchstaben übernahm, ohne daß der Eine dem Andren dreinreden sollte. Jacob begann mit den Buchstaben A, B, C; Wilhelm wählte D. Er hat vor seinem Abscheiden (1859) diesen Buchstaben gerade noch vollendet. Jacob hat außer den drei ersten Buchstaben auch noch E und endlich F bis zu dem Worte „Frucht" ausgearbeitet. Ueberblicken wir, was auf den 5763 deutlich, aber eng gedruckten Großoctavspalten geboten wird, so können wir ohne alle Einschränkung sagen, daß keine der lebenden europäischen Sprachen ein Werk aufzuweisen hatte, das sich dem Grimm'schen Wörterbuch an die Seite stellen ließ. Die mit Recht streng alphabetisch geordneten Wörter werden in der Weise behandelt, daß eine etymologische Einleitung den Beginn macht. Daran schließt sich in gedrängter Kürze die Vorgeschichte des Worts während des althochdeutschen und mittelhochdeutschen Zeitraums, doch nur als Eingang zu der neuhochdeutschen Entwickelung des Wortes. Diese wird dann sowohl in Beziehung auf die Gestalt, als die Bedeutung des Worts nach allen Seiten hin geboten mit der reichsten Fülle der Belege vom 15. Jahrhundert an bis auf unsere Tage. Mag man auch die Kühnheit des Etymologisierens tadeln, der sich J. Grimm in seinen alten Tagen wieder mehr hingab, als auf der Höhe seiner Forschung, so wird man doch nicht läugnen, daß unter vielem Zweifelhaften oder geradezu Verfehlten sich eine Menge treffender Etymologieen und geistvoller Vermuthungen über den Zusammenhang der Wörter findet. Ist auch die Entwickelung und Ordnung der Bedeutungen nicht immer gleich gelungen, so öffnen

1) Ebend. Sp. XIII. — 2) Ebend. Sp. XIV.

ſich doch unzählige Einblicke in die geſchichtliche Entfaltung der Bedeutungen, an die vor dem Erſcheinen des Grimm'ſchen Wörterbuchs niemand gedacht hat. Während ſo das Buch eine unſchätzbare Quelle für die Erkenntniß unſrer Sprache ſelbſt iſt, bietet es zugleich ein lexikaliſches Hülfsmittel für das Verſtändniß der älteren neuhochdeutſchen Literatur, wie wir ein ſolches in den vorhandenen deutſchen Wörterbüchern auch nicht von fern beſeſſen hatten.

Wenn nun das Grimm'ſche Wörterbuch bei dem größten Theil des deutſchen Publicums die freudige Aufnahme findet, welche die gefeierten Verfaſſer ſich verſprechen durften, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß andrerſeits auch Stimmen heftigen Tadels laut wurden. So in den Kritiken von Chr. F. L. Wurm (1852 fg.) und von Daniel Sanders (1852 fg.). Man wird den Ton, der von dieſer Seite gegen die größten Meiſter des Fachs angeſtimmt wurde, nur im höchſten Maß mißbilligen, und keinem Urtheilsfähigen wird es einfallen, die Tadler an Geiſt und Wiſſen auch nur von fern mit J. Grimm zu vergleichen. Aber dies Alles als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt, werden wir uns doch nicht verhehlen können, daß jene Angriffe ſo manches Wahre enthielten. Und je weniger wir natürlich geneigt ſein werden, die Angreifer irgendwie als ebenbürtige Gegner J. Grimm's anzuerkennen, um ſo mehr drängt ſich die Frage auf, wie es möglich war, daß eben dieſe Männer doch mehr als Eine ſchwache Seite der Grimm'ſchen Arbeit aufzufinden vermochten. Inſofern ſich's nur um Einzelheiten handelt, liegt die Antwort nahe. Denn erſtens kann ein Wörterbuch gearbeitet ſein, wie es will, ſo wird doch immer, zumal bei einer ſo maſſenhaften Literatur, wie die neuhochdeutſche, nicht ſehr viel dazu gehören, Nachträge und Verbeſſerungen zu liefern. Zweitens aber, — und hier treten wir der Hauptſache ſchon näher —, iſt es eine ganz verkehrte Anſicht, wenn man meint, Grimm hätte zeitlebens auf ein derartiges Werk hingearbeitet, ſo daß alle ſeine früheren Leiſtungen gewiſſermaßen nur Vorbereitungen zu dieſem letzten und größten Lebenswerk geweſen wären. Schon die Entſtehungsgeſchichte des deutſchen Wörterbuchs, wie wir ſie oben mit Grimm's Worten dargelegt haben, lehrt uns das Gegentheil, und

Grimm's ganze Laufbahn bezeugt, daß er ſich als Forſcher weit mehr mit den älteren germaniſchen Sprachen beſchäftigt hatte, als mit dem Neuhochdeutſchen. Der tiefere Grund aber, warum gerade das Deutſche Wörterbuch auch im Großen und Ganzen weit mehr Blößen bieten mußte, als die übrigen Hauptarbeiten Jacob Grimm's, wird ſich aus dem folgenden Abſchnitt von ſelbſt ergeben.

5. Jacob Grimm. Schluß.

Wir ſtehen am Ende des größten Forſcherlebens, das uns die ganze Geſchichte unſerer Wiſſenſchaft darbietet. Wir haben geſchildert, wie Jacob Grimm nach allen Seiten hin auf dem Gebiet der deutſchen Sprache und Alterthumsforſchung neue Bahnen gebrochen hat. Die Treue der geſchichtlichen Darſtellung fordert, daß wir uns auch über die ſchwächeren Seiten des großen Forſchers offen ausſprechen. Dieſe ſchwächeren Seiten ſtehen zu ſeinen großen Eigenſchaften in naher Beziehung. Tritt uns vor allem ſeine unvergleichliche Combinationsgabe entgegen, ſo wollen wir andrerſeits nicht läugnen, daß dieſe Combinationsgabe bei J. Grimm nicht immer das richtige Gegengewicht methodiſch prüfender Kritik gefunden hat. Wir mußten dies namentlich bei der Geſchichte der deutſchen Sprache und theilweiſe auch bei der deutſchen Mythologie zugeben. Auch bei ſeinen Etymologieen hat J. Grimm in der letzten Periode ſeines Lebens ſich öfters wieder einer allzugroßen Kühnheit überlaſſen, nachdem er in ſeiner deutſchen Grammatik mehr als irgend ein Anderer dazu beigetragen hatte, die Etymologie der Willkür zu entheben und ihr eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Grundlage zu verſchaffen.

Aber weit tiefer noch als dieſe bisweilen ungezügelte Combination greift eine andere Eigenthümlichkeit Grimm's in das Ganze ſeiner Forſchung ein. Wo es ſich um geniale Erfaſſung des Unmittelbaren, des unbewußt Naturwüchſigen handelt, da findet Grimm in der ganzen Geſchichte unſrer Wiſſenſchaft nicht ſeines Gleichen. Weit weniger aber iſt ſeine Natur auf die richtige Beurtheilung des verſtandesmäßig Reflectierten angelegt. Dies zeigt ſich insbeſondere an einer ſehr wichtigen Seite ſeiner Sprachforſch-

ung. Wir haben gesehen, wie vom Beginn unsrer Wissenschaft an die Grammatiker sich zur Aufgabe machen, die deutsche Schriftsprache festzustellen. Wie verhält sich nun Grimm zu diesen Bestrebungen? Hat er das Wesen unsrer Schriftsprache und ihren specifischen Unterschied von den Volksmundarten richtig aufgefaßt? So sehr wir Grimm verehren, können wir doch nicht umhin, diese Frage mit Nein zu beantworten. Gleich bei seinem Auftreten als Grammatiker (1819) hatte Grimm erklärt, daß er mit seinem Werk ganz aus der Reihe der bisherigen deutschen Grammatiker, als deren hauptsächlichsten er Adelung nennt, heraustreten wolle. Insofern nun Grimm hiemit die Art seiner Forschung bezeichnet, hat er diese Verheißung glänzend erfüllt. Wenn er aber dann sofort jede deutsche Sprachlehre zum praktischen Gebrauch für verwerflich, wenn er es für eine Thorheit erklärt, die „eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zu zählen", so verkennt er das Wesen der deutschen Schriftsprache. Hätte Grimm neben seinen hohen und genialen Gaben etwas mehr nüchternen Sinn für die prosaische Wirklichkeit besessen, so würden ihn seine eigenen Beweisgründe vom Gegentheil dessen überzeugt haben, was er zu beweisen denkt. Schulunterricht in der eigenen Landessprache zu ertheilen, nennt er „eine unsägliche Pedanterei, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen", und welche die meisten mitlebenden Völker durch den gesunden Blick, den sie vor uns voraus haben, nicht kennen [1]). So Grimm. In Wirklichkeit aber verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Die Griechen und Römer haben von

1) Die oft angeführte Stelle aus der Vorrede zu Gramm. I (2) S. XIX ändert an diesen Ansichten durchaus nichts Wesentliches. Die entscheidende Frage ist: Bedarf auch der Deutsche zum richtigen Gebrauch der deutschen Schriftsprache grammatischer Unterweisung oder darf er sich „eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen"? Diese Frage würde Grimm 1822 ganz so beantwortet haben, wie 1819. Denn noch 1854 (Vorr. zu Bd. I des Deutschen Wörterbuchs Sp. VII) erklärt er: „Die Grammatik ihrer Natur nach ist für Gelehrte", läugnet also Möglichkeit und Bedürfniß einer Elementargrammatik.

dem Zeitpunkt an, in welchem ſich bei ihnen eine Literaturſprache ausgebildet hat, auch ihren Kindern grammatiſchen Unterricht in der eigenen Landesſprache ertheilen laſſen. Und was „die mitlebenden Völker" betrifft, ſo iſt der grammatiſche Unterricht in der eigenen Mutterſprache bei den Franzoſen und Engländern ein weſentlicher Theil der Jugendbildung, und es genügt, darauf hinzuweiſen, daß die kleinen Schulgrammatiken, die zum Unterricht in der Mutterſprache beſtimmt ſind, bei jenen Völkern eine Unzahl von Auflagen erleben [1]). Dieſer Grundirrthum Grimm's, nur das Naturwüchſige anzuerkennen und alles Reflectierte zu verwerfen, greift tief in alle ſeine Werke ein. So lange ſich dieſe, wie die deutſche Grammatik, weit überwiegend mit den älteren germaniſchen Sprachen und nur ganz nebenbei mit den neueren beſchäftigten, blieben die Wirkungen jenes Irrthums mehr im Hintergrunde. Sobald aber Grimm mit dem Deutſchen Wörterbuch den Boden des Neuhochdeutſchen betrat und hier nicht bloß Sammlungen, ſondern auch Urtheile geben wollte, mußte die Frage thatſächlich zur Entſcheidung kommen, ob wirklich jeder Deutſche, ohne allen Unterricht in ſeiner Mutterſprache, ſich „eine ſelbſteigene, lebendige Grammatik" nennen darf, wenn es ſich um den Gebrauch der Schriftſprache handelt. Auch im deutſchen Wörterbuch noch hält Grimm an der Anſicht feſt, die Grammatik ſei nur für Gelehrte, das Wörterbuch dagegen für alle Leute [2]), auch „für den Gebrauch des gemeinen Mannes" [3]). Dabei aber trägt er kein Bedenken, ſich ohne Weiteres der grammatiſchen Terminologie zu bedienen, ohne ſich zu überlegen, daß die grammatiſchen Termini nichts als leere,

---

1) So erſchien von dem Abrégé de la grammaire française par Noël et Chapsal 1855 bereits die ſechsunddreißigſte, und von Murray's abridged english grammar 1854 die einhundertunddreiundzwanzigſte Auflage. Der Werth dieſer Bücher iſt uns natürlich hier ganz gleichgültig. Es kommt uns einzig darauf an, zu zeigen, daß das, was Grimm für eine ſpecifiſch deutſche Pedanterei hält, ſich bei den größten und praktiſchſten Kulturvölkern ganz ebenſo findet, wie bei uns. — 2) Deutsches Wörterbuch I, Sp. VII. — 3) Ebend. I, Sp. XIV.

unverſtändliche Worte für jeden ſind, der nicht wenigſtens in den Elementen der Grammatik unterrichtet worden iſt. Und wo nun Grimm ſich veranlaßt ſieht, ſelbſt grammatiſche Entſcheidungen zu geben, da ſehen wir ihn nicht ſelten den Conſequenzen ſeines Grundirrthums verfallen. Weil er nichts wiſſen will von einer neuhochdeutſchen Schriftſprache, die in den meiſten Punkten bereits grammatiſch feſtgeſtellt iſt, glaubt er ſich befugt, den anerkannten Sprachgebrauch durch vermeintlich hiſtoriſche Conſtructionen zu meiſtern [1]). Wir dürfen uns demnach der Ueberzeugung nicht länger verſchließen, daß Grimm das Weſen unſrer neuhochdeutſchen Gemeinſprache verkannt hat. Trotz manches ſchönen und ſinnigen Ausſpruchs, den er über ſie thut, behandelt er ſie doch immer wie eine rein naturwüchſige Mundart, die jeder ſo handhabt, wie es ihm in den Sinn kommt, ohne daß der Grammatiker ihm dreinreden darf. Das iſt aber unſre deutſche Gemeinſprache ſo wenig, als irgend eine Kulturſprache, zu deren Ausbildung die Schrift mitgewirkt hat. Wir brauchen nur zurückzublicken auf die Entſtehung und Entwickelung unſrer Gemeinſprache, um uns zu überzeugen, welche Rolle das Schreiben dabei geſpielt und welchen Einfluß die Grammatiker auf die allmähliche Feſtſtellung derſelben gehabt haben. Eben deshalb hat die Schule ihren Antheil an der Erlernung ihres fehlerfreien ſchriftlichen und mündlichen Gebrauchs. Wir ſind auf dieſe Frage etwas näher eingegangen, weil ſie ſowohl in wiſſenſchaftlicher, als in praktiſcher Beziehung von entſcheidender Bedeutung iſt. Haben wir uns aber einmal überzeugt, daß Grimm's Anſichten hier einer weſentlichen Umbildung bedürfen, und ſind wir gegen ſeine irrigen Annahmen geſichert, dann werden wir auch das viele Schöne und Treffende, das er über unſre jetzige Sprache ſagt, richtig würdigen. Denn darin hat er vollkommen Recht, daß

1) Vgl. z. B., wie Grimm die längſt zu Recht beſtehenden Formen der Bogen, der Braten u. ſ. f. durch die „organiſchen" Boge und Brate verdrängen zu müſſen glaubt. (J. Grimm, Von Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen (1858), in J. Grimm's Kleineren Schriften III, S. 389. Deutsches Wörterbuch II, 309. Ebend. II, 218).

die Mutterſprache nicht aus der Grammatik entſpringt. Aber während wir bei unſrer Mundart Herren unſrer Sprache ſind, greift beim Gebrauch der Schriftſprache Schule und Grammatik regelnd ein, und es iſt Aufgabe der Schule, die Grammatik ſo zu behandeln, daß das ſchriftſprachlich Richtige angeeignet wird, ohne daß durch den ſchulmäßigen Betrieb der Mutterſprache die Quellen des Sprachvermögens geſchädigt werden.

Haben wir auch ſo Manches gegen Grimm einwenden müſſen und haben wir ihm namentlich in Bezug auf das Weſen unſerer Gemeinſprache nicht beiſtimmen können, ſo ſoll uns doch dies Alles das Bild des unvergleichlichen Mannes nicht trüben und uns nicht hindern, ſeine unerreichte Größe freudig anzuerkennen. Eine ſolche Verbindung von genialer Combinationsgabe und eiſernem Fleiß, von lebendiger Phantaſie und eindringendem Scharfſinn, von ſtaunenswerther Gelehrſamkeit und ungetrübter Urſprünglichkeit der Auffaſſung iſt in der Geſchichte unſrer Wiſſenſchaft ohne Gleichen. Ein echt deutſcher Mann von tiefem, warmem Gemüth und unbeugſamem Charakter, ſo ſteht ſein Bild in unſerem Gedächtniß. Unſer Wiſſen und unſere Anſichten von der Sprache und der Dichtung, von dem Glauben und den Rechtsanſchauungen unſerer Vorfahren haben durch Grimm's Forſchungen eine neue Geſtalt gewonnen. Grimm hat uns den Sinn für unſer deutſches Alterthum wieder geöffnet und dadurch auch für die Betrachtung unſrer Gegenwart eine neue Grundlage geſchaffen.

Sechſtes Kapitel.

Die Bearbeitung der deutſchen Literaturgeſchichte.

Wir haben in einem früheren Abſchnitt den durchgreifenden Einfluß dargeſtellt, den die Häupter der romantiſchen Schule auf die geſchichtliche und künſtleriſche Auffaſſung unſerer Literatur geübt haben. Aber eine eingehende Geſchichte der deutſchen Literatur iſt nicht von ihnen geſchrieben worden. Vielmehr blieb dieſe Aufgabe

noch längere Zeit in den Händen minder begabter Geister, deren vorbereitende Thätigkeit aber nicht ohne Verdienst war. Ein Mann dieser Art war Franz Horn (geb. zu Braunschweig 1781, 1803 bis 1805 und dann wieder von 1809 an in Berlin, † 1837). Hauptsächlich angeregt durch die Romantiker wollte er doch nicht zu deren Schule gerechnet sein [1]). Fühlen wir uns auch nicht selten durch die selbstgefällige Redseligkeit und das verschrobene Wesen Horn's zurückgestoßen, so dürfen wir doch die Verdienste nicht verkennen, die er sich durch Anregung des literaturgeschichtlichen Interesses und öfters auch durch treffende Beurtheilung literarischer Erscheinungen erworben hat. So war er einer der ersten, die Uhland's Bedeutung richtig gewürdigt haben [2]). Unter Horn's Arbeiten heben wir hervor die „Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit, Berlin 1805", die „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818, Berlin 1819", und „die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, von Luther's Zeit bis zur Gegenwart", vier Bände, Berlin 1822—29. — Nicht, wie Franz Horn, von der patriotischen und religiösen, sondern von der philosophisch-aesthetischen Seite kam Friedrich Bouterwek (geb. zu Ocker bei Goslar 1766, 1797 Prof. der Philosophie in Göttingen, † 1828) zur Geschichte der deutschen Literatur. Für die umfassende „Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts", zu welcher Joh. Gottfried Eichhorn seine „Allgemeine Geschichte der Cultur und Litteratur des neueren Europa" (1796) als Einleitung schrieb, übernahm Bouterwek die „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts." Nachdem er (1801—10) die italienische, spanische, portugiesische, französische und englische Literatur in acht Bänden behandelt hatte, ließ er (1812—19) in drei weiteren die deutsche folgen. Tiefe der Auffassung darf man bei

1) F. Horn, Nachträge zu den Umrissen, Berlin 1821, S. 332. — 2) F. Horn, Umrisse, 1819, S. 257 fg. Auch Heinrich von Kleist's schöpferische Begabung erkannte Horn richtig. (Ebend. S. 153 fg.).

Bouterwek nicht ſuchen. Aber ausgebreitete Beleſenheit, wie man ſie nur an der Hand der Göttinger Bibliothek erwerben konnte, liegt ſeinem anſprechend und fließend geſchriebenen Werk zu Grunde, freilich mehr noch bei den auswärtigen Literaturen, als bei der deutſchen. Einige fleißige Sammler ſind an dieſer Stelle noch zu erwähnen, nämlich Chriſtian Friedrich Raßmann (geb. zu Wernigerode 1772, † 1831) und Karl Heinrich Jördens (geb. 1757 zu Fienſtedt im Mannsfeldiſchen, 1796 Rector zu Lauban, † 1835). Unter den zahlreichen Schriften des Letzteren nennen wir nur ſein Hauptwerk: „Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten", ſechs Bände, 1806—11.

Mit der wachſenden Kenntniß der deutſchen Literatur werden auch deren Darſtellungen immer zahlreicher. Wir können hier unterſcheiden zwiſchen ſolchen Schriften, die dem ganzen Publicum eine anſprechende Schilderung der deutſchen Literatur bieten wollen, und ſolchen, die dem eigentlichen Unterricht beſtimmt ſind. Natürlich ſind die Gränzen zwiſchen dieſen beiden Arten nicht immer ſtreng gezogen. Zu der erſten Art gehören die „Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Nationallitteratur" von Ludwig Wachler (1818) [1]). Geboren zu Gotha 1767, ſeit 1815 Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Breslau [2]), wirkte Wachler dort auf ein zahlreiches Auditorium in anregender und wohlmeinend patriotiſcher Weiſe. In dieſem Sinn hielt er auch ſeine eben genannten mehr rhetoriſchen, als ſtreng wiſſenſchaftlichen Vorleſungen über die deutſche Literatur. Dem Unterricht der reiferen Jugend beſtimmte Friedrich Auguſt Piſchon (geb. zu Kottbus 1785, † als Conſiſtorialrath zu Berlin 1857) ſeine verdienſtlichen literaturgeſchichtlichen Schriften, ſein „Handbuch der deutſchen Proſa, in Beiſpielen von der früheſten bis zur jetzigen Zeit", (Erſter Theil 1818), ſeine Denkmäler der deutſchen Sprache (1838 fg.) und ſeinen „Leitfaden zur Geſchichte der deutſchen Literatur" 1830 [3]). Ebendahin gehört das „Handbuch der deutſchen Sprache und Litteratur" von J. G.

1) Zweite Aufl. 1834. — 2) † 1838. — 3) Dreizehnte verm. Aufl., bearb. von K. J. H. Palm, 1868.

Kunisch (in Breslau), drei Theile 1822—24, und die „Geschichte der deutschen National-Litteratur" von Karl Herzog (in Jena) 1831. Auch sind hieher zu rechnen die Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Litteratur von Armin Guden, 1831, und die fleißigen „Synchronistischen Tabellen zur vergleichenden Uebersicht der Geschichte der deutschen National-Literatur" von Karl Eitner (in Breslau) 1842—56.

In die Klasse der Lehrbücher gehörte ursprünglich auch der „Grundriß zur Geschichte der deutschen National-Litteratur. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen von August Koberstein, Leipzig 1827." Aber mit der Zeit erhob sich dies Buch weit über seine erste Anlage. August Koberstein, geb. 1797 zu Rügenwalde in Pommern studierte Philologie auf der Universität Berlin und wurde dann 1820 Adjunkt und 1824 Professor an der Landesschule zu Pforta. Fast fünfzig Jahre wirkte er an dieser Anstalt als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in segensreicher Weise, indem er namentlich auch die ältere deutsche Sprache und Literatur auf gründliche Art in den Bereich seines Unterrichts zog. Er starb am 8. März 1870 zu Kösen. Sein Hauptwerk, der eben genannte Grundriß, hatte bei seinem ersten Erscheinen nur 299 Seiten, in seiner vierten „durchgängig verbesserten und zum größten Theil völlig umgearbeiteten Ausgabe" (1847—66) aber ist er zu drei stattlichen Bänden von zusammen 3388 Seiten angewachsen. Bei weitem den meisten Raum nehmen die reichhaltigen Anmerkungen ein, die in ihren trefflich gewählten Belegstellen ein wahres Schatzhaus für die Geschichte der deutschen Literatur bilden. Aber auch die Sprache und insbesondre die Metrik zieht Koberstein in den Bereich seiner Darstellung. Koberstein war in jüngeren Jahren vorzüglich angeregt worden durch Ludwig Tieck's Schriften. Auch späterhin bewahrte er dem geistvollen Dichter, dessen fesselnde Persönlichkeit einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, ein liebevolles Andenken [1]). Doch ließ er sich dadurch in der

1) Vgl. Koberstein's Brief an Tieck vom 14. Nov. 1839 in: Briefe an Ludwig Tieck, her. von Holtei, Bd. II, Breslau 1864, S. 181 fg.

Folgezeit von einer ſtrengen Beurtheilung der romantiſchen Schule nicht abhalten, während er andrerſeits auch die bedeutenden Seiten der Romantiker eingehend würdigte.

Auf Koberſtein's Grundriß folgte, der Zeit des Erſcheinens nach, ein Werk, das es nicht auf ein Lehrbuch, ſondern auf eine kunſtgerechte Geſchichte der deutſchen Dichtung abgeſehen hatte und zu dieſem Ziele einen in dieſer Weiſe noch nicht verſuchten Weg einſchlug: Die „Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen von G. G. Gervinus.“ Georg Gottfried Gervinus, geb. am 20. Mai 1805 zu Darmſtadt, beſuchte das dortige Gymnaſium, wurde dann zum Kaufmann beſtimmt, verließ jedoch dieſe Laufbahn und bezog 1824 die Univerſität zu Gießen, Oſtern 1825 die zu Heidelberg. Hier wurde er durch Friedr. Chriſtoph Schloſſer für die hiſtoriſchen Studien gewonnen. 1830 habilitierte er ſich an der Univerſität Heidelberg, 1836 folgte er einem Ruf an die Univerſität Göttingen als Ordentlicher Profeſſor der Geſchichte und Literatur. Aber am 14. Dec. 1837 wurde er ſeiner Stelle entſetzt und des Landes verwieſen, weil er mit ſechs ſeiner Collegen ſich muthig und offen gegen den Verfaſſungsbruch des Königs Ernſt Auguſt von Hannover erklärt hatte. Er lebte ſeitdem wieder in Heidelberg, wo er 1844 zum Honorarprofeſſor ernannt wurde. Nachdem er ſich ſchon immer als Schriftſteller im liberalen und nationalen Sinn eifrig an der deutſchen Politik betheiligt hatte, rief ihn das Jahr 1848 nach Frankfurt erſt als Vertrauensmann der Hanſeſtädte beim Bundestag, dann als Mitglied der Nationalverſammlung. Aber ſchon im Auguſt 1848 trat er aus dieſer aus, gieng im December desſelben Jahres nach Italien und lebte dann wieder ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten in Heidelberg [1]).

Wir haben es zwar hier zunächſt nur mit Gervinus umfaſſendem Werk über die poetiſche Nationalliteratur der Deutſchen zu thun, deſſen fünf Bände in den Jahren 1835 bis 42 erſchienen, und dem er in der „vierten gänzlich umgearbeiteten Ausgabe“ [2]) (1853) den Titel

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) VI, 943 fg. — 2) Ich bemerke, daß

gab: „Geschichte der deutschen Dichtung.“ Aber um dies Werk richtig zu würdigen, müssen wir einen Blick werfen auf dessen Stellung in Gervinus ganzer Thätigkeit. Das, was den Sinn dieses bedeutenden Mannes vor allem anzieht, ist der Staat. Dem öffentlichen Leben, der politischen Entwickelung der Völker ist sein Forschen und sein Darstellen in erster Linie gewidmet. Von der politischen Geschichte kommt er her, und zu dieser kehrt er nach Vollendung seiner großen literaturgeschichtlichen Arbeiten auch wieder zurück. Aber als ein hochgebildeter Mann und als ein Schüler und Verehrer Schlosser's weiß er den Werth, den die schöne Literatur sowohl an sich, als im Leben der Völker hat, wohl zu würdigen. Sein historischer Blick sagt ihm zugleich, daß die Entwickelung der deutschen Dichtung mit dem Höhepunkt, den sie auf der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts in Goethe und Schiller erreicht, einen gewissen Abschluß gefunden hat, und so wählt er sich die Geschichte dieser Dichtung als einen würdigen und in sich abgerundeten Gegenstand zu einer umfassenden und kunstgerechten historischen Darstellung. Die deutsche Dichtung ist ihm aber nichts Vereinzeltes, sondern sie ist nur ein Abschnitt der großen Gesammtentwickelung, welche das geistige Leben der Menschheit genommen hat. „Bei den Griechen allein, sagt er, war die Dichtung, wie alle Kunst, von keiner Religion, von keinem Stande und keiner Wissenschaft eingeengt, nur da konnte sie ihre edelsten Kräfte im vollsten Maße entwickeln, nur da Sitten, Glauben und Wissen gestalten und für alles echte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetzgebend werden. Dieser Höhepunkt war erreicht, als die homerischen Gedichte ihre letzte Gestaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunst noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiser als den Sophokles erklärte, war die griechische Dichtung auf der gefährlichsten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen stets überwiegenderen Einfluß, den die Einwir-

es nur bei den drei ersten Bänden heißt: „gänzlich umgearbeitete“, bei den beiden letzten aber „verbesserte Ausgabe.“

kung der philoſophiſchen Schulen und die Verpflanzung der ſchönen Literatur unter die praktiſchen und materiellen Römer nährte und ſteigerte. Dies geſchah, als das Chriſtenthum gepredigt ward, das dem Menſchen eine neue innere Welt des Gemüthes erſchloß. Das Mittelalter fiel dann in einen ſchneidenden Gegenſatz gegen die Zeiten des Alterthums. Die reife und volle Bildung des Geiſtes gieng verloren; Gefühle, Einbildungskraft, Verſtand erhielten eine getrennte, einſeitige Pflege; dies führte in allen Zweigen der geiſtigen Thätigkeit, in Religion, in Wiſſenſchaft und Staat zu den ſeltſamſten Verirrungen; die Aufgabe der neueren Zeit war dann, aus dieſen Verirrungen zu einer geſunden und harmoniſchen Thätigkeit des Geiſtes und ſeiner einzelnen Kräfte zurückzuführen" [1]). — „Es iſt ein einziger großer Gang zu der Quelle der wahrhaften Dichtkunſt zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutſchen begleiten, oft überholen, am Ende aber eine nach der andern zurückbleiben. Italiener, Spanier, Franzoſen und Engländer blieben auf dieſem Wege in verſchiedener Weiſe bei der griechiſch-römiſchen oder bei der alexandriniſchen Bildung haften; die Deutſchen allein ſetzten den ſteileren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur ſchönſten Blütezeit griechiſcher Kunſt und Weisheit zurück. Goethe und Schiller führten zu einem Kunſtideal zurück, das ſeit den Griechen niemand mehr als geahnt hatte. Je weiter ſie darin gediehen, deſto unverholener ward bei zwar ſteigender Selbſtändigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunſt, bei ſteigendem Selbſtgefühl in ihrer Umgebung, ihre ehrfürchtige Beſcheidenheit den Alten gegenüber. Sie leiteten mit Bewußtſein auf die Vereinigung des Reichthums der Neueren an Gefühlen und Gedanken mit der Form der Alten, und dies eben war der Punkt, nach deſſen Erreichung bei den Griechen die Kunſt ausgeartet war" [2]). Dies iſt die eine Gedankenreihe, die wir nicht aus dem Auge verlieren dürfen, wenn wir die Entwickelungen und Urtheile in Gervinus' Geſchichte der deutſchen Dichtung richtig verſtehen wollen.

1) Gervinus, Geſch. der deutſchen Dichtung (4) I, 9 fg. — 2) Ebend. S. 10.

Dazu aber müssen wir noch eine andere fügen. Im Anschluß an Aristoteles findet Gervinus in der Dichtkunst nur die Gattungen des Epos und des Dramas zu beachten. Die lyrische Poesie ist wie die didaktische, nur eine „Nebengattung." „In der lyrischen Poesie muß jeder, der die Geschichte der Dichtung kennt, Rhapsodie und Romanze als die historischen Anfänge und Wurzeln von Epos und Drama ausscheiden. Dann bleibt nichts Wesentliches übrig als die musikalische Lyrik, die in allen einfachen ungekünstelten Zeiten mehr der Musik zugetheilt wird als der Poesie, weil jene die Hauptsache darin ist" [1]). In jenen beiden allein zu beachtenden Gattungen nun haben die Griechen im Epos, die Engländer im Drama das Höchste erreicht. „Homer hat im Gebiete der Dichtung die Rolle des prophetischen Offenbarers gespielt, und mit entschiednerer Wirksamkeit, als vielleicht irgend ein anderer Prophet im Gebiete der Religion. Wenn man auch seine Spuren aus Schwäche und Verkehrtheit vielfach verließ, so wagte man niemals sein geheiligtes Ansehn und die ewige Gültigkeit seiner Gesetze anzutasten oder zu bezweifeln" [2]). Und Shakespeare „sieht jeder, der ihn für sich, und neben ihm die Geschichte der Dichtung in ihrem ganzen Umfange kennt, im Mittelpunkte der neueren dramatischen Literatur auf der Stelle stehen, die Homer in der Geschichte der epischen Poesie einnimmt, als den offenbarenden Genius der Gattung, dessen Bahn und Weise nie ungestraft verlassen werden kann" [3]). Shakespeare's Verherrlichung hat deshalb auch Gervinus (1849) sein zweites literaturgeschichtliches Hauptwerk gewidmet.

So bietet das Höchste aller Zeiten, was auf dem Gebiet der Dichtung geschaffen worden ist, Gervinus den Maßstab zur Beurtheilung der einheimischen Erzeugnisse. Vor allen sind ihm die Griechen, wie uns ihr Verständnis durch Winckelmann und Goethe, durch F. A. Wolf v. W. von Humboldt aufgeschlossen worden ist, der Kanon der Kunst und Dichtung. Auf dieser Grundlage schil-

1) Gervinus, Grundzüge der Historik, Leipz. 1837, S. 56. — 2) Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung (4) I, 350. — 3) Gervinus, Shakespeare (2) I, S. 3.

dert er uns mit ſtaunenswerther Beleſenheit die Entwickelung der deutſchen Literatur von den älteſten Zeiten bis in den Anfang unſeres Jahrhunderts.

So ſehr ſich übrigens Gervinus beſtrebt, allen Erſcheinungen hiſtoriſche Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo gelingen ihm doch natürlich die Partieen am beſten, die ſeine ganze Sympathie für ſich haben. Ich erinnere beiſpielsweiſe an ſo manche meiſterhafte Schilderung aus der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. In manchen anderen Theilen, ſo bei der Literatur des 17. Jahrhunderts, weiß er aus einem weitſchichtigen und wüſten Material lehrreiche Blicke in die Bildung des Zeitalters zu gewinnen. Sehr eigenthümlich iſt ſein Verhältnis zu unſrer mittelalterlichen Dichtung. Wir müſſen uns hier vor allem erinnern, daß Gervinus (1835) einer der erſten war, die eine wiſſenſchaftliche Darſtellung unſrer alten Dichtung unternommen haben, und daß er an dieſe Darſtellung nicht von Seite germaniſcher Sprachſtudien, ſondern verſunken in die Welt der alten Griechen herankam. Wir werden es dann höchſt anerkennenswerth finden, daß ſein hiſtoriſcher Sinn ſich den Denkmalen unſrer alten Literatur ſo weit zu nähern gewußt hat, wie wir es in ſeinem Werke ſehen. Auch läßt ihn ſein an den Griechen gebildetes Urtheil das Bedeutende und Geſunde ſicher herausfinden, wie dies namentlich ſeine Hervorhebung Walther's und der Nibelungen zeigt. Andrerſeits aber gelingt es ihm nicht, ſich in die Art und Weiſe unſrer deutſchen Dichtung völlig zu verſetzen und ſie von innen heraus in ihrer eignen Kraft und Schönheit zu erfaſſen. Statt ſie zu nehmen, wie ſie iſt, läßt er ſich überall zu ſehr von dem Streben beherrſchen, nachzuweiſen, daß unſre alte Poeſie doch bei weitem nicht zu der Vollendung gelangt iſt, wie die der Griechen. Daran zweifelt aber ohnehin kein Mann von Einſicht; nur daß er das, was Gervinus hier unſrer altdeutſchen Poeſie gegenüber ſo ſcharf betont, auf die Dichtung aller Völker und Zeiten anwenden wird. Denn wo findet ſich denn überhaupt eine Dichtung, die ſich an innerer Harmonie und Vollendung mit der griechiſchen meſſen könnte?

Auch bei ſeiner Geſchichte der deutſchen Dichtung ſtand Gervi-

uns ein politisches Ziel vor Augen. „Unsere Dichtung, sagt er, hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist. Ich, so viel an meinen kleinen Kräften gelegen ist, ich folge dieser Mahnung der Zeit. Von mir wird man es nach diesem Werke glauben, daß Sinn und Liebe für Kunst und Dichtung mit meiner ganzen Existenz verwachsen ist, und ich werde es wohl, ohne der Prosa beschuldigt zu werden, sagen dürfen, daß uns die inneren Nöthigungen unserer Zustände anrathen, uns fürderhin mit dem Genusse unserer alten Poesien zu begnügen, die ermattete Produktionskraft auf einen anderen Boden zu verpflanzen, wo sie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate zugleich verbinden können, lieber jenes aufzugeben, als dieses“ [1]). Aus diesen Worten der im Jahr 1840 geschriebenen Widmung an Dahlmann tritt uns der tüchtige Mann und der eifrige Politiker entgegen. Zugleich aber zeigen sie uns die schwächere Seite des ganzen Werks, das die Poesie viel zu sehr als eine Angelegenheit des staatlichen Lebens und viel zu wenig als ein Bedürfnis des inneren Menschen behandelt. Hiemit aber steht ein anderer Umstand in naher Beziehung. Wir wollen es durchaus nicht tadeln, daß Gervinus die Poesie, wie die Musik und alle Künste auf die Wirkung hin prüft, die sie auf das Staatsleben haben. Wir freuen uns vielmehr des männlichen Tons, in welchem er dies in seinem Shakespeare und in seiner Geschichte der deutschen Dichtung thut. Aber das Band, das den Staat mit der Poesie verknüpft, ist die Volksthümlichkeit, wie sie sich in der ganzen geistigen Anlage des Volkes und vor allem in seiner Sprache ausprägt. Dieser Angelpunkt der ganzen Frage tritt bei Gervinus viel zu sehr in den Hintergrund. — Ich bin bei dem Werk von Gervinus, seiner hervorragenden Bedeutung entsprechend, länger

1). Gervinus, Neuere Geschichte der poetischen National-Lit. der Deutschen, I, Leipz. 1840, S. VII.

verweilt. Eben dieſer Bedeutung wegen habe ich nicht unterlaſſen, meine abweichende Ueberzeugung unumwunden auszuſprechen. Aber ich bin weit entfernt, den hohen Werth dieſes in ſich geſchloſſenen und nach den verſchiedenſten Seiten hin fruchtbar anregenden Werkes zu verkennen.

Man kann ſich kaum einen größeren Gegenſatz denken, als den zwiſchen Gervinus' eben beſprochenem Werk und Vilmar's Geſchichte der deutſchen National-Literatur. Dort eine Strenge der Kritik, die uns öfters verletzt; hier eine kindlich gläubige Aufnahme des dargebotenen Schönen, die uns hin und wieder das richtige Maß der Beurtheilung vermiſſen läßt. August Friedrich Chriſtian Vilmar, geb. 1800 zu Solz in Kurheſſen, ſtudierte Theologie zu Marburg und wurde nach mannigfachen anderen Verwendungen 1833 Director des dortigen Gymnaſiums. 1850 wurde er als Conſiſtorialrath nach Kaſſel berufen, kehrte aber 1855 als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Marburg zurück [1]) und ſtarb daſelbſt im J. 1868. Mit Vilmar's politiſchen und kirchlichen Händeln haben wir hier nichts zu thun. Wer ſie kennt, der wird ſich um ſo mehr über den unbefangenen und für alles Schöne empfänglichen Sinn freuen, der in Vilmar's Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur herrſcht. Entſtanden aus Vorleſungen, die der Verfaſſer im Winter 1843/44 vor einem größeren Kreiſe in Marburg hielt, verbindet dies (1845 zuerſt erſchienene) [2]) Buch gründliche Sachkenntnis mit einer höchſt anmuthigen Darſtellung und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Theilnahme an unſrer alten Dichtung zu verbreiten.

In demſelben Jahrzehnd, wie Vilmar, begann (1848) W. Wackernagel ſeine gediegene Geſchichte der deutſchen Literatur, von der wir ſchon in einem früheren Abſchnitt geſprochen haben und von der wir hier nur hervorheben wollen, daß ſie in meiſterhafter Weiſe die fortlaufende Erzählung mit den Erforderniſſen des Lehrbuchs zu vereinigen weiß und nicht bloß die Poeſie, ſondern

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) XV, 132 fg. — 2) Zwölfte Auflage 1868.

auch die Proſa mit der gründlichſten Kenntnis ſowohl der Sprache, als der Literatur eingehend behandelt. — Das folgende Jahrzehnd brachte uns (1856 fg.) Karl Goedeke's „Grundriß der Geſchichte der deutſchen Dichtung aus den Quellen". Karl Goedeke, geb. zu Celle 1814, ſtudierte in Göttingen Philologie in jener Zeit, in welcher dort die Brüder Grimm im Verein mit Benecke, Otfried Müller, Ewald, Dahlmann und Gervinus die philologiſchen und hiſtoriſchen Studien vertraten. Er lebte dann in Celle, Hannover und ſeit 1859 in Göttingen [1]). Nachdem er einzelne Theile der deutſchen Literatur, — Deutſchlands Dichter von 1813 bis 1843 (1844), Elf Bücher deutſcher Dichtung von Sebaſtian Brant bis auf die Gegenwart (1849), deutſche Dichtung im Mittelalter (1854) —, bearbeitet hatte, ließ er (ſeit 1856) ſeinen Grundriß folgen. Die Aufgabe, die er ſich hier ſtellt, bezeichnet er als „weſentlich dieſelbe, die Koch [2]) ſich geſtellt und für ſeine Zeit in ausgezeichneter Weiſe gelöſt hatte" [3]), und, fügen wir hinzu, es iſt Goedeke gelungen, dieſe Aufgabe in noch vorzüglicherer Weiſe für unſre Zeit zu löſen, als ſie Koch für die ſeinige gelöſt hatte. Die Anordnung gewährt einen ſicheren Ueberblick, die gedrungenen Paragraphen faſſen alles Hauptſächliche klar zuſammen, und die überaus reichhaltigen literariſchen Nachweiſungen machen das Buch jedem, der ſich mit dem Studium der deutſchen Literatur beſchäftigt, geradezu unentbehrlich. In der Beurtheilung der einzelnen Literaturperioden geht der Verfaſſer ſelbſtändig ſeinen eigenthümlichen Weg. Er ſieht die deutſche Literatur fortwährend von fremden Einflüſſen irregeleitet. „Der Kampf mit dieſen fremden Elementen macht das bewegende Leben in der Literatur aus." Nur einmal iſt es gelungen, das fremde Element ſich völlig anzueignen, im Zeitalter der Reformation. „Auch die Reformationszeit ſtand unter dem Einfluſſe fremder Bildung, aber ſie wußte ſich derſelben wie ureigner zu bemächtigen. Sie gewährt durch die über das ganze Volk verbreitete dichteriſche Thätigkeit, die durchgängig einen einheitlichen Charakter aufweiſt, zum erſten und letzten Male das Bild einer volksmäßigen Dich-

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11). — 2) 1790—98. S. o. S. 288. — 3) Goedeke, Grundriſz Vorw. S. VII.

tung, die nur weil äußere geſchichtliche Hemmungen eintraten, ſich nicht zur Vollendung durcharbeiten konnte." Die Geſchichte der „kirchlichen Volksdichtung" „von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege" bildet deshalb auch den reichhaltigſten Abſchnitt des ganzen Werks. Doch iſt den übrigen Theilen dieſelbe gewiſſenhafte Sorgfalt zugewendet, und namentlich bietet die Darſtellung Goethe's und Schiller's eine muſterhafte Verbindung literaturgeſchichtlicher Schilderung und bibliographiſcher Sorgfalt. —

Einen anderen Weg, als die bisher Beſprochenen, ſchlug Heinrich Kurz (geb. von deutſchen Eltern zu Paris 1805, ſeit 1839 Profeſſor an der Kantonsſchule zu Aarau) [1]) ein, um das „größere Publicum" mit der Geſchichte der deutſchen Literatur bekannt zu machen. Er fügte nämlich in ſeine Darſtellung umfangreiche Proben der geſchilderten Schriftſteller ein, ſo daß ſeine „Geſchichte der deutſchen Literatur" (1851 fg.) [2]) zugleich eine reichhaltige Auswahl aus den Erzeugniſſen der Literatur bietet. Mit umfaſſender Literaturkenntnis verbindet Kurz geſundes Urtheil und eine anziehende und lebendige Darſtellung. Sein politiſcher Standpunkt iſt der demokratiſche. Unter den übrigen Geſchichten der deutſchen Literatur erwähnen wir noch das „Handbuch der deutſchen Literaturgeſchichte" von Ludwig Ettmüller (1847), das auch die angelſächſiſchen, altſkandinaviſchen und mittelniederländiſchen Schriftwerke umfaßt; die „Geſchichte der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen" von Karl Leo Cholevius, Oberlehrer am Kneiphöfiſchen Stadtgymnaſium in Königsberg (1854); und die Schriften von Joſeph von Eichendorff (1856) [3]) und von Wilhelm Lindemann (1865) [4]), welche die Geſchichte der deutſchen Literatur aus dem katholiſchen Geſichtspunkt darſtellen [5]).

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) IX, 137. — 2) Fünfte Aufl. 1869. — 3) Zweite Aufl. 1861. — 4) Zweite Aufl. 1869. — 5) Es kann hier nicht unſere Aufgabe ſein, die große Menge der bald kürzeren, bald ausführlicheren Geſchichten der deutſchen Literatur zu verzeichnen. Wir nennen nur noch die Schriften von J. W. Schäfer, K. F. Rinne, O. Roquette, G. H. F. und Ferd. Scholl, W. Buchner, W. Pütz, Werner Hahn, O. Lange, K. G. Helbig, Ferd. Seinecke, H. Kluge.

Dürften wir auch solche Werke in unseren Bereich ziehen, in denen die Geschichte der deutschen Literatur nur einen Theil eines größeren Ganzen bildet, so müßten wir hier noch die Schriften von Rosenkranz, Gräsſe, Johannes Scherr und Anderen besprechen. Aber wir dürften dann auch die Werke nicht ausschließen, in denen die Darstellung der Literatur in die politische Geschichte verflochten wird, wie in F. Chr. Schlosser's epochemachenden Schriften, und ebenso wenig die, welche in systematischer Form das Wesen der deutschen Poesie zu ergründen suchen, wie dies Solger, Hegel, Vischer, Carriere und Andere in ihren Darstellungen der Aesthetik thun, und dies würde uns weit über die uns gesteckten Gränzen hinausführen.

Gehen wir nun über zu den Schriften, die sich mit einzelnen Theilen der deutschen Literaturgeschichte befassen. Es kann da natürlich nicht unsere Aufgabe sein, ein vollständiges Verzeichnis all der zahllosen größeren und kleineren Arbeiten zu liefern, die sich mit literaturgeschichtlichen Fragen beschäftigen. Worauf es uns ankommt, wird vielmehr nur sein, einen Einblick in die umfassende und weitverzweigte Thätigkeit zu geben, die auf diesem Gebiete herrscht. Beginnen wir mit den Arbeiten, die sich auf die älteren Perioden unserer Literatur beziehen, so haben wir vor allem auf das zurückzuverweisen, was wir in frühern Abschnitten bereits erwähnt haben. Ein großer Theil der Arbeiten der Brüder Grimm und ihrer Genossen gehört ja der Erforschung unsrer alten Literatur an, und insbesondere sind hier noch einmal die Schriften Ludwig Uhland's hervorzuheben. Anderes wieder behalten wir dem folgenden Kapitel vor, worin wir einen Ueberblick über die neuere Entwickelung der germanischen Philologie geben werden. Wir begnügen uns deshalb, an dieser Stelle dem anderwärts Gesagten nur noch Folgendes hinzuzufügen. In die ältesten Zustände unserer Poesie sucht K. Müllenhoff in seiner Abhandlung de antiquissima Germanorum poesi chorica (1847) einzudringen. Ueber den Ursprung der deutschen Literatur handelte (1864) W. Scherer. Derselbe gab einen gründlichen Beitrag zur Geschichte der althochdeutschen Literatur in seinem „Leben Willirams" (1866). Die

„Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter" hatte ſchon 1830 vom Standpunkt der Hegel'ſchen Philoſophie K. Roſenkranz geſchrieben.

Die Einzelforſchungen zur Geſchichte unſerer mittelalterlichen Poeſie können wir eintheilen nach den Gebieten der Epik, der Lyrik und des Dramas. Die Erforſchung unſrer einheimiſchen Heldendichtung behalten wir dem nächſten Kapitel vor. Zur übrigen erzählenden Poeſie erwähnen wir A. F. C. Vilmar's Schrift über die Weltchronik des Rudolf von Ems (1839), Franz Pfeiffer's Nachweis über die romaniſche Quelle von Lamprecht's Alexander (1856) und Jul. Zacher's Unterſuchungen über die Alexanderſage (1859 fg.), dann K. Bartſch's Unterſuchungen über Karlmeinet (1861), Albrecht von Halberſtadt (1861) und Herzog Ernſt (1869), endlich A. Schulz' (San Marte's) mannigfache Bemühungen um Wolfram von Eſchenbach (1836 fg.). — Für die Lyrik iſt hervorzuheben Ferdinand Wolf's gründliches Werk über die Lais, Sequenzen und Leiche (1841), dann Franz Pfeiffer's eindringende Unterſuchungen über Walther und Freidank (1855). Außerdem führen wir beiſpielsweiſe noch an die Arbeiten von Max Rieger (1863), R. Menzel (1865) und K. Lucae (1867) über Walther von der Vogelweide, die von R. v. Liliencron über Neidhart (1848), die von K. Meyer über Reinmar von Zweter (1866), und die von W. Scherer über Spervogel (1870). — Ueber das Drama des Mittelalters und das ſich daran anſchließende Volksſchauſpiel der neueren Zeit ſchrieben Guſt. Freytag, Adolf Pichler, K. Haſe, Em. Weller, H. Holland, H. Reidt. — Wir haben nun noch einige Schriften anzuführen, die ſich nicht mit beſtimmten Gattungen der Poeſie, ſondern mit dem Antheil einzelner Landſchaften an der altdeutſchen Poeſie beſchäftigen. So der Vortrag K. Weinhold's über den Antheil Steiermarks an der deutſchen Dichtkunſt des 13. Jahrhunderts (1860), die Arbeiten von Ignaz Zingerle über Tirol, und die Geſchichte der altdeutſchen Dichtkunſt in Bayern von H. Holland (1862) [1]). Schließlich nennen wir hier

1) Dahin gehört auch das begonnene Werk von Joſ. G. Toscano del

noch ein Werk, das ohne die Poesie zum Gegenstand zu haben, doch tiefe Blicke in das Wesen und die Entwickelung der altdeutschen Dichtung thun läßt, nämlich K. Weinhold's schönes Buch über die deutschen Frauen im Mittelalter (1851).

Die Geschichte der ganzen neuhochdeutschen Literatur, vom Ausgang des 15. oder vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, ist fast nur in der Geschichte der gesammten deutschen Literatur behandelt worden. Einen gründlichen Anfang zu einer solchen Arbeit bilden die allgemeinen Einleitungen und die biographischen Mittheilungen in K. Goedeke's schon erwähnten „Elf Büchern deutscher Dichtung" (1849) [1]. Von Martin Opitz an stellt O. F. Gruppe (geb. zu Danzig 1804, seit 1825 in Berlin) die Geschichte der deutschen Poesie in „Leben und Werke deutscher Dichter" [2] (1864 fg.) mit vielseitig gebildetem Geschmack dar. Insbesondere richtet er sein Augenmerk auf die durch Opitz neu begründete Form der deutschen Poesie und die spätere Erfüllung dieser Form mit einem echt poetischen Inhalt.

So Wenige bis jetzt die Geschichte der ganzen neuhochdeutschen Literatur oder auch nur die der Poesie der letzten drei Jahrhunderte zum Gegenstand besonderer Werke gemacht haben, so zahlreich sind die Darstellungen der deutschen Literatur des 18. u. 19. Jahrhunderts. Diese allerdings sehr lockende Periode unserer Literaturgeschichte ist in den mannigfaltigsten Beziehungen und von den verschiedensten Standpunkten aus bearbeitet worden. Aber eben weil sich hier Gegenstand und Verfasser so nahe berühren, daß sich's oft weniger um Forschung, als um Ansichten und Standpunkte handelt, gehören diese Arbeiten häufig mehr der Geschichte der Literatur und unserer politischen Entwickelung, als der Geschichte der wissenschaftlichen Forschung an. Jedenfalls lassen sich die Schriften

Baumer über Oestreich (1849) und der Anfang von A. Kahlert's Schrift über Schlesien's Antheil an der deutschen Poesie (1835). — 1) Einzelne Gattungen hat in einer Auswahl mit biographisch-literarischen Notizen bearbeitet Ignaz Hub. So „die deutsche komische und humoristische Dichtung seit Beginn des XVI. Jhs." (1855) u. A. — 2) Bd. I—IV, München 1864—1868.

dieſer Art nur dann richtig würdigen, wenn man zugleich die Wandlungen unſrer politiſchen Verhältniſſe eingehend ſchildern kann. So lockend nun eine ſolche Aufgabe ſein würde, ſo müſſen wir ihr doch an dieſer Stelle entſagen und uns begnügen, die wichtigſten hieher gehörigen Erſcheinungen mit wenigen Worten vorzuführen. Gleich am Eingang ſteht Wolfgang Menzel's (geb. 1798 zu Waldenburg in Schleſien, ſeit 1825 als Schriftſteller in Stuttgart lebend) viel beſprochene „Deutſche Literatur" (1827, zweite vermehrte Auflage 1836), die man ebenſo, wie ſeine ſpäter (1858—59) erſchienene „Deutſche Dichtung von der älteſten bis auf die neueſte Zeit", und alle Schriften Menzel's nicht als wiſſenſchaftliche Leiſtungen, ſondern als Ergüſſe einer raſtloſen politiſch-patriotiſchen Agitation betrachten muß. — Wir überlaſſen auch die literaturgeſchichtlichen Beſtrebungen Heine's, Laube's, Gutzkow's, Theod. Mundt's, Herm. Marggraff's u. ſ. w. und ebenſo die Ruge's und Echtermeyer's der politiſchen und literariſchen Geſchichte jener Tage und wenden uns ſogleich zu einem Werke, das die Geſchichte der neueren deutſchen Literatur in wiſſenſchaftlichem Zuſammenhang darſtellt: Julian Schmidt's Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod. Julian Schmidt, geb. 1818 zu Marienwerder, ſtudierte 1836—40 auf der Univerſität Königsberg Philologie und Geſchichte. Nachdem er ſeit 1842 als Lehrer an der Luiſenſtädtiſchen Realſchule in Berlin gewirkt hatte, überſiedelte er 1847 nach Leipzig als Mitherausgeber der „Grenzboten", deren Eigenthum er 1848 gemeinſam mit ſeinem Freund Guſtav Freytag erwarb. 1861 kehrte er wieder nach Berlin zurück [1]). — Will man die Leiſtungen Julian Schmidt's richtig beurtheilen, ſo muß man vor allem die verſchiedenen Zeiten dieſes redlich fortarbeitenden Schriftſtellers gehörig unterſcheiden. So hat er ſein erſtes größeres Werk: Geſchichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution (1850), ſpäter ſelbſt preisgegeben [2]). Aber auch ſein Hauptwerk iſt erſt

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) XIII, 298 fg. — 2) S. den Brief an Freytag vom 31. Oct. 1855 in der Vorr. zum 3. Bd. der Geſchichte der deutſchen Lit. im neunzehnten Jahrh. (1855) S. XI.

allmählich das geworden, als was es uns jetzt vorliegt. Aus einer Reihe kritiſcher Artikel, die er in den Grenzboten veröffentlicht hatte, bildete der Verfaſſer ſeine „Geſchichte der deutſchen Literatur im neunzehnten Jahrhundert“ (2 Bände 1853). Schon die zweite Auflage (3 Bände 1855) durfte ſich eine „durchaus umgearbeitete“ nennen. Später griff dann der Verfaſſer bis auf das Jahr 1781 zurück und gab der vierten Auflage den Titel: Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod. Auch die fünfte Auflage (1866. 67) war wieder eine „durchweg umgearbeitete.“ So hatte ſich das Buch immer weiter von ſeinem journaliſtiſchen Urſprung entfernt und zu einem hiſtoriſchen Werk umgeſtaltet [1]). Der Verfaſſer befolgt hier die ſtreng chronologiſche Methode, und wenn auch die mehr gruppierende, wie wir ſie in den meiſten Geſchichten der Literatur finden, ohne Zweifel ihr gutes Recht hat, ſo wird man doch dem Verfaſſer zugeſtehn, daß es ihm gelungen iſt, durch bündige Schilderung der gleichzeitig auftretenden Erſcheinungen und geſchickte Benutzung der zahlreichen Briefwechſel und biographiſchen Mittheilungen eine anſchauliche Darſtellung der leiſe fortrückenden geiſtigen Zuſtände zu geben. Jahresring um Jahresring ſehen wir den Baum der deutſchen Literatur vor unſeren Augen wachſen. Die weſentlichſte Anregung hat Julian Schmidt von Gervinus erhalten. Aber bei aller Verwandtſchaft der Anſichten geht er doch ſeinen ſelbſtändig eigenthümlichen Weg. Er beſchränkt ſich nicht auf die Dichtung, ſondern er zieht auch die Geſchichte der Speculation und der geſammten Wiſſenſchaft, inſofern ſie in das Leben der Nation eingreift, in ſeinen Bereich. An dem Gang der Literatur zeigt er, wie die Dichtung in Goethe's und Schiller's Blütezeit an der Spitze des deutſchen Lebens ſtand, wie ſie aber ſeitdem anderen Beſtrebungen, vor allem den politiſchen den erſten Platz hat räumen müſſen, ſo daß ſie jetzt nicht mehr im Vordergrund unſrer

1) Ich brauche wohl nicht erſt zu bemerken, daß in dem Journaliſtiſchen des Journaliſten an ſich kein Tadel liegt, ſo wenig als in dem Redneriſchen des Redners. Aber ein hiſtoriſches Werk hat ſich von Beidem zu unterſcheiden.

Intereſſen ſteht. Als politiſches Ziel erſcheint ihm die Einigung Deutſchlands durch Preußen. Wäre hier der Ort, ſo würden wir allerdings gegen manche Seiten des geiſtvollen Werks unſre Einwendungen machen. Aber dies ſollte uns nicht hindern, uns der ſittlichen Tüchtigkeit zu freuen, die das ganze Werk durchdringt. In einer ſpäteren Arbeit (1860 — 64) hat dann Schmidt auch die Geſchichte des geiſtigen Lebens in Deutſchland von Leibniz bis auf Leſſing's Tod dargeſtellt, und in ſeinen „Bildern aus dem geiſtigen Leben unſerer Zeit" (1870) gibt er in einzelnen Zügen fortſetzende Erzänzungen zu ſeinem Hauptwerk.

Unter den übrigen Bearbeitungen der neueren deutſchen Literaturgeſchichte führen wir an das Werk von Joſeph Hillebrand: „Die deutſche Nationalliteratur ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, beſonders ſeit Leſſing, bis auf die Gegenwart, hiſtoriſch und äſthetiſch-kritiſch dargeſtellt" (3 Bde, 1850. 51) [1]). Dann die ſehr ſorgfältige „Entwickelung der deutſchen Poeſie von Klopſtock's erſtem Auftreten bis zu Goethe's Tode" (1856 fg.) von Joh. Wilhelm Loebell, vor deren Vollendung der Verfaſſer leider (1863) durch den Tod abgerufen wurde [2]). Im Anſchluß an die engliſche und franzöſiſche Literatur behandelt Hermann Hettner die „Geſchichte der deutſchen Literatur im achtzehnten Jahrhundert" (1862 fg.) auf der Grundlage umfaſſender Studien und mit fein gebildetem Urtheil als Ausdruck des ſich frei machenden Geiſtes. Das „goldne Alter der deutſchen Poeſie" ſchildert (1861) in einem originellen Buch Moriz Rapp. — „Im vollkommenſten Widerſpruch" gegen die Anſicht von Gervinus, „unſere deutſche Nationalliteratur ſei im Verfall begriffen oder habe mit Schiller, Goethe und den Klaſſikern den geiſtigen Boden ſo erſchöpft, daß er, um ſich zu erholen, einige Zeit brach liegen müſſe", ſucht Rudolf Gottſchall's Buch: „Die deutſche Nationalliteratur in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhun-

1) Zweite verb. und mehrfach umgearb. Ausg. 1850. 51. — 2) Der dritte (letzte) Band, nach Löbell's Tod durch A. Koberſtein herausgegeben, umfaßt Leſſing.

derts“ (1855) [1]), den Werth und die Wichtigkeit der „Modernen“ (seit 1830) darzuthun. Die deutsche Literatur der Gegenwart begleitet Rob. Prutz mit orientierenden geschichtlichen Darstellungen. (1847. 1859). — Vom religiös-ethischen Gesichtspunkt behandelt Heinrich Gelzer die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing (1841) [2]), und K. Barthel (1850) „die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit“, d. h. seit 1813 [3]).

Die Schriften über einzelne Theile der neuhochdeutschen Literatur bilden bereits eine stattliche Bibliothek. Es kann natürlich hier nicht unsre Aufgabe sein, die Tausende von größeren und kleineren dahin gehörenden Schriften zu registrieren. Wir müssen vielmehr deren Verzeichnung den bibliographischen Werken über die Geschichte der deutschen Literatur überlassen [4]). Uns liegt nur ob, einen Ueberblick über diese ganze so umfangreiche und so bedeutende Thätigkeit zu geben. Obwohl natürlich hier, wie überall, auch Spreu unter den Waizen gemischt ist, so kann man doch auch auf diesem Gebiet mit Genugthuung wahrnehmen, welche Früchte für die gründliche Erkenntniß eine vernünftige Theilung der Arbeit trägt. Die einzelnen Forscher haben sich ihr Arbeitsfeld auf die verschiedenste Weise abgegränzt. Bald sind es gewisse Seiten der Literatur, die eine gesonderte Behandlung erfahren; bald beschränkt sich die Untersuchung auf eine bestimmte Landschaft; am häufigsten aber sind es einzelne hervorragende Gestalten der Literatur, denen sich die Forschung und Darstellung zuwendet. In der ersten Beziehung erinnern wir an die schon besprochenen ausgezeichneten Arbeiten Uhland's über das Volkslied. Für das deutsche Kirchenlied des 16. Jahrhunderts lieferte Philipp Wackernagel (1855) eine musterhafte Bibliographie [5]), und Eduard Emil Koch verfaßte (1847) eine in ihren verschiedenen Auflagen sich fortschreitend erweiternde und verbessernde Geschichte des Kirchenlieds und Kirchenge-

---

1) Zweite Aufl. 1861. — 2) Zweite umgearb. Aufl. 1847 fg. — 3) Achte Aufl. 1870. — 4) Insbesondere ist hier auf die bibliographischen Abschnitte in Goedeke's Grundriß zu verweisen. — 5) Die Herausgabe neuhochdeutscher Texte besprechen wir in einem späteren Abschnitt.

ſangs [1]). Obwohl verzugsweiſe auf die Muſik gerichtet, müſſen hier auch die grundlegenden Arbeiten Karl von Winterfeld's (1843 fg.) erwähnt werden [2]). Um die Bibliographie der älteren neuhochdeutſchen Literatur machte ſich Emil Weller verdient.

Die dramatiſche Poeſie gehört vorzugsweiſe der neuhochdeutſchen Zeit an, obwohl ſie mit ihren Anfängen in das Mittelalter zurückreicht. Das wichtigſte für dieſen Zweig der Literatur hat man in den Werken über die Geſchichte unſrer geſammten Dichtung zu ſuchen. So namentlich bei Gervinus und Goedeke. Von Einzelnſchriften nenne ich noch die Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Theaters von Rob. Prutz (1847), die Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt von Ed. Devrient (1848 fg.), und die Schriften von Joſ. von Eichendorff, Joſ. Bayer u. A. über die Geſchichte des deutſchen Dramas [3]).

Einen ſehr einflußreichen Zweig der neuhochdeutſchen Literatur bilden die Zeitſchriften. Eine leider nicht zu Ende geführte Geſchichte des deutſchen Journalismus begann (1845) Rob. Prutz. Ueber die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirkſamkeit ſchrieb (1844) Alb. Oppermann; über Nicolai's Allgemeine deutſche Bibliothek gab Guſtav Parthey (1842) wichtige Aufſchlüſſe.

Aus dem 17. Jahrhundert wählte ſich O. Schulz die Sprachgeſellſchaften (1824), F. W. Barthold (1848) und G. Krauſe (1855) die fruchtbringende Geſellſchaft, Julius Tittmann die Nürnberger Dichterſchule (1847), L. Cholevius „die bedeutendſten deutſchen Romane des ſiebzehnten Jahrhunderts" zum Gegenſtand einer beſondern Darſtellung. — Für das 18. Jahrhundert heben wir hervor die Geſchichte des Göttinger Dichterbunds von Rob. Prutz

1) Dritte Aufl. 1866 fg. — 2) Ohne uns tiefer auf die Geſchichte der Muſik einzulaſſen, erwähnen wir hier nur noch die Arbeiten Gottl. von Tucher's über den kirchlichen Geſang. — 3) Die Geſchichte der einzelnen Theater müſſen wir hier übergehen und führen nur beiſpielsweiſe an die Schriften von J. Val. Teichmann über das Theater in Berlin (1863), von K. Duncker über Iffland (1859), H. Laube über das Burgtheater in Wien (1868), und von E. Pasqué über Goethe's Theaterleitung in Weimar (1863).

(1841), J. C. Mörikofer's Schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts (1861), Braunschweigs schöne Literatur in den J. 1745—1800 von K. G. W. Schiller (1845), „Weimars Musenhof in den J. 1772 bis 1807" von W. Wachsmuth (1844), und Herm. Hettner, die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller (1850).

Wenn wir die Schriften, die sich die Darstellung einzelner bedeutender Dichter oder Prosaiker zur Aufgabe machen, mit dem Reformationszeitalter beginnen, so müssen wir zuvörderst von den Lebensbeschreibern Luther's absehen, da diese weniger der Literaturgeschichte, als der Geschichte der Kirche und des Staats angehören, und ähnlich verhält es sich mit den Biographen Hutten's. Hans Sachs hat bis jetzt noch keine ausführliche und umfassende Darstellung gefunden [1]). Ueber Fischart fügen wir dem schon erwähnten Buch W. Wackernagel's (1870) hinzu A. F. C. Vilmar's Artikel „Fischart" in Ersch's und Gruber's Encyklopädie [2]) (1850). Auch von den übrigen deutschen Schriftstellern des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts fanden bereits nicht wenige ihre besondere Darstellung. So schrieb K. Goedeke über Burkhard Waldis (1852), K. Grüneisen über Nikl. Manuel (1837), Dav. F. Strauß über Nikod. Frischlin (1856) [3]). — Noch zahlreicher sind die Biographieen deutscher Schriftsteller aus dem 17. und beginnenden 18. Jahrhundert. Wir führen beispielsweise die Arbeiten über Opitz von Hoffmann von Fallersleben, von Fr. Strehlke (1856), K. Weinhold (1862) und Herm. Palm (1862), die über Fleming

---

1) Die für ihre Zeit verdienstliche „Lebensbeschreibung Hans Sachsens" (1765) von Salomon Ranisch genügt natürlich den jetzigen Anforderungen nicht mehr. Unter den neueren Arbeiten über Hans Sachs erwähnen wir die Schrift von J. L. Hoffmann (Nürnberg 1847), die Bibliographie von Emil Weller (1868) und F. G. W. Hertel's Mittheilung über die in Zwickau aufgefundenen Handschriften des Hans Sachs (1854). — 2) I, 51, S. 169—191. — 3) Wir fügen noch hinzu die Arbeiten von K. G. Helbig (1847 fg.) und von K. Passow (1852) über Ayrer, von O. Taubert über Paul Schede 1859. 1864), von W. Thilo über L. Helmbold (1851).

von Guſt. Schwab (1820), Varnhagen (1826) und J. M. Lappenberg (1853. 1865), über Paul Gerhardt von E. C. G. Langbecker (1841), über Leibniz von G. E. Guhrauer (1846) und über Abraham a Sancta Clara von Th. von Karajan (1867) an [1]).

Die weit überwiegende Thätigkeit aber wandte ſich der großen Zeit unſrer neueren Literatur ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu. Schon die ſchwächeren Vorboten derſelben fanden eine eingehende Bearbeitung. So insbeſondere Gottſched durch Th. W. Danzel (1848) [2]). Das hauptſächlichſte Intereſſe aber vereinigte ſich, wie billig, auf unſre drei größten Klaſſiker: Leſſing, Goethe und Schiller. Ueber Leſſing's Leben und Werke begann (1850) Theodor Wilh. Danzel (geb. 1818 zu Hamburg, 1845 Privatdocent an der Univerſität Leipzig, geſt. daſelbſt 1850) [3]) ein gründliches Werk, das nach ſeinem frühzeitigen Tode Gottſchalk Eduard Guhrauer (geb. 1809 zu Bojanowo im Poſenſchen, 1843 Prof. an der Univerſität Breslau, geſt. daſelbſt 1854) [3]) mit ähnlicher Sorgfalt vollendete (1853. 54). Zu einer geſchickten Tendenzſchrift verarbeitete (1859) Adolf Stahr Leſſing's Leben. Eine beſondere kleine, zum Theil ſehr werthvolle Literatur, wie wir hier nur andeuten dürfen, ſammelte ſich um Leſſing's Nathan und um ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Schriften. Wir nennen unter den Schriften über den Nathan nur die von W. Wackernagel

---

1) Um einen Begriff zu geben von dem Reichthum dieſer Literatur, wollen wir in der Anmerkung noch einiges Weitere zuſammenſtellen. Ueber Joh. Scheffler ſchrieben A. Kahlert (1853) und Franz Kern (1866), über Weckherlin E. Höpfner (1865). Balthaſar Schuppius fand ſeine Lebensbeſchreiber in Aler. Vial (1857) und E. W. Grebe (1860). Ueber Andr. Gryphius handelten Jul. Herrmann (1851) und Onno Klopp (1852); über Lohenſtein W. Paſſow (1852); über Chriſtian Weiſe Herm. Palm (1854) und E. W. Hornemann (1853); über Günther Hoffmann von Fallersleben (1832) und O. Roquette (1860); über Liscow Schmidt von Lübeck (1827), K. Guſt. Helbig (1844), G. C. F. Liſch (1845) und J. Claſſen (1846). — 2) Früher ſchon (1833) Gellert durch H. Döring, der außerdem eine große Menge von Biographieen unſrer Klaſſiker verfaßte. — 3) S. die betreffenden Artikel in Brockhaus Real-Encykl. (11).

(1855), David Strauß (1864) und Kuno Fischer (1864), über Lessing's philosophische Ansichten die von Heinr. Ritter (1847) und Robert Zimmermann (1855), über Lessing's theologische Bestrebungen die von K. Schwarz (1854), G. R. Röpe (1860) und Aug. Boden (1862), endlich über Lessing in allen angegebenen Beziehungen die von C. Hebler (1862). — Durch das Meisterwerk seiner Selbstbiographie (1811 fg.) hatte Goethe seinen Lebensbeschreibern die Arbeit ebenso sehr erschwert, als erleichtert. An eine vollständige Biographie des großen Dichters und Forschers haben sich gewagt H. Döring (1833. 1840—41) J. W. Schäfer (1851), H. Viehoff (1847—53) [1]) und Ernst Julius Saupe, der (1854) „Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln" darstellte [2]). Weit größer aber ist die Zahl derer, die einzelne Seiten von Goethe's Leben und Thätigkeit geschildert haben. Die vollständige Aufzählung dieser Schriften, wie auch die der vielen über einzelne Goethesche Dichtungen, namentlich über den Faust erschienenen, müssen wir der deutschen Literaturgeschichte überlassen [3]). Wir müssen dies um so mehr, als treffliche Beiträge zum Verständniß Goethe's nicht bloß in den Schriften zu suchen sind, die sich ausschließlich mit ihm beschäftigen, sondern in einem großen Theil der ganzen gleichzeitigen und nachfolgenden Literatur. — Wie um Goethe, so sammelt sich um Schiller eine große und vielfach verdiente Schaar von Biographen und Erklärern. Aus eigener un-

1) Dritte verb. Aufl. 1858. — 2) Das Werk des Engländers Lewes gehört natürlich nicht in eine Darstellung dessen, was die Deutschen auf dem Gebiet der Literaturgeschichte geleistet haben. — 3) Nur um einen Begriff von dem Reichthum dieser Literatur zu geben, wollen wir einige der hiehergehörigen Namen verzeichnen. Theils durch Mittheilung biographischen und literarischen Materials, theils durch erläuternde Darstellungen machten sich um das Verständniß Goethe's verdient: F. W. Riemer, J. P. Eckermann, F. v. Müller, C. Vogel, Adf. Schöll, O. Jahn, H. Düntzer, Chr. Schuchardt, H. Weilsmann, K. Jügel, C. G. Carus, A. Nicolovius, B. R. Abeken, G. G. Gervinus, C. F. Göschel, K. Rosenkranz, W. Danzel, R. Virchow, S. Hirzel, K. E. Schubarth, J. A. O. Lehmann, Berth. Auerbach, K. Gutzkow, Adf. Stahr, R. Springer, O. Vilmar, J. W. Appell u. A.

mittelbarer Erinnerung ſchrieben Schiller's naher Freund Gottfried Körner (1812) und ſeine Schwägerin Karoline von Wolzogen (1830) Schiller's Leben. K. Hoffmeiſter ſtellte (1838—42) „Schiller's Leben, Geiſtesentwicklung und Werke im Zuſammenhang" dar, ein Buch, das dann ſpäter (1846) von H. Viehoff mit Ergänzungen herausgegeben wurde. Guſtav Schwab erzählte (1840) Schiller's Leben mit feinem Verſtändniß. Mit Benutzung des inzwiſchen veröffentlichen werthvollen Materials verfaßte dann Emil Palleske (1858 fg.) eine ausführliche Biographie des Dichters. Die Verzeichnung der überaus zahlreichen und zum Theil ſehr verdienſtlichen Schriften, die ſich mit einzelnen Seiten von Schiller's Leben oder Werken beſchäftigen, müſſen wir der Literaturgeſchichte überlaſſen [1]).

Faſſen wir die übrigen Vertreter der deutſchen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts in's Auge, ſo finden wir zwar einerſeits, daß die hervorragendſten unter ihnen am häufigſten und zum Theil auch vortrefflich beſprochen werden, aber andrerſeits, daß der Werth der biographiſchen Leiſtung nicht immer mit ihrem Gegenſtand in geradem Verhältniß ſteht. Einen vorzüglichen Biographen hat Winckelmann (1866) an Karl Juſti gefunden. Das Leben Wieland's wurde von J. G. Gruber (1827—28), das Her-

1) Wir heben nur beiſpielsweiſe hervor: Schiller's Flucht von Stuttgart von Andr. Streicher (1836), Schiller's Jugendjahre von E. Boas (1856), deſſelben Verfaſſers Buch über den Xenienkampf (1851), K. Tomaſchek (1862) und C. Tweſten (1863) über Schiller's Verhältniß zur Wiſſenſchaft und J. Janſſen über Schiller als Hiſtoriker (1863), Wurzbach's Schillerbuch (1859) und Paul Trömel's Schillerbibliothek (1865), Adelb. von Keller's Beiträge (1859) und Nachleſe (1860) zur Schillerliteratur. Wir können hier um ſo weniger an eine eigentliche Darſtellung der Schillerliteratur denken, als wir bei Schiller, wie bei Goethe, neben den vielen Schriften über Schiller auch die höchſt verdienſtlichen Bemühungen um die Herausgabe Schiller'ſcher oder mit Schiller in Beziehung ſtehender Briefe anführen müßten. Damit aber würden wir aus der Geſchichte der Wiſſenſchaft in die Geſchichte der Literatur ſelbſt gerathen, was uns weder unſre Aufgabe, noch der uns zu Gebote ſtehende Raum geſtattet.

der's von seiner Wittwe Carolina (her. durch J. G. Müller 1820) mit liebevoller Hingebung dargestellt. Herder's Lebensbild von seinem Sohn Emil Gottfr. von Herder (1846) blieb unvollendet. Unter den übrigen Herder betreffenden Schriften erwähnen wir hier nur noch Reinhold Köhler's Untersuchungen über Herder's Cid (1867). Klopstock's Leben behandelte J. G. Gruber (1832). Außerdem besitzen wir über ihn eine große Anzahl von zum Theil vorzüglichen Einzelarbeiten von J. C. Mörikofer, Koberstein, David Strauß und Anderen. Hamann wurde (1857 fg.) von C. H. Gildemeister zum Gegenstand eines umfassenden Werkes gewählt. Schubart erhielt (1849) an David Strauß einen anziehenden Biographen. Bürger wurde von H. Pröhle (1856), Claudius von W. Herbst (1857) [1]), Boie von K. Weinhold (1868), Leopold Stolberg von Th. Menge (1862) eingehend behandelt. Außerdem erwähnen wir noch die Schriften von G. G. Gervinus über G. Forster (1843), von F. Kreyßig über Möser (1857), von M. Kayserling über Moses Mendelssohn (1862), von A. Stöber (1842) und von O. F. Gruppe (1861) über Lenz, von Mor. Müller über Musäus (1867), von Henriette Feuerbach über Uz (1866). Ueber Jean Paul besitzen wir die Schriften von E. Förster (1863) und von R. O. Spazier (1833 fg.); über Hebel die von Berth. Auerbach (1846) und F. Becker (1860). Hölderlin's Leben beschrieb (1846) Chph. Th. Schwab. — Unter den Romantikern fanden Tieck an R. Köpke (1855), Kleist an A. Wilbrandt (1863) verdiente Biographen. Aus der darauf folgenden Periode besitzen wir über Schenkendorf das Buch von A. Hagen (1863), über Uhland die gediegenen Mittheilungen seiner Wittwe (1865) und außerdem die Schriften von K. Mayer (1867), F. Notter (1863) und A.; über Rückert das „biographische Denkmal" von K. Beyer (1868) und die Schriften von C. Kühner (1870) und C. Fortlage (1867), über Gust. Schwab die Biographie von K. Klüpfel (1858), über Platen außer seinem eigenen Tagebuch (1860) die Schrift von J. Minckwitz

1) 3. Ausg. 1863. Außerdem wurde Claudius von J. H. Deinhardt (1864) und von C. Mönckeberg (1869) besprochen.

(1838) und die Biographie von K. Goedeke (1846), über Lenau die Biographie von Schurz (1855), über Heine das Buch von A. Strodtmann (1867). Endlich für die neueste Zeit fügen wir noch hinzu K. Goedeke's Schrift über Geibel (1869).

Obwohl wir die Geschichte der Wissenschaft hier nicht zur Literaturgeschichte ziehen dürfen, können wir doch die biographische Behandlung unsrer großen Denker von unsrer Darstellung nicht ausschließen. Wir erwähnen deshalb hier noch das Leben Kant's von F. W. Schubert (1842), Fichte's von seinem Sohn J. H. Fichte (1830), Schelling's von F. Schelling und G. L. Plitt (1869), Hegel's von K. Rosenkranz (1844), sowie die Darstellung Hegel's (1857) und Wilhelm von Humboldt's (1856) von R. Haym, endlich die Schriften von J. Kuhn (1834), Ferd. Deycks (1849) und Eberh. Zirngiebl (1867) über F. H. Jacobi, und das Leben Schleiermacher's von W. Dilthey (1870).

Wie wir gleich am Beginn dieses Ueberblicks gesagt haben, war unsre Absicht durchaus nicht, ein Repertorium der biographischen Literatur zu geben. Wir wollten vielmehr nur einen Einblick in den Reichthum dieser Literatur gewähren. Dies aber konnten wir nur dadurch erreichen, daß wir möglichst viele Thatsachen in den engen uns zu Gebote stehenden Raum zusammendrängten.

Siebentes Kapitel.

Der Fortbau der germanischen Philologie in den neusten Jahrzehnden.

Wir haben in früheren Abschnitten die Gründer der neueren germanischen Philologie und ihre älteren Genossen geschildert. Ihnen schließt sich in den letzten Jahrzehnden eine neue Generation von Schülern an, deren Geschichte gegenwärtig noch nicht geschrieben werden kann. Wir begnügen uns deshalb, die hauptsächlichsten Erscheinungen dieses Zeitabschnitts nur in einem gedrängten Ueberblick vorzuführen [1]). Die Stellung der Einzelnen zur Wissenschaft

1) Wir führen unsre Darstellung bis zum Schluß des Jahres 1869 und

hat ſich im Lauf der Jahre weſentlich geändert. Bis zum Erſcheinen von Grimm's Grammatik (1819) war, mit wenigen Ausnahmen, das Studium des Altdeutſchen in Deutſchland eine unwiſſenſchaftliche Liebhaberei. Durch Grimm's Grammatik, im Verein mit Lachmann's und Bopp's Arbeiten, wurde es zur Wiſſenſchaft erhoben. Es faßte nun Fuß auf unſren Univerſitäten. Die einzelnen Meiſter bildeten Schüler. Hier tritt als Univerſitätslehrer Lachmann vor allen hervor. Als klaſſiſcher Philolog von Fach wendet er die dort geübte ſtrenge Methode auch auf die Behandlung des Altdeutſchen an und ſtellt mit unerbittlicher Schärfe an ſeine Schüler ganz beſtimmte und keineswegs leicht zu erfüllende Forderungen. Aber auch auf anderen Univerſitäten gibt es Meiſter, die ihre Schüler finden. So vor allen in Göttingen Jacob Grimm, und neben ihm ſein Bruder Wilhelm und Benecke; in München Schmeller und Maßmann; in Tübingen Uhland; in Breslau Hoffmann von Fallersleben. Noch aber bleibt längere Zeit das Studium des Altdeutſchen eine Sache freier Neigung. In das Ganze unſrer höheren Schulbildung iſt es noch nicht eingefügt. Der erſte Schritt hiezu geſchah, als (1831) im Königreich Hannover von den Candidaten des Gymnaſiallehramts geſchichtliche Kenntniß der deutſchen Sprache verlangt wurde. Auch dürfen wir hier für die Anerkennung der germaniſchen Philologie als eines weſentlichen Theiles der philologiſchen Wiſſenſchaft die 1861 zu Frankfurt geplante, 1862 in Augsburg zur Ausführung gebrachte Gründung einer germaniſtiſchen Section in der Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner erwähnen. Von beſonderer Bedeutung aber war das preußiſche Reglement vom 12. Dec. 1866, welches von den Lehrern des Deutſchen an den oberen Klaſſen der Gymnaſien Kenntniß der hiſtoriſchen Entwickelung der deutſchen Sprache fordert [1]). Hiemit iſt die allmähliche Aufnahme der deutſchen Philo-

---

können nur noch einzelne in den erſten Monaten des J. 1870 erſchienene Schriften erwähnen. — 1) Reglement für die Prüf. d. Candidaten des höheren Schulamts, Berlin 1867, S. 16. Die eigenthümliche dort geſtellte Alternative wird ſich von ſelbſt umgeſtalten, wenn die deutſche Philologie ihre Aufgabe richtig er-

logie in den Kreis der höheren Schulbildung angebahnt, und es wird nun, was das Altdeutsche betrifft, nur darauf ankommen, daß wir nicht etwa, wie man früherhin den Zweck ohne die Mittel wollte, fortan über den Mitteln den Zweck vergessen. Von entscheidender Bedeutung aber wird sein, daß man aufhört, die deutsche Philologie auf das Altdeutsche zu beschränken, während doch gerade eine ihrer wesentlichsten Aufgaben die richtige Auffassung und die angemessene Behandlung des Neuhochdeutschen ist.

Der allmählichen Ausbreitung der altdeutschen Studien entsprach eine Reihe größerer Unternehmungen auf diesem Gebiete. Vor allem greifen hier mehrere dem Fach ausschließlich gewidmete Zeitschriften fördernd ein. So zuerst die von Haupt herausgegebene gehaltvolle „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (1841 fg.). Ihr stellt sich gegenüber mit der Absicht, einem größeren Publicum zu dienen und die Ausschließlichkeit der Lachmann'schen Schule zu bekämpfen, die 1856 von Franz Pfeiffer [1]) gegründete, gleichfalls sehr reichhaltige „Germania." Dazu kommt dann (1869) als dritte die „Zeitschrift für deutsche Philologie herausgegeben von Ernst Höpfner in Breslau und Julius Zacher in Halle", die sich an solche Leser wendet, die bereits einen Grund in diesen Studien gelegt haben [2]). Wie die Zeitschriften, so kamen in den

---

kannt haben wird. Dann aber wird man sich auch überzeugen, daß deutsch-philologische Kenntnisse, — selbstverständlich innerhalb der Gränzen des Erreichbaren, — allen philologischen Lehrern der Mittelschule unentbehrlich sind. — 1) Vom 14. Jahrgang (1869) an übernahm K. Bartsch die Redaction. — 2) Von anderen Zeitschriften, welche Beiträge zur germanischen Philologie bringen, haben wir bereits erwähnt Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung und Benfey's Orient und Occident. Wir nennen hier noch den vom Germanischen Museum herausgegebenen Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit (1853 fg.), das Jahrbuch für romanische und englische Literatur von Adf. Ebert (1858 fg.), die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von M. Lazarus und H. Steinthal (1860 fg.), das Archiv für das Studium der neueren Sprachen von L. Herrig (1846 fg.), die Zeitschrift für Stenographie und Orthographie von G. Michaelis (1853 fg.), den Deutschen Sprachwart von M. Moltke (1855 fg.). Sehr viele andere Zeitschriften von

neueren Jahrzehnden mehrere große Sammelwerke unſrer Wiſſenſchaft zu Statten. Um Veröffentlichung altdeutſcher Texte erwarb ſich die Baſſe'ſche Buchhandlung in Quedlinburg durch ihre „Bibliothek der geſammten deutſchen National-Literatur" (1835 fg.), die Göſchen'ſche (Cotta. L. Roth) durch die „Dichtungen des deutſchen Mittelalters" (1843 fg.) und der literariſche Verein in Stuttgart durch ſeine „Bibliothek" (1843 fg.) namhafte Verdienſte. Mit „Wort- und Sacherklärungen" für gänzlich Unvorbereitete verſehen die „Deutſchen Claſſiker des Mittelalters" von Franz Pfeiffer (1864 fg.) die hauptſächlichſten mittelhochdeutſchen Dichtungen, während Jul. Zacher's „germaniſtiſche Handbibliothek" (1869) ſolche Ausgaben derſelben beabſichtigt, welche dem ſchon Vorbereiteten ein gründliches Verſtändniß des Dichters erleichtern ſollen. Pfeiffer's „Deutſchen Claſſikern des Mittelalters" folgten dann in demſelben Verlag (F. A. Brockhaus in Leipzig) Deutſche Dichter des 16. Jahrhunderts und Deutſche Dichter des 17. Jahrhunderts, mit Einleitungen und Anmerkungen, herausgegeben von K. Goedeke und Julius Tittmann, und eine Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, mit Einleitungen und Erläuterungen von Reinhold Köhler, Herm. Hettner, Julian Schmidt, Moriz Carriere u. A.

Bevor wir zur Darſtellung der beſonderen Gebiete übergehen, müſſen wir Einiges ſagen über die Fortbildung der geſammten germaniſchen Sprachforſchung. Obwohl hier Grimm's Grammatik fortdauernd die Grundlage aller Studien bleibt, iſt man doch im letzten Menſchenalter nach zwei Seiten hin über Grimm hinausgeſchritten. Erſtens nämlich im Anſchluß an Bopp durch die tieferen Einblicke, welche die vergleichende indogermaniſche Grammatik und insbeſondere das Sanskrit auch in den Bau der germaniſchen Sprachen gewährt. Wir haben dieſe Seite bereits in einem frü-

---

allgemeinerem Inhalt, die wir nicht alle aufzählen können, liefern bisweilen auch werthvolle Beiträge zur germaniſchen Philologie. Wir wollen hier nur noch die fortgeſetzte und kundige Berückſichtigung erwähnen, die Zarncke's literariſches Centralblatt den Erſcheinungen der germaniſchen Philologie widmet.

heren Abſchnitt zuſammenfaſſend dargeſtellt. [1]). Zweitens aber ſuchte man, in das Weſen der Laute und die Vorgänge der lautlichen und anderweitigen ſprachlichen Umwandlungen ſelbſt tiefer einzudringen, wodurch zugleich eine ſtrengere Scheidung der mündlichen und ſchriftlichen Fortpflanzung der Sprache bedingt wurde. Hieher gehören die Arbeiten Theodor Jacobi's (1843) und H. B. Rumpelt's [2]) (1860 fg.), ſowie Adf. Holtzmann's Abhandlung über den Umlaut (1841). Wilh. Scherer's ſcharfſinnige und einem hohen Ziele zuſtrebende Unterſuchungen „Zur Geſchichte der deutſchen Sprache" (1868) gehören theils dieſer, theils der zuerſt genannten Seite der Forſchung an.

Wir erwähnen hier, bevor wir zur Darſtellung der einzelnen Gebiete übergehen, noch einige Schriften, die mehrere germaniſche Sprachen zuſammenfaſſen; die Schriften von Schleicher und von Kelle haben wir ſchon früher angeführt [3]). Ihnen ſind hier noch beizufügen die Grammatik der altgermaniſchen Sprachſtämme von Moritz Heyne (1862), die philoſophiſch-hiſtoriſche Grammatik der deutſchen Sprache von R. Weſtphal (1869), die „Altdeutſche Grammatik, umfaſſend die gothiſche, altnordiſche, altſächſiſche, angelſächſiſche und althochdeutſche Sprache" von Adolf Holtzmann, deren erſte (1870) erſchienene Abtheilung die ſpecielle Lautlehre umfaßt, und Oskar Schade's „Altdeutſches Wörterbuch" (1866). Auch dürfen wir K. G. Andreſen's Regiſter zu Grimm's Grammatik (1865) in der Reihe dieſer Schriften anführen.

Das Gothiſche.

Das Gothiſche, die Grundlage der ganzen germaniſchen Sprachforſchung, hat im letzten Menſchenalter eine Reihe vorzüglicher Arbeiten aufzuweiſen. Gleich am Eingang ſteht die umfaſſende Ausgabe aller gothiſchen Sprachreſte von H. C. von der Gabelentz und J. Löbe (1843—47) mit trefflichem Gloſſar und vollſtändiger gothiſcher Grammatik. Eine neue und geſicherte Grundlage

1) S. o. S. 621 fg. — 2) Deutsche Grammatik, I. Lautlehre 1860. — Das natürliche System der Sprachlaute — mit bes. Rücksicht auf deutsche Gramm. 1869. — 3) S. o. S. 623.

für die Textkritik gab (1854. 1857) der genaue Abdruck des Codex argenteus durch den Schweden Andreas Uppström († 1865), der dann (1861 fg.) auch die in Palimpſeſten erhaltenen gothiſchen Texte einer ebenſo ſorgfältigen Vergleichung unterzog. Von Maßmann's Ulfilas (1857) haben wir ſchon geſprochen [1]); Handausgaben lieferten Jgn. Gaugengigl (1848) und F. W. Stamm (1858), welcher letzteren in den neuen Auflagen [2]) Moritz Heyne die Fortſchritte der Wiſſenſchaft zu gute kommen ließ. Eine Separatausgabe der Skeireins beſorgte (1862) Alex. Vollmer. Gothiſche Wörterbücher verfaßten Ernſt Schulze (1848. 1867) und mit ausgebreiteter Sprachvergleichung Lorenz Diefenbach (1851). Ein umfaſſendes Werk über die Lautgeſtaltung der gothiſchen Sprache veröffentlichte (1869) Leo Meyer. Ueber die Ausſprache des Gothiſchen hatte W. Weingärtner (1858), Franz Dietrich (1862) geſchrieben. Das Verhältniß der gothiſchen Bibelüberſetzung zum Grundtext unterſuchte mit kritiſcher Schärfe Ernſt Bernhard (1864 fg.). Sehr wichtige neue Aufſchlüſſe über das Leben und die Lehre des Ulfilas gab (1840) Georg Waitz, und W. Beſſell gelangte (1860) zu einer von der bisherigen abweichenden Anſicht über das Geburtsjahr des Ulfilas.

Althochdeutſch.

Wir haben in früheren Abſchnitten die Arbeiten von Graff, Jac. und W. Grimm, Lachmann, Schmeller, H. Hoffmann und Maßmann auf dem Gebiet des Althochdeutſchen erwähnt. Dieſen haben wir hier vor allem drei größere Werke hinzuzufügen, nämlich „St. Gallens altteutſche Sprachſchätze" (1844—46) von Heinr. Hattemer († 1849), die „Denkmäler deutſcher Poeſie und Proſa aus dem VIII.—XII. Jahrh. (1864) von Karl Müllenhoff [3])

1) S. o, S. 592. — 2) Vierte Aufl. 1869. — 3) Geb. 1818 zu Marne in Süderdithmarſchen, ſtud. ſeit 1837 zu Kiel, Leipzig und Berlin Philologie, ſchließt ſich vorzugsweiſe an Lachmann an; wird 1843 Privatdocent, 1854 ord. Prof. der deutſchen Sprache, Literatur und Alterthumskunde in Kiel, 1858 an Hagen's Stelle nach Berlin berufen (Brockhaus Real-Encykl. (11) X, 450).

und W. Scherer, die einen wesentlichen Fortschritt in der Kritik und Erklärung dieser kleinen, aber für Sprache und Geistesgeschichte äußerst wichtigen Ueberreste bezeichnen, und Joh. Kelle's Ausgabe des Otfrid (I. 1856), die in ihrem zweiten Band (1869) eine sorgfältige Darstellung von Otfrid's Sprache beginnt. Neuen Zuwachs erhielten die althochdeutschen Quellen durch zwei von Th. von Karajan (1857) herausgegebene Segens- und Beschwörungssprüche und Franz Pfeiffer's Bienensegen (1866). Das s. g. althochdeutsche Schlummerlied dagegen, das G. Zappert (1858) veröffentlichte, erwies sich als ein Machwerk des 19. Jahrhunderts. — Unter den übrigen Arbeiten auf althochdeutschem Gebiet führen wir noch an Adf. Holtzmann's Ausgabe des Isidor (1836), dann was K. Müllenhoff (1861), Konr. Hofmann (1863), C. W. Grein (1865) für das Wessobrunner Gebet, W. Müller (1843), K. Müllenhoff (1858), K. Bartsch (1858), Jul. Feifalik (1858) und Fr. Zarncke (1866) für Muspilli, W. Müller (1843), Chr. Wilbrandt (1846), Al. Vollmer und Konr. Hofmann (1850), C. W. Grein (1858), Adf. Holtzmann (1864) und Max Rieger (1864) für das Hildebrandslied gethan haben, und erwähnen noch K. Roth's Denkmäler der deutschen Sprache vom 8.—14. Jahrh. (1840) und Feußner's alliterierende Dichtungsreste der hochdeutschen Sprache (1845). Für Veröffentlichung und Sichtung althochdeutscher Glossen waren (neben H. Hoffmann, Graff, W. Grimm, W. Wackernagel, Maßmann) G. Waitz, L. C. Bethmann, Adf. Holtzmann, Konr. Hofmann, Franz Dietrich, Ant. Birlinger, Max Rieger, M. A. Walz und Andere thätig. — Um die Literatur der Uebergangszeit vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen machte sich (neben Maßmann) besonders Jos. Diemer [1]) verdient durch seine Ausgabe der Kaiserchronik (1849), der deutschen Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts (1849) und der deutschen Umdichtung von Genesis und Exodus (1862). Ebendahin gehören mehrere Arbeiten Oskar Schade's (Crescentia 1853; monumentorum de-

1) Geb. 1807 zu Stainz in Steiermark, 1850 Vorstand der Universitätsbibliothek in Wien, gest. 1869. (S. über ihn W. Scherer's schönen Nekrolog in der Wiener Presse vom 22. Juni 1869).

cas 1860; fragmenta 1866), Rich. Heinzel's Heinrich von Melk (1867) und Karl Roth's (1847), H. E. Bezzenberger's (1848) und Joſ. Kehrein's (1865) Ausgaben des Annoliedes. — Einen wichtigen Beitrag zur Lehre von den althochdeutſchen Flexionen gab Franz Dietrich in ſeiner Abhandlung über die ſtarke Declination (1859). Schließlich erwähnen wir noch die althochdeutſche Grammatik von K. A. Hahn (1852, neu bearbeitet von Adalb. Zeitteles 1866) [1]) und L. Frauer's Lehrbuch der althochdeutſchen Sprache und Literatur (1859. 1869).

Altſächſiſch, Angelſächſiſch, Frieſiſch, Altnordiſch. Runen.

Um das Altſächſiſche machte ſich (nach Schmeller) beſonders verdient Moritz Heyne durch ſeine Altniederdeutſchen Denkmäler, deren erſter Theil den Heliand (1866) und deren zweiter (1867) die kleineren altniederdeutſchen Denkmäler enthält. Eine Ausgabe des Heliand hatte auch (1855) J. R. Köne beſorgt. Die deutſchen Alterthümer im Heliand behandelte (1845. 1862) A. F. C. Vilmar. Die Quellen des Heliand unterſuchte E. Windiſch (1868). Beiträge zum Verſtändnis des Heliand lieferten außerdem Kour. Hofmann (1863), E. Behringer (1863), C. W. M. Grein (1869).

Die angelſächſiſchen Quellen machten durch kritiſche Ausgaben zugänglich C. W. M. Grein (Bibliothek der angelſächſiſchen Poeſie (1857 fg.), Mor. Heyne (Beovulf 1863. 1868), Reinhold Schmid (Geſetze der Angelſachſen 1832. 1858). Außerdem nennen wir noch als Herausgeber K. W. Bouterwek († 1868. Caedmon 1849 fg., altnorhumbr. Evang. 1857, Screadunga 1858) und als Verfaſſer angelſächſiſcher Leſebücher L. Ettmüller (1850) und Max Rieger (1861). Eine an Umfang kleine, aber für die deutſche Heldenſage äußerſt werthvolle Bereicherung erhielten die angelſächſiſchen Quellen durch das von dem Engländer G. Stephens (1860) veröffentlichte Bruchſtück einer angelſächſiſchen Dichtung von Walther und Hildgund, das K. Müllenhoff in Verbindung mit Franz Dietrich (1865) verbeſſert und erläutert herausgab [2]). Für die lexikaliſche Bearbeitung des Angelſächſiſchen

1) Dritte Aufl. 1870. — 2) In Haupt's Zeitſchrift XII, 264 fg.

iſt an erſter Stelle zu nennen C. W. M. Grein's Sprachſchatz der angelſächſiſchen Dichter (1861—64), dann L. Ettmüller's Lexicon Anglosaxonicum (1851) und Max Rieger's Wörterbuch zu ſeinem Leſebuch (1861). — Gründliche Unterſuchungen über einzelne Fragen der angelſächſiſchen Literatur und Grammatik lieferte Franz Dietrich, und K. Müllenhoff begann die kritiſche Sichtung der angelſächſiſchen Poeſie. Unter den Hiſtorikern, die ſich um das Angelſächſiſche verdient machten, iſt neben J. M. Lappenberg und H. Leo, die wir ſchon früher erwähnten, Reinhold Pauli hervorzuheben.

Eine treffliche Bearbeitung fand das Frieſiſche in K. von Richthofen's Ausgabe der Frieſiſchen Rechtsquellen und dem dazu gehörigen Wörterbuch (1840). Außerdem erwähnen wir noch A. L. J. Michelſen's Beihülfe für die nordfrieſiſchen Geſetze und die Bearbeitung der frieſiſchen Laut- und Flexionslehre in Mor. Heyne's Grammatik der altgermaniſchen Sprachſtämme (1862).

Auf dem Gebiet des Altnordiſchen wußten ſich einige deutſche Gelehrte durch die Gründlichkeit ihrer Arbeiten auch die Anerkennung der Skandinavier zu erwerben. Wir nennen hier vor allen Theodor Möbius und Konrad Maurer. Möbius gab heraus die Blómstrvalla Saga (1855), Analecta Norroena (1859), die ältere Edda (1860), Fornsögur (in Verbindung mit Gudbr. Vigfusſon 1860), Are's Isländerbuch (1869), ein Altnordiſches Gloſſar zu einer Auswahl von Proſatexten (1866) und verzeichnete in ſeinem Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum (1856) auf das ſorgfältigſte den ganzen altnordiſchen Quellenſchatz. Maurer ſchrieb die Geſchichte der Bekehrung des norwegiſchen Stammes (1855 fg.) und erläuterte in einer Reihe gelehrter Abhandlungen alte isländiſche und norwegiſche Verhältniſſe mit unübertroffener Gründlichkeit; auch veröffentlichte er die Gull-Thóris Saga (1858) zum erſtenmal und isländiſche Volksſagen der Gegenwart verdeutſcht (1860). Eine anſchauliche Darſtellung des altnordiſchen Lebens gab (1856) K. Weinhold. Franz Dietrich machte ſich durch ſein Alnordiſches Leſebuch (1843. 1864) und eindringende Unterſuchungen über einzelne Fra-

gen um das Studium des Altnordiſchen verdient. Außerdem nennen wir noch L. Ettmüller (Altnord. Leſebuch 1861), Herm. Lüning (Edda 1859), Friedr. Pfeiffer (Altnord. Leſebuch 1860), K. F. Köppen, R. von Liliencron, E. Roſſelet, Ferd. Juſti, Theophil Rupp. Unter den Hiſtorikern, deren Forſchungen ſich dem nordiſchen Alterthum zuwandten, haben wir ſchon früher Dahlmann hervorgehoben; unter den Juriſten iſt hier (außer Konr. Maurer) noch W. Ed. Wilda zu nennen.

Wir ſchließen hier die Arbeiten an, die ſich mit den älteſten Schriftarten der germaniſchen Völker beſchäftigen. Nach W. Grimm's ſchon beſprochenen grundlegenden Leiſtungen über die Runen (1821. 1828) ſind zunächſt zu erwähnen die Unterſuchungen von Munch und J. Grimm[1] (1848), ſo wie die von K. Müllenhoff[2] (1849), über die Inſchrift des 1734 bei Gallehuus gefundenen goldenen Horns. Durch dieſe Arbeiten wurde feſtgeſtellt, daß jene Runeninſchrift nicht Skandinavien, ſondern einem Volke des ſüdlichen Hauptaſtes der Germanen angehört. Daß auch die ſüdgermaniſchen Völker ihre Sprachen durch Runen ausgedrückt haben, wurde durch weitere Entdeckungen glänzend beſtätigt. Insbeſondere durch die bei Charnay an der Saone ausgegrabene burgundiſche Silberſpange aus dem 5. Jahrhundert, ſo wie durch den (1838) bei Pietraoſſa in der Walachei gefundenen Ring[3] und die bei Nordendorf in der Nähe von Augsburg (1843) entdeckten Gegenſtände mit Runeninſchriften. Um ihre Entzifferung, ſo wie um die der germaniſchen Goldbracteaten erwarb ſich Franz Dietrich (1865 fg.) weſentliche Verdienſte[4]. — Ueber die Runen in ihrem Verhältniß zum wahrſagenden Looſen ſchrieben (1852) R. von Liliencron und K. Müllenhoff. Das ganze Syſtem der Runen be-

1) Bericht der Akad. der Wiss. zu Berlin. 1848. S. 39—58. — 2) Vierzehnter Bericht der Schleswig-Holſt. Geſellſchaft ꝛc. im Januar 1849 erſtattet von K. Müllenhoff, S. 16 fg. — 3) Vgl. u. A. J. Zacher, das gothiſche Alphabet (1855) S. 44 fg. — 4) Pfeiffer's Germ. X. (1865) S. 257—305. XI. (1866) S. 177—209. Haupt's Zeitschr. XIII. (1867) S. 1—123. Ebend. XIV. (1869) S. 73—104. Vgl. auch Frz. Dietrich, Die Blekinger Inschriften, Marb. 1863.

handelte (1857) Franz Joſ. Lauth. Das Verhältniß von Vulfila's Schriftzeichen einerſeits zu den Runen und andrerſeits zu den antiken Alphabeten unterſuchten A. Kirchhoff (1851. 1854) und Julius Zacher (1855).

Mittelniederdeutſch. Mittelniederländiſch. Engliſch.

Wir haben früher geſehen, wie das Niederdeutſche im Lauf des 17. Jahrh. die Natur einer Schriftſprache einbüßt, wie es dann aber als Volksmundart auch zu ſchriftſtelleriſchem Gebrauch von neuem verwendet wird. Auf das Niederdeutſche als Volksmundart kommen wir ſpäter zurück; hier beſprechen wir nur die Bemühungen um das Mittelniederdeutſche in ſeinen mannigfachen Mundarten und mit ſeinen Ausläufern bis um die Mitte des 17. Jahrh. Um die Herausgabe und Erläuterung niederdeutſcher Quellen machten ſich (neben Hoffmann von Fallersleben und Maßmann) verdient Adelb. von Keller (Karlmeinet 1858), K. Bartſch (Berthold von Holle 1858), Alb. Höfer (Denkm. 1850 fg.), A. Lübben (Reinke de Vos 1867. Zeno 1869), J. M. Lappenberg (Lauremberg 1861), L. Ettmüller, F. Latendorf, Friedr. Pfeiffer, K. Ph. Ch. Schönemann, K. Regel, Phil. Ed. Wackernagel, J. Geffken, C. Mönckeberg, K. Schröder. Die Natur der niederdeutſchen Sprachquellen bringt es mit ſich, daß hier die verſchiedenartigſten vorzugsweiſe dem Inhalt gewidmeten Beſtrebungen auch für die Sprachforſchung von Wichtigkeit ſind. So haben wir auf dem Gebiet der Rechtsbücher Homeyer's klaſſiſche Ausgabe des Sachſenſpiegels ſchon angeführt. Ebenſo bieten geſchichtliche Werke und Urkunden der Sprachforſchung reichen Stoff. Wir führen in erſterer Hinſicht nur das großartige, von K. Hegel geleitete Unternehmen der Herausgabe der deutſchen Städtechroniken an, bei welchem die ſprachliche Seite für Magdeburg von Janicke und Wiggert, für Braunſchweig von L. Hänſelmann und K. Schiller beſorgt wird. In Bezug auf die Urkunden erwähnen wir nur beiſpielsweiſe J. M. Lappenberg's vielfache Leiſtungen. Tüchtige Beiträge zu einem niederdeutſchen Wörterbuch lieferte K. Schiller. Eine vollſtändige lexikaliſche Bearbeitung des Niederdeutſchen

aber hat bis jetzt noch nicht zu Stande kommen wollen. Das angefangene Wörterbuch der niederdeutſchen Sprache von J. G. L. Koſegarten (1856 fg.) gerieth ſchon nach den erſten Lieferungen in's Stocken. Neuerdings haben A. Lübben in Oldenburg und K. Schiller in Schwerin ein mittelniederdeutſches Wörterbuch gemeinſam unternommen, von dem wir uns etwas Tüchtiges verſprechen dürfen. Schließlich erwähnen wir noch den Anfang einer niederdeutſchen Bibliographie, den [nach K. F. A. Scheller's (1826) mißrathenem Buch] C. M. Wiechmann in „Meklenburgs altniederſächſiſcher Literatur" (1864) gemacht hat.

Für das Mittelniederländiſche war (neben Hoffmann von Fallersleben, J. Grimm und Mone) beſonders Ed. von Kausler thätig, deſſen Denkmäler altniederländiſcher Sprache und Literatur (1840—66) die noch nicht herausgegebenen Theile der Comburger Handſchrift veröffentlichten. Außerdem lieferten Beiträge zur mittelniederländiſchen und älteren neuniederländiſchen Literatur Jul. Zacher, K. Regel, E. Martin, K. Bartſch, Ferd. Wolf, Ph. Ed. Wackernagel u. A.

Was das Engliſche betrifft, ſo kann hier natürlich nur von der wiſſenſchaftlichen Erforſchung desſelben die Rede ſein, nicht von den unzähligen praktiſchen Hülfsmitteln zu deſſen Erlernung. An erſter Stelle müſſen wir hier nennen die „Hiſtoriſche Grammatik der engliſchen Sprache" von C. Friedr. Koch (1863 fg.) und neben ihr die Arbeiten von Ed. Mätzner (Engl. Gramm. 1860 fg.; Altengl. Sprachproben 1867 fg., in Verbindung mit K. Goldbeck). Außerdem führen wir an F. H. Stratmann's Dictionary of the engl. langu. of the 13. 14. and 15. centuries 1864 fg. Unter den übrigen lexikographiſchen Arbeiten heben wir hervor die engliſchen Wörterbücher von J. G. Flügel (1830 fg.) und von N. J. Lucas (1854 fg.) und das etymologiſche Wörterbuch der engliſchen Sprache von Ed. Müller (1865 fg.). Außerdem machten ſich um die Erforſchung des Engliſchen verdient Nic. Delius, Tycho Mommſen, Adf. Ebert, Benno Tſchiſchwitz, K. Elze, W. Hertzberg, L. Lemcke, L. Herrig, Bernh. ten Brink, S. Nagel, G. Helms u. A.

Mittelhochdeutsch.

Auf dem Gebiet des Mittelhochdeutschen haben wir die Brüder Grimm und alle ihre Genossen thätig gesehen. Der Meister des Faches aber war Lachmann. Von ihm haben Freund und Feind gelernt [1]). Die Anerkennung dieser Meisterschaft bedingt aber durchaus nicht, daß wir Lachmann's Ansichten überall beistimmen. Vielmehr fordert die fortschreitende Wissenschaft, daß wir diese Ansichten mit Freiheit und Unbefangenheit prüfen und nur das festhalten, was sich bewährt.

Das dringendste Bedürfniß auf dem Gebiet des Mittelhochdeutschen war die Herstellung eines vollständigen Wörterbuchs. Benecke, W. Wackernagel und Heinr. Hoffmann hatten treffliche Vorarbeiten geliefert. Ein Glossarium zu Walther von der Vogelweide verfaßte (1844) C. A. Hornig. Aber der Versuch eines Gesammtwörterbuchs von Adf. Ziemann (1838) war noch sehr schwach. Das Verdienst, zuerst ein umfassendes und wissenschaftliches Wörterbuch des Mittelhochdeutschen hergestellt zu haben, erwarben sich (1854—1866) Wilhelm Müller [2]) und Friedr. Zarncke [3]). Im Anschluß an sie, zugleich aber gestützt auf selbständige gründliche Studien arbeitet Matthias Lexer (1869 fg.) an einem mittelhochdeutschen Handwörterbuch. — Eine mittelhochdeutsche Grammatik schrieb K. A. Hahn (1842, neu ausgearbeitet von Friedr. Pfeiffer 1865) [4]).

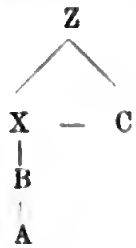
1) Vgl. Franz Pfeiffer in den Münchener Gel. Anzeigen 1851, I. Sp. 701. — 2) Geb. 1812 zu Holzminden, stud. seit 1832 in Göttingen als Schüler Otfr. Müller's, J. Grimm's und Benecke's Philologie, wird 1841 Privatdocent, 1856 ord. Prof. der deutschen Sprache und Lit. in Göttingen. (Brockhaus Real-Encykl. (11) X, 461). — 3) Geb. 1825 zu Zahrenstorf in Meklenburg, stud. seit 1844 in Rostock, Leipzig und Berlin Philologie, wird 1852 Privatdocent, 1858 ord. Prof. der deutschen Sprache u. Lit. in Leipzig. (Brockhaus, Real-Encykl. (11) XV, 658). 4) Die Verbreitung des Unterrichts in den älteren deutschen Sprachen rief eine Reihe kleinerer, zum Theil sehr tüchtiger grammatischer Hülfsmittel hervor. Ich nenne hier nur die hieher gehörigen Schriften von A. F. C. Vilmar, K. Müllenhoff, Oskar Schade, A. Koberstein, Gottl. Stier, E. Martin, Jul. Zupitza. Ueber die Aussprache des Mittelhochdeutschen schrieb (1858) Reinhold Bechstein.

Gehen wir nun über zur Herausgabe mittelhochdeutſcher Werke, ſo müſſen wir vor allem ausſprechen, daß auf dieſem Gebiet in den letzten Jahrzehnden ungemein viel geleiſtet worden iſt. Wir beginnen mit der deutſchen Heldendichtung. Den Mittelpunkt der Forſchung bildet hier das großartigſte Werk der ganzen altdeutſchen Poeſie: Das Nibelungenlied. Die Unterſuchung dieſer Dichtung greift tief ein in die Geſchichte unſrer Wiſſenſchaft, und wir wollen deshalb etwas näher darauf eingehen. Wir haben in einem früheren Abſchnitt geſehen, wie Lachmann aus dem überlieferten Text zwanzig einzelne Lieder ausſonderte, aus deren Zuſammenfügung das Ganze entſtanden ſein ſollte. Er ließ dabei von den 2316 Strophen der kürzeſten Handſchrift (A) nur 1437 als echt gelten, während er 879 als eingeſchoben bezeichnete. Seine Ausſcheidungen ſtützte er auf Gründe, die er theils aus dem Inhalt, theils aus der Form der verworfenen Strophen entnahm. Bald nach Lachmann's Tode kam nun aber ein weiterer eigenthümlicher Umſtand zum Vorſchein. J. Grimm wies nämlich (Nov. 1851) in einer Beurtheilung der dritten Ausgabe von Lachmann's Nibelungen Noth [1]) nach, daß die Strophenzahl in jedem der zwanzig Lachmann'ſchen Lieder (mit einer einzigen Ausnahme) durch die Zahl Sieben theilbar ſei. Da nun Lachmann ſchon in ſeiner erſten Ausgabe der Nibelungen (1826) durch das ganze Werk je die ſiebente Strophe mit einem größeren Anfangsbuchſtaben bezeichnet hatte und da er überdies auch in ſeinen Unterſuchungen über antike Metrik der Siebenzahl eine beſondere Bedeutung beimaß, ſo konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß er auch für ſeine Volkslieder Heptaden zu Grunde gelegt hatte. J. Grimm, der ſich ſchon in ſeiner Rede auf Lachmann (Juli 1851), bei aller Anerkennung ſeines Scharfſinns, aus ſachlichen Gründen gegen ſeine Behandlung der Nibelungen ausgeſprochen hatte [2]), erklärte in der obigen Beurtheilung [3]): „Sicher hat bei Lachmann, als er ſeine zwanzig Lieder ordnete und den Athetеſen nachſpürte, Rückſicht auf Inhalt, zuweilen auf Versbau und Grammatik überwo-

1) Göttingiſche gel. Anzeigen 1851, S. 1747 fg. — 2) Kleinere Schriften von J. Grimm, Bd. I. (1864) S. 156 fg. — 3) S. 1752.

gen; zugleich aber müſſen, es läßt ſich nicht anders denken, die Heptaden ihm eine Richtſchnur geweſen ſein, wider die man ſich ſträubt. Dem freien ungehemmten Athemzug des Epos ſcheinen ſolche gleichförmige, halbnaturwüchſige Zahlen entgegen, und die Kritik des Inhalts wird für ihre alten Zweifel aus neuen von der Form dargereichten Beſtätigung ziehen dürfen." Dieſe Angriffe J. Grimm's auf Lachmann's Zerlegung der Nibelungen mußten um ſo ſchwerer in's Gewicht fallen, als Lachmann ſich „unbegreiflicher Weiſe gar nicht, weder in Schriften, noch mündlich" [1]) über ſeine Heptaden erklärt hatte. Einige Jahre nachher (im Januar 1854) griff Adolf Holtzmann [2]) die Anſichten Lachmann's auch von Seite der Handſchriftenfrage an, indem er nachzuweiſen ſuchte, daß die Hohenems-Münchener Handſchrift (A) keineswegs den älteſten Text biete, der dann, wie Lachmann meinte, in der St. Galler Handſchrift (B) eine erſte und in der Hohenems-Laßberg'ſchen (C) eine zweite erweiternde Ueberarbeitung erfahren habe, daß vielmehr der ausfürliche Text von C dem urſprünglichſten am nächſten ſtehe, und A nur eine willkürliche Verſtümmelung des älteſten Textes ſei [3]). Man ſieht leicht, daß dieſer Nachweis Lachmann's Kritik, inſofern ſie ſich auf die Handſchriften ſtützte,

1) Ebend. S. 1749. Vgl. J. Grimm's Erklärung in Zarncke's Centralblatt 1858, Sp. 275. 276. — 2) Geb. 1810 in Karlsruhe, 1852 Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur in Heidelberg, geſt. 1870. — 3) Der Nachweis, daß C den älteſten uns zugänglichen Text biete, A von den drei Haupthandſchriften den jüngſten, ſ. bei Holtzmann S. 5—54. Das Verhältniß der Handſchriften ſtellt Holtzmann (S. 58 fg.) ſo dar: An der Spitze ſteht ein uns verlorener Text Z. Von dieſem ſtammt einerſeits C, andrerſeits der Text, deſſen abkürzende Ueberarbeitung B iſt, und A iſt dann wieder eine Verſtümmelung von B. Alſo nach dem Schema:



den Boden entziehen mußte. Denn wo Lachmann in den Sprüngen und ſchroffen Uebergängen der Handſchrift A Spuren der noch nicht vollendeten Zuſammenarbeitung der urſprünglichen Lieder zu ſehen glaubte, da haben wir es nach Holtzmann mit den Nachläſſigkeiten eines Abſchreibers zu thun, der durch willkürliche Auslaſſungen den Zuſammenhang, den ihm ſeine Vorlage bot, zerſtörte. Dieſer Punkt war es deshalb auch, um den fortan der Streit ſich drehte, während man Holtzmann's eigene Hypotheſe, daß Konrad, der Schreiber Biſchof Pilgrim's von Paſſau, um 970—984 [1]) die Grundlage unſres Nibelungenliedes verfaßt habe, mehr zur Seite liegen ließ. — Durch ſelbſtändige Unterſuchungen war Friedrich Zarncke zu ganz ähnlichen Ergebniſſen über die Handſchriften der Nibelungen gelangt, wie Holtzmann. Er veröffentlichte dieſelben in einem Vortrag, den er am 28. Juli 1854 in der Aula zu Leipzig hielt. „Mein Urtheil über A, ſagt er dort, hatte ich ſo zuſammengefaßt: A iſt die gewiſſenloſe ſtümperhafte und naſeweiſe Abſchrift einer Vorlage, die B an Werth übertraf" [2]). „In der Handſchriftenfrage" ſchließt ſich Zarncke „vollſtändig dem von Holtzmann gewonnenen Reſultate an", keineswegs aber deſſen Anſichten über die Entſtehung des Gedichts [3]).

Gegen Holtzmann und Zarncke trat noch in demſelben Jahr Karl Müllenhoff in die Schranken. In ſeiner Abhandlung: „Zur Geſchichte der Nibelunge Not", (Dec. 1854) [4]) ſuchte er Lachmann's Anſichten nach allen Seiten hin zu vertheidigen. Die von J. Grimm angegriffenen Heptaden erklärt er im Anſchluß an Moriz Haupt daher, daß bei dem muſikaliſchen Vortrag der epiſchen Lieder immer je ſieben Strophen ſich in ähnlicher Weiſe gegliedert hätten, wie in der lyriſchen Strophe die beiden Stollen und der Abgeſang, ſo daß immer 2 + 2 Strophen dieſelbe Melodie und die drei darauf folgenden eine andere gehabt hätten [5]). In

1) Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied, 1854, S. 130. — 2) Zur Nibelungenfrage. Ein Vortrag von F. Zarncke, Leipz. 1854, S. 20. — 3) Ebend. S. 21. — 4) In der Allgem. Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Braunschweig 1854, Dec. S. 877—979. — 5) Ebend. S. 885. 886.

Betreff der Handschriften hält er die Priorität von A aufrecht. Am eingehendsten erläutert er die Entwickelung der deutschen Heldendichtung von ihrer Entstehung in der Zeit der Völkerwanderung bis in's 13. Jahrhundert. Besonders müssen wir hier hervorheben, wie Müllenhoff sich die Entstehung solcher Werke wie unsre Nibelungen aus den alten Heldenliedern denkt. „Ist nun das Epos, sagt er, die directe, die neue höfische Kunst aber eine indirecte Fortsetzung der alten Poesie, so müssen Gedichte wie die Nibelungen und Kudrun in denselben Kreisen entstanden sein, wie Iwein und Parzival“ [1]). „Die Nibelungen können ihrer Sprache wegen nur in den edelsten Kreisen des Landes entstanden sein“ [2]). Als Zwischenstufe zwischen den einzelnen nur mündlich fortgepflanzten Heldenliedern und dem großen epischen Ganzen nimmt Müllenhoff die Aufzeichnung einzelner Lieder und daraus hervorgehend die Entstehung epischer Liederbücher an [3]). Aus solchen „Liedergruppen“, wie sie diese „Liederbücher“ enthielten, sind dann durch die Hand eines „Ordners“ unsre Nibelungen zusammengefügt worden [4]). Trotz dieser eigenthümlichen Ansichten über die Entstehung des Gedichts schließt sich jedoch Müllenhoff in Bezug auf dessen Zerlegung genau an Lachmann an [5]).

Eine Widerlegung Holtzmann's und Zarncke's in Bezug auf die Handschriftenfrage versuchten Max Rieger [6]) (1855) und R. von Liliencron [7]) (1856). Rieger gelangt zu dem Ergebniß, „daß jeder andre Text schlechter ist als A, und C der schlechteste von allen“ [8]). Nichtsdestoweniger räumt er ein, „daß Lachmann den Werth der übrigen Handschriften gegen A unterschätzt habe“ [9]) und meint, „eine Ausgabe, die in umfassender Weise mit feinem Sinn A aus den übrigen Handschriften zu ergänzen, zu reinigen und zu bessern unternähme, wäre gewiß eine sehr in-

1) Ebend. S. 893. — 2) Ebend. S. 894. — 3) Ebend. S. 895—901. — 4) Ebend. S. 942. — 5) Ebend. S. 884. — 6) Zur Kritik der Nibelunge von Max Rieger. Gießen 1855. — 7) Ueber die Nibelungenhandschrift C. Sendschreiben an — Goettling von R. v. Liliencron. Weimar 1856. — 8) Rieger a. a. O. S. 30. — 9) Ebend. S. 113. Vgl. S. 108.

tereſſante Arbeit und wenn die Nibelungen der jetzigen deutſchen Bildung ſo nahe ſtünden, wie ſie ſollten, eine naturgemäße und dankbare“ [1]). Liliencron ſuchte, durch eine ausführliche Vergleichung darzuthun, daß C nur durch eine abſichtliche Umarbeitung von A entſtanden ſein könne, ſowohl was den Inhalt [2]), als was die Form betreffe [3]), wobei er in letzterer Beziehung namentlich die Ausfüllung der in A noch ſo häufig fehlenden Senkungen hervorhob [4]). Aber durch alle dieſe Bemühungen ließen ſich Holtzmann und Zarncke nicht überzeugen, wie ſie dies theils in erneuten Entgegnungen [5]), theils dadurch kund thaten, daß ſie nun ſelbſt Ausgaben des Nibelungenliedes auf Grundlage der Hohenems-Laßberg'ſchen Handſchrift (C) beſorgten, Zarncke 1856 [6]), Holtzmann 1857. — Wir haben hier noch zwei Männer zu erwähnen, die Lachmann's Anſichten und ihrer Vertheidigung entgegentraten, nämlich Wilh. Müller und Heinrich Fiſcher. Der Erſtere hatte ſchon 1845 [7]) eine Vermittlung zwiſchen der Anſicht, daß unſre Nibelungen das Werk Eines Verfaſſers ſeien, und Lachmann's Liedertheorie zu begründen geſucht, indem er annahm, daß „die Dichtung von Rhapſodieen“ den Uebergang vom eigentlichen Volkslied „zu den größeren ganz zuſammenhängenden Epen machte [8]). Im Anſchluß daran bekämpfte er jetzt (1855) Lachmann's und Müllenhoff's Anſichten [9]).

1) Ebend. S. 113 fg. — 2) Liliencron a. a. O. S. 10 fg. — 3) Ebend. S. 122 fg. — 4) Ebend. S. 175 fg. Vgl. dagegen Zarncke im Centralblatt 1856, S. 641, und Bartſch, Unterſuch. üb. das Nib. 1865, S. 231. — 5) Holtzmann, Kampf um der Nibelunge Hort, Stuttgart 1855, und deſſen Kritiken in den Heidelberger Jahrbüchern (namentlich 1859, Nr. 31). — Zarncke, Beiträge zur Erklärung und Geſchichte des Nibelungenliedes, Leipzig 1857, und deſſen Kritiken im Literariſchen Centralblatt (1854, Sp. 115, Zuſtimmung zu Holtzmann; 1855, Sp. 128 und 398 gegen Müllenhoff; 1858, Sp. 59 gegen Rieger; 1856. Sp. 639 gegen Liliencron). — 6) Dritte Aufl. 1868. — 7) W. Müller, Ueber die Lieder von den Nibelungen, in den Göttinger Studien 1845, Abthlg. II, S. 275—336. (Schon früher (1841) hatte W. Müller eine mythologiſche Erklärung der Nibelungenſage verſucht.) — 8) Ebend. S. 310. Vgl. S. 276. — 9) Vgl. beſonders W. Müller's Beleuchtung von Lachmann's Kriterien unechter Strophen, Götting. gel. Anz. 1855, S. 700 fg.

Doch „nur die Unhaltbarkeit der Lachmann'schen Hypotheſe", alſo nur, daß das Gedicht von der Nibelungen Noth keine Sammlung von Liedern ſein kann, wollte er zeigen, nicht aber, daß es, ſo wie es vorliegt, Einen Verfaſſer habe" [1]). Dagegen gelangte Heinrich Fiſcher (1859) zu dem Ergebnis: „Das Nibelungenlied iſt das Werk Eines Dichters, und die Handſchrift C enthält, von einzelnen Verderbniſſen abgeſehen, den urſprünglichen Text" [2]).

Eine neue Wendung nahm der Streit über die Entſtehung des Nibelungenliedes, als Franz Pfeiffer in einem Vortrag, den er am 30. Mai 1862 in der kaiſerlichen Akademie zu Wien hielt [3]), die Anſicht durchzuführen ſuchte, der von Kürenberg, von dem wir eine Anzahl lyriſcher Strophen beſitzen, habe etwa in den Jahren 1120 bis 1140 das Nibelungenlied gedichtet [4]). Er ſtützt dieſe Annahme auf folgenden Schluß: Unter den deutſchen Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts galt das Gebot, daß der Erfinder einer Weiſe zugleich deren Eigenthümer war. Ein Anderer durfte ſie wohl umgeſtalten, aber nicht unverändert zu eigenen Dichtungen verwenden. Nun iſt die Nibelungenſtrophe keineswegs, wie man bisher angenommen hat, ein allgemeiner volksmäßig epiſcher Vers, ſondern, da ſie vor der Mitte des 13. Jahrhunderts kein erzählendes Gedicht zeigt außer den Nibelungen, das Kunſtwerk

1) W. Müller in den Götting. gel. Anzeigen 1855, S. 699. — 2) Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift von Heinrich Fischer. Hannover 1859, S. 149. — Ich führe hier noch die Abhandlung von Ed. Paſch an (zuerſt als Programm der Realſchule zu Perleberg erſchienen, dann wieder abgedruckt in der Berliner Zeitschr. für das Gymnasialwesen 1864, I, S. 81 fg.). Das Ergebnis des Verfaſſers iſt: „Weder A iſt Grundtext von C, noch C Grundtext von A, ſondern beiden liegt ein gemeinſchaftlicher Text zu Grunde; und zwar ſteht ſowohl C als auch A zu demſelben in dem Verhältniß einer Ueberarbeitung" (S. 106 fg.). — 3) Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften 1862, S. 171—218. — 4) Ebend. S. 187. 208. — Einen anderen Verſuch, das Nibelungenlied einem genannten Dichter zuzuſchreiben, hatte (1839) K. Roth gemacht, indem er Rudolf von Ems für deſſen Verfaſſer erklärte (S. Deutſche Predigten des XII. u. XIII. Jhs., herausgegeben von K. Roth, Quedlinburg und Leipz. 1839, S. 6).

eines Einzelnen. Wer ihr Erfinder war, kann nicht zweifelhaft ſein. Es muß der Kürenberger geweſen ſein. Denn die Strophen, die wir von dieſem beſitzen zeigen vollſtändig dieſelbe Form, wie die des Nibelungenliedes. Dieſe Form gehörte alſo dem Kürenberger als ihrem Erfinder, und da ſich nach dem oben angeführten Grundſatz kein Anderer dieſer Form bedienen durfte, ſo muß er auch Verfaſſer des Nibelungenliedes ſein. Unſer Nibelungenlied, wie wir es noch beſitzen, iſt jedoch nicht das Originalwerk des Kürenberger's, ſondern eine Umdichtung ſeines Werkes, die nicht vor dem Jahr 1190 gemacht worden iſt.

Drei Jahre nach Pfeiffer's Vortrag erſchienen (1865) die umfaſſenden „Unterſuchungen über das Nibelungenlied" von Karl Bartſch, von welchen derſelbe ſchon im September 1862 auf der Philologenverſammlung zu Augsburg vorläufige Mittheilungen gegeben hatte. Vorbereitet durch ſeine Forſchungen über die Umarbeitungen der deutſchen Dichtungen aus dem kerlingiſchen Sagenkreiſe unterſucht Bartſch, ob nicht den überlieferten Texten unſerer Nibelungen ein älteres Werk zu Grunde liege. Er richtet dabei ſein Augenmerk hauptſächlich auf die Reime und den Versbau. Aus der Vergleichung der verſchiedenen Texte ergibt ſich ihm, daß deren Abweichungen in den gemeinſamen Strophen ſehr häufig dadurch entſtanden ſind, daß man einen älteren ungenauen Reim durch einen genaueren zu erſetzen ſuchte, wobei dann der eine Ueberarbeiter dieſen, der andere jenen Weg einſchlug. Indem nun Bartſch die freieren Reime, die ſich aus den uns überlieferten jüngeren Texten noch gewinnen laſſen, an der Entwickelungsgeſchichte des Reimes prüft, wie ſie uns in zahlreichen Dichtungen des 12. Jahrhunderts vorliegt, gelangt er zu folgendem Ergebnis: Die Abfaſſung des Nibelungenliedes in ſeiner urſprünglichen Geſtalt haben wir um 1140—1150 zu ſetzen. Gewiß hat es in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts Volkslieder aus dem Kreiſe der burgundiſchen Sage gegeben, daneben aber auch eine mündlich fortgepflanzte Erzählung derſelben Begebenheiten. Auf Grundlage beider dichtete der Kürenberger um 1140 das Nibelungenlied. Hierin ſchließt ſich Bartſch den Gründen Franz Pfeiffer's an, indem er

dieſelben noch mehr zu befeſtigen ſucht. Das um 1140 entſtandene Original erfuhr etwa 1170—1180 eine erſte Ueberarbeitung, und dieſe Ueberarbeitung wurde dann zwiſchen 1190 und 1200 von neuem umgeſtaltet und zwar ziemlich gleichzeitig durch zwei Dichter, die unabhängig von einander arbeiteten. Die eine Umgeſtaltung liegt uns vor in der St. Galler Handſchrift (B) und der mit ihr verwandten Gruppe, zu welcher auch die Hohenems-Münchener Handſchrift (A) gehört. Denn die in Handſchrift A fehlenden Strophen ſind nur aus Nachläſſigkeit vom Schreiber ausgelaſſen. Die andere Umgeſtaltung bietet die Hohenems-Laßberg'ſche Handſchrift (C) und ihre Verwandten. Ihr Urheber arbeitet mit mehr Conſequenz, als der der erſteren Umgeſtaltung, hat auch eine bedeutende Anzahl neuer Strophen hinzugedichtet, welche der gemeinſamen Grundlage beider Umgeſtaltungen fehlten; aber die erſtere Umgeſtaltung (B u. ſ. f.) iſt der Vorlage treuer geblieben. Auch beweiſt die große Anzahl von Handſchriften, in denen ſie ſich erhalten hat, daß ſie die verbreitetſte und beliebteſte war. „Höchſtes Ziel der Kritik wäre nun allerdings, den verlorenen Originaltext beider Bearbeitungen wiederzugewinnen." Aber dies Ziel zu erreichen, müſſen wir verzichten, weil die Bearbeiter zu weit auseinandergehen. Wir müſſen uns deshalb an die beiden gleichberechtigten Bearbeitungen halten, in denen das Werk vorliegt. „Ausgaben beider Texte werden daher künftig neben einander beſtehen können." Auf Grundlage der St. Galler Handſchrift (B) hat dann Bartſch (1866) [1]) ſeine Ausgabe des Nibelungenliedes veranſtaltet, deren einmal populär gewordenen Titel (Nibelungenlied) er jedoch dem Schluß der Handſchrift C entlehnte. Vier Jahre darauf ließ Bartſch ſeine große Ausgabe des Gedichtes folgen: **Der Nibelunge Nôt mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet den Lesarten ſämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuch. Erster Theil. Text. 1870** [2]).

---

1) 2. Aufl. 1869. — 2) Unſere Aufgabe war hier, eine überſichtliche Darſtellung des Ganges zu geben, den der Streit über die Entſtehung des Nibelungenliedes genommen hat. Eine vollſtändige Bibliographie hätte natür-

Ueberblicken wir die Thätigkeit der letzten zwanzig Jahre auf dem Gebiet der Nibelungenkritik, ſo ſehen wir, daß ein ſehr großer Theil der Forſcher Lachmann's Herſtellung der angeblichen zwanzig Lieder, aus denen das Gedicht zuſammengeſetzt ſein ſoll, verwirft. Fragen wir aber andererſeits, ob es irgend einem der anderen Forſcher gelungen ſei, die Gegner von ſeiner Anſicht über die Entſtehung des Nibelungenlieds zu überzeugen, ſo müſſen wir auch dies verneinen. Auch nach dem Erſcheinen von Holtzmann's und Zarncke's, Pfeiffer's und Bartſch's Unterſuchungen hält ein bedeutender Theil der Forſcher im Weſentlichen an Lachmann's Aufſtellungen feſt. Die kleine Schrift von Julius Zupitza gegen Pfeiffer (1867), die Abhandlung von K. Meyer „Zur deutſchen Heldenſage“ [1]) legen hievon nicht bloß für ihre Verfaſſer, ſondern auch für deren Meiſter Zeugniß ab. Wir erkennen dies um ſo ſicherer, wenn wir auch 1866 noch W. Wackernagel, obwohl er bei Beurtheilung der einzelnen Lieder dem höfiſchen Element einen weiter gehenden Einfluß zuſpricht als Lachmann, doch weſentlich deſſen Standpunkt vertreten ſehen [2]). Wir ſind nun weit entfernt, dieſes durchgreifenden Zwieſpalts wegen die Bedeutung der Unterſuchungen über den Urſprung des Epos zu verkennen. Wir ehren den darauf verwandten Scharfſinn und hoffen, daß wir der Löſung des überaus ſchwierigen Problems immer näher rücken werden. Aber für die Praxis ergibt ſich uns aus dem Verlauf der Unterſuchungen

lich auch auf alle Einzelfragen Rückſicht zu nehmen. So auf die Unterſuchungen der Hiſtoriker über das Geſchichtliche, wie die von E. L. Dümmler über Pilgrim von Paſſau (1854), von G. Waitz über den Kampf der Burgunder und Hunen (1860). Ebenſo können wir die Schriften über den dichteriſchen Werth des Nibelungenliedes, wie die von L. Bauer (1830), von Dr. Timm (1852), von Hugo Wislicenus (1867) hier nur berühren. Vgl. die bibliographiſche Zuſammenſtellung in Zarncke's Ausgabe des Nibelungenlieds, 3. Aufl., 1868, Einleitung S. XXI—LII. — 1) Deutſche Vierteljahrsſchrift 1869, S. 26—49. Vgl. beſ. S. 35. — Vgl. auch W. Scherer's Abhandlung „Ueber das Nibelungenlied“ in den Preuß. Jahrbüchern, Bd. XVI (1865), S. 253 fg., beſ. S. 253. 263, und desſelben Schrift über Spervogel (Wien 1870) S. 22 fg. — 2) Sechs Bruchſtücke einer Nibelungenhandſchrift, her. von W. Wackernagel. Basel 1866.

über die Entstehung des Nibelungenlieds die Lehre, daß wir das Werk vor allen Dingen so lesen müssen, wie es in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelesen worden ist. Mögen wir uns dann immerhin, ein Jeder in seiner Weise, den uns unzugänglichen Zustand unsrer Heldendichtung so vollkommen denken, als es uns gefällt. Verderben wir uns aber die Freude an dem, was wir wirklich haben, dadurch, daß wir es herabwürdigen gegenüber dem, was wir nicht mehr haben, so gleichen wir dem Hund in der Fabel, der das Stück Fleisch, das er im Maule trug in den Fluß fallen ließ, um nach dem zu schnappen, das er im Wasserspiegel erblickte.

Gehen wir zu den anderen Theilen unsrer Heldendichtung über [1]), so sind vor allen der Gudrun vielfache Bemühungen zugewandt worden. Ausgaben des Textes veranstalteten Adolf Ziemann (1835), J. Vollmer (1845), Karl Bartsch (1865), L. Ettmüller (1841), Karl Müllenhoff (1845) und W. von Ploennies (1853), die drei letzten mit dem Versuch, echte und unechte Theile nachzuweisen. Kritische und erläuternde Bemerkungen zur Gudrun lieferten außer den eben genannten Herausgebern Konrad Hofmann (1867) und Ernst Martin (1867). Um die übrigen Dichtungen der deutschen Heldensage machten sich verdient Moriz Haupt [2]), Karl Müllenhoff [3]), Ernst Martin [4]), Oskar Jänicke [5]), Adolf Holtzmann [6]), Th. von Karajan [7]), K. Goedeke [8]), Adelbert von Keller [9]), K. Frommann [10]), Fr. Zarncke [11]), Franz Stark [12]), Oskar

1) Auch hier ist zurückzuverweisen auf das, was oben über W. Grimm, F. H. von der Hagen, Uhland u. A. gesagt worden ist. — 2) Veröffentlichungen und Bemerkungen in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum. — 3) Ebend., und Antheil an Martin's, Jänicke's und Zupitza's Heldenbuch. — 4) Deutsches Heldenbuch II (Alpharts tod u. A.) Berlin 1866. — 5) Deutsches Heldenbuch I (Biterolf u. A.). Berlin 1866. — 6) Der grosse Wolfdieterich. Heidelberg 1866. — 7) Frühlingsgabe, Wien 1839 (Bruchstücke des Walther von Spanien). — 8) Koninc Ermenrîkes dôt, Hanov. 1851. — 9) Das deutsche Heldenbuch nach dem muthmasslich ältesten Drucke. Stuttgart 1867. — 10) Haugdieterich und Wolfdieterich. (In Haupt's Zeitschr. IV, 1844, S. 401—462).

Schade [1]), Julius Zupitza [2]). Beiträge zur Unterſuchung der deutſchen Heldenſage gaben K. Müllenhoff [3]), W. Müller, Emil Sommer, Max Rieger, A. Raßmann, K. Meyer u. A.

Wir haben abſichtlich die deutſche Heldendichtung etwas eingehender behandelt. Die übrigen Gebiete faſſen wir kürzer zuſammen. Unter den Herausgebern mittelhochdeutſcher Werke, — wir nehmen den Ausdruck mittelhochdeutſch hier noch im weiteſten Sinn — iſt vor allen zu nennen Franz Pfeiffer [4]). Talent und Fleiß vereinigten ſich, um ihn zu einem muſterhaften Herausgeber zu machen. Wir können hier bloß ſeine Hauptarbeiten anführen: Barlaam und Joſaphat 1843, Boner's Edelſtein 1844, Marienlegenden 1846, Wigalois 1847, Mai und Beaflor 1848, Heinzelein von Konſtanz 1852, Jeroſchin 1854, Walther von der Vogelweide 1864. Zu dieſen kritiſch und zum Theil auch exegetiſch behandelten Werken kommt dann noch der ſorgfältige Abdruck der Weingartner (1843) und Heidelberger (1844) Liederhandſchrift. Aber trotz dieſer höchſt bedeutenden Thätigkeit für die Dichter liegt doch das größte und eigenthümlichſte Verdienſt Pfeiffer's darin, daß er ſich mit gleichem Erfolg auch den Proſaikern zuwendete. Seine deutſchen Myſtiker des 14. Jahrhunderts (I. 1845. II. Meiſter Eckhart 1857), ſeine Ausgabe der „Theologia deutſch" 1851, des Berthold von Regensburg 1862, des Konrad von Megenberg 1861, brechen für die deutſche Proſa des 13. und 14. Jahrhunderts

— 11) Kaspar von der Roen (in Pfeiffer's Germania I, 1856, S. 53 fg.). — 12) Dietrichs erste Ausfahrt. Stuttgart 1860. — 1) Sigenot, Hanov. 1854. Laurin, Leipz. 1854. — 2) Deutsches Heldenbuch. Fünfter Teil. Dietrichs Abenteuer von Albr. v. Kemenaten u. s. w. Berl. 1870. — 3) Haupt's Zeitschr. X, 146 fg. XII, 253 fg. 413 fg. — 4) Geb. 1815 zu Bettlach bei Solothurn, beginnt 1834 zu München das Studium der Medicin, vertauſcht dies aber unter Maßmann's Leitung mit dem der deutſchen Philologie; dann längere Zeit auf Reiſen mit der Sammlung handſchriftlichen Materials unermüdlich beſchäftigt; 1846 Bibliothekar in Stuttgart; 1857 Prof. der deutſchen Sprache und Lit. an der Univerſ. Wien; geſt. 29. Mai 1868. (Pfeiffer's Biographie von K. Bartſch, vor dem Briefwechſel zwiſchen Laßberg und Uhland. Wien 1870.)

eine neue Bahn. — Nächſt Pfeiffer nennen wir Karl Bartſch [1]) als einen der gewandteſten und beſtausgerüſteten Herausgeber mittelhochdeutſcher Werke. Unter ſeinen hierhergehörigen Arbeiten erwähnen wir ſeine Ausgaben von des Stricker's Karl (1857) der Erlöſung (1858), der mitteldeutſchen Gedichte (1860), des Meleranz (1861), des Albrecht von Halberſtadt (1861), der Liederdichter des XII. bis XIV. Jahrhunderts (1864), des Herzog Ernſt (1869). Weiter ſind als Herausgeber mittelhochdeutſcher (und mitteldeutſcher) Werke zu nennen K. Frommann (Herbort 1837), Adelb. von Keller (Walther von Rheinau 1855. Martina 1856. Konrad's von Würzb. Troj. Krieg 1858); Theod. von Karajan [2]) (Ulr. von Lichtenſt. 1841. Helbling 1844 u. A.); K. A. Hahn [3]) (Lanzelet. Otte mit dem Barte. Kleinere Gedichte des Stricker. Gedichte des 12. u. 13. Jahrhunderts. Paſſional. Jüngere Titurel), K. Köpke (Paſſional), Emil Sommer [4]) (Gute Frau 1842. Flore 1846), H. Rückert (Wälſche Gaſt 1852. Philipp's Marienleben 1853. Lohengrin 1858), Fedor Bech (Hartmann von Aue 1867 fg.), L. Ettmüller (Hadlaub 1840. Frauenlob 1843), F. Keinz (Meier Helmbrecht 1865), W. Wilmanns (Walther 1869), G. H. F. Scholl (Türlin, Crone), Fr. Liſch, Joſ. Bergmann, Franz Roth, K. Roth, H. Weismann, J. Feifalik, W. Müller, Max Rieger, Ernſt Strehlke, Ign.

---

1) Geb. 1832 zu Sprottau, ſtud. zu Breslau und Berlin Philologie, insbeſondere german. und roman. Sprachen; 1855 am german. Muſeum in Nürnberg angeſtellt; 1858 ord. Prof. der deutſchen und roman. Philologie in Roſtock; ebenſo thätig auf dem Gebiet der romaniſchen, namentlich provenzaliſchen und altfranzöſ. Philologie, wie auf dem der germaniſchen [Brockhaus (11)]. — 2) Geb. 1810 zu Wien, 1850 Prof. der deutſchen Sprache und Lit. an der Univ. Wien, 1848 Mitglied, 1866 Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien (Brockhaus, Real-Encykl. (11) VIII, 636). — 3) Geb. zu Heidelberg 1807, ſtud. daſelbſt, 1839 Privatdocent, 1847 außerord. Profeſſor an der dortigen Univerſität, 1848 Prof. in Prag, 1852 in Wien, † 1857 (Conſtant von Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich, Thl. VII (Wien 1861), S. 201). — 4) Geb. zu Oppeln 1819, ſtud. in Breslau und Berlin deutſche Philologie, 1844 Privatdoc. in Halle. † 1846 (Neuer Nekrol. der Deutſchen, Jahrg. 1846, I, 456 fg.)

Zingerle, Reinhold Bechſtein, Clard Hugo Meyer, Jul. Zupitza, K. Schädel u. A.

Die Erforſchung der Sprache des 12.—15. Jahrhunderts warf ſich mehr und mehr auf die Unterſuchung der einzelnen Mundarten. Namentlich war Franz Pfeiffer in dieſer Richtung thätig. Dies führte ihn nicht nur (1862) zur erneuten Anregung der noch nicht abgeſchloſſenen Frage nach der Entſtehung der höfiſchen Sprache, ſondern es veranlaßte ihn auch (1845) zur Nachweiſung der vom Mittelhochdeutſchen unterſchiedenen mitteldeutſchen Mundart, welcher eine Reihe von Werken des 12.—14. Jahrhunderts, wie die des Herbort von Fritslar, des Frauenlob und anderer Schriftſteller des mittleren Deutſchlands angehören. Dieſer Nachweis war um ſo wichtiger, als mit jener mitteldeutſchen Mundart das Neuhochdeutſche in naher Beziehung ſteht. Ueberhaupt aber war die Unterſuchung der alten Mundarten von beſonderem Werth für die Uebergangszeit des 14. und 15. Jahrhunderts. Zur Kenntniß der Sprache des 14. Jahrhunderts hatte ſchon früher (1829 fg.) Auguſt Koberſtein einen gründlichen Beitrag geliefert in ſeinen Unterſuchungen über die Sprache des Suchenwirt. Für die Literatur jener Jahrhunderte iſt in neuerer Zeit ſehr viel geſchehen. Es treten darin hervor das weltliche und geiſtliche Lied, das Drama, die Didaktik und vor allen die Proſa. Die bedeutendſten Leiſtungen für das Lied greifen weſentlich in die entſchieden neuhochdeutſche Zeit hinüber, und wir wollen ſie deswegen dort anführen. Für das Drama ſind bei weitem die wichtigſte Veröffentlichung Adelbert von Keller's [1]) Faſtnachtsſpiele aus dem 15. Jahrhundert (1853 fg.). Außerdem waren auf dieſem Gebiet (neben Mone) thätig F. Stephan, L. und Reinhold Bechſtein, Adf. Pichler, K. Bartſch, A. F. C. Vilmar, Max Rieger, H. Werner, Ben. Greiff u. A. Für

1) Geb. 1812 zu Pleidelsheim in Würtemberg, ſtud. 1830—34 in Tübingen Theologie, widmet ſich zugleich unter Uhland's Leitung dem Studium der mittelalterl. Liter., 1835 Privatdocent, 1844 ord. Prof. der deutſchen Lit. in Tübingen, ſehr thätig für Herausgabe altdeutſcher und altromaniſcher Dichtungen (Brockhaus (11) VIII, 754 fg.).

die didaktiſche und erzählende Poeſie des 14. Jahrh. erwähnen wir Theod. v. Karajan's Abhandlung über den Teichner (1854) und K. J. Schröer's über Heinrich von Mügeln (1867), für die des 15. Jahrh. A. W. Strobel's (1839) und vor allem Friedrich Zarncke's in ſprachlicher und ſachlicher Hinſicht gleich wichtige Ausgabe von Brant's Narrenſchiff (1854). Außerdem machten ſich um Herausgabe hieher gehöriger Dichtungen verdient Adelb. von Keller, W. Holland, K. A. Barack, Th. Merzdorf u. A. Was die Proſa betrifft, ſo haben wir Pfeiffer's Verdienſte ſchon erwähnt. Wir nennen hier noch als Herausgeber deutſcher Predigten und anderer geiſtlicher Schriften des 12.—15. Jahrhunderts K. Roth (1839), Herm. Leyſer (1838), Frz. K. Grieshaber (1842 fg.), Joh. Kelle, Karl Schmidt, Herm. Palm, W. Preger, Reinhold Bechſtein (Beheim's Evangelienbuch 1867), Joſeph Haupt (1864). Um die weltliche didaktiſche und erzählende Proſa machten ſich verdient Adelb. von Keller (Gesta Rom. deutſch 1841. Niclas von Wyle 1860. Steinhöwel 1860) und W. L. Holland (Buch der Beiſpiele 1860), K. D. Haßler u. A. Von beſonderer Wichtigkeit war im 13.—15. Jahrh. die Rechtsproſa, zuerſt noch mittelhochdeutſch im Schwabenſpiegel, den W. Wackernagel (1840), F. L. A. von Laßberg, ein Sohn Joſephs von Laßberg (1840) und H. G. Geugler (1851) herausgaben; dann immer mehr mundartlich auseinandergehend. In letzterer Hinſicht ſind auch für die Sprachforſchung namentlich die zahlreichen Weisthümer ſehr wichtig, für deren Sammlung und Herausgabe J. Grimm's großes Werk eine weit verbreitete Thätigkeit anregte. Ebenſo die ſeit dem 13. und 14. Jahrh. immer überwiegender deutſch abgefaßten und in neuerer Zeit mit großem Fleiß herausgegebenen Urkunden und Staatsakten. Wir dürfen auf alle dieſe Schriften, deren Inhalt einem anderen Gebiet angehört, nicht näher eingehen und erwähnen nur beiſpielsweiſe L. Frz. Höfer's Auswahl der älteſten Urkunden deutſcher Sprache im Archiv zu Berlin (1835), indem wir zugleich auf die ungemeine Wichtigkeit hinweiſen, welche die durch Jul. Weizſäcker (1867) begonnene urkundlich treue Herausgabe der Reichstagsakten auch für die Sprachforſchung hat.

Ebenſo müſſen wir die nähere Darſtellung deſſen, was für die Herausgabe der deutſchen Geſchichtsquellen gethan worden iſt, der Geſchichte der Geſchichtsforſchung überlaſſen und uns begnügen, das bedeutendſte hierher gehörige Unternehmen zu erwähnen: Die Sammlung der deutſchen Städtechroniken durch K. Hegel (1862 fg.), wobei für die ſprachliche Seite auf hochdeutſchem Gebiet Matthias Lexer thätig war.

Neuhochdeutſch.

Wir knüpfen hier an das an, was wir bei Gelegenheit des Grimm'ſchen Wörterbuchs geſagt haben, und erwähnen zuerſt, daß jenes großartige Unternehmen nach dem Tode ſeiner berühmten Gründer an Karl Weigand, Rudolf Hildebrand und Moriz Heyne Fortſetzer gefunden hat, die es mit deutſchem Fleiß und deutſcher Gründlichkeit im Geiſte ſeiner Urheber weiterführen. Unter den kleineren Wörterbüchern der neuhochdeutſchen Sprache zeichnet ſich das von Karl Weigand (1857 fg.) durch wiſſenſchaftliche Zuverläſſigkeit aus [1]). Von den zahlreichen für praktiſche Zwecke beſtimmten Wörterbüchern nennen wir nur beiſpielsweiſe die von Daniel Sanders (1860 fg.), J. H. Kaltſchmidt, F. A. Weber u. ſ. w. In Betreff der Synonymik betrat K. Weigand in gründlicher Weiſe (1840. 1852) den geſchichtlichen Weg. Ein praktiſches Hülfsmittel bietet Chriſt. F. Meyer's Handwörterbuch deutſcher ſinnverwandter Ausdrücke (1849). Reiches Material für die Anfänge des Neuhochdeutſchen gewähren die Arbeiten von Lorenz Diefenbach (1857. 1867) [2]).

Die Grammatik des Neuhochdeutſchen wurde weniger zu wiſſenſchaftlichen als zu praktiſchen Zwecken bearbeitet. In wiſſenſchaftlicher Beziehung haben wir hier zu nennen außer der ganz ungenügenden Grammatik der deutſchen Sprache des 15. bis 17. Jahrh. von Joſ. Kehrein (1854 fg.) die Neuhochdeutſche Grammatik (Buchſtaben und Endungen) von K. A. Hahn (1848), die

---

1) Der Heyſe'ſchen Wörterbücher haben wir ſchon früher (S. 629) Erwähnung gethan. — 2) Glossarium Latino-Germ. mediae et infimae aetatis 1857, und Novum Glossar. 1867.

deutſche Syntax von Theodor Vernaleken (1861 fg.), F. Zinnow, die abgeſtorbenen Wortformen der deutſchen Sprache (1843), Adalb. Jeitteles über die neuhochdeutſche Wortbildung (1865) und Aehnliches. Doch gehören die meiſten derartigen Schriften nicht ſowohl der Wiſſenſchaft ausſchließlich, als vielmehr einer gewiſſen Vermittelung zwiſchen Wiſſenſchaft und Praxis an[1]). (Die Arbeiten über die Sprache einzelner deutſcher Schriftſteller erwähnen wir zum Theil an anderen Orten. Hier führen wir nur an die Schrift von J. A. O. L. Lehmann über Goethe's Sprache (1852) und die von K. Guſtaf Andreſen über die Sprache J. Grimm's (1869)). Um ſo zahlreicher ſind die ganz der Praxis beſtimmten Bearbeitungen der neuhochdeutſchen Sprache: die bald größeren, bald kleineren und kleinſten deutſchen Schulgrammatiken. Wir haben natürlich in einer Geſchichte der Wiſſenſchaft nicht die Aufgabe, dieſe zum Theil recht verdienſtlichen Bücher vollſtändig aufzuzählen, da es in der Regel nicht in ihrer Abſicht liegt, die Wiſſenſchaft zu bereichern. Wir benügen uns, nur einige davon beiſpielsweiſe anzuführen. So die von Otto Schulz, K. A. Jul. Hoffmann, F. Koch, F. Bauer, A. Engelien, Lor. Englmann, O. Lange, H. Bohm und W. Steinert, u. ſ. w. Ich habe abſichtlich auch einige der kleinſten, für den allgemeinſten Elementarunterricht beſtimmten Grammatiken mitgenannt, ohne doch in das weite Gebiet der eigentlich pädagogiſchen Literatur hinüberzugreifen. Der Werth der einzelnen Bücher iſt natürlich hier, wie überall, ein ſehr verſchiedener. Aber die ganze Erſcheinung, daß trotz Grimm's Verdammungsurtheil ſich nicht nur die älteren Schulgrammatiken, wie die von Heyſe, im ausgedehnteſten Gebrauch erhalten haben, ſondern auch noch eine große Menge neuer und ſtark begehrter „Grammatiken der einheimiſchen Sprache für Schulen und Hausbedarf" hinzugekommen iſt, beweiſt zur Genüge, daß der große Forſcher ſich in der Auffaſſung unſrer neuhochdeutſchen Schriftſprache geirrt hat. Er hat ganz Recht gegenüber dem thörichten Gedanken, als könne die Gram-

1) In dieſe Gattung gehört auch das Buch von L. Edler: Die deutſche Sprachbildung (I. 1847. II. 1849).

matik die Sprache erzeugen, aber die Aufgabe der praktiſchen Grammatik, regelnd in die Sprache des Schülers einzugreifen, wird von ihm verkannt, weil er das Weſen der ſeit vielen Menſchenaltern ſchulmäßig behandelten Schriftſprache und das der rein naturwüchſigen Volksmundart nicht unterſcheidet. Zu dieſer Verirrung kam dann die weitere, in den lautlichen Veränderungen der Sprache nur das phyſiologiſch geſetzmäßige, nicht aber das hiſtoriſch freie Element in Anſchlag zu bringen, ſo daß man zuletzt bei dem conſtruierenden Umſturz unſrer zu Recht beſtehenden Schriftſprache anlangte, der ſich in der ſogenannten hiſtoriſchen Schreibweiſe geltend machen wollte. Einer unſrer vorzüglichſten Sprachforſcher, K. Weinhold, führte die bei Grimm zu keiner völligen Klarheit gediehene Anſicht conſequent durch (1852) [1]), und gab ſo den Anlaß, die Grundlagen derſelben zu unterſuchen und ihre Unhaltbarkeit ſowohl aus dem Weſen der ſprachlichen Ueberlieferung überhaupt, als aus der Geſchichte unſrer Schriftſprache zu erweiſen. Wir dürfen uns hier in die Einzelnheiten dieſes Streites nicht näher einlaſſen und begnügen uns, einige der bedeutenderen auf ihn bezüglichen Schriften und Abhandlungen in der Anmerkung [2]) anzuführen.

1) Weinhold ſelbſt iſt übrigens ſpäter von ſeiner damaligen Anſicht zurückgekommen. S. die Verhandlungen der fünfundzwanzigsten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Halle 1867, Leipzig 1868, S. 135. — 2) Wir nennen hier die Schriften und Abhandlungen von G. Michaelis (1854 fg.), G. Andreſen (1855 fg.), F. S. Feldbauſch (1856), L. Ruprecht (1854 fg.), K. A. J. Hoffmann (1855 fg.), Gottl. Stier (1856 fg.), K. Klaunig (1857), W. Scherer (1866), K. J. Schröer (1868 fg.), Jul. Zacher (1861 fg.), H. Kratz (1858 fg.), H. B. Rumpelt (1869), Franz Linnig (1869), W. Wilmanns (1869), A. Egger (1869). Ich mußte mich bei meinen Angaben nothwendig beſchränken und verweiſe deshalb auf die zuletzt angeführten Abhandlungen von W. Wilmanns in der Berliner Zeitſchr. für das Gymnaſialweſen XXIII, 1, und von A. Egger in der Zeitſchr. für die öſterr. Gymn. 1869, IX u. X. Natürlich habe ich nur ſolche Schriften angeführt, welche die orthographiſche Frage zum Gegenſtand ihrer Erörterung machen, nicht aber die Anleitungen zur deutſchen Orthographie, wie die von G. H. Högg, Ferd. Scholl, Lor. Englmann, M. A. Becker, F. Liſt u. A.

Für die Herausgabe neuhochdeutſcher Texte ſind vortreffliche Leiſtungen zu verzeichnen, ſo ungemein viel auch andrerſeits noch zu thun übrig bleibt. Wir beginnen mit der Liederdichtung, welche den Ausgang des Mittelalters und den Beginn der neueren Zeit miteinander verknüpft. Für das weltliche Volkslied ſind hier (neben Uhland) [1]) vor allen hervorzuheben „Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen vom 13. bis 16. Jahrh. geſammelt und erläutert von R. v. Liliencron" (1865—69). Unter den Anderen, die ſich um das Volkslied verdient gemacht haben, nennen wir F. Leon. von Soltau (1836), R. Hildebrand (1856), Ph. Max Körner (1840), L. Erk (1856), F. L. Mittler (1855), G. Scherer (1854 fg.), Em. Weller (Lieder des 30jähr. Krieg 1855), Jul. Opel und Adf. Cohn (der dreißigjähr. Krieg, 1862), A. F. C. Vilmar (1867), K. Goedeke und Jul. Tittmann (1867) [2]), und als Herausgeber älterer Liederbücher K. Haltaus (Hätzlerin 1840), Joſ. Bergmann (Ambraſer Liederbuch 1845), Oskar Schade (Bergreien 1854). Wie zeitlich, ſo ſcheiden ſich auch räumlich die Volkslieder in verſchiedene Gruppen, und hier berührt ſich ihre Sammlung öfters mit der mundartlichen Forſchung, obwohl der größte Theil der Volkslieder ſich der deutſchen Gemeinſprache bedient [3]). Wie Hoffmann von Fallersleben die ſchleſiſchen, ſo ſammelte Franz W. von Ditfurth fränkiſche (1855), E. Meier ſchwäbiſche (1855), Ed. Fiedler anhaltdeſſauiſche (1847), Franz Tſchiſchka und Jul. Max Schottky (1844), Ant. von Spaun (1845) öſtreichiſche Volkslieder u. ſ. f. [4]). Eine beſondere Gattung des Volkslieds bildet das Kinderlied. Wir führen hier vor allen an E. L. Rochholz alemanniſches Kinderlied und Kinderſpiel (1857), dann E. Maier's deutſche Kinderreime (1851) u. A.

---

1) S. o. S. 577 fg. Vgl. auch Hoffmann von Fallersleben S. 589 fg. — 2) Der Zeit vor 1840 gehören an die Sammlungen von O. L. B. Wolff (1830), F. K. von Erlach (1834 fg.), A. Kretzſchmer, Maßmann und Zuccalmaglio (1838 fg.), L. Erk und W. Irmer (1838). — 3) Vgl. Schleſiſche Volkslieder, her. von Hoffmann von Fallersleben, S. IV. — 4) Schon 1817 hatte Joſ. G. Meinert Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens (im oberen Oberthal) herausgegeben.

Für das geiſtliche Lied iſt ein muſterhaft grundlegendes Werk „Das deutſche Kirchenlied von der älteſten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts von Philipp Wackernagel (1864 fg.), eine Lebensarbeit, die der Verfaſſer ſeinem kleineren Werk vom J. 1841 folgen ließ. Katholiſche Kirchenlieder gab geſammelt heraus Joſ. Kehrein (1859 fg.). — Mit dem geiſtlichen Lied in naher Beziehung ſteht das geiſtliche Schauſpiel. Wir erwähnen hier die Weihnachtſpiele, die K. Weinhold (1853), K. J. Schröer (1858) herausgegeben haben, und das von P. Gall Morel (1863) veröffentlichte Spiel von S. Meinrad [1]).

Von einer anderen Seite ſteht mit dem Volkslied das Sprichwort in Verwandtſchaft. Die Unterſuchung desſelben greift einerſeits tief in die früheren Perioden unſerer Sprache und Literatur zurück, andrerſeits verzweigt ſie ſich in die mundartliche Forſchung. In erſterer Beziehung erinnern wir an W. Grimm's Ausgabe des Freidank und erwähnen zugleich Ign. Zingerle's Schrift über die deutſchen Sprichwörter im Mittelalter (1864). In letzterer verweiſen wir auf unſeren ſpäteren Abſchnitt über die Erforſchung der Mundarten, indem ein großer Theil der dort aufgeführten Schriften auch mundartliche Sprichwörter mitzutheilen pflegt. Wir wollen hier nur beiſpielsweiſe G. Schambach's plattdeutſche Sprichwörter der Fürſtenthümer Göttingen und Grubenhagen (1851. 1863) und H. Friſchbier's preußiſche Sprichwörter (1865) anführen. Sammlungen, die ſich über den ganzen deutſchen Sprichwörterſchatz verbreiten, unternahmen W. Körte (1837), Joſ. Eiſelein (1840), K. Simrock, K. F. W. Wander (1836. 1867). Zur Erforſchung der älteren deutſchen Sprichwörterſammlungen lieferten (neben Hoffmann von Fallersleben) Beiträge Jul. Zacher, F. Latendorf, J. Franck u. A. Die bibliſchen Sprichwörter der deutſchen Sprache behandelte (1860) K. Schulze, die deutſchen Rechtsſprichwörter J. H. Hillebrand (1858), Ed. Graf und Mathias Diether (1864). An das Sprichwort ſchließt ſich an die

1) Vgl. o. S. 672 u. S. 709. Die Gränzen der älteren und neueren Zeit laufen hier oft ſehr in einander.

ſprichwörtliche Redensart, wie ſie viele Sprichwörterſammlungen mitbehandeln [1]). Dem Sprichwort verwandt ſind die zum Gemeingut gewordenen Ausſprüche bekannter Urheber, wie ſie G. Büchmann in ſeiner Schrift „Geflügelte Worte, der Citatenſchatz des deutſchen Volkes" (1864 fg.) zuſammenſtellt.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt das Meiſterlied ein. Unſre Kenntnis desſelben vermehrten K. Bartſch (Kolmarer Handſchrift 1862), Adelb. von Keller (Spangenberg 1861), Jgn. Zingerle, Adf. Holtzmann u. A.

Unter den Ausgaben neuhochdeutſcher Schriftſteller fallen natürlich nur ſolche in unſeren Bereich, an denen ſich die philologiſche Behandlungsweiſe bethätigt hat. Dahin gehören aus der Literatur des 16. Jahrhunderts die von H. E. Bindſeil kritiſch bearbeitete Ausgabe von Luther's Bibelüberſetzung (1850) und K. Frommann's auf den gründlichſten Studien ruhende Volksausgabe desſelben Buches (1867 fg.). Unter den Schriften über Luther's Sprache heben wir hervor nächſt den einzelnen Mittheilungen Frommann's (1862) das Wörterbuch zu Luther's Schriften von Ph. Dietz (1870), und die Schrift von E. Opitz über die Sprache Luther's (1869) [2]). Demnächſt nennen wir E. Böcking's treffliche Ausgabe von Hutten's Werken (1859 fg.). Außerdem machten ſich um die Literatur des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts verdient K. Goedeke (Gengenbach 1856, Hans Sachs 1870), Heinr. Kurz (Murner 1848, Waldis 1862, Wickram 1865, Fiſchart 1866 u. A.), Osk. Schade (Satiren und Pasquille 1856 fg.), H. M. Kottinger (Ruff 1847 fg.), K. Haltaus (Teuerdank 1836),

1) Die fließende Gränze zwiſchen beiden erkennt man in Edmund Höſer's „Wie das Volk ſpricht" (1855 fg.). An die ſprichwörtlichen Redensarten gränzen dann wieder gewiſſe ſtehende Ausdrucksweiſen wie ſie z. B. O. von Reinsberg-Düringsfeld und E. von Wurzbach geſammelt haben. — 2) Eine den philologiſchen Forderungen entſprechende Ausgabe von Luther's Werken beſitzen wir noch nicht. Die Erlanger Ausgabe (1826 fg.) hat ſich im weiteren Verlauf immer mehr verbeſſert. Insbeſondere unterſcheidet ſich die von E. L. Enders beſorgte zweite Ausgabe der erſten Abtheilung (1862 fg.) zu ihrem Vortheil von der erſten.

Herm. Palm (Rebhun 1859), Herm. Oeſterley (Schimpf und Ernſt 1866. Wendunmuth 1869), Dav. Strauß (Friſchlin 1857), Adelb. v. Keller (Anadis 1857. Ayrer 1865). L. Holland (Heinr. Jul. von Braunſchweig 1855), J. M. Lappenberg (Murner's Ulenſpiegel 1854), Reinhold Köhler (Hans Sachs 1858), A. F. C. Vilmar (Fiſchart 1846. 65), G. v. Below und Jul. Zacher (Fiſchart 1849), Emil Weller (Fiſchart 1854), Aug. Kühne (Fauſtbuch 1868), Jul. Tittmann (Schauſpiele 1868), W. Hopf (Hans Sachs 1856) u. A. Schließlich wollen wir hier noch des Buchhändlers J. Scheible gedenken, deſſen zahlreiche Veröffentlichungen (Fauſtbücher, Fiſchart, Fliegende Blätter u. ſ. w.) zwar den Anforderungen der Wiſſenſchaft nicht genügen, aber doch ſo manches ſeltene Buch vorläufig wieder zugänglich machten.

Als Herausgeber von Werken des 17. und beginnenden 18. Jahrh. nennen wir J. M. Lappenberg (Fleming 1863 fg.), Adelb. v. Keller (Simpliciſſimus 1854 fg.), Herm. Palm (Gryphius, Dornroſe 1855), Heinr. Kurz (Simpliciſſimus 1862 fg.), G. E. Guhrauer (Leibniz deutſche Schriften 1838), Reinhold Köhler (Kunſt über alle Künſte 1864), E. C. G. Langbecker (Paul Gerhardt 1841), Phil. Wackernagel (Paul Gerhardt 1855. Joh. Heermann 1856), J. F. Bachmann (Paul Gerhardt 1866). Der letzten großen Periode unſerer Literatur im 18. und 19. Jahrh. iſt erſt ſeit Lachmann's Leſſing (1838) eine ſtreng philologiſche Behandlung zu Theil geworden. Eine muſterhafte Arbeit der Art iſt die von Karl Goedeke im Verein mit A. Elliſſen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oeſterley, H. Sauppe und W. Vollmer unternommene hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von Schiller's Werken (1867 fg.). Sehr verdienſtliche Beiträge zur Kritik des Schiller'ſchen Textes hatte (1855 fg.) Joachim Meyer [1]) geliefert. Für Goethe's Text gibt es einige ſehr gute Einzelarbeiten, ſo die über Kritik und Geſchichte des Goetheſchen Textes von Mich. Bernays (1866) und Herm. Sauppe's Goethiana (1870). Von Lach-

1) Geb. zu Nürnberg 1803, ſtud. 1820 bis 1824 zu Erlangen Theologie und Philologie, von 1824 bis 1859 Lehrer am Gymnaſium zu Nürnberg, geſt. daſelbſt am 23. Jan. 1865.

mann's Leſſing beſorgte (1853 fg.) W. v. Maltzahn eine neue bereicherte Ausgabe. Unter den übrigen kritiſch-philologiſchen Textbehandlungen führen wir noch an Ed. Böcking's Ausgabe von A. W. von Schlegel's Werken (1846 fg.), Reinhold Köhler's Lesarten zu H. von Kleiſt (1862), und Karl Halm's Ausgabe von Hölty's Gedichten (1869).

Die germaniſchen Eigennamen.

Wir haben geſehen, wie die deutſchen Eigennamen gleich von den erſten Anfängen unſrer Wiſſenſchaft an das Intereſſe der Menſchen auf ſich gezogen haben. Aber ebenſo zeigte ſich, daß es ein Irrthum war, wenn man glaubte, in dies dunkle und ſchwierige Gebiet eindringen zu können, ohne vorher feſte Grundlagen für die geſammte germaniſche Sprachforſchung gelegt zu haben. Dieſer Irrthum hat ſich bis in die neuere Zeit fortgepflanzt und findet ſich ſelbſt heute noch bisweilen bei kenntnißloſen Dilettanten. Eine neue Epoche begründet auch in dieſer Beziehung das Erſcheinen von Grimm's Grammatik. Außer J. Grimm ſelbſt machte ſich unter dem älteren Geſchlecht namentlich W. Wackernagel (1837 fg.) um die Erforſchung der germaniſchen Eigennamen verdient. Zur Erklärung der altgermaniſchen Völkernamen lieferte Kaſp. Zeuß (1837 fg.) treffliche Beiträge. Worauf es nach gründlicher grammatiſch- und lexikaliſch-hiſtoriſcher Durchforſchung des ganzen germaniſchen Sprachgebiets vor allem ankam, war die Sammlung der Eigennamen in ihren älteſten uns zugänglichen Formen aus den Quellen. Die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſtellte deshalb, auf J. Grimm's Anregung, im J. 1846 die Preisaufgabe, die bis zum J. 1100 vorkommenden germaniſchen Eigennamen zu ſammeln, jedoch mit Ausſchluß der angelſächſiſchen und altnordiſchen. E. Förſtemann, der ſeine Thätigkeit ſchon ſeit längerer Zeit dem Studium der Eigennamen gewidmet hatte, bewarb ſich um dieſen Preis, und aus der von ihm eingereichten und von der Akademie belobten Arbeit erwuchs dann (1856. 1859) ſein Altdeutſches Namenbuch, deſſen erſter Band die Perſonennamen und deſſen zweiter die Ortsnamen in dem von der Berliner Akademie verlangten Umfang, jedoch mit einigen

erweiternden Zugaben enthält. Eine vorzügliche Behandlung erfuhren (1866. 1868) die Koſenamen der Germanen durch Franz Stark. Zunächſt erwähnen wir dann noch K. Müllenhoff's ſcharfe Bemerkungen über germaniſche Eigennamen. Außerdem haben Beiträge zur Erforſchung der germaniſchen Eigennamen geliefert Mor. Heyne (altniederd. Eigennamen 1867), W. Crecelius (altſächſ. und altfrieſ. Eigennamen 1864), Theod. v. Karajan (1852) u. A. [1]); zu den Ortsnamen F. L. C. Weigand (Oberheſſen 1852), Paul. Caſſel (Thüringen 1854 fg.), J. Petters (Deutſch Böhmen 1868), A. Gatſchet (Schweiz 1865 fg.), Joſ. Bender (1846), K. Roth (1850 fg.), Adolf Bacmeiſter (1867) u. A.; zu den deutſchen Familiennamen Hoffmann von Fallersleben (1843 fg.), A. F. C. Vilmar (1855 fg.), K. G. Andreſen (1862), L. Ruprecht (1864), L. Steub (1869. 1870) [2]). Schließlich erwähnen wir noch A. F. Pott's umfaſſendes Werk über die Perſonennamen (1853), inſofern es ſich auch auf die germaniſchen Eigennamen bezieht.

Die deutſche Metrik.

Die alt- und mittelhochdeutſche Metrik gründet ſich auf die Arbeiten Lachmann's [3]). Es kam deshalb vor allem darauf an, daß die Anſichten Lachmann's in weiteren Kreiſen bekannt wurden. Dies geſchah einerſeits, indem Max Rieger (1853) [4]) und Oskar Schade (1854) [5]) die bereits gedruckten, aber in verſchiedenen Werken zerſtreuten Beobachtungen Lachmann's überſichtlich zuſam-

1) Auch einige populäre, für ein größeres Publicum beſtimmte Schriften über die Eigennamen haben die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft in verdienſtlicher Weiſe verwerthet. So Otto Abel, die deutſchen Perſonen-Namen (1853); G. Michaelis, Wörterb. der gebräuchlichſten Taufnamen (1856) u. A. — 2) Was L. Steub als geiſtvoller Schriftſteller für unſre Wiſſenſchaft geleiſtet hat, dürfen wir hier nur andeuten. Männer von Geiſt und Wiſſen, wie Steub, Freytag, Riehl, Bacmeiſter, bilden ein wichtiges Bindeglied zwiſchen der Literatur und der Wiſſenſchaft. — 3) S. o. S. 547 fg. — 4) In W. von Plönnies Ausg. der Kudrun, Leipz. 1853, S. 242—303. — 5) Weimar. Jahrb. für deutsche Sprache von Hoffmann v. Fallersleben und Osk. Schade I. (Hannover 1854) S. 1—57.

menſtellten, andrerſeits durch die Veröffentlichung eines Lachmann'ſchen Manuſkripts über altdeutſche Metrik in Pfeiffers Germania (1857) [1]). Auch die Darſtellungen der mittelhochdeutſchen Metrik von F. Zarncke (1856) [2]) und Franz Pfeiffer (1864) [3]) ſchließen ſich in den Hauptſachen an Lachmann an, indem ſie zugleich deſſen Lehre weiter zu bilden ſuchen. Zur althochdeutſchen Metrik lieferte einen Beitrag Rich. Hügel's Abhandlung über Otfrid's Versbetonung (1869). Zu neuen Beobachtungen auf dem Gebiet der mittelhochdeutſchen Metrik gab insbeſondere die Herausgabe mittelhochdeutſcher Dichtungen Anlaß. — In die älteſte Metrik der indogermaniſchen Völker ſucht R. Weſtphal („Zur vergleichenden Metrik der indogermaniſchen Völker" 1860) [4]) einzudringen. Den ſaturniſchen Vers und die altdeutſche Langzeile unterſucht (1867) K. Bartſch. Beiträge zur alliterierenden germaniſchen Metrik lieferten Franz Dietrich u. A. — Die neuhochdeutſche Metrik hat zahlreiche Behandlungen erfahren, ohne doch bis jetzt zu einer allgemein anerkannten wiſſenſchaftlichen Grundlage zu gelangen. Unter den antikiſierenden Darſtellungen nennen wir das Lehrbuch der deutſchen Verskunſt von Joh. Minckwitz (1843 fg.). Worauf es vor allem ankam, war die Unterſuchung des wirklich vorhandenen neuhochdeutſchen Versbaus und ſeiner geſchichtlichen Entſtehung. Werthvolle Beiträge hiezu lieferten O. F. Gruppe (1858 fg.) [5]) und Ernſt Höpfner (1866) [6]). Zur genauen inductiven Unterſuchung des Versbaus unſrer größten Dichter macht F. Zarncke's

---

1) Germania, her. von Pfeiffer 1857, S. 105—108. — 2) Das Nibelungenlied her. v, F. Zarncke, Leipz. 1856, Einl. S. XLI fg. — 3) Walther von der Vogelweide, her. v. Franz Pfeiffer, Leipz. 1864, S. XXXVI fg. — 4) In Kuhn's Zeitschr. IX. (1860) S. 437 fg. — 5) Deutſche Ueberſetzerkunſt. Mit beſonderer Rückſicht auf die Nachbildung antiker Maaße, nebſt einer hiſtoriſch begründeten Lehre von deutſcher Silbenmeſſung. Hann. 1859. 2. Ausg. 1866. — 6) Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des XVI. und XVII. Jahrh., Berlin 1866. Höpfner weiſt insbeſondere auch nach, wie unter den deutſchen Grammatikern des 16. Jahrh. Laurentius Albertus und weit mehr noch Johannes Clajus die Lehre des Martin Opitz vorweggenommen haben.

Schrift „über den fünffüßigen Jambus mit beſonderer Rückſicht auf ſeine Behandlung durch Leſſing, Schiller und Goethe“ (1865) einen trefflichen Anfang. Auch Rudolf Weſtphal's „Theorie der neuhochdeutſchen Metrik“ (1870) gründet ſich, bei eindringender Kenntniß der griechiſchen Metrik, auf die Erforſchung des eigentlich deutſchen Versbaues, wie er ſich vor allen bei Goethe und Schiller findet. Einen Verſuch, die deutſche Verskunſt ſyſtematiſch und geſchichtlich darzuſtellen, machte (1861) J. Jmm. Schneider. „Die deutſche Verskunſt nach ihrer geſchichtlichen Entwickelung“ bearbeitete mit Benutzung von A. F. C. Vilmar's Nachlaß C. W. M. Grein (1870).

Die Erforſchung der deutſchen Volksmundarten.

Wir haben früher das Intereſſe für die Volksmundarten Schritt halten ſehen mit der Ausbildung und Feſtſetzung der deutſchen Schriftſprache [1]). Dieſelbe Erſcheinung ſetzt ſich fort im 19. Jahrhundert. Auf die großartige Entfaltung unſrer Literatur am Ende des 18. und im Beginn des 19. Jahrh. folgen neben der Fortbildung der ſchriftſprachlichen Dichtung unzählige Verſuche, die Volksmundart in die Literatur einzuführen. Darunter einige, wie Hebel's allemanniſche Gedichte und Fritz Reuter's plattdeutſche Erzählungen, von ſolcher Vortrefflichkeit, daß man an den altgriechiſchen Gebrauch beſtimmter Mundarten für gewiſſe Zweige der Dichtung denken könnte, wenn nicht unſre mundartliche Dichtung der alten Wurzeln, aus denen die griechiſche erwuchs, entbehrte, und wenn nicht ihre Vertreter durchweg ſchriftſprachlich gebildete Männer wären [2]). Wie die literariſche Verwendung, ſo gewinnt die wiſſenſchaftliche Erforſchung der Volksmundarten in unſrem Jahrhundert einen Umfang und eine Tiefe, wie nie zuvor. Als das Muſter dieſer mundartlichen Forſchung haben wir Schmeller kennen lernen [3]). An Schmeller's Vorgang ſchließt ſich an, was die neuere Zeit auf dem Felde der wiſſenſchaftlichen Erforſch-

1) S. o. S. 242 fg. — 2) Am erſten könnte man noch an Theokrit und ähnliche Dichter des alexandriniſchen Zeitalters denken, und doch würde auch hier die Vergleichung nur ſehr theilweiſe zutreffen. — 3) S. o. S. 555 fg.

ung der deutſchen Volksmundarten geleiſtet hat. Vor allen ſind hier zwei Gelehrte zu nennen: G. Karl Frommann [1]) und Karl Weinhold. Der erſtere machte ſich vorzüglich verdient durch ſeine Zeitſchrift: „Die deutſchen Mundarten“ (1854—1859), worin er die Forſcher und Freunde dieſes Gebiets unter trefflicher Leitung vereinigte [2]), und durch ſeine neue Ausgabe von Schmeller's Bayeriſchem Wörterbuch (1869 fg.). Karl Weinhold [3]) legte die Grundſätze ſeiner mundartlichen Forſchung zuerſt (1853) dar in ſeiner Schrift „Ueber deutſche Dialectforſchung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der ſchleſiſchen Mundart“, welcher er (1855) „Beiträge zu einem ſchleſiſchen Wörterbuch“ und (1863) ſeine „Grammatik der deutſchen Mundarten“ folgen ließ. Der erſte der beiden bis jetzt erſchienenen Theile dieſes grundlegenden Werks umfaßt das alemanniſche (1863), der zweite (1867) das bayriſche Gebiet. Was die neuere mundartliche Forſchung (ſeit Schmeller's Auftreten) vor der früheren auszeichnet, iſt die wiſſenſchaftliche Verknüpfung des Mundartlichen mit der geſchichtlichen Entwickelung der deutſchen Sprache. Für dieſe Art der Forſchung ſind deshalb Unterſuchungen über den früheren Zuſtand der deutſchen Dialekte, wie ſie namentlich Franz Pfeiffer gepflegt hat, von beſonderem Werth. Unter den neueren dahin einſchlagenden Arbeiten nennen wir als Beiſpiel Heinrich Rückert's

---

1) Geb. 1814 zu Koburg, ſtud. 1835 fg. zu Heidelberg und Göttingen Philologie, bereiſt 1840—42 Deutſchland, Italien und die Schweiz zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, wird 1853 Bibliothekar, 1865 zweiter Vorſtand des Germaniſchen Muſeums zu Nürnberg. — 2) Gegründet wurde dieſe Zeitſchrift durch Joh. Anſelm Pangkofer, aber ſchon nach Erſcheinen des erſten Doppelheftes ſtarb dieſer (1854), und nun übernahm Frommann die Zeitſchrift und gab ihr durch ſeine treffliche Leitung und ſeine fortlaufenden Zugaben die hervorragende wiſſenſchaftliche Bedeutung. (Vgl. die deutſchen Mundarten. Erſt. Jahrg. S. 99 fg. u. S. 93 fg.). — 3) Geb. 1823 zu Reichenbach in Schleſien, ſtud. 1842—46 zu Breslau und Berlin Philologie, habilitiert ſich 1847 in Halle für deutſche Sprache u. Lit., wird 1849 außerord. Prof. in Berlin, 1850 ord. Prof. in Krakau, 1851 in Graz, 1861 in Kiel (Brockhaus, Real-Encykl. (11) XV, 358).

eindringende Darſtellung der ſchleſiſchen Mundart im Mittelalter (1866 fg.) [1]). Ebendahin gehören manche von den Gloſſaren zu älteren deutſchen Texten, ſo namentlich die ſchon früher erwähnten zu den Chroniken der deutſchen Städte [2]). Es liegt in der Natur der Sache, daß ſich hier die Forſchungen über die älteren geſchriebenen Sprachen und die neueren Volksmundarten berühren. Faſt in allen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen über Volksmundarten iſt dies der Fall. So in den trefflichen lexikaliſchen Arbeiten von A. F. C. Vilmar über die kurheſſiſchen (1868) und von Matthias Lexer über die kärntiſchen Mundarten (1862). Vor allem kann die wiſſenſchaftliche Darſtellung der mundartlichen Grammatik des Zurückgehens auf die ältere, ſchriftlich überlieferte Sprache nicht entbehren. Wie in Weinhold's umfaſſendem Werk, ſo ſehen wir daher auch in den wahrhaft wiſſenſchaftlichen Arbeiten über die Grammatik einzelner Mundarten dieſen Weg eingeſchlagen. So in K. Nerger's Grammatik des mecklenburgiſchen Dialektes (1869). — Neben der wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Mundarten ſetzt ſich auch in neuerer Zeit die bloße Aufzeichnung mundartlicher Proben mit Hinzufügung populärer Erklärungen fort. Ein umfangreiches und als Stoffſammlung dankenswerthes Unternehmen der Art ſind „Germaniens Völkerſtimmen" von J. Matthias Firmenich (1843 fg.). Wir dürfen hier natürlich keine Aufzählung der überreichen mundartlichen Literatur geben, verweiſen vielmehr in dieſer Beziehung auf die bibliographiſchen Zuſammenſtellungen Hoffmann's von Fallersleben (1836) [3]) und Paul Trömel's (1854) [4]), ſowie auf deren Fortſetzungen von Frommann [5]), Joſ. Mar. Wagner [6]), Bartſch [7]) u. A. [8]). Wir erwähnen nur

1) Zeitſchr. des Vereins für Geſch. Schleſiens Bd. VII fg. Vgl. auch H. Rückert in der Zeitschr. f. deutsche Philol. I. (1869), 199 fg. — 2) S. o. S. 694. 711. — 3) Die deutsche Philol., 1836, S. 171 fg. — 4) Anzeiger für Bibliographie — her. von Jul. Petzholdt, Jahrg. 1854. — 5) In Frommann's Deutschen Mundarten 1854 fg. — 6) Ebend. 1859, 380 fg. — 7) In Pfeiffer's Germania Bd. VIII. (1863) fg. — 8) Um einen Begriff von der ausgebreiteten Thätigkeit auf dieſem Gebiet zu geben, wollen wir außer den bereits früher erwähn-

noch die Verſuche, die Verbreitung der deutſchen Mundarten chartographiſch darzuſtellen von K. Bernhardi (1844), W. Stricker

ten wenigſtens noch einige der Männer namhaft machen, die unſre Kenntniß deutſcher Mundarten vermehrt haben. Um die niederdeutſchen Mundarten machten ſich verdient G. Schambach (Göttingen und Grubenhagen 1858), K. Müllenhoff (Holſtein 1854), J. Fr. Danneil (Altmark 1859); für Mecklenburg J. Muſſäus (1829), J. G. C. Ritter (1832), Jul. Wiggers (1856. 1858), K. Schiller (1862 fg.); ferner Ed. Krüger (Emden 1843), Alb. Höfer (Pommern), J. A. Lehmann (Provinz Preußen), F. Woeſte (Weſtfalen), F. C. Honcamp (Weſtfalen), Joh. Müller (Hildesheim 1855), Tiling und A. (Bremiſch-niederſächſ. Wörterb., VI. Theil 1868 fg.); um das Niederrheiniſche Joh. Müller und W. Weitz (Aachen 1836. 38), J. Gerling (Kleve 1843). Für die frieſiſchen Mundarten waren thätig Eirk. H. Stürenburg (Oſtfrieſ. 1857), Enno Hektor (Oſtfrieſ.), Chriſt. Johanſen (Nordfrieſ. 1862). Beiträge zur Kenntniß der ſchwäbiſchen und alemanniſchen Mundarten lieferten J. Chph. Schmidt (Schwäb. 1831), Adelb. von Keller (Schwäb. 1855), Mor. Rapp (Schwäb. 1855), Ant. Birlinger, (Augsburg 1862 fg., Alemann. 1868), Aug. Stöber (Elſaß), Vonbun (Vorarlberg), Alb. Schott (Monte Roſa 1840. 42). Insbeſondere ſind hier noch hervorzuheben die Verdienſte der Schweizer um die Erforſchung ihrer Mundarten. Wir erwähnen vor allen Tit. Tobler (Appenzell 1837), dann F. Zyro (Bern) J. C. Mörikofer (1864), L. Tobler (Saanen) u. A. Eine über das ganze Land verbreitete Geſellſchaft ſammelt dort ſyſtematiſch für die Darſtellung der Mundarten und hat (durch Fritz Staub) eine anziehende Probe ihrer Thätigkeit gegeben in der Schrift: Das Brot im Spiegel ſchweizerdeutſcher Volksſprache und Sitte (1868). Im Uebrigen verweiſen wir auf den „Rechenſchaftsbericht des Schweizeriſchen Idiotikons an die Mitarbeiter abgeſtattet von der Central-Commiſſion im Herbſt 1868." Für die bayeriſch-öſtreichiſchen Mundarten waren thätig J. B. Schöpf und Ant. J. Hofer (Tirol 1862—66), K. Loritza (Wien 1847), Ign. Frz. Caſtelli (niederöſtr. 1847), Hugo Mareta (öſtr. 1861 fg.), Ign. Petters (Deutſch Böhmen), F. v. Schönwerth (Oberpfalz 1869). Beiträge zur Kenntniß der Mundarten des mittleren Deutſchlands lieferten K. Regel (Ruhla 1868), G. Brückner (Henneberg 1843), F. Stertzing (Henneberg), A. Schleicher (Sonneberg 1858), G. K. Frommann (Nürnberg 1857), P. Klein (Luxemburg 1855), Gangeler (Luxemburg), K. Gottl. Anton (Lauſitz 1825—39), Gottl. Stier (Sächſ. Kurkreis 1862), J. B. Sartorius (Würzburg 1862), Joſ. Kehrein (Naſſau 1862), Schwalb (Saar 1833 fg.), J. Wegeler (Coblenz 1869), E. Wülcker (zum Heſſ. u. Thüring. 1868). — Die Mundarten der

(1849), Berghaus (1847 fg.) und Kiepert (1848 fg.) und Rich. Böckh's treffliche Unterſuchungen über „der Deutſchen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäiſchen Staaten“ (1869).

Die deutſche Mythologie.

Wir haben geſehen, wie durch Grimm's deutſche Mythologie dieſe Wiſſenſchaft eigentlich erſt geſchaffen wurde, und wie dann Simrock auf der Grundlage von Grimm's Forſchungen die deutſche Mythologie in Verbindung mit der nordiſchen darſtellte. Durch Grimm's Schriften wurde eine ausgebreitete Thätigkeit auf dem Gebiet der germaniſchen Mythologie hervorgerufen, indem man einerſeits der Mythologie ſelbſt erneute Unterſuchungen widmete, andrerſeits die Sagen und Märchen des deutſchen Volkes ſammelte. — Von unberechenbarem Einfluß auf die Erforſchung der germaniſchen Mythologie war der wichtigſte Fortſchritt, den die indiſche Philologie im letzten Menſchenalter gemacht hat. Während dieſe ſich früherhin faſt nur mit den epiſchen oder noch jüngeren Dichtungen beſchäftigte, wandte ſie nun ihre Thätigkeit der Herausgabe und Unterſuchung der Vedas zu. Durch Max Müller, Albrecht Weber, Theod. Aufrecht, Theod. Benfey, R. Roth u. A. wurde ein großer Theil jener urſprünglichſten Religionsurkunden des indiſchen Volkes veröffentlicht. In ihnen lagen nun die älteſten Schöpfungen des indogermaniſchen Geiſtes vor, und wenn ſie auch zunächſt nur dem indiſchen Volke angehören, ſo ſtehen ſie doch der Urzeit des noch vereinigten indogermaniſchen Stammes bedeutend näher, als die Aufzeichnungen irgend eines anderen Volkes [1]). Auf ſie geſtützt

---

Deutſchen in Ungarn behandelte K. F. Schröer (1858 fg.); die der ſiebenbürgiſchen J. K. Schuller (1840 fg.), Joſ. Haltrich, J. Mätz, die der Sette Commune (außer Schmeller); Joſ. Bergmann (1848 fg.); die der Gottſcheewer, K. F. Schröer (1868); die der Luſerner Ign. Zingerle (1869); das Deutſche im Großherzogthum Poſen Theodor Bernd (1820); das Deutſche in Livland W. von Gulzeil (1864). — 1) Welche Bedeutung die religiöſen Schriften der alten Eranier, wie ſie uns durch die Arbeiten Burnouf's, Juſtus Olshauſen's, Spiegel's, Joſ. Müller's, Weſtergaard's, Theod. Benfey's,

konnte man daher den Verſuch einer vergleichenden Mythologie der indogermaniſchen Völker wagen, und zwar mit günſtigeren Ausſichten, als dies früherhin von William Jones und Anderen bei noch ganz unzureichenden Mitteln geſchehen war. Die hauptſächlichſten Vertreter dieſer Wiſſenſchaft ſind Adalbert Kuhn in Berlin und Max Müller in Oxford. Nachdem der erſtere in einer Reihe von Abhandlungen, die theils in ſeiner eigenen, theils in Haupt's Zeitſchrift erſchienen, einzelne indogermaniſche Mythen vergleichend beſprochen hatte, veröffentlichte er 1859 ſeine ſcharfſinnige Schrift über die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Max Müller legte ſeine geiſtvollen und aus der umfaſſendſten Kenntniß der Vedas geſchöpften Anſichten theils in einer Reihe ſpäter (1867) geſammelter Abhandlungen, theils (1864) in der zweiten Folge ſeiner Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache nieder.

Eine ausgebreitete und ſehr verdienſtliche Thätigkeit wandte ſich dem Sammeln der Sagen und Märchen des Volkes zu. Nach dem Vorbild der Brüder Grimm ſuchte man, mit möglichſter Treue und mit Ausſchluß jeder eigenmächtigen Zuthat in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands zu ſammeln, was ſich an Sagen, Märchen und alten Gebräuchen unter dem Volke erhalten hat. Man konnte aber dabei, je nach der Abſicht des Sammlers, einen doppelten Zweck im Auge haben, erſtens nämlich den, durch dieſe einfache und echte Poeſie alle die zu erfreuen, die ſich den Sinn dafür bewahrt haben, und zweitens den, Material für die mythologiſche Forſchung zu bieten. Wird nur das erſte Erforderniß: Treue der Wiedergabe, gewahrt, ſo werden ſich zwar beide Abſichten immer in die Hände arbeiten. Aber doch wird es nicht gleichgültig ſein, von welcher Anſchauung man ausgeht. Als ein Muſter der Gattung, welche im Geiſt der Brüder Grimm Poeſie des Volkes ſucht und zugleich reichen Stoff für die Mythologie findet, nennen wir die „Sagen,

---

Ferd. Juſti's, M. Haug's u. A. aufgeſchloſſen worden ſind, mittelbar oder unmittelbar für die Religion der Germanen haben, wird die weitere Forſchung lehren.

Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg" von Karl Müllenhoff (1845). Dagegen gehen Adalbert Kuhn in den „Märkiſchen Sagen und Märchen" (1843) und in den „Weſtfäliſchen Sagen, Gebräuchen und Märchen" (1859) und Kuhn und W. Schwartz in den „Norddeutſchen Sagen, Märchen und Gebräuchen" (1848) vorzugsweiſe darauf aus, Spuren des alten Glaubens in den Ueberlieferungen des Volkes zu finden. — Um die Verbreitung und die verſchiedenen Spielarten eines Volksglaubens kennen zu lernen, iſt die möglichſte Vollſtändigkeit der Sammlungen von großem Werth. Einen ſehr verdienſtlichen Verſuch der Art macht W. Mannhardt in ſeinem Roggenwolf (1866) [1]).

Wenn Märchen und Sagen für die Erforſchung des vorchriſtlichen Volksglaubens verwendet werden ſollen, ſo iſt natürlich die erſte Vorfrage, ob dieſelben wirklich uraltes Eigenthum des Volkes oder ob ſie nicht etwa erſt in ſpäterer Zeit aus der Fremde eingeführt ſind. Im letzteren Fall iſt die Annahme, daß ſie Reſte der einheimiſchen Mythe ſeien, ſelbſtverſtändlich ausgeſchloſſen. Von

---

1) In Bezug auf die Literatur der deutſchen Sagen und Märchen verweiſe ich auf Simrock's Handbuch der deutſchen Mythol. (3) Bonn 1869, S. 8 fg. Um einen Begriff von der ausgebreiteten Thätigkeit auf dieſem Gebiet zu geben, füge ich aus Simrock zu den ſchon oben genannten auch die Namen der übrigen Männer bei, die ſich um dies Gebiet verdient gemacht haben: J. W. Wolf (niederländ. Sagen 1843 u A.), Bernh. Baader (Baden), F. Panzer (Bayern), K. v. Leoprechting (Lechrain), F. Schönwerth (Oberpfalz), W. Börner (Orlagau), Renſch (preuß. Samland), J. F. L. Woeſte (Grafſch. Mark), Herrm. Harrys (Niederſachſ.), J. F. Vonbun (Vorarlberg), Emil Sommer (Thüringen), L. Bechſtein (Thüringen, Franken, Oeſtr.), Adalb. v. Herrlein (Speſſart), Ign. Zingerle (Tirol), J. N. v. Alpenburg (Tirol), Th. Vernaleken (Alpen. Oeſtr.), E. L. Rochholz (Schweiz), L. Curtze (Waldeck), J. H. Schmitz (Eifel), Joſ. Haltrich (Siebenbürgen), E. Meier (Schwaben), F. Müller (Siebenbürgen), Ant. Birlinger (Schwaben), H. Pröhle (Harz), E. Deecke (Lübeck), A. Stöber (Elſaß), J. V. Grohmann (Böhmen und Mähren), K. Haupt (Lauſitz), A. Witzſchel (Thüringen), A. Lütolf (Schweiz).

epochemachender Bedeutung waren in dieſer Beziehung Theodor Benfey's Unterſuchungen über die Verbreitung der indiſchen Märchen, die er in den Zugaben zu ſeiner Ueberſetzung des Pantſchatantra (1859) niederlegte und in denen er nachwies, daß ein ſehr großer Theil unſrer Märchen und Novellen erſt während des Mittelalters durch Uebertragung aus Indien nach Europa gelangt iſt. Seitdem iſt die Frage nach dem Urſprung und der geſchichtlichen Verbreitung dieſer Erzählungen in den Vordergrund getreten und die größte Vorſicht bei Benutzung derſelben für mythologiſche Zwecke als oberſtes Gebot anerkannt worden. Doch wird dabei zweierlei nicht außer Acht zu laſſen ſein. Erſtens, daß neben jenem fremdländiſchen Zufluß ſich die einheimiſche Sage aus uralter Zeit erhalten hat; und zweitens, daß zwar nicht für die Mythenforſchung, wohl aber für die Geſchichte der Poeſie eine ſehr weſentliche Frage die iſt, in wie weit auch jene aus der Fremde eingeführten Erzählungen durch die dichtende Kraft des deutſchen Volkes zu deutſchen Erzeugniſſen umgebildet worden ſind [1]).

Wir ſehen, das Gebiet der deutſchen Mythenforſchung iſt ein nach den verſchiedenſten Seiten hin noch lange nicht erſchöpftes. Fragen von unabſehbarer Tragweite harren noch ihrer Löſung. Aber dies hindert nicht, die ſehr verdienſtlichen Leiſtungen, die wir auf dieſem Gebiet bereits beſitzen, gebührend anzuerkennen. Wir heben hier nur die Arbeiten von K. Weinhold, K. Müllenhoff, W. Müller, W. Schwartz, W. Mannhardt [2]) hervor.

---

1) Hier ſchließen ſich die Unterſuchungen über die Literatur der Novellen u. ſ. f. an die über die Märchen und Sagen an. Ein Gebiet, um deſſen Erforſchung ſich die Brüder Grimm, Uhland, F. H. von der Hagen, Valentin Schmidt, K. Simrock, Maßmann, Fel. Liebrecht, Reinhold Köhler und Andere verdient gemacht haben. — 2) Die Zahl der Männer, die ſich auf Grimm's Spur in der germaniſchen Mythenforſchung verſucht haben, iſt eine ſehr große. Nicht wenige von den Sammlern deutſcher Sagen und Märchen, die in einer früheren Anmerkung (S. 727) aufgeführt worden ſind, haben es zugleich auf Beiträge zur deutſchen Mythologie abgeſehen, und neben ihnen haben ſo manche Andere dies Gebiet an-

Die germaniſche Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien.

Wir müſſen uns hier vor allem deſſen erinnern, was wir gleich am Beginn unſres Werkes geſagt haben, daß wir nämlich nicht die Geſchichte der germaniſchen Philologie bei den Niederländern, Engländern und Skandinaviern ſchreiben wollen, ſondern daß wir jene Völker nur inſofern in unſeren Bereich ziehen, als ihre Leiſtungen einen weſentlichen Einfluß auf die Entwickelung unſrer Wiſſenſchaft in Deutſchland gehabt haben. Wir haben geſehen, in welchem Maß die deutſche Wiſſenſchaft im 17. und 18. Jahrhundert, ja bis in den Beginn unſres Jahrhunderts hinein von den Arbeiten der niederländiſchen, engliſchen und ſkandinaviſchen Forſcher beſtimmt worden iſt. Trotz der ſehr verdienſtlichen Leiſtungen unſrer Gelehrten und ihres theilweiſen Einfluſſes auf die außerdeutſchen Arbeiten konnten wir doch nicht verkennen, daß bald Niederländer oder Engländer, bald Schweden oder Dänen uns in der Erforſchung der altgermaniſchen Sprachen voraus waren. In unſerem Jahrhnndert hat ſich dies Verhältniß umgekehrt. Durch J. Grimm's bahnbrechende Arbeiten iſt Deutſchland auf dem Gebiet unſrer Wiſſenſchaft an die Spitze getreten. Nicht als wenn die anderen Völker nicht gleichfalls ſehr bedeutende Leiſtungen aufzuweiſen hätten. Im Gegentheil, gerade das iſt das Erfreuliche an dem gegenwärtigen Zuſtand unſrer Wiſſenſchaft, daß die verſchiedenen germaniſchen Völker in edelem Wetteifer an dem gemeinſamen Ausbau derſelben arbeiten. Aber ſo werthvoll auch die Bereicherungen ſind, die wir von den Skandinaviern, Engländern und Niederländern erhalten, ſo werden wir doch ohne Selbſttäuſchung ſagen können, daß der Einfluß, den die deutſche Wiſſen-

gebaut. Wir nennen nur beiſpielsweiſe F. Panzer, E. L. Rochholz, Hugo Wislicenus, Wolfg. Menzel, Theophil Rupp, Anton Quitzmann.

ſchaft gegenwärtig auf die übrigen Völker übt, größer iſt, als der entgegengeſetzte.

In den Niederlanden erhielt die Erforſchung der alten einheimiſchen Sprache und Literatur durch die deutſche Wiſſenſchaft einen neuen Aufſchwung. Hier, wie überall, waren es vor allem J. Grimm's Arbeiten, die für die neue Forſchung die Grundlage boten. Außer ſeiner Grammatik regte noch insbeſondere ſeine Ausgabe des Reinaert (1834) den Eifer für die mittelniederländiſche Dichtung an. Neben Grimm hatten vorzüglich zwei deutſche Gelehrte einen unmittelbaren Einfluß auf die niederländiſche Forſchung: Hoffmann von Fallersleben und Mone [1]). In den ſüdlichen Niederlanden, wo die Theilnahme an der einheimiſchen Forſchung ſeit lange geſchlummert hatte, verband ſich jetzt das Intereſſe an der älteren niederländiſchen Dichtung mit dem Kampf für die lebende vlaemiſche Volksſprache. Dieſelben Männer, welche in Flandern und Brabant das Recht der einheimiſchen vlaemiſchen Sprache gegen die Uebergriffe des Franzöſiſchen vertheidigten, förderten auch die Herausgabe und das Verſtändniß der alten mittelniederländiſchen Dichtungen. An ihrer Spitze ſtand der treffliche J. F. Willems († 1846), neben welchem Ph. Blommaert, C. P. Serrure, J. H. Bormans, F. A. Snellaert, J. David († 1866) u. A. für die Herausgabe mittelniederländiſcher Quellen thätig waren. — Wie in den ſüdlichen Niederlanden, ſo erwachte auch in den nördlichen ein neuer Eifer für das Studium der einheimiſchen Sprache und Literatur, und zwar hier in ſtreng wiſſenſchaftlicher Weiſe und im ausgeſprochenen Anſchluß an die deutſche Forſchung [2]). Vor allen iſt hier zu nennen M. de Vries. Durch ſeine gelehrten Arbeiten und als Lehrer der niederländiſchen Sprache und Literatur an der Univerſität Leiden gründete er eine neue Epoche der einheimiſchen Wiſſenſchaft. Unter den erſteren nennen wir ſeine Ausgabe von Jacob's van

1) Vgl. die Inleiding zu Jacob van Maerlant's Spiegel historiael, uitg. door M. de Vries en E. Verwijs, S. 1. — 2) Vgl. E. Martin in der Zeitschr. f. deutsche Philol. 1, 158.

Maerlant Spiegel historiael, die er (1863) in Verbindung mit E. Verwijs beſorgte, ſein mittelniederländiſches Wörterbuch (1864 fg.) und das von ihm und L. A. te Winkel († 1868) herausgegebene (neu)niederländiſche Wörterbuch (1864) fg. Neben de Vries nimmt W. J. A. Jonckbloet, namentlich auf dem Gebiet der mittelniederländiſchen Literaturgeſchichte eine hervorragende Stelle ein. Außer ihnen könnten wir noch eine Reihe anderer Mitarbeiter nennen, wie A. C. Oudemans, P. J. Harrebomée, den trefflichen Sammler der niederländiſchen Sprichwörter, u. A. Zugleich erwähnen wir hier die fortdauernde Thätigkeit der Frieſen auf dem Felde ihrer Sprache und Geſchichte.

In England macht ſich auf dem Gebiet der germaniſchen Philologie ein doppelter Einfluß geltend: der ſkandinaviſche und der deutſche. Der ſkandinaviſche durch Raſk, der deutſche durch Grimm. Im J. 1830 überſetzt Benj. Thorpe Raſk's angelſächſiſche Grammatik in's Engliſche, und noch im J. 1865 läßt er eine verbeſſerte Ausgabe dieſes Werks erſcheinen. Ebenſo findet Raſk's isländiſche Grammatik (1843) einen Ueberſetzer in G. Webbe Daſent, und noch mehrere andere engliſche Arbeiten ſchließen ſich unmittelbar an Raſk an. Andrerſeits iſt der bedeutendſte engliſche Forſcher auf dieſem Gebiet, J. Mitchell Kemble († 1857) nicht nur ein Verehrer, ſondern auch ein perſönlicher Schüler J. Grimm's, und Kemble's Ausgaben des Beovulf (1833. 1835) ſind für die germaniſche Philologie in England epochemachend. Jedenfalls iſt es erfreulich, daß die von Skandinavien und von Deutſchland ausgegangene Anregung in Verbindung mit dem alten Trieb, ſich mit dem einheimiſchen Alterthum antiquariſch zu beſchäftigen, unſrer Wiſſenſchaft bereits reiche Früchte getragen hat. Eine Reihe von angelſächſiſchen Denkmälern iſt von J. Mitchell Kemble, Benj. Thorpe, J. S. Cardale und Anderen theils zum erſtenmal, theils in verbeſſerter Geſtalt herausgegeben worden. Was die grammatiſche und lexikaliſche Bearbeitung der angelſächſiſchen Sprache betrifft, ſo können J. Bosworth's Leiſtungen jetzt nicht mehr genügen. — Mit beſonderem Eifer hat ſich die Thätigkeit der engliſchen Gelehrten den mittleren Zeiträumen ihrer Sprache und

Literatur zugewendet, und es wären hier die Arbeiten von J. O. Halliwell, Thomas Wright, Al. J. Ellis und Anderen zu erwähnen. Eine Entwickelungsgeschichte der englischen Sprache auf Grundlage der neueren Forschungen schrieb (1841) Rob. Gordon Latham. — Neben der einheimischen Sprache und Literatur hat sich die englische Forschung mit Vorliebe dem Skandinavischen zugewandt und auf diesem Gebiet Bedeutendes geleistet. Wir heben hervor die Schriften von G. Webbe Dasent, G. Stephens und insbesondere Richard Cleasby's († 1847) umfassende Vorarbeiten zu einem Wörterbuch der altnordischen Prosasprache.

Unter den Skandinaviern treten in unsrer Periode neben den Isländern, Dänen und Schweden die Norweger mit trefflichen Leistungen auf dem Gebiet unsrer Wissenschaft hervor. Nach der Lostrennung Norwegens von Dänemark (1814) entwickelt sich dort ein starkes und edles Nationalgefühl und in dessen Gefolge ein hoher Aufschwung der einheimischen Sprach- und Alterthumsforschung. An der Spitze stand P. Andr. Munch († 1863); vereint mit ihm sind Rudolf Keyser und K. Unger thätig, denen sich in neuerer Zeit Sophus Bugge würdig anschließt. Einerseits durch gründliche Erforschung der nordischen Sprache, Literatur und Geschichte, andrerseits durch vorzügliche Ausgaben altnordischer Quellen stehen diese norwegischen Gelehrten unter den Germanisten unsrer Zeit mit in erster Reihe. Ohne Vorurtheil nehmen sie an, was ihnen die deutsche Forschung, namentlich J. Grimm bietet. Dabei aber gehen sie ihren selbständigen Weg. Insbesondere bringt Munch ein helleres Licht in die alten skandinavischen Sprachzustände, indem er nachweist, daß das s. g. Altnordische (die Sprache der Edden u. s. w.) nicht die gemeinsame Stammsprache des ganzen skandinavischen Nordens, sondern nur die Sprache der Norweger und Isländer war, während das Altschwedische und Altdänische zwar jenem Altnorwegischen nah verwandt, aber doch davon verschieden war [1]). — Ein sehr brauch-

1) Bei der nahen Verwandtschaft der altskandinavischen Sprachen hatte trotzdem das Isländische den dänischen Sprachforschern einen ähnlichen Dienst

bares Wörterbuch des Altnordiſchen lieferte Joh. Fritzner. Um die Unterſuchung der wichtigen norwegiſchen Volksmundarten machte ſich Ivar Aaſen verdient [1]).

Die isländiſchen Gelehrten ſtehen auch in unſrer Periode, wie von Anbeginn, in nächſter Beziehung zu den däniſchen. Kopenhagen bildet den Mittelpunkt für Beide. Man hält hier, den Fortſchritten der anderen Völker gegenüber, noch lange an Raſk feſt. Aber auf der von Raſk gelegten Grundlage entwickelt ſich eine höchſt verdienſtliche Thätigkeit für Erforſchung der altnordiſchen und älteren däniſchen Sprache und Literatur. Wir nennen hier nur als Herausgeber altnordiſcher und älterer däniſcher Quellen die Isländer Finn Magnusſon († 1847), Jon Sigurdsſon, Sveinbjörn Egilsſon († 1852), Konr. Gislaſon und Gudbrandr Vigfusſon, und die Dänen C. C. Rafn, Svend Grundtvig und P. G. Thorſen. Um genaue Erforſchung der altnordiſchen Grammatik, namentlich der Lautlehre machte ſich unter den ſchon genannten Konr. Gislaſon, und neben ihm K. J. Lyngby, verdient. Epochemachend für den Sprachſchatz der Dichter waren die Leiſtungen Sveinbjörn Egilsſon's, für den der Proſa die Gudbrandr Vigfusſon's. Sowohl die ſprachliche als die ſachliche Seite des ſkandinaviſchen Alterthums machte der Däne Niels Matth. Peterſen zum Gegenſtand ſeiner Forſchung. Der däniſchen Sprache widmete Chriſtian Molbech ſeine Bemühungen.

In Schweden iſt es weniger das Altnordiſche (im engeren Sinne), als das Altſchwediſche und die Runeninſchriften, was die Gelehrten beſchäftigt. Als höchſt verdienſtlich ſind hier in erſterer Beziehung zu nennen die Leiſtungen von J. Er. Rydquiſt, K. Säve, Schlyter und Guſt. Edv. Klemming; in letz-

---

geleiſtet, als wenn ſie in ihm eine ältere Niederſetzung ihrer eigenen Sprache beſäßen. S. o. S. 101. — 1) Ueber die irrige Auffaſſung des trefflichen Keyſer, als gehöre die altnordiſche Literatur mehr den Norwegern als den Isländern an, vgl. Konr. Maurer in der Zeitschr. für deutsche Philol. 1, 25 fg.

terer die von J. G. Liljegren, Rich. Dybeck, K. Säve und Andr. Uppström [1]). Die grundlegenden Arbeiten des zuletzt genannten auf dem Gebiet der gothischen Textkritik haben wir schon in einem früheren Abschnitt rühmend erwähnt.

Schluß.

Werfen wir noch einen Blick auf die Stellung, welche die germanische Philologie gegenwärtig im Kreise der verwandten Wissenschaften und im Leben einnimmt. Als Theil der gesammten Sprach- und Literaturforschung steht sie in reger Wechselwirkung mit allen philologischen Studien. Vor allen ist es die ihr verschwisterte romanische Philologie, welche die bedeutendsten Anregungen von der germanischen empfangen und ihrerseits wieder mannigfach fördernd auf die germanische zurückgewirkt hat. Aber auch mit den anderen Zweigen der indogermanischen Philologie steht die germanische in engster Beziehung. Wie alle philologische Wissenschaft, hat sie sich geschult an der strengen und ausgebildeten Methode der klassischen Philologie. Die Erforschung des Sanskrit und des Zend ist ihr, wie allen indoeuropäischen Studien, gewinnbringend gewesen. Die wissenschaftliche Untersuchung einerseits des Litauischen und der slavischen Sprachen, andrerseits des Keltischen hat auch der germanischen Philologie gedient. Andrerseits haben alle diese Wissensgebiete die unverkennbarsten Einwirkungen von Seite der germanischen Philologie erfahren.

Aber nicht darin allein liegt der Werth der germanischen Philologie, daß sie ein Glied bildet in der Kette der gesammten Sprach- und Literaturforschung. Ihre wesentlichste Bedeutung in unserem Vater-

1) Vgl. Thd. Möbius, Ueber die altnord. Philologie im skandinav. Norden. Lpz. 1864.

land gibt ihr die Stellung, welche sie im Kreise der Wissenschaften einnimmt, deren Gegenstand das deutsche Volk ist. Sie steht in der engsten Beziehung zu dem großartigen Aufschwung, den die Erforschung der deutschen Geschichte nach allen Seiten hin genommen hat. Die Thaten und Schicksale des deutschen Volkes, sein Recht, seine Kunst, seine gesammte Kultur werden in unsrer Zeit mit einer Gründlichkeit erforscht, einer Wärme und Lebendigkeit dargestellt, von der frühere Jahrhunderte kaum eine Ahnung hatten. In diesem Kreise nimmt die Erforschung der deutschen Sprache und Literatur eine der wichtigsten Stellen ein. Nach langen Wanderungen in der Fremde sind wir endlich wieder in unsrer eignen Heimath eingekehrt. Nicht als sollten wir uns abschließen gegen alle übrigen Völker. Ein solches Verfahren könnte nur zu Verkümmerung und Barbarei führen, und Nichts würde so sehr dem Geist und Bildungsgang unseres Volkes widersprechen. Ein Kulturvolk steht im lebendigen Zusammenhang mit den Völkern der Vergangenheit und Gegenwart, auf denen die Entwickelung der Menschheit ruht. Es lernt von ihnen allen und nimmt die überkommenen Elemente in seine Bildung auf.

Bei alle dem aber behauptet ein edles und lebensfähiges Volk seine Eigenart. Auch ihm ist seine Aufgabe in der Geschichte der Menschheit zugewiesen, und um sie zu lösen, muß es die aufgenommenen Bildungselemente in seiner eigenen Weise verarbeiten und mit den ihm eingepflanzten Kräften verschmelzen. Nirgends zeigt sich jene Aufrechthaltung der eigenen Art trotz der manigfaltigsten und tiefsten Einwirkung des Fremden so entscheidend, wie in der Sprache. Auf ihr ruht die Erhaltung des Volkes, und dies um so vorwiegender, wo nicht mehr physische Verwandtschaft und nationale Religion die Gränzen eines Volkes umschreiben. So aber ist es mit den Kulturvölkern unseres Zeitalters. In dem unschätzbaren Werth unsrer Sprache liegt zugleich die hohe Bedeutung, welche die Wissenschaft von dieser Sprache und ihrer Literatur hat. Von den höchsten Spitzen des geistigen Lebens bis in die weitesten Kreise der allgemeinen Volksbildung erstreckt sie ihre Wirksamkeit.

Wer möchte die Wiſſenſchaften, die uns das Weſen und die Entwickelung unſeres Volkes aufſchließen, gegen einander abwägen, oder der einen den Vorzug vor der anderen ertheilen? Aber wie die Sprache der tiefſte Ausdruck unſeres Volkes iſt, ſo iſt die Wiſſenſchaft von dieſer Sprache und den in ihr niedergelegten Geiſteswerken gleichſam das Herz der Wiſſenſchaften, die ſich die Erforſchung unſeres Volkes zur Aufgabe geſetzt haben.

Regiſter.

Die ſehr zahlreichen Namen der beiden letzten Kapitel, die ſich leicht an Ort und Stelle auffinden laſſen, ſind nur theilweiſe in das alphabetiſche Regiſter aufgenommen.

Adelung, Friedr. 263.
Adelung, Joh. Chriſtoph 210. 487.
Afzelius 469.
Albertus 65.
Amman 185.
Andreae 103. 148.
Andreſen 712.
Arndt 314. 315.
Arnim 372.
Arnkiel 182.
Arr 330.
Aufrecht 624.
Aufſeß 583.
Aventinus 19. 61.
Barrington 195.
Barthel 677.
Bartholin, Alb. 149.
Bartholin, Rasmus 149.
Bartholin, Thom. d. ä. 149.
Bartholin, Thom. d. j. 149.
Bartſch 672. 694. 703. 708.
Bauer 491.
Bäumlein 605.
Bebel 12.
Becanus 89.
Becker, K. Ferd. 625.
Becker, Theod. 626.
Benecke 455. 540.
Benfey 624. 728.
Benſon 139.
Benzel 202.
Bergmann 246.
Bernd 487.
Bernhard 689.
Beſold 75.
Beſſell 689.
Beſſeldt 493.
Bieſter 231.
Bilderdijk 468.
Binder 246.
Bindſeil 716.
Björner 154.
Bock 246.
Böckh, 285.
Böcking 716.
Bödiker, J. 186.
Bodmer 254. 266.
Boie 273.
Boiſſerée 494.
Bopp 606. 687.
Botin 480.
Bouterwek, Friedr. 659.
Bouterwek, K. W. 691.
Borhorn 94.
Breitinger 254. 266.
Brentano 372.
Brower 59.
Bruns 330.
Bureus 105.
Bürger 282.
Büſching, Ant. F. 252.
Büſching, J. Guſt. 332. 401.

Camden 98.
Campe 487.
Casaubonus 99.
Casparson 263.
Castricomius 93.
Celtis 13.
Chytraeus 245.
Cholevius 670.
Clajus 68.
Clauberg 87.
Cleasby 732.
Clignett 194. 467.
Conring 49.
Conybeare 468.
Cranmer 96.
Curtius 622.
Dahlmann 605.
Dähnert 244.
Danzel 680.
Dasypodius 84.
Delbrück 622.
Denis 273.
Diecmann 176.
Diefenbach 689. 711.
Diemer 690.
Dietrich 691. 692. 693.
Docen 343. 351. 395. 435. 436.
Eberhard 488.
Eckhart 168.
Egilsson 733.
Eichendorff 670.
Eichhorn, J. Gottfr. 659.
Eichhorn, Karl Friedr. 494.
Einarson 198.
Eitner 661.
Elichmann 95.
Ellis 468.
Elstob 195.
Elwert 287.
Erichsen 197.
Erichson 253.
Eschenburg 263.
Ettmüller 605. 670. 691. 692. 693.
Evers 493.
Fabricius 253.
Fichte 314.
Finsson 198.
Firmenich 723.
Fischer 701.
Flacius 33.
Flögel 288.
Förstemann 718.
For 97.
Franck, Bernh. 180.
Frangk, Fabian 62.
Freher 50.
Freytag 672.
Frick 178.
Frisch 188. 244.
Frommann 716. 722.
Fulda 209. 216. 246. 247. 249. 330.
Gabelentz 688.
Gardie, de la 151.
Gassar 33.
Gatterer 249.
Gebauer 605.
Geijer 469.
Gellert 268.
Gelzer 677.
Gerbert 253.
Gerstenberg 272.
Gervinus 662.
Gesner Conr. 37.
Gesner, Joh. Matth. 205.
Giesebrecht 605.
Girbert 72.
Giseke 289.
Gleim 269.
Gley 253.
Goedeke 669. 673. 717.
Goldast 52.
Goldmann 330.
Göransson 199.
Görres 365.
Goethe 283. 290. 292. 321. 492.
Gotthold 493.
Göttling 493.
Gottschall 676.

Gottſched 204. 266.
Götzinger, E. 632.
Götzinger, Mar W. 632.
Göz 605.
Grau 205.
Graff 593.
Gräter 284. 329. 435. 436.
Grein 622. 691. 692.
Grimm, Brüder 378. 494. 495. 632. 648.
Grimm, Jacob 379. 499. 535. 609. 635. 654. 693. 697.
Grimm, W. 380. 534. 645.
Groote, 605.
Groteſend 491.
Grotius 95.
Grundtvig 469.
Gruppe 673. 720.
Gryphiander 75.
Guden 661.
Gueintz 72.
Guhrauer 680.
Hagedorn 268.
Hagen 331. 400. 413. 414. 579.
Haldorsſon 198. 471.
Haltaus 248.
Hamann 276.
Harniſch 419.
Harsdörffer 71.
Haſe 672.
Häslein 246. 605.
Hattemer 689.
Haupt 589. 601. 686.
Heinſius 488. 490.
Heinze 209.
Helwig 87.
Heniſch 86.
Hennig 246.
Herder 216. 276. 290.
Herling 632.
Herold 47.
Herzog 661.
Hettner 676.
Heupel 182.
Heynatz 209.
Heyne 688. 689. 691. 711.
Heyſe, J. Ch. A. 491. 624.
Heyſe, Karl 625. 629.
Hickes 129.
Hildebrand 711.
Hillebrand 676.
Höfer, Albert 624. 694.
Höfer, Matthi. 491.
Hoffmann von Fallersleben 581. 585. 598. 602.
Holſtenius 60.
Holtzmann 622. 688. 698.
Homeyer 605.
Höpfner 686. 720.
Horn 659.
Hottinger 167.
Humboldt 626. 628. 630.
Hunger 48.
Hupel 246.
Hutten 31.
Huydecoper 193.
Hwitfeld 101.
Jacobi 688.
Jahn 314. 317.
Jamieſon 468.
Ickelſamer 64.
Ihre 200.
Ingram 468.
Joſcelin 97. 133.
Johnſon 195.
Jonckbloet 731.
Jonsſon, Arngr. 103.
Jonsſon, Finnr 198.
Jonsſon, Run. 103.
Jördens 660.
Junius 106.
Kanne 362.
Karajan 554. 690.
Kausler 695.
Kate, ten 139.
Kelle 623. 690.
Keller 694. 709.
Kelpius 243.

Müller, Pet. Erasm. 469.
Müller, Wilh. 696. 701.
Munch 732.
Münſter 28.
Murro 11.
Myller, Chriſtoph Heinr. 258.
Naſt 209. 250.
Nicolai 246. 282.
Nowel 97.
Nyerup 196.
Oberlin 263.
Oechsle 604.
Olafsſon, Jon 198.
Olafsſon, Magn. 103. 148.
Olafsſon, Ol. 198.
Olafsſon, Steph. 148.
Olearius 72.
Oelinger 64.
Opiz 60. 70.
Oetter 330.
Palthen 176.
Panzer 287. 330.
Parker 96.
Paſch 702.
Pauli 692.
Paulli, S. 60.
Paus 198.
Percy 195.
Peringſkiöld 154.
Pertz 494.
Peterſen 252.
Peutinger 17.
Pez, Bernh. 181.
Pez, Hier. 181.
Pfaff 500.
Pfeiffer, Franz 672. 686. 687. 702. 707. 709. 722.
Pfeiffer, Friedr. 693.
Pichler 672.
Piſchon 660.
Pontanus 94.
Popowitſch 209. 246.
Pott 623.
Praſch 243.
Primiſſer 581. 605.
Prutz 677. 678.
Radloſ 487. 490. 492. 632.
Raſn 733.
Raphelengius 95.
Rapp 676.
Raſk 469. 470. 507.
Raßmann 660.
Ratichius 71.
Rawlinſon, Chriſtoph 139.
Rawlinſon, Richard 195.
Reinbeck 491.
Reinwald 330. 435.
Reſenius 146.
Rhenanus 23.
Richey 244.
Richthofen 692.
Rieger 672. 691. 700.
Ritſon 468.
Roſenkranz 672.
Roſtgaard 150.
Roth, Georg Mich. 490.
Roth, K. 702.
Rückert 722.
Rudbeck 153.
Rübiger 242.
Rugman 152.
Rumpelt 688.
Rydquiſt 733.
Sandvig 196.
Scaliger 95.
Schade 589. 688. 690.
Schede 182.
Scheffer 153.
Scherer 622. 671. 672. 688. 690.
Scherz 178.
Schiller 695.
Schilter 176.
Schimmelmann 286.
Schlegel, Aug. Wilh. 304. 322. 326. 351. 452. 607. 622.
Schlegel, Friedr. 304. 322. 325. 354.
Schleicher 623.
Schlözer 286.

Schmeller 555.
Schmid, Joh. Gaſp. 245.
Schmid, Joh. Phil. 179.
Schmid, Reinhold 691.
Schmidt, Julian 674.
Schmitthenner 632.
Schobinger 52.
Schönhuth 604.
Schöning 197.
Schottelius 72.
Schubert 493.
Schulz 672.
Schulze 689.
Schuppius 205.
Schütze, Joh. Friedr. 491.
Schütze, Gottfr. 263. 271.
Schwartz 727.
Scott 468.
Seyvert 246.
Sichard 47.
Simrock 602.
Skinner 139.
Skulaſon 103.
Smith 139.
Somner 100.
Sotberg 202.
Spangenberg 55.
Speidel 75.
Spelman, Henry 99.
Spelman, John 99.
Stade 173.
Stalder 491.
Stark 719.
Stein 494.
Steinbach 187.
Steinheil 491. 500.
Stephanius 102.
Stevin 95.
Stieler 187.
Stjernhjelm 151.
Stoſch 241.
Strodtmann 244.
Studach 605.
Stumpf 38.
Suhm 195.
Sveinsſon 103. 197.
Thomaſius 205.
Thorkelin 469.
Thorlacius, Börge 469.
Thorlacius, Skuli 197.
Thorlacius, Th. 149.
Thorpe 731.
Thwaites 133. 139.
Tieck 296. 322. 323.
Torfaſon 148. 149.
Trithemius 15.
Troil 204.
Tſchudi 30.
Turmair 19. 61.
Turner 468.
Uhland 566. 671.
Uppſtröm 689.
Vadianus 29.
Vater 492.
Vedel 101.
Veeſenmeyer 330.
Verelius 152.
Vernaleken 712.
Vidalin 149.
Vigfusſon 733.
Vilmar 668. 672. 691. 723.
Vorſt 183.
Voß 488.
Voſſius, Gerh. 108. 111.
Voſſius, Iſaak 117.
Vries 730.
Vulcanius 92.
Wachler 660.
Wachter, Ferd. 605.
Wachter, Joh. Georg 183.
Wackenroder 296.
Wackernagel, Phil. 671. 715.
Wackernagel, Wilh. 597. 668. 705.
Wagenſeil 183.
Wagner 205.
Waitz 639. 644. 689.
Wanley 133.
Weber 468.

Wehner 75.
Weigand 711.
Weinhold 672. 673. 692. 722.
Weller 672. 678.
Werlauff 469.
Weſtphal 622. 688. 721.
Whelock 99.
Wiarda 248.
Wiedeburg 257.
Wieland 231. 269.
Wiggert 605.
Wilda 693.
Wilkins 139.
Willems 730.
Willenbücher 252.
Wimpheling 10. 16.
Windiſch 691.
Winterfeld 678.
Wismayr 490.
Wolf, Ferd. 672.
Wolf, Friedr. Aug. 290.
Wolke 489.
Worm 102. 147.
Zacher 672. 686. 687.
Zahn 330.
Zarncke 696. 699. 710. 720.
Zaupſer 245.
Zeune 320.
Ziemann 605. 696.
Zingerle 672.
Zupitza 705.

Biblioteca Nazionale V. E. III. NAPOLI
643579

Druck von C. Th. Jacob in Erlangen.